Revolutionäre

Studien aus Paris,

(1849)

von

Alfred Meißner.

Sic vos, non vobis.
Virg.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Neujahrsnacht in Köln.	1
Paris.	11
Bülletin der Republik.	38
Ankunft.	71
Der Präſident.	90
Die Contrerevolution.	102
Ein Banquett der rothen Republik.	116
Le Chant des Ouvriers.	146
Lied der Arbeiter. (Ueberſetzung).	149
Louis Napoleon.	153
Der Gläubiger des Präſidenten.	165
Die Arbeiterassociation	175
Heinrich Heine.	188
Nationalverſammlung und Präſident.	197
Eine Parodie des 18. Brumaire.	209
In der Kammer. I.	222
II.	227
III	234
IV.	246
V.	260
Der Jahrestag.	266
Polizei-Maaßregeln.	273

Vorwort.

Blätter, die ich während eines viermonatlichen Aufenthaltes in Paris ſchrieb, reihe ich unter dem Namen revolutionärer Studien aneinander. Man verzeihe mir den vielleicht zu anſpruchsvoll klingenden Titel. Jeder Verſuch, den großen Erneuerungsproceß der Geſellſchaft, in welchem wir uns jetzt befinden, zu ſchildern und aus ſeiner Tiefe heraus zu erklären, wird eine revolutionäre Studie, wenn er auch noch ſo lük-

kenhaft einen ganz kleinen Abschnitt unserer Geschichte umfaßt.

Der Verblendung und der Bornirtheit, die nie über die Grundlagen der Gesellschaft und ihren fortwährenden Umsatz nachgedacht haben, die in allen Phänomenen nur ein mechanisches Apparat von Farben und Zeichen sehen, ist die Revolution eine reine Zufälligkeit. Hört man doch in Paris bei jedem Schritte, die Revolution in Frankreich sei eine Improvisation! Wunderbare Zähigkeit des oberflächlichen Denkens, das im Sturz einer Monarchie mit ihrem ganzen kunstvollen Regierungsmechanismus: Ministerium, Pairs- und Deputirtenkammer, Opposition, Magistratur, Armee, das im Herantritt ganz neuer Geschlechter mit Forderungen von welterneuender Bedeutung nur die Zufälligkeit erblickt, die, wie sie gestern ohne Ursache kam, morgen ohne solche vergehen wird! Sie ist nur zu vergleichen

mit der Beſchränktheit der Reaktion an andern Orten, die das Erwachen der Völker, den Kampf gegen die Autorität, den immer weiter greifenden Gang der Revolution durch die ganze europäiſche Welt, der Thätigkeit einer kleinen „aber verwegenen" Schaar, den „ſchlechten Büchern," dem Werben einiger Demagogen, ja ſogar dem „fremden Golde" zuſchreibt und die europäiſche Bewegung ſelbſt, die nicht vor Gründung einer neuen Geſellſchaft abgeſchloſſen ſein kann, mit der Beſeitigung und der Unſchädlichmachung einiger Perſönlichkeiten beendigen zu können glaubt!

Indem wir die Zufälligkeit der Revolution von uns abwieſen, ihr nothwendiges Erſcheinen und ihren unerbittlichen Fortgang darzuthun ſuchten und die Conſequenzen aufgeſteckter Principien aufzeichneten, glaubten wir etwas Heilſames zu thun. Die Revolution verkennen, das Auge ihren Urſachen verſchließen, heißt die Re-

volution fördern, heißt ſie furchtbar, gewaltſam und blutig machen; ſie erklären, ihre Berechtigung darthun, mit einem Worte: ſie ſtudiren, heißt ihr die Furchtbarkeit nehmen. Die Partei der Unterdrücker wäre conſervativ? Sie, die den Schoos verſchließt, dergebären muß? Ich meinestheils kenne nur eine Klaſſe wahrhafter Conſervativen: es iſt die Klaſſe der bewußten Revolutionäre.

Mein Aufenthalt in Paris fällt in die Periode des langen Triumphfeſtes der Bourgeoiſie, das nach dem Siege der Junibarrikaden begonnen hat und vermuthlich noch lange dauern wird, bis die Bourgeoiſiepartei ſelbſt durch ihre Verblendung, durch den Bruch aller Friedensverträge des Februar und der Conſtitution, durch ihren Trotz, ihre Härte und Barbarei ſich ſelbſt ihren Untergang bereitet. Aber dies ändert nichts am Charakter der Zeit. Sie bleibt revolutionär,

denn die Contrerevolution iſt nicht weniger Revolution, als die Revolution ſelber. Sie gehört zu dieſer, wie die Syſtole des Herzens zu deſſen Diaſtole, als deren nothwendige Bedingung. In demſelben Maaße, in dem die Contrerevolution wächſt, wächſt auch die Revolution; blutig, grauſam, barbariſch wird ſie nur durch jene, denn nur durch die Contrerevolution wird die Revolution gezwungen ſich der Waffen zu bedienen, die ihrem humaneren Sinne innerlich zuwider ſind. Wie die Contrerevolution, ſo die Revolution! Ihr werdet es, nur zu bald für Euch, empfinden!

Nun aber wende ich mich an Euch, ehrſame Bürger, Freunde der Ordnung, Leute, die ihr den Zwiſchenact für das Ende der Tragödie haltet! Blickt auf unſere Revolution! Da liegt ſie vor Euch, die ſo friedlich und ſo leicht zu befriedigen, ſo human im Februar des vergan-

genen Jahres an Eure Thüre pochte! Wie ſie groß geworden iſt, wie blutig, wie furchtbar! Antwortet: erkennet ihr ſie wieder? Nun aber ſage ich Euch: wenn ſie ſchäumt und raſt, wenn ſie den Bürgerkrieg in Eure Gaſſen trägt, wenn ſie Euer Eigenthum unter brennenden Trümmern begräbt: Ihr habt es verſchuldet! Verſchuldet durch Euren Trotz, Eure Engherzigkeit, verſchuldet durch Eure Furcht, die Euch grauſamer wie Thiere gemacht hat! Da ſteht ſie, die Revolution, zugleich das Grab und die Wiege, der Untergang und die Schöpfung einer Welt! Sie könnte Reform ſein; ſie wird Bürgerkrieg durch Eure Verblendung, Euren Treubruch, Euer Uebelwollen und Eure Grauſamkeit. Aufhalten könnt ihr ſie, das heißt verlängern, vernichten nimmermehr, denn ſie iſt ſtärker als Ihr alle ſammt Euren Bundesgenoſſen, und auf ihrer Stirn ſteht das Wort: Fataliſtiſch.

Da ist sie! Sie wird nicht weichen, und wenn sie hundert Jahre dauern sollte. Wählt!. Ihr müßt sie anerkennen lernen um Euch zu retten, oder müßt sterben indem Ihr sie verflucht.

Frankfurt a. M., 7. Mai 1849.

Neujahrsnacht in Köln.

Brüssel, 3. Januar 1849.

In der Nacht, die das erste Jahr unserer Revolution zu Grabe trug und das zweite heraufrief aus dem Schooße der Zeiten, in der Neujahrsnacht 1849 saß ich im heiligen Köln, ein Reisender auf dem Wege nach Frankreich. Nah und fern, von den vielen Kirchen und Thürmen tönten die Glocken durch die Nacht, erschollen die Lieder verspäteter Zecher von Freudenschüssen und Jauchzen unterbrochen; ich saß allein auf meinem Zimmer, warf Holz in den Ofen und bereitete mich vor, den Rest der Nacht zu durchwachen, bis zur Stunde, wo mich der erste Frühtrain nach Brüssel führen sollte.

Es thut wohl, einen Ort zu verlassen, wo man mit einer Periode seines Lebens zum Abschluß gekommen. Hat man irgendwo einen Le-

bensabschnitt durchgemacht mit Hoffnungen, Plänen und Gedanken und sind die Gedankenreihen abgespielt, die Pläne abgebrochen, die Hoffnungen vertagt oder gescheitert, da thut man wohl, auch äußerlich sein Zelt abzubrechen von der Stelle, wo man alles dies durchlebt und, wie der Nomade des Orients, die neue [illegible]ide aufzusuchen. Nur ein Schwacher gefällt sich darin, auf dem Kirchhofe seiner Täuschungen zu wohnen und melancholisch herumzugehen im Herbstlaub, das er einst grünen gesehen.

Kaum zwei Tage war ich auf der Reise, und schon lag Frankfurt, wo ich acht Monate lang gelebt, hinter mir, wie ein unkenntlicher Traum; fern und fremd, wie die Herrlichkeit Kaiser Karls des Großen, oder die Tafelrunde des Königs Arthus. Die schönen Attitüden des edlen Gagern, die Glocke des Herrn Gabriel Riesser, der Rechtsboden des Freiherrn von Vincke, die historische Physionomie des Ritters Anton von Schmerling, die Wunder der Geschäftsordnung, das Einbringen und Zurückziehen der Anträge, all' das Abstimmen mit weißen Zetteln und blauen Zetteln, das ganze Thun

und Laffen jener großen Knaben, die das Kartenhaus eines deutschen Kaiserthrons aufbauen wollen, lag hinter mir, fremd, sinnlos und gleichgültig! Dem furchtbaren Ernst der Revloution gegenüber die Bemühung der Professoren, uns ein Kiffhäuserkaiserthum herauf zu beschwören! Ein Kiffhäuserkaiserthum mit neuer Civilliste als Erledigung auf die große Frage der Zeit, die keine andere ist, als die Frage nach dem irdischen Glück! Nein, es thut wohl, aus den sinnbethörenden Kreisen herauszukommen, wo man sich an solchem Spuck gefällt! .....

Mögen sie weiter wirthschaften, dachte ich, diese deutschen Doktoren und Professoren, bis die Fürsten oder die Völker sie mit einem Fußtritt verabschieden von der Tribüne, die sie zu einem langweiligen Katheder gemacht! Was sie auch thun, es kömmt doch nichts dabei heraus; laßt sie schwatzen, wie jene griechische Sophisten, die nicht von ihren Bänken gehn wollten, als die neuen Völker, die Barbaren, schon draußen standen, ganz nahe vor den Mauern und Thoren. Laßt sie schwatzen, die sich feig nach oben, feig nach unten erwiesen, ohne Glauben an sich, ohne

Glauben aus Volk und nun zwischen der Bekämpfung der „Anarchie von oben" und der „Anarchie von unten" auf der Erde sitzen bleiben, von den Fürsten unaussprechlich verhöhnt, von den Völkern unaussprechlich verachtet. Laßt sie schwatzen, laßt sie gewähren, sie sind der Ausdruck der alten, der vormärzlichen Zeit, in der ganzen Ohnmacht ihres Wesens, sie sind der Ausdruck der alten Welt in ihrer letzten Abnützung. Laßt sie das Pater noster ausbeten am Grabe des alten Jahres, das neue kommt heran, größer, herrlicher, furchtbarer als alles, was die Weltgeschichte bis heute gesehen und ich höre sein Athmen schon im Schnauben des Windes, der über den Rhein daherkömmt; ich sehe den weißen Schimmer seines Gewandes schon in jenem seltsamen Flimmer, der sich ausdehnt über die ruhende Stadt und die weite, unermeßliche Gegend! Sei gegrüßt, du großes, du neues Jahr! .....

So dacht ich, so sprach ich zu mir selbst, im heiligen Köln, in der einsamen Stube, wo die Kohlen schon verglimmen wollten. Ich hatte den Abend mit Marx und Freiligrath bei einem

gaſtlichen Sohne Altenglands zugebracht, und die Aufregung des Geſprächs zitterte noch in mir nach. Wir hatten mit dem Glaſe in der Hand der Wiener gedacht und der Ungarn. Freiligrath war, als ich ihn beſuchte, eben vom Schreibtiſch aufgeſtanden, wo er ſein Sylveſterlied an Ungarn gedichtet. Auch auf manche kühne Loſung für die Zukunft hatten wir angeklungen und ſo war ich unentmuthigt darüber, daß das Jahr 1848 mit der ſcheinbaren Unterdrückung und Vernichtung der Revolution ringsum und an allen Orten endigte.

Ja wohl, wenigſtens ſcheinbar, mit der Vernichtung der Revolution! Ein Jahr mit Kampf begonnen, in Kämpfen fortgeführt, endet mit Stille und Erſchöpfung. Der Völker-Ocean, der mit dem Sturze Louis Philippes in ſo gewaltigen Aufruhr kam, überzieht ſich mit einer regloſen Decke; ſelbſt die Stellen, die noch offen brandend und wogenſchlagend daliegen auf der kalten unermeßlichen Fläche — ich denke an Ungarn — ſie ſcheinen ſich ſchließen und wie alles übrige gefrieren zu wollen. Die Verſuche Deutſchlands, eine Nation zu werden, ſind erfolglos geblieben,

wir bleiben getheilt; getheilter und zerriſſener, als je! Eine unſägliche Ermattung hat ſich der Welt bemächtigt. Wie das Jahr, ſo ſcheint die Völkerbewegung in Froſt erſtarren zu wollen. O es iſt ein furchtbarer Winterſchlaf, tonlos und bang, kaum unterbrochen vom erneuten Toaſtjubel in den Schlöſſern der Machthaber, kaum unterbrochen vom leiſen Gewimmer in den Hütten der Armen. Es iſt ein furchtbarer Winterſchlaf und der Czar aller Knuten hat ſeine Freude daran.

Der Abſchluß jeder Revolutionsperiode hinterläßt doch einen tiefen, einen nachhaltigen Schmerz in der Seele! Iſt es doch als erſcheine die Wahrheit nur auf der Erde, um nicht durchzudringen, das Recht nur um zu unterliegen. Es iſt, als erſcheine das heilige Feuer der Leidenſchaft, der Begeiſterung nur darum, um es zu beleuchten, wie ſtarr und unbeweglich die Maſſen ſind, es iſt als würden die Revolutionen nur gemacht, um die an's Ruder zu bringen, die ſich verkrochen hatten, indeß die Andern bluteten.

Ein drittes Mal iſt Deutſchland mit ſeinen Fürſten in Vereinbarung getreten, ein drittes

Mal ist es getäuscht worden. Im Jahre dreizehn, da lagen die Könige auf den Knieen und versprachen freie Verfassungen. Das Volk traute den Versprechungen, erhob sich und machte der Fremdherrschaft ein Ende. Aber kaum war der Sieg errungen, da waren die Versprechungen vergessen, und die Männer, die am lautesten und besten gesprochen, wanderten in die Kerker.

1830 war es nicht anders. Noch einmal erschracken die Könige und einige wurden gezwungen ihren Völkern Scheinverfassungen zu geben. Es war ein kleiner Schritt vorwärts, aber stand er in einem Verhältniß zur damaligen Bewegung der Völker?

1848 knüpft sich daran. Was ist es gewesen, dieses Jahr? Ein ungeheures Ringen mit Blut, Aschenhaufen und Verarmung, drei Schritte vorwärts gethan, und zwei zurück, damit die liberale Bourgeoisie und die schönrednerische Opposition der alten Ständekammern ans Ruder käme. Das Volk, das die Revolution gemacht, ist um die Früchte der Revolution betrogen worden, und es ist armer, unglücklicher als je.

Ja, wenn ich mich frage, was wir gewonnen, ich finde wenig. Die zwei Errungenschaften, die freie Presse und das Associationsrecht, bleiben uns nur so lang, als das Volk den Thronen gegenüber eine drohende Stellung einnimmt. Nur eines, ein Negatives nehmen wir voll und wahrhaftig hinüber ins neue Jahr: es ist die große revolutionäre Tugend der Enttäuschung! Mit dieser wahrhaft männlichen Tugend, die uns künftighin lehren wird unsere Kräfte richtig abzumessen und unsern Siegen nicht vorzeitig lobzusingen, mit dieser negativen und doch so realen Kraft beginnen wir den neuen Kampf, den neuen Abschnitt der Revolution. Unsere Illusionen sind vernichtet, wir sehen klar. Märzerrungenschaften — Märzverlorenschaften — erste Liebe und erster Verlust eines jugendlichen Volkes! Nun sind wir Männer geworden und treten aus dem Prolog der Revolution in das große Schauspiel selbst. Legen wir zur Tugend der täuschungslosen Anschauung noch den Schmerz um unsere ungerochenen Todten, den kalten nüchternen Grimm der Betrogenen, so stehn wir nicht ganz arm und entblößt an der Schwelle des neuen Jahres.

Mit den Fiktionen des Konstitutionalismus ist es vorbei. Die Monarchie hat sich dieser Lügendrapperie entkleidet, indem sie Wien belagerte, die preußische Verfassung oktroirte und die große Hetzjagd nach den Vertretern des Volkes begann. Es ist besser so. Entweder Monarchie oder Republik. Nur nicht die raffinirte Monarchie, den Konstitutionalismus, die Herrschaft der Lüge und der Heuchelei. Möge die Monarchie sterben wie der verhärtete Sünder, reuelos auf seinem Todtenbette, in der vollen Pracht seiner Sünden, ohne Absolution vom Volke! Nur so ist Hoffnung vorhanden, daß die alte Ordnung ganz und vollständig einer neuen und besseren Platz mache.

Was soll ich dir nun wünschen, mein deutsches Volk, zum neuen Jahr? Ich sinne hin nnd her nach einem großen Geschenke, wie es einem großen Volke geziemt. Ich finde nichts größeres, nichts heilsameres als — den Krieg. Er komme von Rußland, damit sich die Monarchie ganz entschleiere! Ja den Krieg, den großen Vater aller Dinge! Er mache ein Ende dem faulen Belagerungszustande nach Innen, er

ende dies langſame Siechthum, er reinige die Welt von ihren Paraſiten. In ſeinen feurigen Armen bringe er noch einmal die ganze Maſſe des Volkes zum Glühen und Sieden, damit endlich Deutſchland aus der zerbrochenen Form hervorgehe, ein Ganzes an Macht, Größe und Gewalt.

1849! Es werde nach dem Jahre der deutſchen Revolutiönchen das Jahr der deutſchen Revolution!

Paris.

Vom 5. bis 10. Januar 1849.

Ich geſtehe es, ich betrete Paris jedesmal mit einem Gefühle unausſprechlicher Erhebung. Mich ergreift eine Art frommer Scheu vor dieſer ungeheuren Stadt, dieſer Rieſin, die ſich von Zeit zu Zeit, eine lodernde Fackel in der Rechten, über alle anderen Städte der Erde emporrichtet, daß alle Gewalthaber erſchrocken, alle Völker freudigbewegt zuſammenfahren; ich habe eine Art von Verehrung für dies revolutionäre Pflaſter, das ſich wie von ſelbſt in Barrikaden emporthürmt, wenn es der despotiſirten Welt gegenüber ein großes Exempel der Erhebung gilt.

Paris, Vulkan, deſſen Lava Revolutionen ſind, welche die Oberfläche der Welt erneuen, Paris, Pandaemonium aller Geiſter der Civili-

ſation, guter und böſer, wie kalt und verſchloſſen muß der ſein, der nicht zögernd vor deiner Schwelle ſtände und ſich nicht gehoben fühlte bei deinem Anblick? Immer wieder aufs Neue biſt du der Ausgangspunkt welterſchütternder Ereigniſſe, immer wieder aufs Neue trägſt du das Märtyrerthum, das allen großen Neueren zu Theil wird!

Heute, da ich Paris betrete, ſtürmen tauſend Gefühle, tauſend Erinnerungen auf mich ein. Was iſt nicht alles innerhalb dieſer Mauern vorgegangen, ſeitdem ich ſie zum letzten Male ſah? Eine Welt ſcheint zwiſchen heut und damals zu liegen, und doch iſt es kaum mehr als ein Jahr, daß ich von hier fortgegangen. Es gilt ſich ſammeln, die Ereigniſſe in eine Ordnung bringen, es gilt ſich aus der deutſchen Welt, die uns ſo ganz in ihren Kreis hineingebannt, wieder zurückbeſinnen auf das, was Frankreich damals war, es gilt nun durchfühlen, welche Kreiſe Frankreich gegangen. Leſer, wenn wir fürderhin Hand in Hand durch Paris gehen ſollen, ſo fordere nicht, daß wir gleich ohne Weiteres in das Paris von heute, in das Paris unter der

Präſidentſchaft Louis Napoleons hineinſtürzen; erlaube, daß ich dir erzähle, wie ich Paris verließ vor langer, undenkbarlanger Zeit — da wir noch Jünglinge waren — ich meine vor einem Jahre! Wir wollen raſch dies thatenreiche Jahr durchwandern; wir werden uns im Paris von heute dann beſſer zurecht finden, und klar wird es vor uns hintreten, wie — indeß die übrigen Nationen Europas, je nach Maaßgabe ihrer Entwicklung hier die nationale, dort die politiſche Revolution durchmachen — Frankreich ſich mitten in der dritten, in aller Wahrſcheinlichkeit letzten, aber auch größten und ſchmerzlichſten Revolution befindet, — der ſozialen.

Als ich Paris verließ, verkündigte alles das Heranahen eines großen Ereigniſſes. Die Monarchie und mit ihr die alte Geſellſchaft ſchienen einer Verweſung entgegen zu gehen. Wie eine drückende Schwüle und eine beängſtigende Spannung der Luft einem Erdbeben vorauszugehen pflegt, ſo ſchien hier eine unbeſchreibliche finſtre und unheilvorohende Mißſtimmung auf aller Gei-

ſtesathmoſphäre zu laſten und ungewöhnliche Zeichen verkündeten das Herannahen eines Gewitters.

Der Zuſtand, der über Frankreich gekommen, war der Zuſtand einer abſoluten Plutokratie, einer Herrſchaft der Reichen; nur der Reiche war repräſentirt und herrſchte in dieſem Lande, das doch durch ſeine Volksvertretung den Namen einer conſtitutionellen Monarchie führte. Das ganze Capital von Frankreich war in die Hände von 200,000 Capitaliſten und Grundbeſitzern übergangen, und Frankreich, dies ſcheinbar ſo reiche und glückliche Land hatte nebſt vier Millionen kleinerer Grundbeſitzer, deren Einkommen ihren Subſiſtenzen eben gleichkam — dreißig Millionen Proletarier, das heißt Leute, die, obgleich ſie die Erzeuger alles Reichthums ſind, nur von Tag zu Tag in unfreiwilliger Arbeit von einem Lohn leben, der ihnen noch dazu alljährlich durch die Concurrenz geſchmälert wird.

Weder dieſe dreißig, noch obige vier Millionen Menſchen waren im Staat vertreten. Die Pairskammer war der Repräſentant aller ſtationären Intereſſen und Richtungen; die zweite Kammer, die

durch ein hohen Cenſus gewählt wurde, der Ausdruck der reichen Bourgeoiſie. Das Volk hatte längſt ſchon erkannt, daß eine ſolche Vertretung eine Fiktion ſei. Verfaſſungen und Geſetze, durch welche die ganze Nation gebunden ſein ſollte, und die doch nur ein Vertrag waren, die ein berechtigter Menſch — der König — mit einem berechtigten Stande eingegangen, wurden ganz vernünftig von den Unvertretenen als Contrakte betrachtet, die von Jenen umgeworfen und für ungiltig erklärt werden konnten, die an ihrer Abfaſſung keinen Theil gehabt und doch durch ſie verpflichtet ſein ſollten. Das Volk, als ſolches, hatte gar keine legale Exiſtenz; es iſt begreiflich, daß es nur des Tages wartete, ſich durch eine Revolution eine ſolche zu erringen.

Die monarchiſche Autorität war geſchwunden. Eine furchtloſe Kritik hatte den Souverain aller primitiven Fiktionen, der Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit entkleidet. Das Bewußtſein des Volkes, ſein geſunder, vernünftiger Sinn führte bis auf den Menſchen Louis Philippe, als den Mittelpunkt des ganzen Regierungsgebäudes, die Thatſachen der Regierung zurück, und

machte ihn verantwortlich für alles, was ſchlecht und ſchändlich war in ſeiner Politik. Die Lügenhaftigkeit des Konſtitutionalismus war erkannt, der Doktrinarismus ſchützte ihn nicht mehr.

Aber trotz des Cenſus, der alle Staatsgewalt in eine Plutokratie verwandelte und die Volksvertretung illuſoriſch machte, hätte Louis Philipp doch nicht in ſeinem Sinne fortregiren können, wenn er ſich nicht eines großen Hülfsmittels bedient hätte: des Stimmenkaufs. Selbſt in dieſer Kammer, die doch aus Reichen und Begünſtigten beſtand, hätte er für ſein Syſtem und ſeinen Miniſter Guizot nicht die Majorität gefunden, wenn er nicht eben darauf gekommen wäre, ſich dieſe Majorität zu dingen. Orden, Aemter, Geld, Theaterprivilegien wurden der Kaufpreis, und Duchatel war der Mäkler in dieſer Geſchäftsſphäre. Waren die Erkauften einmal in der Kammer, zeigten ſie ſich auch bald ungelehrig und unanſtellig, die Corrumpirten mußten alſo noch einmal erkauft, noch einmal corrumpirt werden — ſo entſtanden die satisfaits, die jede Maaßregel des Miniſteriums für gut fanden, die entſchloſſen waren, durch den Moraſt

aller Schande zu waaten, wenn Guizot ſie an der Hand führte.

Das Börſenſpiel war die Hauptbeſchäftigung der großen Bourgeoiſie, gerade Louis Philipp und Thiers waren voran in dieſem Hazardſpiel, Banquiers wurden die Freunde des königlichen Hauſes, der König der Juden, wie man damals ſagte, war ein Herz und eine Hand mit dem Juden der Könige.

Paris ſchien bettlerlos. Wenn von den dreimalhunderttauſend Bettlern in ſeinen Mauern Einer auf den Boulevards erſchien und ſeine Hand ausſtreckte, ſo ward er von den Polizeiſoldaten aufgegriffen, ins Gefängniß geworfen und zu wochenlanger Haft verurtheilt. Aber in dieſem vergoldeten und glänzenden Paris ward ein Viertheil aller Bevölkerung im Hospiz geboren und ein Drittheil Aller ſtarb im Spital. Vorausgeſetzt, daß man nicht aus Vorliebe oder Sinn für Sparſamkeit ins Spital ſterben geht, war alſo der dritte Menſch in Paris ein Proletarier.

Die Preſſe war wie die Kammer der Ausdruck der Plutokratie. Sie hatte Caution nöthig

und hatte den Stempel zu tragen. Indeß ſich die ſogenannte ſchöne Literatur zum Vehikel der Proſtitution und des Laſters machte, that die politiſche Hälfte der Zeitungen Spionendienſte um die Couliſſen des Miniſteriums und ſtand im Dienſte ſogenannter Oppoſitionsmänner, die um kein Haar beſſer als der regierende Pack, nicht anders als Guizot und Duchatel gehandelt hätten, wenn ſie ans Ruder gekommen wären.

Die finanzielle Stellung des Landes ward immer ärger. Die Anforderungen Jener, die ſich kaufen ließen, wurde immer größer und da die Mittel der Beſtechung nicht mit den Anforderungen wuchſen, ſo begnügten ſich die Günſtlinge Louis Philippes nicht mehr mit Forderungen — ſie nahmen aus den Staatsgeldern, was ſie eben nehmen konnten. Furchtbare Scandale kamen an den Tag, die Beſtechung, znm Prinzip erhoben, empörte das Gefühl des franzöſiſchen Volkes und immer lauter ward die Anklage: „Corruption!“ welche das Land gegen das Miniſterinm Guizot ſchleuderte. Allmälig begann auch die Bourgeoiſie ſich von Louis Philipp abzuwenden. Trotz allem, was er für

ſie gethan, verlor ſie jetzt in ihrem beſſern Theil den Muth, ihn zu vertheidigen. Sie ſchloß ſich dem Rufe nach einer Elektoralreform an.

Aber die Corruption, die Verweſung war bereits aus der Politik in die Sitten übergegangen. Grauenhafte Enthüllungen kamen hinzu, um zu zeigen, in welchem Sumpfe der Thron Louis Philipp's ſtand. Manche waren zu weitgegangen; die Regierung mußte ſie opfern und wie die hungernde Beſatzung ihres Schiffs die Schwächeren über Bord wirft, ſo mußte die Regierung Louis Philipps Leute dem Tribunale vorwerfen, welche Miniſter, Pairs, Freunde und Verwandte der königlichen Familie waren. Hier hatte Teſte, ein ehemaliger Miniſter, hier Cubierès, ein alter Günſtling des Hofes, die Staatsgelder angegriffen, oder ſich beſtechen laſſen, dort ermordete Praslin, ein Freund des Königs, ſein eignes Weib. Einige der Verbrecher rettete die Gnade vor dem Schaffot und der Galeere; der Herzog v. Praslin ſtarb durch das Gift, das man ihm gnädig zukommen ließ, damit der Sproſſe eines der „edelſten Geſchlechter Frankreichs“ nicht an dem Galgen ende.

So ſchritten die Ereigniſſe hin; und indeſſen einerſeits die Plutokratie in Ueppichkeit und Fülle zu berſten ſchien, anderſeits das Proletariat die furchtbarſten Fortſchritte machte, kam die große Sphinx dieſer Zeiten hervorgekrochen und ſtellte ſich hin in ihrer furchtbaren Größe: Es war das Problem der Socialreform.

Ja das Problem der Socialreform, die Frage nach der Vernichtung des Elends auf Erden; die Frage nach dem irdiſchen Glück! Sie mußte unvermeidlich eintreten, zu der Zeit, da eben die zwei großen Liquidationen eingetreten waren: die Liquidation der Kirche und die Liquidation der Monarchie. Die Kirche hatte die Armen lange genug mit der Hoffnung des Himmels geſpeiſt. Sie predigte Entſagung der irdiſchen Dinge, Ergebung in ſein Unglück, Entbehrung des Glücks, Kreuzigung und Abtödtung des Fleiſches. Aber im Maaße als der Himmel den Menſchen verloren ging, fragten die Unglücklichen unter den Menſchen: warum ſind wir arm? Wenn jeder hier den Zweck ſeines Lebens findet, warum fehlen uns die nothwendigen Bedingungen des Lebens? Wir wollen nicht mehr warten und

nicht mehr entſagen. Wir wollen auf Erden glücklich ſein. Warum ſind wir arm?

Und mit der kirchlichen Autorität war auch die monarchiſche Autorität in Staub gefallen: es iſt das Loos des Thrones, dem Altar zu folgen. Der monarchiſche Autoritätsſtaat hatte die Kaſten, die Hierarchie in der Geſellſchaft erhalten, nun da der große Gewaltknoten gelößt war, ſtrömte das neue Geſchlecht über die eingeriſſenen Schranken. Und wieder hieß es: wir ſind Menſchen wie ihr, ſo gut, ſo geſcheut, ſo tapfer wie ihr, vielleicht noch beſſer, ſtärker und tapferer Ihr ſagt, die Welt der Gleichen ſei da — aber warum ſind wir arm? — Wir haben gearbeitet, ſagen die Reichen. „Wir arbeiten auch, und mehr als ihr und bleiben arm!“ —

Da ſtand ſie, die Sphinx, die Frage nach dem irdiſchen Glücke, und wollte ihr Räthſel gelößt haben. Die Reichen und Begünſtigten hatten ihr Vorhandenſein gar nicht geahnt, ſie hatten, zerſtreut wie ſie waren durch den Glanz und den Lerm ihres täglichen Lebens, ſie gar nicht für möglich erachtet. Die reichen Staatsmänner! Sie wußten nichts von der unterir-

diſch wühlenden Arbeit, nichts von der Unruhe und Ungeduld, welche die untern Klaſſen des Volks verzehrte; ſie wußten nicht daß bald eine neue Welt um ſie herum entſtehen würde, und daß ſie von einem Donnerſchlage erſchreckt, in einer neuen Zeit erwachen ſollten.

Bei dieſer Stellung der Dinge kam, von den Ereigniſſen in Mailand, Sicilien, Rom und in der Schweiz beſchleunigt, die Februarrevolution. Es iſt nicht zu läugnen, die republikaniſche Partei war eine kleine Minderzahl in der großen Bevölkerung Frankreichs, aber wenn man zugeſteht, daß die Schaar der überzeugten Republikaner klein war, ſo muß ich hinzufügen, daß es vielleicht im ganzen Lande keine überzeugten Monarchiſten gegeben. Die Monarchie war todt; eine Revolution der Verachtung war über ſie hinweggegangen und hatte ihre Fiktionen bis auf den letzten Stumpf ausgerottet. Die alte Welt war todt, die neue noch nicht da. In der Republik, die geſchaffen wurde, waren eigentlich zwei Republiken enthalten: eine politiſche, die zu ſpät und eine ſociale, die zu früh kam.

Der Umſtand daß der Julidynaſtie die Le-

gitimität und die Salbung von Gottes Gnaden abging, entzog der Dynastie die Unterstützung des alten Adels und des Clerus und hatte sie außerhalb der gegenseitigen Assekuranzgesellschaft der Kronen gestellt, außerhalb jener großartigen Anstalt, die in St. Petersburg ihre Bank hat und alle Fürsten solidarisch für ihre Kronen haften läßt. Louis Philipp hatte dies Draussenstehen aus den erlauchten Kreisen längst schon schmerzlich gefühlt. Sein ganzes Streben ging dahin, sich legitim zu machen. Schon hatte er die schönsten Beweise von Völkerverrath gegeben, schon war er nah daran, für würdig erachtet zu werden, in den Bund der Legitimen einzutreten — da kam die Revolution und man jagte ihn davon.

Aber die Zeiten wären auch wirklich für eine Intervention der andern Mächte in die inneren Angelegenheiten Frankreichs nicht günstig gewesen, wäre auch die Nothwendigkeit dagewesen, für einen Legitimen zu interveniren. Noch einmal wiederholte sich — und zwar in viel größern Maaßgaben das Phänomen von 1789 und 1830. Die Revolution in Frankreich ward der Anstoß

einer europäiſchen Bewegung. Wie angehaucht von einem höheren Geiſte erhob ſich das in Jämmerlichkeit und Schande verſunkene Deutſchland und brachte es bis zu einer, wenn auch leider ſehr mangelhaften Revolution, indem es vor den Thronen ſtehen blieb, ſtatt ſie auf ſeinen zweiunddreißig Baſtillepläßen, zu verbrennen, wie Frankreich es gethan. Polen, Italien und Ungarn fühlte den Gegenſtoß der großen Pariſer Ereigniſſe und überall war es der Racheſchrei auf dem Boulvard des Capucines vor dem Miniſterium des Auswärtigen geweſen, der die Völker geweckt hatte!

Aber kaum war die Revolution in Frankreich da, da ſollte ſich auch ſchon das Unglück zeigen, daß ſie über Frankreich gekommen, als Louis Philippes Syſtem das Land bereits an den Vorabend der furchtbarſten Finanzkriſe gebracht. Als der Februar kam, war Paris mit zwölf Millionen verſchuldet und das Budget der Stadt mit einer Rente von ſechsmalhunderttauſend Franken belaſtet. Sechzigtauſend Arbeiter waren ſchon früher brodlos geweſen; als unter dem Schrecken, den die Republik der Bourgeoiſie verurſachte, die Capitale ſich mit einem Male aus dem Verkehr zu-

rückzogen, wuchs die Zahl der Arbeitslosen aufs Doppelte. Bei dem ausgebildeten Betrugsystem, das in dem Handel eingerissen, hatten die Kaufleute größtentheils mit fiktivem Credit gehandelt, sie ergriffen die Gelegenheit, sich für banquerott zu erklären. Die Noth der Arbeiter war furchtbar. Wie mußten unter solchen Bedingungen die Prinzipien einer socialen Reform um sich greifen! Schon am 28 Februar erschienen Tausende von Arbeitern, die Kleider noch geschwärzt vom Pulver und vom Staube der Barrikaden, auf dem Greveplatz mit einer Fahne, auf der „Organisation der Arbeit" stand. Die Revolution hatte bereits ihren Namen gefunden, sie nannte sich eine demokratisch-sociale.

Die provisorische Regierung, in ihrer Majorität aufs Gerathewohl aus den Trümmern der alten verfaulten Kammer gebildet, war vom zweiten Tag an in dieser ihrer Majorität reaktionär und hatte nur eine Sorge auf dem Herzen: von der Bourgeoisie und den Mächten acceptirt zu werden und den sozialen Charakter der Revolution zu beseitigen. Sie zögerte, gleich in den ersten Tagen die französische Republik zu

proklamiren, und hatte gute Luſt, die Provinzen zu befragen, ob man nicht etwa Louis Philipp wieder zurückholen ſollte. Nur die wahrhaft revolutionären Maaßregeln Raspails, der mit allem Volk der Vorſtädte vor dem Hotel de ville erſchien, bewegte die Herren der proviſoriſchen Regierung, zur Erklärung: daß Frankreich wirklich eine Republik ſei. Und ſo dekretirte ſie an einem Tage:

Das Königthum, unter welcher Form immer, iſt abgeſchafft.

Die Republik iſt proklamirt.

Die Todesſtrafe iſt abgeſchafft.

Die Pairskammer geſchloſſen.

Die Deputirtenkammer aufgelößt.

Das allgemeine Stimmrecht eingeführt.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als Baſis der Verfaſſung anerkannt.

Die Arbeit aller Staatsbürger geſichert.

Die Millionen der Civilliſte den Arbeitern vorbehalten.

Adel und Privilegien abgeſchafft.

Die Preßfreiheit und das Verſammlungsrecht geſichert.

Das Volk las dieſe Dekrete mit großem Jubel, es ſah in ihnen die Zuſicherung einer beſſeren Zukunft, aber es nahm ſie ernſthaft auf, als ein feierliches Verſprechen, und wollte ſie erfüllt ſehen. „Wir ſtellen drei Monate Hungers zur Verfügung der Republik“, ſagte eine Deputation der Arbeiter den Herren der proviſoriſchen Regierung, die im Hotel de ville ſaßen. Aber ſie fügten hinzu: „wir wollen nicht wie in der Julirevolution um die Früchte unſeres Kampfes betrogen ſein.“

Die Entſagung des Volkes, ſeine Begeiſterung für die Republik war ohne Gleichen. In der größten Noth ſah es ruhig den Maaßregeln der proviſoriſchen Regierung entgegen. Nous donnons trois mois de misère à la République, war die Loſung der Arbeiter geworden. Indeſſen die Reichen ihre Thaler verſcharrten, brachten Leute, die kaum zu eſſen hatten, ihre Gaben der Republik dar. Mit hungrigem Magen, in Lumpen gehüllt, ſtand der Proletarier, das Gewehr auf der Schulter, Wache vor den Paläſten und patrouillirte bei Wetter und Regen durch die Gaſſen, das heilige Eigenthum zu ſchützen den Royaliſten, die Paris verlaſſen hat-

ten, um die Republik verläumden zu können. Solch ein Cultus war die Ehrlichkeit und die Heilighaltung des Eigenthums geworden, daß das patrouillirende Proletariat zwei Diebe, deren es habhaft wurde, sogleich standrechtlich richtete. So handelte dasselbe Volk, das ein paar Monate später, nach dem Kampf der Junitage, als ein Pack von Räubern und Kanibalen verleumdet wurde. Oder ist es etwa nicht dasselbe Volk gewesen?

In der provisorischen Regierung war ein einziger Mensch, der die Revolution als eine soziale auffaßte, ein Mensch mit frühreifem Ruhme. Es war Louis Blanc. Er hatte ein Buch geschrieben, de l'organisation du travail, das nebst einer Kritik der alten Gesellschaft, auch die Darstellung eines neuen Systems war. Würde es sich erproben? Das sollte sich zeigen. Das Volk kam in Deputationen zum Hotel de ville und forderte ein Ministerium der Arbeit. L. Blanc beruhigte das Volk und schickte es nach Hause; aber als der Platz wieder geräumt war, sprach er im Sinne des Volkes für die Errichtung eines Arbeitsmi-

niſteriums. Die proviſoriſche Regierung war dagegen, nur Albert, der junge Arbeiter, den ſie aus der Schaar der Februarkämpfer herausgewählt hatten, damit er, das Volk zu ſichern, mit ſeinem Titel Ouvrier unter den übrigen Namen der proviſoriſchen Regierung prunke — nur Albert trat auf die Seite Louis Blanc's.

L. Blanc wollte austreten, da kam man darauf überein, daß eine Commiſſion im Luxembourg ernannt werde, die Verhältniſſe der Arbeit zu ſtudiren und zu organiſiren.

Dieſe Commiſſion der Arbeiter im Luxembourg hatte kein Budget, keine Mittel. L. Blanc hatte nur die Macht der Rede, um das Proletariat zu tröſten, hinzuhalten und zu beſchwichtigen. Einige nützliche Vorkehrungen wurden von der Commiſſion getroffen: die Herabſetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden und die Aufhebung der Marchandage. Aber die proviſoriſche Regierung hatte durch die Errichtung der Commiſſion etwas erreicht, was ihr ſehr am Herzen gelegen: ſie hatte L. Blanc und Albert aus ihrem Schooße entfernt. Beide waren ihr gar zu läſtig geweſen.

Man ſagt, L. Blanc habe das Volk mit ſündhaften Verſprechungen oder Verbeſſerung ihres Looſes erfüllt. Aber was ſollte er in dieſer ſtürmiſchen Zeit der Revolution einem verhungernden Volke ſagen? Sollte er ſagen: „Volk, du biſt zum Darben geboren, finde dich darein, es iſt dein Schickſal, es iſt die große Nothwendigkeit, es giebt nicht Platz für alle am Banquet des Lebens? Sagt nicht der Prediger auch: „es werden ewig Arme unter Euch ſein?“ und iſt die Armuth nicht nothwendig auf Erden, damit ſich die Mildthätigkeit des Gerechten an ihr erprobe? Geht nach Haus! Entſchließt euch weiter zu darben! Ihr wart einſt Sclaven, dann wurdet ihr Leibeigene, heut ſeid ihr Proletarier. Es muß ſo ſein!“

Hört man die Doctrinärs und Staatsmänner, ſo hätte L. Blanc ſo ſprechen müſſen. Aber was wäre dann geſchehn?

Die Nationalwerkſtätten, die man L. Blanc aufgebürdet hat, wurden um dieſe Zeit gegründet. Sie waren das Werk nicht L. Blancs, aber Marie's, des Miniſters der öffentlichen Arbeiten.

Sie wurden in einem, L. Blanc und ſeiner Arbeitercommiſion geradezu entgegengeſetzten Sinne geſchaffen und hatten den Zweck, nicht Arbeit zu geben oder zu liefern, aber den Hülfsbedürftigen ein Almoſen zu ſchaffen. Gerne hätten die Arbeiter der Nationalwerkſtätten wirkliche Arbeit geliefert, aber, als ob man ihnen vor ihrer eigenen Thätigkeit einen Ekel habe beibringen und der Welt die Errichtung der Werkſtätten als einen Unſinn hätte beweiſen wollen, trug man ihnen die nutzloſeſte Arbeit auf. Und dieſe Werkſtätten verſchlangen Millionen, die man nützlich hätte verwenden können. In Anbetracht der furchtbaren Schuldenlaſt und der grenzenloſen finanziellen Zerrüttung, welche die Monarchie hinterlaſſen, hätte es radikaler Reformen bedurft. Man hätte Aſſignaten emittiren müſſen — aber das erinnerte an die erſte franzöſiſche Revolution und die proviſoriſche Regierung fürchtete nichts mehr als dies. Der Staat hätte Eiſenbahnen, Kanäle und Bergwerke an ſich ziehen müſſen, aber dies verletzte das Eigenthum Einzelner. Er hätte eine Zwangsanleihe bei den Capitaliſten erheben, die Millionen, welche die Monarchie

den Emigranten bezahlt, zurückfordern können, aber die proviſoriſche Regierung wollte ſich ihre Freunde nicht abwendig machen!

Man wartete ab.

Inzwiſchen war Garnier Pagès auf Goudchaux gefolgt. Sein Verdienſt beſtand darin, daß er Bruder des verſtorbenen Garnier Pagès war. Ein alter Banquier, Freund von Fould und Argout, wie hätte er die Capitaliſten kränken mögen? Seine erſte Maaßregel war, die Wälder der alten Civilliſte zu verkaufen. Er gab dabei den Spekulanten ein gutes Geſchäft. Als dies nicht fruchtete, dekretirte er ein freiwilliges Anlehen. Die Capitaliſten lachten ihn aus und gaben nichts her. Es mußte doch geholfen werden! Was thut Garnier Pagès? Er dekretirte die beklagenswertheſte aller Maaßregeln: den Steueraufſchlag von 45 Centimen bei den vier Einzahlungen der direkten Steuern. Für dies Jahr ſollte jedem Franken 45 Centimen zugeſchlagen werden. Glaubt man, daß dieſe einzige Maaßregel alles künftige Unglück der Republik verſchuldete? Doch iſt es ſo.

Die Preſſe berechnete nicht ſogleich die Folge dieſes Akts; aber im Clubb der Revolution, der

von den beſten Männern Frankreichs geleitet wurde, empfand man ſogleich ſeine Wichtigkeit. Barbès ging zur proviſoriſchen Regierung: „Bürger, ſagte er, wollt ihr die Republik morden, ſo dekretirt die 45 Centimen. Doch ich glaube nicht, daß ihr wiſſentlich unſer Unglück wollt! Wohlan! ſo hebt dieſe contrerevolutionäre Maaßregel auf. Ihr müßt!“ Die proviſoriſche Regierung, die Barbès fürchtete, blieb zweifelhaft, und verſchob die Verkündigung des Dekrets, aber der 16. April kam dazwiſchen, die Reaktion ſiegte und die proviſoriſche Regierung fand den Muth, die Steuer auszuſchreiben.

Die Steuer traf nur den Landmann, der ohnehin von Schulden erdrückt iſt, den Bauer, den kleinen Grundbeſitzer. Was geſchah? Das ganze Landvolk ward contrerevolutionär und wüthete gegen die Republik. So hatte man denn nichts durch den neuen Zuſtand erhalten, als eine Vermehrung der Laſten!

An mehreren Punkten Frankreichs entſtand Aufruhr bei Eintreibung der Steuer. Die Royaliſten- und Legitimiſtenpartei war ſogleich daran, die Wuth der Bauern auszubeuten. „Wählt die

Candidaten, die wir Euch vorſchlagen, ſagte ſie, und ihr ſollt Eure 45 Centimes zurückbekommen.“ Die Bauern wählten demgemäß. An ſolchen Zufällen hängt das Schickſal einer Welt! . . .

Dieſer Unfähigkeit und principienloſen Erbärmlichkeit der proviſoriſchen Regierung gegenüber, hatte die Reaktion leichtes Spiel. Die Reaktion! ſie ſaß ja ſelbſt im Schooße der Regierung, die keinen Wunſch und keinen Gedanken hatte, außer den: ſich aller Verantwortlichkeit bald zu entledigen, das Militär wieder in die Stadt hereinzurufen und das Proletariat vom Halſe zu kriegen. In dieſer proviſoriſchen Regierung der franzöſiſchen Republik gab es außer Ledru Rollin und Flocon keinen Republikaner. Marie und Cremieux waren entſchiedene Monarchiſten, Marraſt hatte längſt ſchon den Tod Louis Philippes abgewartet, um ſich für die Regentſchaft zu erklären und mit den conſtitutionellen Monarchiſten verbunden gegen die Socialreformer aufzutreten. Lamartine, der ſentimentale Verräther, deklamirte hohle Phraſen und ſchützte alle Könige Europa's durch ſein Manifeſt in „blühendem Style.“ Ja, man muß es ſagen:

dies Gouvernement provisoire übte Verrath am Vaterlande. Es hatte die Republik aus den Händen des Proletariats wie ein heiliges Gut erhalten, es hatte die Verpflichtung übernommen, sie zu schützen. In politischen Dingen ist Schwäche ganz gleichbedeutend mit Verrath.

Ledru Rollin, der Minister des Innern, sah den unglücklichen Zug, den die Dinge genommen hatten, er wollte der royalistischen und contre-revolutionären Parteiarbeit einen Damm entgegensetzen. Aber es fehlte ihm an Energie und Kraft. Ueberdies beging er Mißgriffe, die seinen Feinden Waffen gegen ihn in die Hand gaben. Statt die Organisation der Wahlen den Häuptern der republikanischen Partei in den Provinzen selbst zu übertragen, sandte er Commissäre aufs Land, wie er sie eben vorfand, manche von anrüchiger Vergangenheit; er gab ihnen noch dazu eine ganz unerhörte Besoldung von vierzig Franken täglich, die in dieser Zeit der Noth ein wahrer Hohn schien. Er ließ durch Jules Favre ein Cirkular verfertigen, das ganz ungeschickt und mit der Zeit im Widerspruche die Sprache des Convents copirte.

So kamen Noth, Mißgriffe und Unfähigkeit der Regierung als Bundesgenoſſen zu den royaliſtiſchen Intriguen und zur Unwiſſenheit des Landvolks, um in den Provinzen Alles gegen die Republik zu ſtimmen. Das Proletariat von Paris ward als eine Armee von Communiſten hingeſtellt, welche ſofort die Theilung der Güter in's Werk ſetzen wollten. Die Nationalgarde der Provinzen hatte bald nichts im Sinne, als gelegentlich nach Paris zu ziehen und der Republik ein Ende zu machen. Mit Verzweiflung ſah die demokratiſche Partei in Paris den Boden unter ihren Füßen weichen, es war kein Zweifel mehr, daß die demokratiſche Partei in der conſtituirenden Verſammlung in der Minorität ſein würde. Die ſociale Frage vor allem, ſie, um derentwillen eigentlich die Revolution gemacht worden war, die Frage nach der Verbeſſerung des Looſes der arbeitenden Klaſſe ſchien mit einem Anathem belegt. Würden die, welche die Revolution gemacht hatten, ſich die Loſungen der Revolution wieder entwinden laſſen? Hier klaffte der Abgrund zwiſchen dem vorgerückten Paris und der zurückgebliebenen Provinz!

Die demokratiſche Partei erinnerte daran, daß aus einer reaktionären Verſammlung nur der Bürgerkrieg hervorgehen könne. Dieſer Standpunkt ward ſelbſt in einem Manifeſt Ledru Rollins feſtgehalten, das ſogleich ein „berüchtigtes," genannt wurde. Es ſtammte aus der Feder George Sands. Ich ſetze dies ſelten gewordene Aktenſtück hierher, weil es den verzweifelten Standpunkt der rings ſchon verrathenen Revolution aufs Deutlichſte zeichnet und wie eine düſtere Prophezeihung auf einen Kampf hinweiſt, der nur zu bald eintraf, und zwar in großartigſter Furchtbarkeit.

Bülletin der Republik.

Das Miniſterium des Innern.

Den 5. April 1849.

„Bürger! Nicht in einem Tage, nicht in einer Stunde konnten wir von der Herrſchaft der Corruption übergehn zur Herrſchaft des Rechts. Eine Stunde des Heroismus und der Begeiſterung hat dem Volke genügt, das Princip der Wahrheit feſtzuſtellen. Aber achtzehn Jahre der regierenden Lüge ſtellen ſich der Herrſchaft der Wahrheit gegenüber mit Hinderniſſen, die nicht durch einen Hauch umgeworfen werden können und die Wahlen, wenn ſie nicht die ſociale Wahrheit ſiegen laſſen, wenn ſie die Intereſſen einer Kaſte repräſentiren, die Wahlen, welche das Heil der Republik ſein ſollten, werden ihr Unglück ſein. Dann wäre nur ein Ausweg für das Volk, das die Bar-

rikaden erbaut, es müßte ein zweites Mal seinen Willen kund geben und der Entscheidung einer falschen Volksvertretung seine Genehmigung versagen.

„Wird Frankreich Paris zu diesem äußersten und beklagenswerthen Mittel zwingen wollen? Möge Gott es verhüten. Nein, Frankreich hat seiner Hauptstadt eine große Mission anvertraut, das französische Volk wird diese Mission nicht in Wiederspruch bringen wollen mit der Ordnung und der Ruhe, die den Arbeiten eines großen konstituirenden Körpers nöthig ist. Paris betrachtet sich und mit Recht als den Bevollmächtigten von ganz Frankreich, Paris ist der Vorposten der Armee, welche für die republikanische Idee kämpft, Paris ist zu gewissen Stunden der Sammelpunkt aller Willen, aller moralischen Kräfte Frankreichs, Paris wird nie seine Sache trennen von der Sache des Volks, das harrt und leidet und von allen Seiten her nach Paris blickt. Wenn ringsumher die Anarchie arbeitet und die noch bestehende Unfreiheit der Massen das Urtheil des Volks umnachtet und seinen wahren Willen nicht zur Erscheinung gelangen läßt,

dann hält ſich das Volk von Paris als ſolidariſch für alle Intereſſen der Nation haftend, und erklärt dies laut und offen.

„Auf vielen Punkten mißbraucht und verführt man die Maſſen, auf vielen Punkten vertheidigt der Reichthum mit bewaffneter Hand ſeine Privilegien. Die, welche ſo handeln, ſündigen ſchwer, und legen uns die ſchmerzliche Forderung auf, dort ſiegen zu müſſen, wo wir nur überzeugen wollten. Möge überall das Landvolk ſich mit der Bevölkerung der Städte vereinigen und das Volk der Städte ſich eng und feſt an jenes Volk anſchließen, welches im Namen Aller und zum gemeinſamen Ruhme die Möglichkeit einer großen und glücklichen Zukunft eroberte. Ueberall iſt die Sache des Volkes dieſelbe, überall ſind die Intereſſen des Volkes und der Unterdrückten ſolidariſch. Fiele die Republik in Paris, ſie unterläge nicht allein in Frankreich, auch im ganzen Europa, das, die Augen auf uns gerichtet, ſich glorreich für ſeine Befreiung erhebt.

„Bürger, ihr dürft nicht dazu gebracht werden, eigenhändig das Prinzip Eurer Souveränität zu verletzen. Bürger, ihr dürft nicht dazu gebracht

werden, gezwungen zu werden, ſelbſt das Prinzip Eurer Souverainetät zu brechen. Zwiſchen der Gefahr, die Früchte eines Siegs durch eine unfähige Nationalverſammlung vernichtet zu ſehn und zwiſchen der andern Gefahr, daß das Volk ſeinen Unwillen durch eine Drohung zu erkennen gebe, kann die Regierung nichts anders thun, als die Gefahr zeigen, die euch bedroht. Sie hat nicht das Recht, Euch Gewalt anzuthun und das Prinsip des öffentlichen Rechts anzutaſten. Von Euch gewählt, kann die Regierung weder das Uebel verhüten, das der ſchlechte Gebrauch eines heiligen Rechts hervorgerufen, noch euren Unwillen verdammen, wenn ihr, Eure Mißgriffe erkennend, in der Form die Ausübung dieſes Rechts ändern würdet.

„Aber was ſie vermag, was ſie kann, iſt Euch über die möglichen Folgen Eurer Handlungsweiſe aufzuklären. Ehemals retteten die Volksvertreter das Vaterland, indem ſie das Vaterland in Gefahr erklärten.

„In einer Nation wie die franzöſiſche, kann das Bewußtſein der Gefahr nur Die entmuthigen, die kein franzöſiſches Herz haben. Der

wahre Franzoſe liebt den Gedanken der Gefahr, er iſt ihm das Bewußtſein des Siegs! Nun wohlan! Wenn das Vaterland nicht mehr in Gefahr iſt, wie in den Tagen unſerer erſten Republik, wenn der Feind nicht mehr an unſeren Thoren iſt, wenn der materielle Kampf nicht mehr in unſeren Reihen iſt, dann giebt es nur einen Kampf der Geiſter, welche eine moraliſche Gefahr und ein großer Glaube an die Macht der Ideen beſchwören werden.

„Bürger, haben wir Muth! Machen mir uns frei von ſchlechtverſtandenen materiellen Intereſſen, von dem engherzigen Partikularismus! Hüten wir uns vor den Feinden, die uns ſchmeicheln, um die Freiheit zu erwürgen, die ihnen als Schild dient! Retten wir die Republik! Noch können wir es ohne Kampf, ohne Selbſtzerfleiſchung!“

So kam der 16. April heran. Vierzigtauſend Arbeiter, die der Nationalgarde angehörten, hatten ſich auf dem Marsfelde verſammelt, um ihre Offiziere zu wählen. Als dieſes gethan war, brachten ſie den Leichenwagen herbei, der die Gemordeten in jener Nacht des 25. Februar

aus der Stadt getragen, und jeder Arbeiter warf die Spende einiger Sous hinein. Das Proletariat wollte diese Gabe der Republik darbringen. Plötzlich heißt es in Paris: zweimalhunderttausend Communisten wollten auf Paris losmarschiren und Blanqui zum Diktator einsetzen. Die wahnsinnige verrätherische Nachricht fliegt von Mund zu Mund, das bewaffnete Bürgerthum, das längst schon von Lust brannte, ein wenig in die Canaille hineinzufeuern, steckt sich in Uniform, bewaffnet sich mit Pulver und Blei und steht bald wie zum Kampfe gerüstet. Wie erstaunten die Arbeiter, als sie waffenlos, ihre Leichenkarren führend nach Paris zurückkamen, und das Spießbürgerthum parat und schießfertig stehen sahen! Ein bitteres Gefühl mußte sich jedes Herzens bemächtigen. Das war die Republik, der sie die Gabe ihrer Noth darbringen wollten! Indeß hielt an diesen Tagen Lamartine auf dem Hotel de ville eine Rede, in welcher er sagte: „die Nationalgarde habe Paris und die Republik gerettet.“ Abends waren, wie nach einem grosten Siege, alle Fenster in den reichen Stadttheilen beleuchtet. Der National jubilirte.

Von dieſer Zeit an begann die Bourgeoiſie der Armee und der Mobilgarde den Hof zu machen. Faſt täglich fanden Banquette ſtatt, in welchen die Nationalgarde der reichen Quartiere mit den Linientruppen und den Mobilen fraterniſirte. Schon damals prophezeite Blanqui, daß aus dieſer Brüderſchaft eine Bartholomäusnacht des Volkes hervorgehen würde. Sie kam zwei Monate ſpäter.

Unter ſolchen Ereigniſſen, unter ſolcher Stimmung der Geiſter kam die Assemblée nationale zuſammen. Sie war der Ausdruck der Welt vor der Revolution, der Ausdruck der Provinzialbornirtheit und Provinzialreaktion. Das Landvolk hatte unter Einfluß eines Clerus gewählt, der die Republikaner zur Hölle verfluchte. Alle alte Dynaſtiſchen waren wieder da. Doch proclamirte die Verſammlung einſtimmig die Republik. Alle Repreſentanten, nicht ein einziger ausgenommen, erſchienen vor Beginn der Kammerſitzung auf der großen Treppe des Repräſentantenpallaſtes, und erhoben dort, im Angeſicht des Concordienplatzes, wo Louis XVI. gerichtet wurde, in Gegenwart eines Volkes, unabſehbar wie das Meer — die Hand

zum Schwur für die Republik. Die Geſchichte wird dieſes Meineids gedenken.

Die Aſſemblée erklärte ſogleich, daß ſich das Gouvernement provisoire um das Vaterland verdient gemacht, dann ſchritt ſie zur Wahl eines Vollziehungsausſchuſſes. Nach jener Zufriedenheits-Erklärung wäre es natürlich geweſen, die proviſoriſche Regierung als Vollziehungsausſchuß weiter regieren zu laſſen, aber es lag der Verſammlung daran die Demokraten aus dem Proviſorium auszuſcheiden; Blanc, Albert, Flocon fielen weg und Ledru Rollin kam nur dadurch in den Vollziehungsausſchuß, daß Lamartine Ledru's Aufnahme gewiſſermaßen als Bedingung ſeines eignen Eintritts ſtellte. Es lag Lamartine daran, noch einige Zeitlang liberal zu ſcheinen.

Die erſte Sache der Nationalverſammlung war, ſich mit Truppen zu umgeben, und ſich vor der Liebe des Volks zu ſchützen. Der Präſident der Verſammlung erhielt die ganze Truppenmacht von Paris zur Verfügung. Dann ging die Verſammlung an dringendnöthige Fragen, als da waren, Verfügungen über auszeichnende Armbinden für die Deputirten, u. ſ. w. Es wurde

auch beſchloſſen, daß die Verſammlung keine Deputation annehmen dürfe.

Das Volk ward ungeduldig über dieſen Parlamentarismus. Das Volk hält ſich nicht an Fiktionen, es wählt und bezahlt ſeine Vertreter nicht nur um die Ehre zu haben, vertreten zu ſein, es will auch die Früchte dieſer Vertretung ſehen. Einem Volksvertreterthum gegenüber, das ſich zu einer neuen Ariſtokratie, zu einem Geſchlecht von nichtsthuenden und dabei unverletzlichen Souverainen ſalben will, einem ſolchen Volksvertreterthum zeigt das Volk die Fauſt und es hat Recht.

So kam dem Volk die verzeihliche Idee, ſeine Vertreter in ihren immer harmloſer werdenden Debatten zu ſtören, und ſie an ihre Pflicht zu mahnen. Es war eben die Zeit, wo Preußen die Reorganiſation Poſens durch Shrapnells vornahm. Die Clubbs organiſirten eine Demonſtration für Polen, eine Deputation ſollte eine Petition darbringen und ſie dem Hauſe zur Beſchlußnahme vorlegen. Die Deputation wurde zurückgewieſen, die fünf Delegirten gröblich beleidigt. Da drang das Volk nach, kam bis in die

inneren Räume und überſchwemmte — jedoch friedlich und waffenlos, die Verſammlung. Allmälig erhitzten ſich die Geiſter, der edle aber kopfloſe Barbès beantragte, die Verſammlung ſolle erklären: das Volk habe ſich wohl verdient gemacht. Im ungeheuren Tumult, der darauf folgte, wurde alles von Schwindel ergriffen und der Clubb-Chef Huber ſprach die Auflöſung der Verſammlung aus.

Dem allem lag kein Complott zu Grunde, alles war durch Zufälligkeit herbeigeführt. Barbès war herbeigekommen, um den unglücklichen Zug zu verhindern. Louis Blanc und Raspail hatten alles gethan, was in ihren Kräften ſtand, um das Volk zurückzuhalten. Waffenlos und in verhältnißmäßig äußerſt kleiner Anzahl war das Volk zuſammengekommen; alles bis auf den Zug ins Hotel de ville war eine Improviſation. Auch genügte es, den Rapell zu ſchlagen, um den Statusquo wieder herzuſtellen.

Aber in ihrem Siegesgefühl und in ihrer Erbitterung über den beſtandenen Schrecken ward die Nationalverſammlung plötzlich offen contrerevolutionär. Sie ward, was in kleinem Maaß-

ſtabe unſere Frankfurter Verſammlung nach den Septembereregniſſen wurde — ein Convent, aber ein Convent nach dem 9. Thermidor. Vierhundert Verhaftungen folgten dem Attentat vom 15. Mai. Die Republikaner Barbès und Blanqui, kaum aus den Kerkern Louis Philippes entlaſſen, wanderten wieder in die Nacht ihrer Zellen zurück. Die Männer des Vollziehungsausſchuſſes warfen ſogar den in Ketten, der einſt ihr College geweſen, den Arbeiter Albert, den ſie jung und begeiſtert aus der Schaar der Barrikadenmänner hervorgeleſen hatten, weil ſie ſeinen Namen brauchten, das Volk zu ködern, ſo lang ſie das Volk noch zu fürchten hatten.

Wie handelte das Volk nach dem Februar, wie handelten jetzt die Regierenden? Das Volk ſtraft nicht, wenn ſeine Revolution vorbei iſt, es amneſtirt, wenn es von der Barrikade herabſteigt. Nur die Partei der „Ordnung und der Mäßigung" mordet ſtandrechtlich, hat Kerker und Schaffot, brandſchatzt und plündert und hat das gotteslästernde Wort: Vae victis! Weh den Beſiegten!

Alle Dekrete, welche die proviſoriſche Regierung erlaſſen, wurden nun Stück für Stück zer-

riſſen, alle Verſprechungen der revolutionären Regierung zurückgenommen. Das Recht auf Arbeit ward nicht anerkannt, die Preßfreiheit durch Cautionen geknebelt. Die Million der Civilliſte den Arbeitern geſtrichen. Die Aſſociationen wurden vorläufig gehemmt, damit man ſie bald ganz unterdrücken könne.

Indeſſen that die Royaliſtenpartei alles, um ihren großen Feldzugsplan ins Werk zu ſetzen, der in nichts anderem beſtand, als die Republik auszuhungern. Auch in Wien hatte die Ariſtokratie längſt offen zu dieſem Mittel gegriffen und ſie rühmte ſich, daß ſie das revolutionäre Volk bis in die Verzweiflung hinein jagen wolle, wo es dann halb verhungert, halb maſſacrirt in die Hände des Abſolutismus zurückfallen würde. Alle Capitalien wurden zurückgezogen, alle Dienende entlaſſen, alle Einkäufe vermindert, um das Proletariat gewiſſermaßen zu blokiren. Die Geburts- und Finanzariſtokratie begab ſich auf Reiſen, um ihre Renten und Miethen, die ihnen die Arbeit des Volkes zahlt, außer Land zu verſchwenden. So ſollte die revolutionirende Partei, wie das Ketzer-

thum des Mittelalters, von allem abgeſchnitten werden, bis es wie dieſes in den Zeiten des Interdikts, rufen würde: Erbarmen Brüder! wir haben kein Waſſer, keine Erde, kein Feuer und keine Arbeit mehr: terra et aqua, et igni, et munere et officio interdicti sumus!

Die Noth ſtieg mit jedem Tage, das Geld verſchwand aus dem Verkehre, aber das arbeitloſe Proletariat hatte noch einen Zufluchtsort: die Nationalwerkſtätten. Freilich koſteten ſie, in ihrer völlig ſchlechten Organiſation, ungeheure Summen. Sie hatten an 70,000 Mann aufgenommen und lieferten ſchlechte Arbeit. Man hätte ſie organiſiren müſſen, man zog vor, ſie aufzuheben. Man dachte nicht daran, welche Anzahl Arbeiter man ſammt ihrer Familien brodlos ließ. „Es wird eine Kriſe ſetzen", ſagte Hr. Thiers, „wir müſſen ſie vorübergehen laſſen." Der Jeſuit Fallour, der jetzt Miniſter iſt, unterſtützte die ſchleunige Auflöſung.

Die Aſſemblée dekretirte die Auflöſung der Werkſtätten innerhalb **drei** Tagen!

Das Volk hatte lange genug gehungert, lange genug ſeine Habe ins Leihhaus getragen,

lange genug auf Beſſerung ſeines Looſes geharrt. Der ſociale Charakter der Revolution ward von der herrſchenden Klaſſe ganz negirt. Die drei Monate Hunger, die das Volk der Republik hatte darbringen wollen, waren längſt vorbei, und es war ſchlimmer daran als je. Nun dachte das Proletariat wieder daran, die verlorene Revolution hinter den Barrikaden aufzuſuchen.

Tägliche Zuſammenrottungen bereiteten Paris auf das vor, was es zu erwarten habe. Das Volk verſammelte ſich auf den Plätzen, am Pantheon, am Luxembourg. Ein paar Worte der Nationalverſammlung, ein Wort des Verſprechens, etwas für das Volk thun zu wollen, hätte allem vorbeugen können. Aber man wollte eine Emeute haben. „Il faut en finir!“ „Man muß ein Ende machen!“ ſchrie die Nationalgarde.

Und ſo brach am 23. Juni jene ungeheure Schlacht des Proletariats los, die das größte und großartigſte Ereigniß der neuern Zeit iſt.

Die Barrikaden begannen an der Porte St.

Martin*). Wie ein Waldbrand unter tropiſchem Himmel, verbreitete ſich nun die Inſurrektion in alle nahgelegenen Quartiere. Wie durch Zauber wuchſen die Barrikaden in der Rue St. Denis, Bonne Nouvelle und im Faubourg Poissonière, ſie ſprangen über aufs Quartier St. Jacques. Nun erſt ſchritt man ein und bald donnerte die Artillerie gegen die Verſchanzungen der Rue Saint Séverin, der Rue de la Harpe und der Rue Saint Jacques. Ueberall ſchrieb das Volk auf die Thüre: „Das Eigenthum heilig, Tod den Dieben!“ Auf dem Pantheonplatze parlamentirte Arrago mit dem Volke. „Man hat uns ſchon ſo oft Verheißungen gemacht“, ſagte das Volk, „wir wollen Thaten ſehen!“ Arrago erwiederte, er habe nicht mit Leuten zu ſprechen, die auf den Barrikaden ſtänden. — „Haben wir ihrer nicht zuſammen gebaut im Jahre 1832?“ war die Antwort. „Erinnert euch des Kloſters St. Méry!“

Was that die National-Verſammlung, das Blutvergießen zu hindern? Nichts! Cauſſidiere

*) Drei Stunden lang wurde ſie gar nicht beachtet, man ließ ſie entſtehen und hinderte ſie nicht. Keine Proclamation wurde erlaſſen.

beantragte eine Proclamation ans Volk, die Verſammlung brach in lauten Unwillen aus.

Zwei Mitglieder des Vollziehungsausſchuſſes hatten ſich an die Spitze der Truppen geſtellt, Lamartine und Arrago, jener im Quartier du Temple, dieſer im Quartier St. Jacques. Sie mußten nothwendig die Standarten ſehen, auf der geſchrieben ſtand: Arbeit und Brod. Dies hielt ſie nicht ab, gegen die Inſurgenten einzuſchreiten.

Cavaignac wollte die Diktatur haben. Die Partei des National, die unter ihm herrſchen wollte, jagte die Nationalverſammlung mit den düſterſten Bildern in Angſt. Sogleich wurde der Antrag geſtellt, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und alle Gewalt in Cavaignacs Hände zu legen. Die Nationalverſammlung proclamirte die Militärdiktatur.

Die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen des andern Tages dauerte die Kanonade und das Sturmläuten in mehreren Kirchen auf dem linken Ufer der Seine. Das Volk hatte ſich im Quartier St. Jacques zurückgezogen und das Pantheon zum Hauptquartier gemacht. Nach ver-

zweifelter Vertheidigungswehr wurde daſſelbe vom Militär genommen. Die Inſurgenten, die man gefangen nahm, wurden ſchonungslos füſſilirt.

Der Charakter der Revolution, der am erſten Tage ungewiß war, zeichnete ſich am zweiten genau ab. Die Rojaliſten feuerten die Nationalgarde zum Kampfe gegen die Inſurrektion an und bekämpften die Republik unter dem Feldgeſchrei der „Ordnung". Von nun an ward die Loſung des Volkes „Vive la republique democratique et sociale!" Dieſe Parole ſtand auf allen Fahnen. Die demokratiſche Republik in ihrem eignen Blute getauft, erhielt hier zuerſt den Namen der rothen Republik.

Nirgends ward geſtohlen, nirgends ein Eigenthum verletzt. In den Mairien des 8. und 9. Arrondiſſements ließen die Inſurgenten von den Beamten das Siegel an die Kaſſen legen; an den öffentlichen Gebäuden, die in den Händen der Inſurgenten waren, wurden Wachen vom Volk geſetzt. Soldaten, die vom Volk entwaffnet wurden, ließ man frei und behandelte ſie wie Brüder. So handelten die, die man als Räuber, Plünderer und Mordbrenner verleumdet.

Cavaignac hatte dem Volke eine Stunde Zeit gegeben, die Waffen zu strecken. Es erwiederte, daß es lieber durch Blei als durch Hunger sterben wolle. Die Arbeiter brachten ihre Weiber und Kinder auf die Barrikaden; „da wir fallen sollen“, sagten sie, „sollen sie mit uns sterben.“ Doch als manche von den Insurgenten vorschlugen, Steine in die hohen Stockwerke hinauf zu tragen, um damit das Militär zu zerschmettern, widersetzten sich die Proletarier dieser Maaßregel, weil sie zu gräßlich sei, und die Wohnleute der Rache des Militärs aussetzen würde.

Cavaignac hatte eine Proclamation an die Insurgenten erlassen, worin er ihnen gradezu sagte: „Kommt zu uns zurück, ihr werdet wie bereuende Brüder aufgenommen werden, die Republik öffnet euch ihre verzeihende Arme.“

Kaum war diese Proclamation bekannt, als Viele ihre Waffen streckten. Sie wurden sogleich füsilirt. Das Hotel de ville ward der Hauptschauplatz der Metzeleien.

Die Keller des Hotel de ville waren mit gefangenen Insurgenten vollg pfropft. Man ließ

ſie 60 Stunden ohne Nahrung, bis an den Leib im Waſſer. Hunderte erſtickten, oder wurden ertränkt.

Der Mord des General Brea iſt der einzige Akt der Vergeltung, welchen ſich die Partei der Inſurgenten zu Schulden kommen ließ. Ein Kind und ein Wahnſinniger von Bicêtre waren ſeine Mörder. Wie hat die Partei der „Wohlgeſinnten“ mit dieſem Morde gewuchert, wie ihn ausgebeutet!

Der Erzbiſchoff von Paris hatte ſich in Abſicht einer Vermittelung den Barrikaden auf dem Baſtillenplatze genähert. Zwei Vikare und ein Blouſenmann mit einem grünen Zweig begleiteten ihn. Er bewirkte von Seiten der Truppen Einſtellung des Feuers, das Volk hatte ſchon die Waffen niedergelegt, und war auf ihn zugeeilt. Da fällt ein Schuß, das Volk ruft „Verrath!“ Der Erzbiſchoff fällt in die Arme der Inſurgenten. Der Schuß war aus den Reihen der Soldaten gefallen. Die Inſurgenten trugen den Erzbiſchoff achtungsvoll hinweg und blieben die ganze Nacht hindurch bei ihm bis er verſchied.

Der Kampf dauerte fort im Marais und

im Quartier du Temple, im Quartier Popincourt. In der Rue Coutures, Saint Gérvais fielen zwei Soldaten in die Hände des Volks. „Füsiliirt uns! riefen sie. „Die Demokraten füsiliren nicht", war die Antwort.

In der Nacht vom 25. auf den 26. war die Nationalgarde der Provinzialstädte nach Paris hereingeströmt. Man hatte das Gerücht verbreitet, daß eine Räuber- und Communistenschaar eine Regierung einzusetzen beabsichtige, die Eigenthum und Familie für aufgehoben erklären und das Schaffot aufrichten wolle. Auf das linke Ufer und auf die Quartiere St. Antoine und la Villette concentrirt, schien der Aufstand nicht mehr zu überwältigen. Eine rothe Fahne flatterte auf der Julisäule, an den Ecken stand folgende Proclamation:

„Bürger! wir wollen die demokratische und sociale Republik. Wir wollen die Souveränität des Volkes.

„Zahlreiche Demokraten kämpfen dafür schon seit zwei Tagen.

„Diese heilige Sache zählt schon viele Opfer. Wir sind entschlossen diese Märtyrer zu rächen

oder zu ſterben. Auf Bürger! Es fehle Keiner unſerm Aufruf! Indem wir die Republik vertheidigen, vertheidigen wir auch das Eigenthum.

„Solltet ihr nach ſoviel vergoſſenem Blute noch gleichgiltig bleiben, ſo wollen wir alle unter dem brennenden Schutt des Faubourg Saint Antoine fallen.

„Bürger! gedenkt eurer Weiber und Kinder und kommt zu uns!“

In der That brannten ſchon mehrere Häuſer von den Raketen des Militärs. Spritzen mit brennendem Material gefüllt ſtanden bereit, ihren Inhalt auf das Quartier der Inſurrektion auszuſpeien. Der General Perrot commandirte. Der Kampf war immer furchbarer geworden. Die Weiber ſprangen auf die Barrikaden und ſchrien: Ihr habt unſere Männer getödtet, tödtet auch uns! Doch wurde parlamentirt, der Miniſter Recourt verſprach Amneſtie und um 11 Uhr ſtreckte das Volk die Waffen.

Drei Bataillone beſetzten den Faubourg St. Antoine. Nie hatte Frankreich eine ähnliche Schlacht geliefert. Es hatten mehr Truppen als bei Leipzig oder Waterloo gefochten. Die Zahl der In-

ſurgenten wird auf achtzigtauſend angegeben Sieben Generäle waren gefallen. Die andern Todten zählte man nur nach Tauſenden.

Die Rache der Bourgeoiſie war furchtbar. Fünftauſend wehrloſe Gefangene waren füſſilirt, ertränkt, mit Bajonettſtichen gemordet und erhenkt worden. In Häuſern, wo man eingeſchwärzte Flinten fand, wurde alles niedergemetzelt. Die Aſſemblée vertheilte Ordenszeichen an alle, die ſich im Bürgerkrieg ausgezeichnet hatten. Die Damen der Ariſtokratie bewarfen die Mobilen mit Blumen, gingen in die Kaſernen und umarmten ſie auf offener Straße, wie ihre Mütter es einſt den Koſacken gethan. Zwölftauſend Menſchen wurden verhaftet, die Hausdurchſuchungen, die Füſſiladen nahmen kein Ende. Von den Gefangenen, die in die Keller der Tuillerien geſperrt waren, erſtickten viele, andere wurden zum Spaß von den Wachthabenden erſchoſſen, wenn ſie ihre Köpfe, um Luft zu haſchen, den Kellerlöchern näherten. In den Häuſern der Vorſtädte ſtarben Hunderte am Brand ihrer Wunden, in den Spitälern erlagen Hunderte dem Typhus. Und indeſſen man die

gefallenen Soldaten mit allem Prunke begrub, verscharrte man die Insurgenten in der Stille der Nacht, und die Blätter der Ordnung und der Wohlgesinntheit verläumdeten sie als Mörder, Plünderer, Galeerensclaven, Feinde der Civilisation, die auf den Trümmern einer Welt eine scheußliche Orgie hätten halten wollen.

So ist es immer! die Besiegten sind Verbrecher, die Sieger sind Helden. O Männer des Volks, die die Junischlacht geschlagen, seid ihr denn nicht dieselben, die im Februar belobt und bekränzt wurden, denen die Männer der Gewalt damals die schwieligte Hand gedrückt? Ist es wahr, daß ihr euch gegen die Civilisation der Welt erhobt? Ja, gegen eine Civilisation, die euch Hungers sterben läßt! Ihr mordetet nicht, ihr plündertet nicht, wie sie es von Euch sagten! Sie sollen es beweisen, wo ihr das Eigenthum angegriffen! Raub, Mord, Schändung, Brandschatzung, Mordbrennerei, der ganze vollendete Kanibalismus ist im Laufe dieses Jahres überall und allenthalben das Attribut der Ordnungspartei gewesen. Hält sich die Monarchie irgendwo noch anders aufrecht, als durch

Mord? Wer füſilirt wehrloſe Gefangene, wer maſſacrirt ſtandrechtlich im Namen eines Rechts von Gottes Gnaden? Wer macht aus Menſchen Götter und aus Gott einen Teufel? Wer plündert, wer verheert, wer verwüſtet? Wer brandſchatzt, wer legt — nicht eine Milliarde auf die Reichen, wie Barbès, ſondern Milliarden auf? Ihr könnt es erzählen, verödete Fluren, über die ein Herr von Gottes Gnaden herrſcht!

Ihr aber, bleiche Märtyrer, ſeid nicht unnütz gefallen! Euere erſte Erhebung, ohne Plan, ohne Führer, das Vorſpiel eines Kampfes, der nur zu bald wieder in Frankreich erwachen und das ganze übrige Europa ob früher, ob ſpäter durchbrauſen wird, iſt der letzte, der verwegenſte Ausdruck dieſer Zeit und giebt ihr erſt ihren wahren Charakter! Jetzt mag Niemand mehr fragen, was der Zweck dieſer Revolution ſei, jetzt mag auch Niemand mehr zweifeln, daß ſie in allem Ernſte geſtellt iſt, die Frage nach der ſocialen Reform, die Frage nach der Aufhebung des Proletariats. Zittre, alte Geſellſchaft, wenn du ruhig fortfährſt im gewohnten Gleiſe, dein Herz und deine Hand zu verſchließen! Wenn du

nichts anderes haſt für die Noth auf Erden, als die Hoffnung auf den Himmel und die Kanonen, dann biſt du ſchlecht beſtellt. Glaube es und ſei deſſen verſichert: jede Revolution iſt nur dann geſchloſſen, dann abgethan, wenn die Loſungen erfüllt ſind, mit denen ſie auftrat. Bevor dies der Fall, können Waffenſtillſtände eintreten, verlorene Schlachten das Aufnehmen des Kampfes verzögern, aber die Revolution wird dadurch nur permanent erklärt, aus dem gegenſeitigen Belagerungszuſtand, in welchen die Parteien zu einander getreten ſind, bricht früher oder ſpäter wieder die Flamme hervor und vor Erfüllung der Loſung giebt es keinen Frieden, keine Ordnung, keinen geſellſchaftlichen Zuſtand.

Die Februarrevolution in Frankreich hatte, indem ſie auf alle Völker Europas überging, jedes einzelne Volk zu einer Revolution bewogen. Aber es war nicht die franzöſiſche Revolution, die dieſe Völker durchmachten; indem jedes Volk ſelbſtſtändig und individuell blieb, machte es nur eben die Revolution durch, die in ſeiner Individualität lag.

Indeß Frankreich in die letzte aller Revolutionen, die höchststehende und humanste — die soziale eintrat, waren hier primitivere Völker in die primitive Revolution: in die nationale, dort vorgerücktere Völker in die vorgerückte Revolution: in die politische eingetreten. Bei der primitiven Nation galt es überhaupt, die Nation als primitive Individualität hinzustellen und sie von fremder Herrschaft zu emancipiren; bei der vorgerückteren galt es schon an die Stelle eines absolutistischen Einzelwillens den Willen einer vernünftigen Mehrheit zu setzen; hier endlich, in Frankreich, ging die Revolution an ihre letzte Aufgabe: an die Aufhebung des Kastenstaats und seine Umschmelzung in die einige Gesellschaft.

Wunderbares Schauspiel! Die Welt, die früher nur isolirte Revolutionen gesehen, erhielt zum ersten Mal den Anblick einer europäischen! Alle Revolutionen waren unter einander verbunden und doch war jede individuell und spontan aus der Anlage und Entwicklung des Volks hervorgegangen, jede eine eigenthümliche Revolution, jede ein abgesonderter Kreis, den die Nation beschrieben.

Dort galt es das Joch des frohnenden Landmanns brechen, der dem Sclaven des Alterthums noch ganz nahe ſtand, hier galt es den letzten Zweck der Geſellſchaft, die Emancipation des Arbeiters. Dort galt es, den Menſchen von der Gutsherrlichkeit und den Frohnen erlöſen, hier den Arbeiter von dem Druck des Capitals befreien. Dort war die nationale Frage die Hauptſache, dort die politiſche, hier die ſociale. Aber alle drei Formen durchdrangen ſich, es gab keine nationale Revolution, die nicht auch politiſch und ſocial, keine politiſche, die nicht auch ſocial und national geweſen wäre. In Frankreich, wo man die nationale Frage ſchon abgethan glaubte, erſchien ſie vollends in ihrer höchſten Verklärung: als Frage von der Solidarität aller Nationalitäten untereinander.

Die Revolutionen hatten in einer Folge zu einander geſtanden, wie eine große Woge hundert andern den Anſtoß giebt, ſo hatten ſie ſich aneinander entzündet. Mit andern Worten: die Revolutionen waren ſolidariſch.

Die Contrerevolution war es auch.

Als die Republik in Frankreich in dem brau-

nenden Horizont des Juni untergegangen, ging die Bourgeoisie, die im Februar nur die Wahlreform gewünscht und nur nothgedrungen die Republik angenommen hatte, nun mit einem Male offen zur Contrerevolution über. Die Legitimisten, welche die Monarchie bis aufs Mittelalter, das Gottesgnadenthum, den Feudalismus und die Pfaffenherrschaft zurückführen wollten, erschienen der Bourgeoisie als die rechten Leute und die voltairianischen Pariser gingen immer mehr auf ihre Ideen ein. Die „Weißen", d. h. die Legitimisten lösten die „Blauen" d. h. die Bourgeoisrepublikaner in sich auf. Alles machte gegen die Republikaner und Socialreformer gemeinsam Front und organisirte gegen sie die große Verschwörung der Verleumdung, indem man sie als Räuber und Kanibalen, Feinde des Eigenthums und der Familie darstellte.

Ueberall ward der Junikampf der Wendepunkt der europäischen Geschichte. Die reiche Bourgeoisie verbündete sich von nun an offen mit der Reaktion und unterstützte das Königthum in seinem Kampfe gegen das Volk. Das reiche Bürgerthum hatte nirgendwo gekämpft, es hatte

nur dem Volk erlaubt, ſich — für das Bürgerthum — zu ſchlagen. Nun, da es Angſt bekommen, ward es kriegeriſch und miſchte ſich in den Kampf, um das Volk zu verrathen. Ueberall rückte die Bourgeoiſie aus, um in die Canaille hineinzufeuern, in Wien verließ die reiche Bourgeoiſie die Barrikaden, verfälſchte die Munition und öffnete die Thore. In Paris feierte die Bourgeoiſie die Mobilen, in Wien die Croaten.

Wenn früher alle Völker das franzöſiſche Volk nachgeahmt hatten, ſo ahmten jetzt all Fürſten mit neuen Kräften und der ganzen Bourgeoiſiepartei verſtärkt, den franzöſiſchen General Cavaignac nach. Die großen deutſchen Feldherrn copirten den Republikaner des National bis auf die letzte ſeiner Maaßregeln. Wer Generalsepauletten trug, hatte Anſprüche auf ein Miniſterportefeuille. Der Belagerungszuſtand von Paris ward ein europäiſcher Belagerungszuſtand

Der Sieg der Contrerevolution in Paris ward ein Sieg der Contrerevolution in Europa. Die große Arterie des europäiſchen Organismus war unterbunden und das ganze Völkerleben gefror. Mailand fiel, Prag und Lemberg wur-

den gebändigt, Wien fiel, Berlin ward geknebelt. Es war die Ebbe eingetreten — — — — Sie wird nicht ewig dauern. — —

Und ſo miſchte ſich eine tiefe Traurigkeit in mein Gefühl der Ehrerbietung, als ich Paris betrat.

Frankreich nennt ſich eine Republik und — es iſt es nicht mehr.

Nein, die franzöſiſche Republik beſteht nicht mehr. Was ſich ſo nennt, iſt gar nichts, am wenigſten eine Republik. Die franzöſiſche Republik, an die wir glaubten und an der wir hingen, beſteht eben ſo wenig als das einige Deutſchland; als das einige Deutſchland, an das wir im Mai des vorigen Jahres geglaubt! Die Reſtauration iſt da, und wer es heut wieder ſieht, findet im officiellen Frankreich nichts verändert. Man hat Fiktionen an die Stelle von Fiktionen geſtellt, Lügen an die Stelle von Lügen; die Menſchen ſind geblieben. Royaliſten befehligen die Armee, Jeſuiten haben das Unterrichtsminiſterium, der Gauner Thiers, und Bugeaud, der Schlächter der Rue Transnonain, halten Frankreich in ihrer Hand. Nur zum Hohn ſtehen Freiheit, Gleichheit, Brü-

derlichkeit an den Mauern angeſchrieben. Hier giebt es keine Freiheit, denn der Arme iſt nirgends frei, keine Gleichheit, denn noch nährt ſich der Müßiggänger von fremdem Schweiße, keine Brüderlichkeit, denn es giebt keine Brüderlichkeit zwiſchen Henkersknechten und ihren Opfern.

Alles iſt wieder da! Und indeſſen die Helden der Corruptionszeit conſpiriren, und die neunhundert Menſchen der Assemblée nationale ſchwatzen, berathen, Geſetze machen, wartet das Volk, darbt, hungert und friert, und ſammelt Pulver und Waffen zu einem neuen und noch verzweifelteren Kampfe.

Neu Frankreich iſt keine Republik mehr. Die Republik liegt in den Kerkern mit Barbès und Raspail, ſie iſt transportirt mit den Kämpfern des Juni, ſie iſt exilirt mit Louis Blanc und Cauſſidière. Frankreich iſt vorerſt nur der in ſeiner Revolution gehinderte und unterbrochene Staat, der den König verloren und alles andere behalten hat. Dafür iſt es aber noch unter die Knechtſchaft der Verarmung gekommen; bleich, krank, elend, vom Blute ſeiner Kinder beſprengt, arm wie eine Bettlerin liegt das Land da, das einſt

das stolzeste und blühendste war, und aus dem Besitze des Afrikaners Cavaignac ist es in den Besitz eines Idioten übergegangen, dessen ganzes Verdienst darin besteht, der Schatten eines Namens zu sein.

Lernen wir am Zustande Frankreichs begreifen, welche ungeheure Arbeit das Revolutioniren und Republikanisiren eines Staates ist. Frankreich, die französische Republik ist fast erstickt, im Kampfe mit der Coalition der Monarchien draußen, die sie durch Complotte zu Tod hetzen wollen, fast erstickt im Kampfe mit der Coalition der Feinde im Innern, Feudalisten, Clerus, Capitalisten, Royalisten aller Farben, welche das Proletariat, das die Revolution gemacht, und die Republik, die sich gegen sie kehrt, auszuhungern geschworen haben... Das letzte Complott ist das furchtbarste. Und doch wird sie siegen, die Republik in Frankreich, die jetzt besiegte, zurückgedrängte, von den Capitalisten ausgehungerte, von der Militärmacht erdrückte Republik. Sie wird siegen durch die ungeheure, nicht zu entwaffnende, wahrhaft unzerstörbare Kraft des Volks, trotz der corrumpirten

Bourgeoiſie, trotz dem im Finſtern arbeitenden Clerus, trotz allem Gold und allen Ränken der Legitimiſten und Louis-Philippiſten, den Männern der Kartätſchen und des Gottesgnadenthums, trotz Barrot und Thiers und dem Strohmann Louis Napoleon. . . .

Der Geiſt von Paris iſt noch nicht gebändigt. Er ruht und beſinnt ſich und ſammelt Kraft zum neuen Kampf und ermißt die Stunde zu noch furchbarerem Losbruch. Mit ungeheurem Schmerze gebiert die Zeit. Von allen Mächtigen der Erde verfolgt, verläumdet und umſtellt, bleich und elend, preßt ſie ihre Hände krampfhaft an ihren zerriſſenen Schoos. Treten wir mit Trauer und Ehrerbietung an das Bett der kreiſenden Rieſin!

Ankunft.

6. Januar.

Es war kaum 6 Uhr, als wir im Bahnhofe abgesetzt wurden. Der Morgen dämmerte kaum, und ein feuchter, erstickender, übelriechender Nebel hüllte die Stadt in undurchdringliche Schleier. Einzelne Pikets Soldaten lagen im Bahnhofe. Die Wachtfeuer qualmten und beleuchteten die finstern bärtigen Gesichter der lagernden Gestalten mit rothen Hosen und grauen, wollenen Kaputzen. Kein Gespräch, kein Laut nah oder fern, kein Ton, kein Licht kam aus dem ruhenden Häusermeer herauf, das unten in der Tiefe unabsehbar ausgebreitet ruhte.

Eine kalte böse Nacht lag hinter mir. Wir waren langsam in die weiten Schneefelder hineingefahren, zeitweise schlafend, zeitweise aufgeschreckt durch das Feststitzen der Lokomotive im

Schnee oder durch das Verſagen der Räder auf dem Glatteis der Schiene. Nun war ich in Paris. Die Zahl der Reiſenden, die ſchlaftrunken und verdrießlich aus den Waggons heraus kamen, war klein, einige deutſche Flüchtlinge, einige belgiſche Kaufleute. Sie ſtiegen in die wartenden Omnibus; ich trug mein Gepäck in ein Cabriolet und ſagte dem Kutſcher, ins Quartier St. Germain hinüber zu fahren.

„Herr, erwiederte der Mann, ich ſage es Ihnen voraus, damit wir uns nicht zu ſtreiten haben, die Fahrt koſtet zwei Franken und fünfzig Centimen. Der Weg iſt weit; es iſt eine Nachtfahrt und das Pflaſter iſt ſo verdammt glatt, daß ich mein Pferd werde führen müſſen, wenn wir die Rue poissonière hinabfahren. Die Zeiten ſind ſchlecht und es muß alle Welt leben.“

Schon gut, fahrt zu.“

Ich befand mich auf einem Terrain das ewig unvergeßlich bleiben wird. Dort auf der Anhöhe zwiſchen der Barrière Poissonière und der Barrière Rochechouart liegt eines der blutigſten Schlachtfelder des Juni. Wer hörte nicht vom Clos St. Lazare? Es liegt in der Nähe.

Wir fuhren weiter. Auf einem weiten runden Platze, Place Lafayette, zu dem wir jetzt kommen, steht schön und malerisch die Kirche Vincent de Paul. Ein neues Schlachtfeld, diese Kirche. Sie war an jenem furchtbaren Tage des 23. Juni eine Citadelle der Insurektion geworden. Stundenlang arbeiteten die Kanonen gegen die haushohen Barrikaden, die sie von allen Seiten umschlossen; ein Theil der Bürgergarde dieses Stadttheils, in welcher Barbès Hauptmann gewesen, war dort zum Proletariat übergegangen und focht mit erbittertster Wuth. Lefevre fiel in dieser Gegend.

Alles dies drang auf mich ein, als ich so langsam über den Platz fuhr und die Kirche traurig durch den Nebel daher schimmern sah. Bald begann die Straße gäh hinabzugehen, der Kutscher stieg ab, und führte sein Pferd, das bei jedem Schritt ausglitt.

Kein Mensch, kein Ton, kein Licht. Nichts was sich rührte oder bewegte, alles leer und öde, wie in der Todtenstadt der Fabel.

Endlich, nach langer, mühseliger Fahrt kamen wir in besser aussehende Gassen und kreuzten den Boulevard. Eine kurze Strecke. Dann

fuhren wir wieder dem Innern der Stadt zu, durch jenes ſchwarze traurige Labyrinth, das mit der Rue Montorgeuil anfängt und mit der Kirche St. Eustache endet. Aber noch düſterer ward es, als wir auf die Place des innocents kamen. Dort hatte die Stadt ein wahrhaft grauenhaftes Anſehn. Von dem Knäul alter, baufälliger Häuſer, die dort ſeltſam zuſammengedrängt eine ſcharfe Ecke in den Markt hinein bilden, hatte man die Hälfte abgetragen. Zackig und düſter ſtarrten die Ruinen in den neblichten Himmel hinein. Wie aufgeriſſene Leichen ſtanden die Häuſertrümmer da, ein Chaos von Schutt und Baugerüſt, die ſchwarzen Streifen an den Wänden, durch alle Stockwerke laufend, die den einſtigen Schlot bezeichneten, glichen ſchwarzen, ſchlaff herabhängenden Fahnen. Nicht häßlicher kann Feuer und Krieg entſtellen, als hier die Arbeit des Maurers. Dieſer Häuſerklumpen erſchien mir das Bild von Paris nach der Juniſchlacht, und ich ſagte vor mir hin das Wort eines römiſchen Schriftſtellers über die zerſtörte Stadt: urbis deforme cadaver!

Wir kamen zur Seine. Ruhig unter den

Gaslampen der Brücken und Quais glitzernd floß der Strom dahin und umſchloß mit ſeinen beiden gewaltigen Armen die alte Cité, die mit ihren hohen, grauen Häuſern, mit ihren ſeltſamen Giebeln und Zinnen, wie ein phantaſtiſches Felſeneiland, wie ein ungeheures Geiſterſchiff dalag. Alte Cité, Wiege von Paris, Stadt der Wunder, wo Cäſar und Julian der Apoſtat gehauſt und der heilige Marcellus den großen Lindwurm erlegte, Inſel, wo die Notredame ihre ſteinernen Arme verſtümmelt in die Lüfte ſtreckt, auch du weißt von jenem furchtbaren Kampf zu erzählen! Du kannſt ihn vergleichen mit dem Kampfe der Bourguignons und Armagnacs, der auch deine Mauern röthete, — aber was war er dagegen! . . . .

Im Quartier St. Germain, das wir jetzt erreichten, nach ſtundenlanger Fahrt, regten ſich bereits die erſten Lebenszeichen der erwachenden Stadt. Dort war eine ganze Armee ſeltſamer und trauriger Geſtalten auf den Beinen. Die Gaſſenkehrer, die zuerſt wachwerdenden Kinder der großen Städte, ſtanden dort in der ganzen Seltſamkeit ihrer Lumpen, in Reih und Glied,

den Beſen auf der Schulter und bereiteten ſich zu ihrer Arbeit vor. Lumpenſammler und ihre Weiber, den Korb auf der Schulter, den Hacken in der einen, die Laterne in der andern Hand irrten von Gaſſe zu Gaſſe und ſuchten ſchweigend und tiefſinnig nach Schätzen von dem Werth eines Stückchen Papiers, oder eines Glasſcherbens. Einige Schnapsbuden hatten ſich aufgethan; bei dem Stümpfchen Licht, das die Spelunken erleuchtete, that das frühwache Volk ſeinen Morgentrunk. Es war ein trauriges unheimliches Bild; wer Paris in ſolcher Stunde und mit ſolcher Staffage nach langer Abweſenheit wieder ſah, der begann zu zweifeln, daß dieſe Stadt je wieder zu Lärm, Glanz und Schönheit erwachen könne. So traurig war alles rings herum, daß es dem Fremden ſchien, ſie ſei die Metropole des Elends geworden, dieſe Stadt, die noch unlängſt der Ballſaal der Welt, das große Freudenhaus Europas geweſen.

Und doch fand ich Paris, als ich einige Stunden ſpäter auf die Gaſſe hinauskam, wenig oder gar nicht verändert. Daſſelbe Gedränge die Trottoirs hinab und hinauf, daſſelbe Durch-

einander von Röcken und Blouſen, daſſelbe Geraſſel von Karren und Wagen. Die Omnibus von allen Farben wieder da, die als Barrikaden gedient, und thurmhoch auf ihnen thronend, die Kutſcher mit ihren farbiglacirten Hüten! Dieſelben Verkäufer, Jeder von den tauſend Arten, mit einem eigenen Rufe, und dadurch kenntlich wie die Vögel im Walde. Dieſelben Laden mit demſelben Flitter, und in ihnen dieſelben Damen des Comptoirs mit demſelben Lächeln den Käufer empfangend wie ehemals. Dieſelben Zettel an den Mauerecken, alle hoch, hundertfarbig und mit wunderbar großen Lettern — nicht etwa wie ſonſt die rothen Zettel der Clubbs von Barbès und Blanqui unterſchrieben, die der Schrecken aller Wohlgeſinnten waren — nein die alten Zettel aus der Louis Philippiſtiſchen Zeit, die täglichen Verkünder theatraliſchen, muſikaliſchen und choreographiſchen Puffs, mit den wohlbekannten Unterſchriften: Jardin d'hiver — Nuit venitienne — Fête romaine — 10000 Gasflammen — und daneben die Zettel der vierunddreißig Theater von Paris. Dieſelben großen Herrn in ſeiner Toilette, das rothe Band

der Ehrenlegion doppelt in Rock und Ueberrock; dieſelben kleinen Griſetten im ſchwarzen Kleid, in der einfachen Haube, die große Putzwaarenſchachtel in der einen Hand, mit der andern das Kleid poetiſch ſchürzend, um den kleinen Fuß zu zeigen.

So hat denn die Sündfluth dieſes Jahres alles unverſehrt gelaſſen? fragt man faſt unwillig. Ja wohl, iſt die Antwort. Nur einiges neue Ungeziefer iſt von der großen Ueberſchwemmung her auf dem Pflaſter liegen geblieben, die gardiens de Paris und die Mobilen.

Die gardiens de Paris ſind eine neue Art Polizeidiener, die von Cauſſidière organiſirt wurden. Sie tragen noch den ſpitzen Hut mit welchem zuvor Cauſſidière zum Erſtaunen von Paris herumzugehen pflegte, und haben deshalb den Namen der Pariſer Tyroler erhalten.

Sie ſollen noch tief „demagogiſirt“ ſein und ihr revolutionärer Urſprung ärgert die jetzige Reſtaurationspartei. Sie ſollen bald reorganiſirt und anders gekleidet werden.

Neugierig blickt man auf die Mobilen, dies berühmte Geſindel, dem die honette und ge-

mäßigte Republik ihr Fortbeſtehen zu danken hat. Es iſt bewaffnete Canaille im wahrſten Sinne des Worts, wahrhaftes Lumpenproletariat im Gegenſatz zum arbeitenden Proletariate. Bartloſe Jungen, mit liederlichbleichen Geſichtern, ſtehen ſie, die Szerezaner von Paris, in ihren rothen Tſchakos und graublauen Mänteln haufenweiſe vor den Thüren ihrer Kaſernen und kauen Tabak.

Henker Cavaignacs! ruft ihnen hie und da ein vorübergehender Blouſenmann zu.

Sie lachen.

Sie lachten auch im Kampfe und tanzten den Cancan im Kugelregen, wie ſie es vor den Barrieren zu thun gewohnt waren.

Das ſind die Helden, die von den ariſtokratiſchen Damen von Paris mit Blumen beworfen und ſogar nach Haus genommen wurden.

Das Wetter iſt ſonnig und mild. Wir gehen durch das Palais Royal, es iſt der glänzende Bazar wie früher. Die Laden ſind nicht geſchloſſen, wie es hie und da ein Zeitungsſchreiber erzählte, ſie prangen noch von Schmuck und Juwelen und buntem Trödel wie ehemals. Ein Flügel des Palais Royal iſt eine Kaſerne geworden.

Elsässisches Militär liegt dort, Trommeln wirbeln unter den Arkaden, von Zeit zu Zeit tönt ein Tusch, und aus den Fenstern, in denen die Soldaten plaudernd liegen, schallen deutsche Lieder herunter.

Ein unvermeidlicher Begleiter auf Schritt und Tritt ist Herr Louis Napoleon. Ueberall glotzt dasselbe blöde Gesicht hinter den Fenstern der Buch- und Bilderläden hervor, ein Gesicht, an dem alle Schmeichelei der Malerkunst scheitert. Daneben der Todtenkopf Cavaignac und — welche Ueberraschung — die österreichische Trias: Jellacic, Radetzky und Windischgrätz. Aber wir sind ja im aristokratischen Viertel von Paris. Steht nicht die Börse gerade gegenüber?

Das Gewühl auf den Boulevards ist nicht gelichtet. Dort wogen an beiden Seiten zwei Menschenströme von früh bis Abends spät und versiegen nicht. Neue Passagen haben sich geöffnet, die prächtigen Laden prunken und flimmern wie ehemals. Wie großartige Seeungeheuer, Leviathans auf Rädern, rollen die Omnibus hinab zur Madelaine, und dazwischen rasseln die Cabriolets und Kalleschen. Jede Straßenecke ist

noch wie ſonſt ein Blumenmarkt, da ſitzen die Blumenverkäuferinen und binden ſchon Sträuße aus friſchen Veilchen. Paris verbrauchte ſonſt täglich für 3000 Franken Veilchen und Roſen; auch dieſe Leidenſchaft hat ſich erhalten.

Endlich etwas Neues, endlich etwas, was an das kurze heroiſche Zeitalter von Paris erinnert! Dort ſteht ein Freiheitsbaum. Freilich ſind die Tage fern, wo er grünte und in ſeinem wehenden Wipfel die phrygiſche Mütze und die Fahnen aller Völker trug! Der arme Pappelbaum iſt verdorrt, verdorrt, wie die Hoffnungen des März; aus ſeinen Fahnen ſind mißfarbige, zeriſſene Fetzen geworden und kahl und laublos ſtreckt er die Aeſte in den winterlichbleichen Himmel.

Boulevard des Capucines! dort ſteht ein altes Haus mit hohen Schornſteinen, hinter einer Vorhofmauer mit hohem Portal verſchanzt und von alten, äſtigen Lindenbäumen beſchattet. — Es iſt das Haus Guizots, das Miniſterium des Auswärtigen. Hier fiel die mörderiſche Salve, hier erſcholl es Verrath! — und bald waren die Leichen auf die Karren geſchichtet, die Fakeln angeſteckt — und Rache — Rache — Rache

tobte es durch die Stadt, bis die Glocken zu ſtürmen anfingen und die rothen Tücher in Blut getaucht, alles Volk zum Kampf aufriefen.

Jetzt iſt ein klöſterlicher Ernſt auf dieſem Hofraum und ſein ſchwarzes Gebäude gelagert. Zwei Wachen, die ſich vor dem Thore kreuzen, ſcheinen das einzige Lebende hier zu ſein und auf der Mauer, die Guizot bewohnte ſteht in ſchwarzen Lettern: Liberté, Egilité, Fraternité.

Wir ſind auf dem Platz de la Concorde. Der ſchöne Platz iſt belebt wie ehemals, mit Spaziergängern, Equipagen und Reitern. Wie groß und prächtig iſt hier alles! Von jenſeits der Seine blickt die Deputirtenkammer wie ein griechiſcher Tempel herüber, dort, wo ſich die Rue nationale weit öffnet, blickt die Madeleine, auf der ruhigen Pracht ihrer Säulen ruhend, wie ein anderes Götterhaus herüber. Paläſte von allen Seiten, von fern herblickend die Tuillerien, davor der herrliche Park, mit weißen Götterbildern von Marmor bevölkert. Auf der andern Seite der belebte Wald der elyſäiſchen Felder, von der Avenue de Neuilly durchſchnitten, über die ſich der arc de l'étoile groß und mäch-

tig erhebt. Und auf dem Platze ſelbſt Fontainen, wo die Flußgötter ſich das Waſſer ins Geſicht ſpeien, goldene Candelaber — und inmitten all der Pracht dort wo am 21. Januar das große Exempel ſtatuirt wurde, der Obelisk des Egypterkönigs Oſymandias, der alte Stein, der nach einander Moſes und Pharao, Cäſar und Pompejus, Alexander, Herodot, und Napoleon an ſich vorüber gehen ſah. . . . .

Die Sonne wird warm, der Himmel ſchenkt der Welt einen Maitag im tiefſten Winter. Thut er es, damit die Armen in ihrer Hütte nicht zu ſehr frieren? Doch immer reicher und üppiger wird das Menſchengewühl, ſtattliche Wagen kommen herangefahren und rollen die Elyſäiſchen Felder hinab, denn es iſt die Stunde, um welche der Präſident ſeinen Ritt zum Arc de l'étoile zu machen pflegt. Wie ſie herankommen ihn zu ſehen, wie ſie ihm den Hof machen, die noch vor einem Monat über ihn lachten! O Revolution! Du haſt zu kurz gedauert. Nichts, nichts haſt du vernichtet.

— — — — — — — — — —

Als der Abend kam, da wogte wieder, die

Boulevards hinauf und hinab, von der Madelaine bis zur Porte St. Martin, der große lärmende Jahrmarkt von Paris, die ewige lachende Kirmeß. Wie blühende, gelbrothe Tulpen in einem unabsehbaren Beete flackerten die Gasflammen auf ihren Candelabern durch die Nacht daher, und wie Leuchtkäfer über die Tulpenbeete hinseegelnd flohen die tausend Lampen der Wagen. Die Läden prangten bis ins erste Stockwerk hinauf, wie phantastische Schlösser; Gold, Flitter, Juwelen, Blumen, Tücher, Teppiche, Bronze und Vasen prunkten, leuchteten zum Verkauf. Und auf dem Trottoire vor den Theatern und Cafees lustwandelte die Menge in der lauen Winternacht.

Ich verließ das alles und ging durch das Labyrinth der Stadt, über die Brücke der Seine in andere Quartiere hinüber, denn ich hatte einen Gang an's äußerste Ende des Faubourg Monceaux abzuthun. Durch die Rue St. Jacques immer hinansteigend, kam ich am Pantheon vorbei, das riesig mit seiner säulenunterstützten Kuppel in den Himmel hinaufragt, und war bald in einem der wildesten Viertel. Immer enger und

finſterer wurden die Gaſſen, die Häuſer oft zehn Stockwerk hoch, wuchſen ſchwarz und drohend wie Felſenwande empor und ließen nur einen ſchmalen dunkelblauen Streif des Himmels ſehen Ich kam in die Rue Mouffetard. Seltſame Welt, wer das nicht geſehen, kennt Paris nicht! Eine andere Luft weht dort, andere Menſchen hauſen dort und ſprechen eine andere Sprache. Alles wimmelt von Volk; die zehn Stock hohen, menſchenüberfüllten Häuſer ſind wie wühlende Ameiſenhaufen. Hier wird kein Rock geſehen, hier herrſcht die Blouſe, und die Kappe ſitzt ſchief auf dem ſchwarzen ſtruppichten Haare. Weiber mit undenklichen Hauben keifen und ſchreien, Kinder in ſchmutzigen Lumpen ſpielen im Koth. Seltſame Schenken hallen von Lärm und Geſang, werfen durch ihre Vorhänge düſtere Lichter auf das Pflaſter und erfüllen die Luft vom Geruch der ſeltſamſten Frituren. Laternen hängen über den Thüren, Zettel mit Ziffern ſchwanken darunter, hier wird der blaue Wein zu zwei und vier Sous getrunken. Waarenlager von ſeltſamſter Art ſind Haus bei Haus: altes Eiſenwerk, altes Kleiderzeug, undenkliches Geräthe

aller Art hängt in dieſen Spelunken. Lumpen und Kleider trocknen an allen Fenſtern. Obſt und Fleiſch vom erbärmlichſten Ausſehen liegt bei hundert Krämern zum Kauf. Die Geſichter der Männer ſind ſchön von Wildheit, alles hat ſchwarze Augen, ſchwarze Bärte. Hier arbeitet alles raſtlos, die Fenſter bleiben bis unter's Dach tief in die Nacht hinein helle, und doch kommt kein Glück ins Haus. Hier iſt alles arm; doch ehe er ſeine Hand nach einen Almoſen ausſtreckt, verhungert der Proletarier lieber, der hier wohnt Wundert Euch dieſer Stolz? Wir ſind im zwölften Arrondiſſement, im wahren Barrikadenviertel von Paris. Hier wird jedes Haus eine Feſtung, wenn draußen die Trommel wirbelt, und mit der alten Flinte, mit Fenſterblei und Nägeln geladen, ſteigt der Arbeiter hinab, wenn die Stunde gekommen. O Paris, dachte ich, indem ich ſo zwiſchen der Rue Mouffetard und der Rue Copeau ſtand, ich verdenke dir's nicht, daß du zitterſt, wenn der Ruf erſchallt: die Vorſtädte ſteigen nieder! Sie werden bald wieder niederſteigen, den Juni zu rächen. Wirſt du dir dann

helfen können mit Soldaten und Mobilen, glänzendes, glückliches Paris?“

Noch monologiſirte ich ſo, da ſtieß ich auf eine Gruppe Menſchen, in deren Mitte ein junger Mann mit einer Blouſe ſtand. Es war ein ſchöner junger Kerl mit bleichem Geſicht, ohne Bart, mit ſchwarzem Haar und einem abgeſchoſſenen Arm, ein Sänger. Mehrere Lieder mochte er ſchon geſungen haben, bevor ich hinzukam, jetzt ſollte er ein neues anſtimmen. Ich miſchte mich unter die Zuhörer und bereue nicht es gethan zu haben. Der junge Menſch begann bald mit voller tönender Stimme:

Les soldats du désespoir.

„Wer zieht heran mit einer hallenden Trommel, arm, zerlumpt, ohne Strumpf und Schuhe? Es waren meine Freunde, meine Brüder, die Unglückſeeligen. Lumpen, und Flicken ſind die Uniform der Soldaten der Verzweiflung.

Sie lieben die Tribüne aus Pflaſterſteinen. Wenn ſie der Aufruhr wachruft, dann zittere harter Arbeitsherr! Der Hunger iſt ein guter Werber, er rekrutirt zu Tauſenden die Soldaten der Verzweiflung.

O Hohn! Kreuze im Bürgerkrieg! und Or-

densſterne! Mancher Mobile wird geſchmückt für ſeine traurige Waffenthat. Kein Kreuz ziert je die Bruſt des Soldaten der Verzweiflung.

Exil! bittres Wort für jene die geſagt: beſſer fallen durchs Blei als verhungern oder die Hand nach dem Almoſen recken! Du dauerſt mich, ſchönes Paris, du wirſt das Grab des Soldaten der Verzweiflung.

Mörder habt ihr ſie genannt, dieſe Arbeiter! Wann haben ſie, wenn ſie Sieger waren, ihre Dränger füſilirt, wie ihr es thut? Sie verziehen Euch, denn ſie dachten: Ihr habt ja auch Mütter, wie wir, die Soldaten der Verzweiflung.

Ihr ſchickt uns übers Meer. Ihr könnt es. Aber verachten dürft ihr uns nicht. Wenn der Kampf vorbei, wie drücken dann die Ehrgeizigen die ſchwieligte Hand dem Soldaten der Verzweiflung!

Führt uns vor Kriegsgerichte, aber vergeßt nicht, daß jedem Vater in ſeinem Sohn ein Rächer erwachſe. Die Waiſen, wenn ſie ſprechen gelernt, werden auch verfluchen lernen, die Buben, wenn ſie groß, werden ſelbſt Soldaten der Verzweiflung.

Um uns an die Kette zu ſchmieden, entwaffnet ihr uns, könnt Ihr auch unſern Zorn entwaffnen? O Gott höre unſere Klage, wiege ſie, wenn ſie gerecht iſt. Sie führen eine heilige Sache, die Soldaten der Verzweiflung."

Der junge Man hatte geendigt. Die Umſtehenden näherten ſich ihm, und mancher kaufte ſein Lied. Auch ich war unter dieſen. Von den Fenſtern kamen Sousſtücke in weißes Papier gewickelt herab, und nun ſah man erſt, daß Weiber hinter den Fenſtern zugehört hatten.

Ich ging meinen Weg weiter, bänger, aber aufgeregter als je. Wie Paris auf einem Vulkan ſtehe, ward mir ganz klar. Und immer mußt' ich wieder den Schlußvers des Liedes vor mir herſagen:

Sie führen eine heilige Sache, die Soldaten der Verzweiflung.

Der Präſident.

6. Januar.

Mit thriumphirendem Lächeln kommen die alten Royaliſten auf uns zu, die Feinde der Republik, die ſich am Buch Guizot's de la Démocratie, wie an der Bibel der monarchiſchen Autorität erbauen.

„Sprechen Sie noch einmal von der Vernünftigkeit der Maſſen, von der Mündigkeit des Volkes", ſagen ſie. „Louis Napoleon, das heißt ein halber Idiot, iſt zum Präſidenten der franzöſiſchen Republik gewählt worden und mit faſt ſechs Millionen Stimmen."

„Nicht wahr," fahren ſie fort, „es lohnt ſich der Mühe Revolutionen zu machen um zu ſolchen Reſultaten zu gelangen? Die Demokraten erklären das Volk für ſouverän. Was geſchieht? Es giebt ſich ſelbſt von Neuem einen Herrn. Aber

nicht etwa den Beſten oder Begabteſten wählt es Nein, es nimmt ſich einen Menſchen, der vor ganz Europa für einen Dummkopf gehalten wird. Die Demokraten zerſtören das Princip der Erblichkeit des erſten Staatsbeamten. Was geſchieht? Das Volk wählt wieder einen Menſchen, deſſen ganzes Verdienſt in der Erblichkeit des Namens beſteht. Seit achtzehn Jahren kämpfen die Republikaner auf den Barrikaden, laſſen ſich von Bugeaud und Thiers in der Straße Transnonain zuſammenſchießen, ertragen Kerker und Exil. Endlich gelingt es ihnen die Republik zu begründen. Was geſchieht? Ein Menſch, der ſich nie an ihren Kämpfen betheiligt, nimmt den neuen Staat in Beſchlag, ſteckt ſeine Civilliſte in die Taſche und regiert nicht beſſer und nicht ſchlechter als ſonſt die Könige regierten. Nun ſage noch Einer: Volkes Stimme, Gottes Stimme; wenn das Volk ſpricht, ſpricht es wie ein Betrunkener. Allgemeines Stimmrecht! Die Demokraten haben es proclamirt und die Demokraten müſſen es wieder zurücknehmen. Es verkündigt nichts anderes, als die unerſchütterliche Dummheit der Maſſen."

Liebe Royaliſten, muß man darauf antworten, alles dies beweiſt nichts. Die Wahl Louis Napoleon's iſt nicht der Ausdruck des franzöſiſchen Volkswillens, es iſt der Ausdruck der in ſich ſelbſt zerfallenden, aber in ihren Fractionen furchtbar ſtarken Contrerevolution in Frankreich. Die ſechs Millionen Stimmen für Louis Napoleon ſind nichts anderes, als der arithmetiſche Ausdruck für verſchiedene Arten von Proteſten gegen den jetzt beſtehenden Zuſtand, wo ſich Rathloſigkeit und Intrigue ſeltſam durch einander miſchen; die Stimmen *für* Louis Napoleon ſind in ihrer unendlichen Mehrheit Stimmen *gegen* die andern Candidaten. Dort bedeuten die Stimmen für Louis Napoleon: nicht die Männer des National, nicht Cavaignac, aber durch den Weg der Anarchie Ledru Rollin oder Raſpail; dort wieder bedeuten die Stimmen für Louis Napoleon: nicht Ledru Rollin oder Cavaignac, aber durch den Weg der Anarchie Heuri V., oder den Prinzen von Paris. Sieht man nicht oft in Poſſen und Comödien, daß allerlei Intriguanten, die gegeneinander arbeiten, ſich auf einen und denſelben Ort beſtellen, oder ein und daſſelbe Wort zur Parole nehmen,

um irgendwo eingelaſſen zu werden? Louis Napoleon iſt eine ſolche an und für ſich nichtsſagende Parole ſolcher gegeneinander arbeitenden Partheien. In Zeiten des Waffenſtillſtandes, wo ein Theil ſcheinbar Sieger, ein anderer ſcheinbar beſiegt iſt, pflegt ſich ſolches Zufallſpiel zu ereignen. Und ſo bedeutet Louis Napoleon hier rothe Republik, dort weiße Monarchie, hier Socialreform dort Rückkehr zum Feudalismus, hier Krieg dort Frieden, hier Fortſchritt dort Rückſchritt, hier Proudhon Finanzminiſter, dort Montalembert Cultusminiſter, hier einen König von Gottes Gnaden dort nicht einmal ein Präſidenten. Nur in der kleinſten Summe bedeutet Louis Napoleon gar nichts, das heißt den Neffen ſeines Onkels, die Tradition, die Erblichkeit. Nur bei einigen Millionen Bauern und Invaliden iſt Napoleon der Kleine an und für ſich als der Verwandte Napoleon des Großen gewählt worden, und ſomit iſt die Dummheit bei der Wahl wirklich in der Minorität geblieben."

Dieſe Argumentation iſt ſo wahr, ſo unwiderlegbar, daß ich nichts Erhebliches gegen ſie habe einwenden hören.

Betrachten wir nun die Wahl näher. Es waren fünf Freier, die ſich der jungen Republik vorſtellten und um ihre Hand anhielten. Lamartine, der Wolfram von Eſchenbach vor dieſer neuen Mathildis, brachte ſeine goldene Leier mit und machte ſeine poetiſchen, religiöſen und politiſchen Meditationen als Berechtigungen zur höchſten Ehre geltend. Cavaignac brachte ſeinen tapfern Degen, mit dem er die Bourgeoiſie in den Junitagen vor Zwangsanleihen und Progreſſivſteuern gerettet. Raſpail endlich, der edle Greis präſentirte ſich als den evangeliſchen Socialiſten, der die Welt auf die Verbrüderungsideen der erſten Chriſten zurückführen wolle. Ledru Rollin war der eigentliche Geliebte der Republik, ſie hatte ſich ihm ſchon zu verſchiedenen Malen am 16. April und am 15. Mai in die Arme werfen wollen, aber traurige Schickſale, eine ganze Tragödie von Haß und Blut war dazwiſchen gekommen, die Feinde hatten geſiegt, die Republik durfte nicht an Ledru Rollin denken. Was geſchah? Die Republik, die den Poeten, den Soldaten und den Arzt nicht mochte und die nicht mehr an Ledru, „den Enkel

Dantons“ glaubte, den man bei ihr ſo böswillig verleumdet hatte, die Republik, ſage ich, die nun einmal einen Präſidenten, einen Herrn erhalten ſollte, wählte den dummen Jungen Louis Napoleon, der gar nichts war, gar keinen Grund zu Anſprüchen hatte, weil ſie ſeiner am leichteſten wieder ledig werden zu können hoffte.

Ich verlaſſe die Allegorie und komme auf die Thatſachen. Die republikaniſche Bourgeoiſie, die Parthei des National, die honette und gemäßigte Republik vereinigte ihre Stimmen auf Cavaignac. Cavaignac, ich glaube dies noch immer, iſt ein redlicher Charakter, eine gerade, offene Natur in Mitte jener ehrgeizigen, ariſtokratiſchen und unredlichen Parthei des National. Als Sohn eines Conventmitgliedes, als Bruder des edlen Godefroy Cavaignac, als Soldat, der unter Louis Philippe ſeiner republikaniſchen Ueberzeugungen wegen zurückgeſetzt geweſen, und ſeine Generalsepauletten nur ſeiner perſönlichen Tapferkeit verdankte, iſt er in ſeinem Herzen gewiß treu republikaniſch geſinnt. Rechtſchaffen und tapfer, aber ſtarrſinnig wie ein Krieger, in ſol-

datiſch engbegrenzter Anſchauung befangen, Feind aller Progreſſion, war er von vornherein in oppoſitioneller Stellung zu den Socialreformern getreten. Ein tragiſches Fatum ſuchte ihn heraus. Ein Aufſtand, der, wie Jedermann jetzt geſteht, durch gelinde Conceſſionen; durch eine einfache Deputation hätte beſeitigt und beigelegt werden können, nimmt durch die verletzende Härte der Assemblé nationale einen furchtbaren, in aller neuen Geſchichte unerhörten Charakter an. Cavaignac wird auserkoren ihn niederzuſchmettern. Er, der Soldat, als Werkzeug zu handeln gewohnt, frägt nicht, ob der Aufſtand vielleicht ein gerechter, er rüſtet ſich, ihn zu bekämpfen, und beſiegt ihn — aber wie? Nach fünftägiger, gräßlicher Schlacht, Zerſtörung eines Zehntheils von Paris und Aufgebot aller militäriſchen Kräfte des Landes. Und kaum iſt Cavaignac Sieger, ſo erheben ſich furchtbare Anklagen gegen ihn. Der Umſtand, daß er ſo lange gezögert den Juniaufſtand anzugreifen, daß er alle Rathſchläge anderer Generäle zurückgewieſen, um ſtarrſinnig einen eigenen ſeltſam berechneten Plan zu verfolgen, bringt ihn bei Dieſen in Verdacht, er habe nach einem

furchtbaren Kampfe, ſich auf den Trümmern der Republik eine Diktatur ſchaffen wollen, bei Andern, er habe abwarten wollen, wohin ſich der Sieg kehre, um ihn dann in eignem Vortheil auszubeuten. Die geſchlagene Partei endlich wirft ihm vor, er habe den Aufſtand abſichtlich wachſen laſſen, um die ganze Armee des Proletariats und der Socialreformer für ein und allemal zu vernichten.

Eins iſt unbeſtreitbar; nach dem Juniſiege iſt Cavaignac ganz und gar der Reaktion verfallen und handhabt die ihm übergebene Diktatur mit wahrhaft afrikaniſcher Energie. Paris wird mit Truppen überſchwemmt, Preſſe und Verſammlungsrecht vernichtet, Denuntiationen, willkürliche Verhaftungen, Transportationen, eine wahre Schreckensherrſchaft kömmt durch ihn an die Tagesordnung. Im Parlamente wirft er erbittert alle Schuld an dem Unglück Frankreichs auf die Linke und die Bergpartei, er ſpricht gegen das Arbeitsrecht und gegen die Amneſtie.

Als nun die Präſidentſchaftfrage herankömmt, thut Cavaignac alles, um ſich der Ordnungspartei gefällig zu machen. Er gibt Italien Preis,

und will für den Pabſt interveniren. Umſonſt, er kann durch dieſe Schritte, die Royaliſten nicht für ſich gewinnen, die in ihm noch immer den Republikaner ſehen und ihm ihre Stimmen nicht geben wollen; die Proletariatspartei aber empfindet den tiefſten Abſcheu vor dem Helden, deſſen Geſtirn ſo roth von Bürgerblut im Horizonte aufgegangen, und thut von nun an alles, um ſeine Wahl zum Präſidenten zu verhindern. Da ſie fürchtet, daß keiner ihrer Candidaten, Ledru Rollin oder Raspail, die Majorität erhalten dürfte, giebt ſie ihre Stimme in Maſſe Louis Napoleon, damit nur Cavaignac nicht die Präſidentſchaft erhalte.

Auf der andern Seite vereinigen ſich all die zerſſenen Parteien der Legitimiſten, Orleaniſten, Anhänger der Regentſchaft, Jeſuiten, kurz alle Feinde der Republik, offene und heimliche Monarchiſten. Sie wollen der Republik ein Ende machen, aber ſie ſind noch nicht mit ihren Kriegsrüſtungen fertig, ſie wählen alſo einen Strohmann, von dem ſie glauben, daß er ihnen nicht gefährlich werden könne. Ihre Zahl vermehren die Napoleoniſten, die Schwärmer für die heroi-

ſche Kaiſerzeit. Die Armee, die mit Abgötterei an dem Namen Napoleons hängt, der Bauernſtand, der in entlegnen Diſtrikten in politiſcher Unmündigkeit lebt, glaubten in Louis Napoleon den Sohn des Kaiſers zu verehren und wollen ein Experiment machen, ob der Erbe des Namens etwas von den Gaben des Vaters in ſich trage. Deſſenungeachtet bedeutet die Wahl Louis Napoleons bei dieſen Bauern nicht den Wunſch zur Monarchie zurückkehren, ſie bedeutet einfach den Wunſch, aus dem jetzigen Zuſtand herauszukommen. Am Ober- und Niederrhein geht das Volk zur Wahl, indem es die Republik leben läßt, in Languedoc und in der Franche conté desgleichen. In der Franche conté rufen die Wähler: „Nieder mit den Reichen!“ was gewiß kein monarchiſcher Ruf iſt. Die Anhänger Louis Napoleons hatten dem Volke außerordentliche Verſprechungen gemacht; vom Augenblick anzufangen, wo man über ſie enttäuſcht iſt, wird Louis Napoleon dieſe Anhänger verloren haben.

Und ſo bedeutete Louis Napoleon für jede Partei etwas anders. Hier bedeutete ſie Nicht-Cavaignac, dort Henri V., hier die Herzogin von

Orleans, dort ein Kaiſerthum, mit allem was daran klebt von Ruhm, Kriegsluſt, Macht und Abentheuern. Es war eine Wahl, bei einem Waffenſtillſtand aller Parteien begangen. Die unendliche Mehrzahl der Wähler wählte Louis Napoleon, um ihn nicht zu behalten, ſie trug ihn auf's Capitol, um ihn von der Zinne herabzuſtürzen.

Wohl iſt die Wahl Louis Napoleons ein Akt der Contrerevolution, aber ein Akt der Contrerevolution, die in ſich zerfällt und deren Parteien ſich gegenſeitig im Schach halten. Das Produkt aller partikularen Contrerevolutionen, der legitimiſtiſchen, orleaniſtiſchen, imperialiſtiſchen, jeſuitiſch-hierarchiſchen iſt eben, durch ſeinen Urſprung von ſo vielen Vätern lebensunfähig, und von Anfang an todt geboren.

Die Wahl Louis Napoleons iſt das komiſche Intermezzo im Drama der franzöſiſchen Revolution, die Faſtnacht, die zwiſchen zwei Schlachten von verſchiedenen Parteien begangen wird. Laßt Paris wieder Kräfte ſammeln, laßt es ſich erhohlen von der Wunde, die ihm Cavaignacs Kartätſchen geſchlagen, von der Ermattung die

nach der furchtbaren Blutung über das Land gekommen, ſetzt auf die andere Seite den Fall, daß die Invaliden und alten imperialiſtiſchen Schwärmer eines ſchönen Morgens Louis Napoleon zum Kaiſer ausrufen wollten, daß die Legitimiſten einen Handſtreich zu Gunſten Henri V., des Wunderkinds zu machen gedächten, oder daß die Bourgeoiſie von Paris die Regentſchaft forderte — und man wird ſehen, was die „kleine aber verwegene Partei" die Schaar des revolutionären Fortſchritts vermag. Mit einem Streiche zerhaut ſie alle Netze der reaktionären im Dunkeln ſchleichenden Fraktionen die Frankreich zur Zeit des heiligen Ludwig, oder der neu aufgefriſchten Corruption zurückführen wollen, und wirft Louis Napoleon, den Wechſelbalg des allgemeinen Stimmrechts, wieder auf den Platz zurück, der ihm gebürt. Der Kaiſer ſchläft für alle Zeit im Dom der Invaliden.

Die Contrerevolution.

11. Januar.

Ja! der gegenwärtige Zuſtand Frankreichs iſt der einer Reſtauration, und zwar einer vollſtändig ſiegestrunkenen Reſtauration! Wie bei uns in Deutſchland ſo ſcheint auch hier die Revolution von den herrſchenden Klaſſe der Geſellſchaft als ein bloßes Ereigniß betrachtet zu werden, das — dort auf eine neue „Verſtändigung zwiſchen Volk und Fürſten“ — hier auf einen ſchlichten Miniſterwechſel hinauslief. Ja! kaum iſt ein Jahr vorbei und ſchon iſts als ſei Frankreich auf denſelben Punkt zurückgelenkt, auf den es vor den 23. Februar ſtand. Nur der Präſident an der Spitze iſt eine ergötzliche Erneuerung — ſonſt dieſelben Menſchen, dieſelben Formen, dieſelbe Politik nach Außen wie nach Innen!

Am 24. Februar ſollte Herr Odillon Barrot endlich aus der Hand Louis Philippes das Portefeuille erhalten, dem er achtzehn Jahre lang nachgelaufen. Aber ſein Name auf der Miniſterliſte beruhigte das Volk nicht. „Was iſt uns Odillon Barrot und ſein Genoſſe Thiers!“ ſagte das Volk hinter den Barrikaden. „Wiſſen wir nicht daß ſie Beide Theilnehmer an allen Skandalen, Intriguen und Verbrechen Louis Philipps waren? Nein wir haben das Kauf- und Beſtechungsſyſtem von Thiers und Conſorten, die Schlächterei der Rue Transnonain, die Septembergeſetze und die Forts um Paris herum nicht vergeſſen! Nieder mit Odillon Barrot, nieder mit Thiers! — Die Revolution ſchritt über Odillon Barrot und Thiers hinweg, ihr Reich dauerte nur einige Stunden, in welchen ſie Proclamationen an's Volk verfertigen, und Flinten und Kanonen laden ließen, um die Februarrevolution mit Feuer und Schwert zu überziehn. Die Revolution ging ſo weit über ſie hinaus! ſo weit! . . . Und nun? Nach einem Jahre der ungeheuerſten Ereigniſſe, nach der Exploſion aller ſocialen Fragen, nach dem Junikampfe und

alledem iſt Odillon Barrot, iſt Thiers wieder obenan. Auf die Ruinen, die Tauſende zerſchmetterten ſind die Zwerge wieder hinaufgeſtiegen, und ſie bauen ſich ihre Throne als ob inzwiſchen nichts vorgegangen wäre. Odillon Barrot hat nun definitiv das Porteſeuille in Beſitz, das ihm am 24. Februar wieder entgangen, er hat es von Louis Napoleon anſtatt von Louis Philippe, das iſt der Unterſchied. Thiers obwohl noch hinter den Couliſſen ſtehend, iſt die Seele des Miniſteriums, dem er Spiel und Taktik ſouffliert. Er, die Perſonification aller Louis Philippiſtiſchen Corruption und Schlechtigkeit, jetzt der Mittelpunkt aller orleaniſtiſchen Wühlerei, hält ſich klüglich noch im Hintergrunde und will erſt mit der Wiederkehr der Orleans wieder auftreten. Aber die jetzigen Miniſter ſind Puppen in ſeiner Hand und er führt ſie und regiert ſie ſo, daß ſie den Sturz Louis Napoleons, ihren eignen und den Sturz der Republik herbeiführen.

Odillon Barrot der Feind der Republikaner unter Louis Philippe, der Freund Bugeauds, ſpäter der Chef der Reaktion in der Assemblé nationale,

jetzt Minister der Republik! Das ist ein Maaßstab an dem man so recht ersehen kann, welches Stück Weg die Reaktion gemacht! Aber noch schärfer tritt die Ironie an seinen Collegen im Ministerium hervor, die er sich aus den Getreuen der Orleanisten- und Legitimistenpartei gewählt. Da ist Leon Faucher, der Nationalökonom englischer Schule, der wüthende Gegner jeder Socialreform, in dem die Unbarmherzigkeit gegen die arbeitenden Klassen System geworden, da ist Fallour, der Jesuitenfreund und Legitimist aus der Schule Montalemberts, der in seinen Schriften das Königthum, die Inquisition und — die Autodafés der Ketzer vertheidigt.

Wie sie nun losarbeiten, auf die Entdemokratisirung Frankreichs! Die Empörung gegen die Nationalversammlung und ihre Auflösung, durch den Weg von Petitionen, die eher Drohungen zu nennen sind, wird in den Provinzen systematisch betrieben!

Fallour besonders reformirt das Beamtenthum Alle republikanisch gesinnten höheren Bureaukraten, Präfekten oder Sousprästekten werden entfernt und durch treue Anhänger Heinrich des V. oder

Guizots, ergebene Monarchiſten erſetzt. Die Clubbs, die letzten Zufluchtsorte der Redefreiheit werden geſchloſſen und ihre Beſucher mit Bajonetten auseinandergetrieben, die Preſſe wird geknebelt und in Proceſſe verwickelt, die Arbeiteraſſociationen werden verfolgt und gehindert, die Führer der republikaniſchen Partei verhaftet.

Aber alle dieſe Maaßregeln ſind noch geringfügig. Die Miniſter der Republik verfolgen noch eine weit tiefer gehende und erfolgreichere Taktik. Es gilt durch immer neu ausgeſtreute Gerüchte von bevorſtehenden Aufſtänden den Credit lähmen, die Handwerker und Arbeiter aushungern, das Proletariat durch Arbeitsloſigkeit an den Rand der Verzweiflung bringen — und alles dieſes Unheil der Republik zur Laſt legen. Alle Anträge auf Finanzielle- und Budgetreformen, werden hartnäckig zurückgewieſen, damit keine Erleichterung von der republikaniſchen Regierung ausgehe. Die Organe der Provinzialpreſſe, von den Behörden des Ortes überwacht und beſoldet, organiſiren indeſſen die Verleumdung der Republik. Das Landvolk wird gegen Paris aufgehetzt, das Stocken der

Arbeit, das von der Regierung ſelbſt herbeigeführt wird, wobei ſie die Anhängern der Monarchie durch das Zurückziehen der Capitalien unterſtützen, wird den Wühlereien der republikaniſchen Partei zu Schuld gelegt. Die Socialreformer werden als eine Bande von Mord und Raubgeſindel hingeſtellt, gegen die man nächſtens eine Bartholomäusnacht eröffnen müſſe. Die Pfaffen predigen, die Adligen conſpiriren, die Nationalgarden der Städte klirren mit ihren Säbeln und ſchwören bei der nächſten Ruheſtörung nach Paris aufzubrechen und die Stadt der permanenten Revolution an allen Ecken anzuzünden.

Das iſt die Arbeit der Contrerevolution. Und indeß ſo die Miniſter der Republik ſelbſt die Republik unterminiren und nur die Stunde abwarten, wo ſie Louis Napoleon über die Klinge ſpringen laſſen und das Land irgend einem monarchiſchen Pretendenten: Henri V. oder Joinville überliefern, hält Changarnier, ein fanatiſcher Monarchiſt, der aus ſeinem Haß der Republik nie ein Hehl gemacht, Changarnier der Freund von Thiers und Berryer, alle Truppen von Paris,

Linie und Nationalgarde in der Hand, um sie auf die Republikaner zu werfen.

Louis Napoleon seinerseits ist auch Verschwörer, aber er ist es auf eigene Faust und mit Bonapartisten, die außerhalb des Ministeriums stehen. Wie die Minister royalistische, so hat er imperialistische Pläne, wie diese für Henri, den hinkenden Grafen von Chambord, oder für den Grafen von Paris arbeiten, arbeitet er für sich. Er ist nun einmal von der imperialistischen Monomanie besessen, die ihm in Straßburg wie in Boulogne so schlimme Streiche gespielt. Er glaubt sich seiner Minister, die Minister glauben sich seiner bedienen zu können. Beide Theile wünschen eine Emeute: Louis Napoleon um sich in ihr zum Kaiser ausrufen zu lassen, das Ministerium um über die Schutthaufen des Bürgerkriegs, die auch den Präsidenten mitbegraben, das gottgesabte Königthum Henri's, oder das Bourgeoiskönigthum des Grafen von Paris ins Land zu bringen.

Ist nun die Republik wirklich in Gefahr? Gewiß, aber es wird von der Klugheit der demokratischen Partei abhängen, diese Gefahr zu

beſchwören. Sie muß Geduld haben, den Verlockungen zum Losſchlagen wiederſtehen und ſich vorerſt noch auf die friedliche Ausbreitung der demokratiſchen Ideen beſchränken. Ein Aufſtand, ein Bürgerkrieg iſt das große Ereigniß, auf das die Monarchiſtenpartei ihre Hoffnung ſetzt, die Demokratie muß alles thun einen Aufſtand zu vermeiden. Jeder ruhig vorübergehende Tag iſt ein Sieg für ſie und jede ruhig vorübergehende Woche ein unberechenbarer Vortheil. Mit jeder Stunde befeſtigt ſie ſich, mit jeder wirbt ſie Tauſende von Anhängern und hat ſie ein Jahr gelebt, wird ſie keine Macht umwerfen können. Es iſt die Demokratie, die ſich organiſirt und befeſtigt in dieſer Form, die Republik heißt, und die nur einmal die einzige iſt, in der die Demokratie erſcheinen kann.

Die Legitimiſten in ihren Theilen: dem Clerus, dem alten Adel, und der hohen Bureaukratie ſind eben nicht furchtbar. Mögen ſie ihre weißen Fahnen hie und da aus den Fenſtern ſchwenken, Conventikel halten und arme Teufel bezahlen, daß ſie vive Henri V. rufen — ſie ſind eine Partei, deren Tod die Geſchichte beſchloſſen hat. Ihre

Bilderläden, wo ſie das Porträt Henri V., des „enfant de miracle neben Don Carlos und Cabrera zwiſchen Roſenkränzen und kleinen Crucifixen ausſtellen, erregen das Mitleid, kaum den Zorn der Vorübergehenden. Eine neue Vendee iſt in Frankreich unmöglich, der Stoff zu Catheluneau's und Charette's iſt ausgegangen. Niemand kümmert ſich mehr um die Legitimität und der heilige Ludwig iſt uns eben ſo gleichgültig, als ſeine unheiligen Enkel. Kann das Wunderkind die Wunde des Proletariats heilen, kann ſein heiliger Ahnherr das Deficit von 200 Millionen decken, mit dem das Budget alljährlich dem Banquerott entgegen eilt? Wenn er es nicht vermag, was will er dann? Nein, jeder weiß, auch der geringſte Mann in Frankreich, daß die Heilung der ſocialen Schäden nur von der republikaniſchen und demokratiſchen Organiſation ausgehn kann. Krone, Erblichkeit, Legitimität, Hoheitsrechte und um ſie zu ſtützen eine Pairie und zwei Kammern! Gute Leute, ihr träumt, dieſe Sachen ſind in Frankreich ſo todt, wie die Pairie Carl des Großen!

Mächtiger und gefährlicher als die Legitimiſtenpartei iſt die royaliſtiſch geſinnte Bourgeoiſie,

die der Republik einen tödtlichen Haß geſchworen, weil ſie den Handel untergraben hat. „Wir Pariſer ſind Luxus-Arbeiter“, hört man auf jedem Schritt, „wir verfertigen Schmuck, Juwelen, Blumen, theure Bücher, wir brauchen einen Hof und reiche Leute, die dergleichen kaufen.“ „Unſer Handel weißt uns auf die Monarchie an,“ das iſt — o trauriger Banquerott der Fürſtenverehrung in Europa — eines der häufigſten Argumente für die Monarchie, das in Paris gebraucht wird.

Aber Unglückliche, wollt ihr denn ewig mit dem Gelde beſchenkt werden, das man euch aus der Taſche geſtohlen? Ihr ſeid Luxusarbeiter, gut, wäre es nicht beſſer, daß die Menſchheit das Nöthige erhielte, bevor ſie das Ueberflüſſige erhält? Gewinnt ihr nicht ſelbſt dabei, wenn ſich der Wohlſtand von ſeinem einzelnen Sammelpunkte aus, gleichförmiger in die Maſſen hinein verbreitet? Jetzt kauft ein Glücklicher zehn Bücher, zehn Röcke; wenn ſich bald darauf zehn Kleinbürger jeder einen Rock, ein Buch von euch kaufen, habt ihr unter dem Wechſel des Schickſals verloren?

„Aber wir wollten die Republik gar nicht.“ Das ist wahr, o Bourgeois! Ihr wurdet mit der Revolution eigentlich mystificirt. Das Proletariat wünschte die Republik, weil es dahinter Verbesserung seines Looses suchte; nicht ihr. Ihr zündetet Lichter an und beleuchtetet die Fenster, als es hieß: Thiers sei Minister. Ihr hattet mit dem Volke: Vive la réforme électorale gerufen, weil euch das ganz nichtsagend erschien und wußtet euch vor Schreck nicht zu fassen, als das Volk von dieser Losung zum Rufe vive la république überging. Aber nun habt ihr die Republik; nur durch einen Umsturz des Bestehenden, nur durch Krieg und Revolution könnt ihr die Monarchie wieder zurückführen. Wie wollt ihr, für die das Bestehende Alles ist, ihr, die in der Erhaltung des Statusquo euren Lebenszweck findet, nun der bestehenden Thatsache der Republik zuwider Partei für eine Sache nehmen, zu der der Weg nur über Barrikaden gehen kann?

„Wir brauchen die Monarchie zum Schutze gegen den Andrang der socialen Ideen. . . .“

Wenn Ihr Euch selbst nicht zu schützen ver-

mögt, o Bürger, ein König wird euch nicht ſchützen. Brächte er auch Millionen mit, es nützte nichts; das Proletariat iſt zu ſtolz von Almoſen zu leben und fordert das Recht auf Arbeit. Wie kurz würde der Schein von Wohlſtand dauern, der etwa der Thronbeſteigung eines Henri V. folgte! Der Adel würde eine Zeitlang mehr Geld unter das Volk bringen; aber es würde vergehen, wie Schweiß auf der Stirn, und ehe ihr es euch verſähet, wäre der Pauperismus wieder da, morgen an eure Thüre pochend, wie er heute an ſie pocht. Was ihr braucht ſind nicht Könige, Menſchen der alten Welt, es ſind neue Menſchen, Reformatoren, welche das Verhältniß von Capital und Arbeit regeln, Aerzte, welche durch neue Zaubermittel den kranken Credit beleben, nationalökonomiſche Heilande, welche die Geſellſchaft retten von allgemeinem Banquerott. Glaubt, ein Rückfall zur Monarchie, kurz wie er auch wäre, würde euch wieder in die periodiſche Revolution hineinführen, und nur die Kriſe der Zeit verlängern. Die Monarchie ſtirbt überall in Europa und ehe ein paar Jahre vergangen, wird kein Goldſtück in der Welt mehr

mit dem Kopfe eines Königs geprägt. Erlaubt daß ich mich erkläre.

Die Welt, in der wir leben, iſt die Welt der furchtloſen Kritik, die entgötterte und entgötzte Welt. Gedankenfreiheit, Preßfreiheit ſind Unvermeidlichkeiten geworden, unabweisbare Forderungen, die keine Macht der Erde, kein Belagerungszuſtand, kein Standrecht und keine Kammer auf die Dauer zurückdrängen wird.

Der freien Kritik gegenüber kann ſich nun aber keine unbewegliche perſönliche Macht permanent erklären. Schützt einen König oder eine Dynaſten-Familie wie ihr wollt durch die Dogmen der Unverantwortlichkeit, die freie Kritik wird den unverantwortlichen König in einen gewöhnlichen Menſchen zerſetzen, ihm die Unverantwortlichkeit als Fiktion vom Leibe herabreißen und von dem Menſchen auf dem Throne eben ſo furchtlos Rechenſchaft fordern, wie man ſie etwa in einer Handelsgeſellſchaft von dem Geranten fordern würde. Die freie Preſſe, die freie Kritik als Unvermeidlichkeit zerſtört die Erblichkeit, ja ſchon die längere Dauer jeder Gewalt, und nur der Wechſel der Perſon, auch in der höchſten Staats-

ſpitze, kann den Forderungen einer Zeit genug thun, die nichts mehr glaubt, als das was ſie weiß, nichts mehr achtet, als das, worin ſie ſich ſelbſt erkennt.

Frankreich kann auf dem Krankenlager ſeiner Leiden, in der Noth, die es jetzt umringt, einen Rückfall zur Monarchie haben; eins aber iſt gewiß: — Frankreich wird in demſelben Augenblicke ſeine That wieder zurücknehmen. So ruft ein Kranker auf ſeinem Bette wohl im Vergeſſen den Namen eines Heiligen an, den man ihn in ſeiner Kindheit anrufen lehrte, aber kaum iſt das Wort über ſeine Lippen gegangen, ſo lächelt er über ſich ſelbſt, denn er weis, daß die Heiligen todt ſind und daß nur ſeine gute Natur ihn retten könne.

Ein Banquett der rothen Republik.

14. Januar.

Wie oft haben wir nicht in wohlgesinnten deutschen Blättern lesen müssen, es sei vorbei in Frankreich, mit der rothen oder socialen Republik! Die Junitage, hieß es, mit ihren Füsfilladen und Transportationen hätten ihr eine tödtliche Wunde beigebracht, und seitdem sie bei der Wahl des Präsidenten für ihren officiellen Candidaten Raspail nur sechsunddreißigtausend Stimmen zusammengebracht, habe sie die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen eingesehen und sei aus Schreck daran gestorben.

Gewiß ist es nicht meine Absicht, die Anhänger des Bestehenden in ihrer Lebensfreude und in der heitern Zuversicht zu stören, mit

der ſie der Zukunft entgegengehn, aber die ſchlichte Wahrheitsliebe gebietet mir zu ſagen, daß die rothe oder ſociale Republik ſeit den Junitägen, weit entfernt, zurückzugehn, im Gegentheil die ungeheuerſten Fortſchritte gemacht hat! Iſt doch von nichts anderem die Rede in Paris und Frankreich als von der ſocialiſtiſchen Partei und den ſocialen Reformen, die ſie als Pläne mit ſich herumträgt! Iſt doch dieſe Partei an und für ſich ſo ſtark, daß ſie alle übrigen Parteien zuſammengenommen in Schach hält, und ſie zwingt ihre früheren Banner wegzuwerfen und unter gemeinſamer Fahne zu fechten! Les rouges! Les rouges! Das iſt das Wort das man tauſend und tauſendmal des Tages hört und das als Echo von allen Wänden abzuprallen ſcheint. Wie? die Socialiſten wären vorbei, und acht große Journale mit mindeſtens einer halben Million Leſer machen blos in Paris die Propaganda des Socialismus? Wie? die Socialiſten wären abgethan, und die Arbeiteraſſociationen, die die Reform der Arbeit mindeſtens partiell repräſentiren, vermehren ſich dergeſtalt, daß ſie die Privatinduſtrie beinahe zu abſorbiren drohen? Nein!

ſie haben ſich gut gerächt, die Socialiſten, für das im Juni vergoſſene Blut. Man glaubte ſie zu vernichten und ihre Zahl hat ſich verzehnfacht, man glaubte ſie zu erſticken und hat ſie erſt recht ins Leben wach gerufen! In dieſem Augenblick hat Paris allein mindeſtens ſechszigtauſend bewußte Sozialiſten, von der ungeheuren Maſſe nicht zu ſprechen, welche im dunklen Drange jeder Bewegungspartei folgt. Ihnen gegenüber zittert die Gewalt und fühlt ſich gelähmt in jeder Bewegung! Das iſt die Rache für den Juni! „Chriſtenblut iſt Chriſtenſamen"; ſagte einſt, ich weiß nicht welcher Kirchenvater; jetzt kann man ſagen, Sozialiſtenblut iſt Sozialiſtenſamen geworden!

Wer von der Bedeutung der ſozialiſtiſchen Partei einen raſchen Ueberblick gewinnen will, der beſuche zuerſt ein ſozialiſtiſches Banquett. Er findet dazu allwöchentlich, ja faſt alltäglich Gelegenheit, innerhalb der Stadt, wie außerhalb den Barrieren. Es giebt Banquette der ſozialiſtiſchen Arbeiter und der ſozialiſtiſchen Nationalgarden; ſogar Banquette ſozialiſtiſcher Frauen, ſozialiſtiſcher Offiziere und ſozialiſtiſcher Prie-

ſter haben ſtattgefunden, es iſt eine Bewegung, die ſich in immer weiteren Kreiſen verbreitet. Seitdem die Clubbs durch die polizeiliche Ueberwachung getödtet ſind, ſind die Banquette die einzigen Demonſtrationen, in denen ſich der gefeſſelte Geiſt des pariſer Volks Luft machen kann, die einzigen, in denen er ſich ſammelt und regelt. In dem Maaße als bei der reichen Bourgeoiſie der Haß gegen die Sozialiſten ſteigt, die Preßverfolgungen einen erbitterten Charakter annehmen und die Kriegsrüſtungen gegen eine zu erwartende Inſurektion anwachſen, wächſt auch die Zahl der Banquette, die Menge ihrer Beſucher und die Energie der Reden, die bei ihnen gehalten werden. Vor allem die Republik vertheidigen, die jetzt von der Coalition der Legitimiſten, Orleaniſten und Imperialiſten bedroht iſt, das iſt der Schwur, der in dieſen Verſammlungen feierlich geleiſtet wird. Und wenn dann der Jubel der Verbrüderung alle Herzen entzündet, da klirren tauſend Gläſer aneinander, da ſuchen und preſſen ſich tauſend Hände; Todesverachtende Begeiſtrung leuchtet aus allen Augen, die Säle werden zu Katacomben, wo ſich

neue Gläubige zu einem Märtyrerthum vorbereiten und die Mauern dröhnen von dem tausendstimmigen Rufe: Vive la république démocratique et sociale!

Die Lebenskreise der französischen Revolution sind meilenweit von den Deutschen entfernt. Ein Raum, der vielleicht nur in Jahrzehnten zu durchmessen ist, trennt sie von einander. Indeß bei uns die Bewegung eine politische ist und aller revolutionärer Zorn sich gegen die Scheidewände zwischen den einzelnen Volksstämmen und gegen treulose und meineidige Fürsten kehrt, ist hier in Frankreich die ganze Bewegung eine sociale, die die Scheidewände innerhalb der Gesellschaft wegräumen will, und die, nachdem sie längst über die Fürsten hinweggegangen ist, nun die letzte Herrschaft, das letzte Königthum auf Erden angreift: die Herrschaft, das Königthum des Capitals.

Die rein politische Frage ist in Frankreich gleichgültig geworden, im besten Fall ist sie ein Mittel. Zweck zu sein, hat sie längst aufgehört. Was die französische Revolutionspartei realisiren will, das ist die Wahrheit der Demokratie,

die große und vollſtändige Reform der Geſellſchaft. Den Arbeiter dem Druck des Capitals entziehn und an die Stelle des alten Lohnſyſtems, das ihm Lohn und Leben nach den unbarmherzigen Geſetzen der Concurrenz zumißt, ein gerechteres Verhältniß ſetzen, das iſt das Ziel, das alle im Auge haben. Freiheit! iſt die Loſung in Deutſchland und die Bourgeoiſie jubelt mit, denn ſie weiß nicht, daß ihre Intereſſen den Intereſſen des Proletariats gerade zuwiderlaufen. Gleichheit! iſt die Loſung in Frankreich, Gleichheit, das iſt Freiheit und Selbſtſtändigkeit aller! Erziehung, Arbeit, Eigenthum auch für den, der nichts hat, der nichts iſt, und keine Hoffnung hat in der alten Geſellſchaft je etwas zu werden, das ſind die drei Worte um welche hier ſich alle Forderungen, alle Wünſche, alle Hoffnungen drehen. Und eines tritt noch als Conſequenz der Gleichheit hinzu: die heilige Allianz aller Völker, zur Erreichung des gemeinſamen Zieles.

Wir gehn heute zu einem ſocialiſtiſchen Banquett, das von einem Comite, aus Mitgliedern der Bergpartei beſtehend, allwöchentlich in

einem andern Stadttheile veranſtaltet wird. Es iſt glänzender, feſtlicher und größer als die Banquette ſonſt zu ſein pflegen. Heute iſt die Reihe an das ſechſte Arrondiſſement gekommen und wir treten in den Saal Valentino, ehemals ein Ball- und Concertſaal, wo die pariſer Corruption ihre Feſte gefeiert, jetzt ein Clubbſaal, ſo lange die Clubbs noch geduldet werden.

An der Kaſſe wird uns eine rothe Karte eingehändigt; ſie trägt als Zeichen das Senkblei, den Triangel mit dem ſchwebenden Kügelchen, das Simbol der Gleichheit und der ſocialen Republik. Glaubt man noch in Deutſchland daß das Roth der Socialiſten Blut bedeute? In Frankreich glaubt es Niemand mehr. Das Roth, die ſchöne Farbe, die in keiner Fahne irgend eines Volkes fehlt, bedeutet das Volk. Die andern Farben kamen als Farben der Fürſten und der einzelnen Stände hinzu. Das einfache Roth bedeutet die gleiche und einheitliche Geſellſchaft, das gleichberechtigte und einheitliche Volk, aus dem die Kaſten verſchwunden ſind. Es wird trotz alledem die Fahne der Zukunft werden.

Die Thüren öffnen ſich, wir werden einge-

laſſen. An einer Unzahl von Tiſchen in einem großen, hellerleuchteten Saale ſitzen mindeſtens viertauſend Menſchen beiſammen. Es ſind Bürger von Paris, viele mit ihren Frauen und Kindern, Handwerker, Schriftſteller, Arbeiter mit einem Worte Ouvriers. Es iſt ein edler Typus von Menſchen, dies Arbeitervolk von Paris, ein Geſchlecht voll Bildung und Thatkraft, voll Herz und Verſtand. Welche Genie's ſind nicht bereits aus dieſen Leuten hervorgegangen, unter welchen Georges Sand die Geſtalten ihrer Compagnons du Tour de France und ihres Maſſaccio im Horace fand? Beranger, Hegeſippe Moreau, Pierre Lerour und Proudhon, Proudhon, der große Denker, deſſen Name täglich Millionen Male in Paris genannt wird, waren Ouvriers, waren Proletare von Paris! Und ſeltſam! Alle Vier waren Druckergehülfen, waren Setzer! Nun! ſie haben die Miſſion der Volksbefreiung, die ſeit Johann Gutenberg, dem alten Ouvrier von Mainz, an die Preſſe gebunden iſt, ſchön fortgeſetzt, das muß man ihnen laſſen!

Keine Stadt der Welt, auch Deutſchland

nicht, mit Wien und Berlin, hat ein ſo gebildetes Arbeitervolk wie Paris. Ein Ouvrier zu ſein iſt in Paris kein Fluch und keine Erniedrigung, es iſt eine Ehre und ſollte ein Gegenſtand des Stolzes ſein. So albern und unwiſſend in Paris der Bourgeois, der kleine Capitaliſt iſt, ſo geſcheut und gebildet iſt der Arbeiter, ein Drang nach dem Edlen, nach dem Fortſchritt und dem Ideal, das dem Bourgeois geradezu verhaßt iſt, lebt in ſeiner Bruſt. Jener war von jeher ein geborner Conſervativer, ein geborner Reaktionär, der pariſer Ouvrier iſt ein Republikaner und Menſch der Zukunft. Manchmal iſt man verſucht zu glauben, daß dieſe beiden Typen verſchiedenen Volksſtämmen angehören, und wahrlich — während auf dem Geſicht des pariſer Bourgeois ein Philiſterium ausgeprägt liegt, das dem Philiſterium eines Bourgeois aus irgend einem deutſchen Schilda nichts nachgiebt, iſt das Geſicht des pariſer Ouvriers ein ächt franzöſiſches Geſicht voll aufgeweckten Muthes. Jener iſt die enghergigſte und geizigſte Creatur, die auf dieſer Erde lebt,

dieſer hat den offenſten Kopf und die freigebigſte Hand, jener iſt die incarnirte, Routine, dieſer die incarnirte Ungeduld. Soll ich mit einem Worte ſagen, wie mir der pariſer Ouvrier im Gegenſatz zum pariſer Bourgeois erſcheine? Er verhält ſich zu dieſem wie der „Peuple“, das feurige und geiſtreiche Blatt der Arbeiterpartei zum „Conſtitutionell“, dem ehrwürdigſten aber geiſtloſeſten, gehäſſigſten und engherzigſten aller Moniteure der Bourgeoiſie.

Dies alles fiel mir ein und wurde mir durch meine frühere Bekanntſchaft mit Paris ſo recht klar, als ich mich, an den geſellſchaftlichen Tiſch ſetzte, wo mir die Nachbarn mit größter Freundlichkeit Platz machten und ein Glas aufs Wohl der Republik antrugen. Ich ſtieß freudig an. Wie viel ſchöne, intelligente Geſichter waren an dieſem Tiſch unter den jungen Männern, von denen ſehr viele noch die blaue, maleriſche Blouſe, die Lieblingstracht des pariſer Ouvriers behalten hatten! Ernſt, Nachdenken und Energie lag in dieſen Köpfen ausgeprägt! Kein brutales Wort, keine Gemein-

heit, Edles nur war ſin allen Zwiſchenreden zu hören, die ſich am langen Tiſche kreuzten. Der Titel „Citoyen" der hier um ſo nachdrücklicher hervorgehoben wurde, indeß er in den Kreiſen der Bourgeoſie verhöhnt oder vermieden wird, ſchien jeden Einzelnen vor ſich ſelbſt zu erheben. Notre République, notre jeune République! Dies Wort wurde jedesmal mit einer gewiſſen Weihe ausgeſprochen. Welche Hingebung der Menſchen an ein Ideal das ihnen bis jetzt, auf dem ganzen Weg, den ſie darnach durchwandert, nur Unglück, Verfolgung und Verarmung gebracht! . . . .

Der Saal war mit rothen und trikoloren Fahnen ausgeſchmückt. Auf Standarten mit Eichenlaub geſchmückt ſtanden die Namen der revolutionären Städte Europas: Paris, Wien, Mailand, Peſth, Krakau und die Namen der revolutionären Männer: Blum, Mieroslawsky, Koſſuth. Um mehrere Standarten und um ihr grünes Laub waren ſchwarze Trauerflöre umwunden; ſo war es bei Wien und Robert Blum der Fall. Auf einer Standarte, die ganz ſchwarz und von langen Trauerfloren umhangen war, las

man in rother Schrift ein einziges Wort: Juni 1848.

So war die ganze Halle ein Tempel großen und unvergeßlichen Erinnerungen geweiht.

Kaum hatte ich meinen Nachbarn gesagt, daß ich ein Deutscher sei, als das Glas, das ich kaum geleert hatte, wieder von unsichtbarer Hand gefüllt war und meine Nachbarn mit mir auf den brüderlichen Bund Deutschlands und Frankreichs anstießen. Dann drangen sie in mich von Wien, vom Reichstag zu Kremsier und vom ungarischen Kriege zu erzählen. Sie fragten auch, ob ich den großen Märtyrer, dessen Name dort oben mit schwarzem Tuch umwunden prangte, ob ich Robert Blum gesehn habe. Als ich sagte, daß ich ihn persönlich gekannt, verdoppelte sich die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer und ich mußte alles erzählen, was mir an Zügen aus seinem Leben und Sterben beifiel.

War er ein Sozialist? fragte mein Nachbar, der mir gegenüber saß.

Er gab sich nicht als solchen, erwiederte ich, denn sein ganzes Leben war vorerst der politischen Befreiung seines Volkes geweiht, aber es

iſt kein Zweifel, daß wenn er nicht als erſter Märtyrer unſerer Revolution gefallen wäre und ihm das Schickſal ein langes Leben, ſtatt einen glorreichen Tod zugedacht hätte, er weiter gegangen wäre, bis zur Frage der ſocialen Reform und der Befreiung des Arbeiters. War er nicht ſelbſt ein deutſcher Ouvrier, ein deutſcher Proletar, ein armer Küferſohn aus Köln? Er trat zur deutſchen Volksbewegung, ein wahrhafter Mann des Volks, mit dieſem weitergehend durch alle Entwicklungsſtufen die es durchzumachen hat. Sein klarer Geiſt, ſein praktiſcher Sinn, ſein großes, einfaches Herz hielten ihn fern von allen Doktrinären, den Doctrinären der Reaktion, und den Doktrinären des Radikalismus. Sein Geiſt hätte nicht geruht bei einer fiktiven, einer heuchleriſchen Befreiung. Wohl mag ſein Name hier prangen, wo die franzöſiſche Proletariatspartei ihr brüderliches Gaſtmal hält, er trat als erſter deutſcher Arbeiter zu jener großen Heeresſchaar franzöſiſcher Ouvriers, die Frankreich, als Männer der That oder des Gedankens für die Emancipation der Welt heraufgerufen.

„Muß es denn ſein," ſagte mein Nachbar, der an mich jene Fragen geſtellt hatte, „daß Völker von Völkern noch getrennt ſind, und daß es den Fürſten und ihren Creaturen noch gelingt, ſie gegen einander zu hetzen, und ſie, eines durch das andere zu unterjochen? O hätten ſich die Völker als Einheit gefühlt im März, als unſere Revolution auf ſie alle überſchlug, hätten ſie ſich der Allianz der Könige gegenüber wechſelſeitig unterſtützt, es wäre nicht ſo weit gekommen! Aber da mißtraut ein Volk dem andern, der Begriff der Eroberung ſitzt noch in allen Köpfen feſt, und gegen uns, die Franzoſen, gegen die, als das vorzugsweiſe revolutionäre Volk ſich aller Zorn der Fürſten und der Bevorrechteten kehrt, wird allenthalben von der Coalition unſerer Feinde die Verleumdung geſchmiedet, wir wollten fremde Völker unterjochen! Wir erobern, unterjochen! Sprechen Sie, haben Sie, ſeitdem Sie in Frankreich ſind, eine andere als eine brüderliche Geſinnung für Deutſchland äußern hören? Deutſche wohnen zu Tauſenden hier in Paris, ſind ſie nicht unſere Brüder? Zittert nicht unſere Stimme, wenn wir von der Auf-

opferung Wiens und dem Tode Ihrer großen Männer ſprechen? Ja, wir ſind Eines, und hoffen, die Stunde kömmt noch, wo Deutſchland und Frankreich ſich verſtehen! Auf die Verbrüderung aller Demokraticen!"

Unſere Gläſer klangen an, und alle Hände ſchüttelten ſich brüderlich. Mir waren beinahe Thränen ins Auge getreten.

„Nicht wahr," ſagte ein Mann an meiner Seite, „der Bürger dort ſpricht gut für einen Menſchen ſeines Standes? Ich kenne ihn gut ſchon von lange her. Im Juni habe ich ihn im Feuer geſehen. Es iſt einer der Juniinſurgenten, die neulich entlaſſen wurden."

„Ein Juniinſurgent!" dachte ich. „Wenn doch viele Herren vom deutſchen Parlament ſo dächten, wie dieſer aus dem Bagno Entlaſſene . . . . ."

Alle Augen wenden ſich zum erhöhten Platz, wo die Feſtordner und Sängerchöre, die Enfants de Paris und die Montagnards ſtehen. Unter den Perſonen, die nun vortreten und bald ſprechen ſollen, bemerkt man die Führer des Bergs und der Socialiſtenpartei, Proud-

hon, Pierre Lerour, Greppo, Lagrange, Pyat, Bernard. Das Volk begrüßt ſie mit lautem Jubel. Die ſonderbarſte unter allen Geſtalten, der Mann mit ſpitzlaufendem Hut, in einen weiten Ueberrock gehüllt, iſt der friedſeligſte der Sterblichen und der äußerſte der Socialiſten: Pierre Lerour. Er gleicht irgend einem gelehrten Rabbi der Stadt Amſterdam, aus einem Bilde de Potters oder Rembrand's geſchnitten. Sein dichter, wirrer Haarwuchs ſcheint jedem Kamme zu widerſtreben, auch ſcheint er die Gewohnheit zu haben, ſich mit einer Scheere zu barbieren. Er hat nachdenkliche, milde Züge, und die geſenkte Kopfhaltung des einſamen Grüblers. Hut, Haar, Bart, Rock, alles an ihm iſt braun, — ein wahrer Proletariatsphiloſoph, nachläſſig und abgeſchaben gekleidet, ſo iſt der Freund der Georges Sand, der edle und ſchwärmeriſche Lerour.

Neben Lerour, mit ihm im Geſpräch ſteht Proudhon. Das alſo iſt der gefürchtetſte und gehäſſigſte Menſch von Paris, der Heroſtrat der alten Geſellſchaft, der mit Paris, wie es heißt, umgehen will, wie ſein Vorgänger mit dem Tem-

pel zu Epheſus. Wer ihn ſähe, und nicht wüßte, wer er iſt, würde ſagen: „Ein ächter Bourgeois“; aber es iſt der Menſch, der geſchworen hat: „d'exterminer la bourgeoisie.“ Proudhon iſt ein Mann zwiſchen 30 und 40 Jahren, beleibt wie ein Conſervativer, blaß, blond, mit glatter Oberlippe, Backenbart und gut gekämmtem Haar. Um ſeinen Mund geht ein ſarkaſtiſcher Zug, ſein Blick hat die klare, unerſchütterliche, ſchreckenloſe Naivität, die ſeine vor nichts zurückweichende Logik charakteriſirt. Man ſieht es gleich, Proudhon neben Lerour iſt der praktiſche, moderne Socialismus neben dem unpraktiſchen und myſtiſch-theoſophiſtiſchen einer kurz vergangenen Periode.

Neben Proudhon ſteht Lagrange! Man erkennt ihn aus den Portraiten des Bergs, die überall zu ſehen ſind. Nie gab es ein ſo charakteriſtiſches Geſicht. Die Conſervativen nennen es ein Galeerenſklavengeſicht; es iſt das durch Kerkerhaft, Ingrimm und Leidenſchaft zerſtörte, tiefgefurchte, zerriſſene Antlitz eines der tapferſten Männer. Lagrange war einſt Anführer der Inſurrection in Lyon, und er war es

abermals, der in der Februarrevolution die Barrikaden am Chateau d'eau befehligte. Das Volk nennt ihn den Barrikadenkönig; er war an allen geheimen Gesellschaften, an allen Kämpfen gegen Louis Philippe betheiligt. Von seinem Muth und seiner Todesverachtung erzählt man ganz fabelhafte Geschichten. Als er den Angriff des Militärs bei dem Palais royal zurückschlug, und die Kugeln hageldicht einschlugen, rief ihm General Lamoricière zu: „Mein Freund, wenn wir Beide diese Affaire überleben, so wollen wir heute mit einander essen." Ein Zug, der auch für Lamoricière ehrenhaft ist, und zeigt, wie der Franzose den Muth bei seinem Gegner achtet. Lagrange und Lamoricière entkamen dem Kugelhagelwetter und sie aßen mit einander, wie sie es sich zugesagt. . . . .

Der Schlag eines Taktstocks auf das Notenpult läßt uns in unserer Musterung inne halten. Die Sängerchöre sind vorgetreten; sie singen eines der schönsten Lieder der Februarrevolution: le reveil du peuple. Dies Lied ist ein Lied des Kreuzzugs gegen die Monarchie: „Sonne der Freiheit," heißt es darin, „du steigst lodernd

empor und die Könige fliehn ins Reich der Schatten. Noch einmal raffen ſie ſich auf, die Republik in Frankreich zu vernichten, die ſich wie ein ſchreckender Geiſt an ihr Banquett geſetzt. Aber ſie vermögen nichts gegen dich, neue Zeit, — les rois s'en vont, les rois s'en vont.“

Die Wirkung dieſes Liedes iſt außerordentlich. Wie ein Adler mit brennenden Schwingen rauſcht es empor und jedes Herz muß zittern. Alles jauchzt den Sängern entgegen. Ja das — das iſt Geſang!

Les rois s'en vont! dieſer letzte Vers des Refrains tönt noch als Echo durch die Räume des Saals, da tritt ein Mann auf die Tribüne, deſſen Erſcheinen ein wahres Schlachtgetöſe von Jubel hervorruft. Wir kennen bereits aus den Clubbs dieſe hagre Geſtalt im ſchwarzen Rock, dies bleiche Geſicht von pechſchwarzen Haaren umflattert, dies wilde Auge, dieſe gebietende Hand. Es iſt Simon Bernard, der Freund Barbès, der unermüdliche Clubbchef.

„Bürger, ruft er, ihr habt alle mit eingeſtimmt in den Schlußvers des Liedes das wir gehört, ihr habt alle mitgeſungen: „die Kö-

nige gehn!“ Aber es iſt nur eine Lüge daß ſie gehn, die großen Schlächter und Dränger der Völker! Eben jetzt umſpinnt Euch ihr Netz von allen Seiten, ihre Diener und Helfer arbeiten im Finſtern und es ſollte heißen: „die Könige kommen!“

Ja die Könige kommen. Schon ſchwenken ſie ihre weiße Fahnen aus den Fenſtern, ſchon halten ſie — mitten im republikaniſchen Paris ihre nächtlichen Verſammlungen und ſagen mit grinzendem Lachen: die Republik iſt nahe am Verhungern, ſie hat kaum noch zwei Monate zu leben!

Bürger, das, worauf dieſe Elenden ihre Hoffnung bauen, iſt die Verzweiflung des Proletariats! Mit ſchlecht verhehlter Freude beobachteten ſie die Todeszuckungen der Republik, warten, zählen die Athemzüge der ſterbenden Göttin, und lauſchen, bis ſie über ihren Leichen ihren prahlenden Thriumphzug halten können. Brüder, vergebt ihr uns, daß wir euch die Republik gebracht, die euch jetzt Hungers ſterben und euch in Noth verkümmern läßt? Wehe! der geräuſchloſe Krieg des Hungers

geht durch eure Schaaren und das Lager, auf dem ihr ſterbt, iſt das Schlachtfeld, auf dem ihr kämpft und fallet. Vergebt ihr uns, daß wir Euch die Republik gepredigt, deren Erkämpfen ſchon ſo furchtbar iſt, und zu der der Weg durch Noth und Blut geht? O dann ſchwört noch eine Zeit lang auszuharren, noch eine Zeit lang zu harren und zu hungern, und ruft mit mir: Alles für die Republik. . . .

Tauſend Stimmen: Alles alles! „Nun, die Könige kommen.“ Und ſo ſage ich Euch: Laßt ſie herankommen, Republikaner, laßt ſie herein. Sei es der Sohn der Bourbonen, ſei's der Sohn der Orleans, laßt ihn herein! Aber ſchwört: ihn nie wieder heraus zu laſſen, ihn und die Brut ſeiner Anhänger unter Trümmern und Schutt zu begraben.

Brüder! Ihr ſeid tapfer geweſen, im Februar, — es iſt wahr. Großmüthig, es iſt auch wahr. Kein Haar habt ihr gekrümmt denen, die achtzehn Jahre lang Frankreich ausgeſogen. Ihr amneſtirtet alle, die gegen Euch feuern ließen. Tapfer und großmüthig ſeid ihr geweſen aber großmüthig bis zur Thorheit, bis zum Irrſinn, —

das ist wahr und dreimal wahr! O hättet ihr zu rechter Zeit des Wortes von St. Just gedacht „die, welche die Revolution halb machen, graben sich selbst ihr Grab!“ Hättet ihr des Wortes euch erinnert, es wäre nicht dahin gekommen, daß die Revolution wieder rückgängig wurde bis zu Thiers und Barrot, von denen sie ausging.

Aber der Wahnsinn der Royalisten beschleunigt den Gang unserer Entwickelungen. Ihre Verblendung ist unsere Zukunft. Laßt sie kommen, laßt sie mit ihren Fingern schon ihr Ziel erreichen — und dann brecht los! O es wird ein ungeheurer Kampf sein! Der Junikampf zählte 70,000 Kämpfer, die nächste Erhebung wird 170,000 zählen. Dann steigt nieder, ihr Vorstädte! Die Glocken stürmen, die Fahnen fliegen, was Waffen tragen kann, bewaffnet sich. Die Büchse auf der Schulter, den Säbel an der Seite, die Pistole im Gurt, den Dolch, das Messer in der Tasche! Die Weiber selbst werden in die Patrone beißen und Pulver auf die Pfannen der Gewehre schütten. . . . .

Und so bringt uns der Einzug der Könige

was uns retten wird, das wofür wir im Februar und im Juni gekämpft: die demokratiſche, die ſoziale Republik!“

Nur unvollkommen und lückenhaft ſetze ich hier die wilde Improviſation Bernards zu Papier. Die Blitze einer Wetternacht ſind nicht feſtzuhalten. Wer giebt ein Bild von Ausdruck, vom Feuer der Rede, von der entſetzlichen Glut des Auges, die jedes Wort begleitet? Alles das muß man ſehn und hören, um zu begreifen, mit welch' dämoniſcher Macht es alle Zuhörer faßt. Die Fäuſte ballen ſich, Todesverachtung leuchtet aus allen Blicken. Viel Glück, Graf von Chambord, zu dem Einzug in Paris unter Emigranten und Pfaffen, der Weg dürfte dir etwas ſchwer werden!

Bernard ſaß dreizehn Jahre lang in den Kerkern der Monarchie. Wie ein edler Wein lag der Zorn ſeiner Seele im tiefen Keller, um dieſe Glut zu bekommen. Aber nur auf dem Boden Frankreichs gedeiht ſolch ein Gewächs, Deutſchland hat nichts dergleichen.

Langlois ein Freund und Schüler Proudhon's, ein Redakteur des Peuple tritt nun vor. Er bringt den Toaſt: der Arbeit,

die das Prinzip der sozialen Revolution ist und ihre Erfüllung. „Die Arbeit“, sagt er, „ist der ganze Inbegriff der Menschen, die Bedingung seines Seins und sein erstes Recht, wie sie die erste seiner Pflichten ist.“

„Bürger“, sagt er, „es ist Zeit, daß die Arbeit ganz befreit werde, es ist Zeit, daß sie keinen Tribut mehr zahle und ganz sich selbst angehöre.

Ich trinke: der wahrhaft freien Arbeit!

Lange genug hatte die Arbeit alle Pflichten, einst habe die Arbeit alle Rechte.

Die Arbeit hatte alle Pflichten, denn als Erzeugerin alles Reichthums, hatte sie nicht nur alles, was schwach war, sie hatte auch alle Parasiten im Staat zu ernähren.

Was schwach ist, wird sie auch fürderhin ernähren, denn der Staat wird brüderlich sein.

Parasiten wird sie nicht länger ernähren, denn der Zukunftsstaat wird der Staat der Gleichen sein.

Die Arbeit vom Parasitismus befreien, das ist der Sinn und Zweck der Februarrevolution.

Heute bezahlt die Arbeit dem Capitale fünf

Milliarden Renten. Dieſe fünf Milliarden müſſen, durch die Befreiung der Arbeit, den Arbeitern ſelbſt zu Theil werden.

Indem wir dies fordern, ſind wir nicht Feinde des Capitals, aber ſeiner Privilegien.

Wir greifen nicht das Capital ſelbſt an, denn das Capital ſelbſt iſt nichts anderes, als das Recht auf Arbeit, es iſt ihr Werth, ihre Belohnung, ihr Sold.

Recht auf Arbeit und Recht auf Capital ſind eins und daſſelbe.

Wenn unſere Gegner fortfahren uns Spoliatoren zu nennen, dürfen wir ſagen: ſie verleumden uns.

Um die Arbeit zu befreien, bedarf es heutzutage von unſerer Seite keine Spoliation, es genügt der Enthaltſamkeit.

Was thun heut zu Tage die Arbeiteraſſociationen, deren Anzahl ſich täglich vergrößert und die Priviligirten ſo ſehr beſtürzt?

Sie üben Enthaltſamkeit.

Was fehlt dieſen Aſſociationen noch, damit ſie den Paraſitismus ganz beſiegen?

Eine Creditanſtalt, die ihnen erlaube, ſich den intereſſirten Dienſten des Capitals zu enthalten.

Welches wird das Prinzip dieſer neuen Creditanſtalt ſein? die Solidarität, die Gegenſeitigkeit, die gegenſeitige Commandite.

Eine neue Geſellſchaft, und zwar eine brüderliche begründen, dicht neben der alten Geſellſchaft, ohne dieſe anzugreifen und ſie ruhig in ihrer eigenen Verweſung zerfallen laſſen, iſt das Spoliation? Es iſt Enthaltſamkeit. Aber iſt es nicht auch Befreiung?

Am Tage, wo die Arbeit wahrhaft frei ſein wird, ihr eigener Herr, an dieſem Tage wird ſie ſich ſelbſt organiſiren, wenn ſie nicht bereits organiſirt iſt, und zwar wird ſie ſich organiſiren, wie es ihr gefällt, hier ſo, dort anders.

Bürger, Socialreformer: indem wir einen Toaſt auf die Befreiung und Entlaſtung der Arbeit ausbringen, bringen wir implicite auch einen Toaſt ihrer Organiſation.“

Der Nachfolger Langlois' iſt Lachambeaudie ein Dichter ſocial-demokratiſcher Fabeln', ein Lafontaine der Demokratie pacifique. Es iſt ein junger, gebückter Menſch, mit Zügen voll melancholiſcher Sanftheit, ein wahrer Proletariatspoet. Er erzählt in ſeinen Fabeln von einer kleinen

friedlichen Welt, die durch Verbrüderung glücklich wird, es ist sentimentaler Communismus, wie ihn die Frauen besonders lieben. Lachambeaudie war nach der Februarrevolution ein Mitglied der Societé centrale républiquaine, wo Blanqui präsidirte. Neben diesem furchtbaren, terroristischen Redner saß er still, nachdenklich, das Kinn in der Hand, derselbe ruhige Mensch mitten im Sturm des Clubbs, der er im Leben ist. Nach den Juniereignissen erinnerte sich die Polizei seiner Gegenwart im Clubb Blanqui. Er ward aus seiner Wohnung abgeholt und in Ketten zwischen Soldaten ins Gefängniß abgeführt. Nach der Art, wie man damals mit Gefangenen verfuhr, hätte er leicht transportirt oder füsilirt werden können. Aber Beranger erfuhr von seiner Verhaftung und verwendete sich für den harmlosen Menschen. Er ward frei.

Lachambeaudie recitirt eines seiner bekanntesten und beliebtesten Gedichte: La pauvreté c'est l'esclavage.

Aber dies friedliche Intermezzo macht wieder dem Sturme Platz. Lagrange ist vor die Menge getreten, unter dem wildesten Tosen des

Jubels bei ſeinem Erſcheinen, und wie ein Pferd ohne Gebiß und Zügel, mit ſprühenden Hufen und flatternder Mähne tobt ſeine Rede hin.

Er bringt den Toaſt der rothen Republik. „Es giebt keine andere, denn die Weißen, die Monarchiſten und Farbloſen ſind in eine große Coalition zuſammengetreten um die Monarchie zurück zu bringen.

Die Rothen ſind ſtolz auf ihre Namen, der von allen geläſtert und mit Verleumdungen bedeckt wird, ſie haben die Republik im Februar begründet.

Sie ſind roth, denn ſie haben jede der Freiheiten Frankreichs mit ihrem Blute bezahlt.

Sie ſind roth, denn ſie haben geblutet auf allen Barrikaden, indeß die Weißen ſich in ihren Häuſern verſchloſſen.

Sie ſind roth, aber bedeutet es Blut, dieſes Roth, ſo bedeutet es ihr Blut, nicht das Blut ihrer Gegner!

Monarchiſten, ihr liebt das Blut, ihr baut euren Staat auf Kanonen, ihr wollt den Krieg zwiſchen Volk und Volk, den organiſirten Todſchlag im Großen, ihr habt zu eurer Verfügung

Standrecht und Füſſiladen, ihr verwerft die Abſchaffung der Todesſtrafe .... Wehe Euch! Eure weiße Republik, eure weiße, legitime Monarchie hat das Blut von Tauſenden vergoſſen, Städte eingeäſchert, geplündert und geſchändet, ſtandrechtlich gemordet; jedem Ehrlichen bangt vor ihrer Weiße! Es iſt die Bläſſe des Todes!

Was will die rothe Republik? Sie will die Abſchaffung aller Vorrechte und Privilegien. Sie will Bildung, Freiheit, Erziehung und Wohlſtand für alle.

Sie fordert Abſchaffung aller Laſten, die den Armen niederdrücken.

„Sie fordert das Recht auf Arbeit, das erſte Recht des Menſchen, durch Arbeit zu leben. Wer immer in der menſchlichen Geſellſchaft ſeine Kräfte von Arm und Geiſt als Bezahlung ſeiner Arbeit darbietet, hat das Recht menſchenwürdig zu leben. Wer dies läugnet, proscribirt das Leben ſelbſt, verdammt den Armen zu Raub oder Selbſtmord.

Die rothe Republik will die Föderation der Demokratieen, den Frieden aller Völker untereinander, den Krieg allen Königen.

Es lebe die rothe, die ſociale Republik!«

Noch andere Redner folgen: Charles Dain ſpricht über die Amneſtie, Henry Brisbane ein Socialiſt aus Nordamerika, den wir von ſeiner Rundreiſe durch Deutſchland her kennen, ermahnt die franzöſiſchen Demokraten nicht durch eine vorzeitige Erhebung die Geſchichte der europäiſchen Entwickelung auf Jahre hin in Frage zu ſetzen. Es iſt nicht nur um unnütz vergoſſenes Blut, um was es ſich handelt, es iſt um den früher oder ſpäter eintretenden Sieg der Demokratie. Frankreich hält das Schickſal der übrigen Völker in der Hand, wie ein Weib, das eine Schale voll gewürzigen Weins dahintrüge. Mag ſie vorſichtig wandeln, ſich nicht übereilend, damit kein Tropfen verloren gehe.

Die Reden ſind zu Ende. Die Gäſte des Feſtmahls erheben ſich von ihren Tiſchen, die Sängerchöre treten vor und ſtimmen den Choral „des ouvriers“ an. In ſchöner ruhiger Melodie, in welche alle Gäſte mit einſtimmen, rauſcht es dahin, das Lieblingslied der Arbeiter, dies echte Lied des Proletariats.

LE CHANT DES OUVRIERS.

1.

Nous dont la lampe, le matin,
Au clairon du coq se rallume,
Nous tous qu'un salaire incertain
Ramène avant l'aube à l'enclume,
Nous qui des bras, des pieds, des mains,
De tout le corps luttons sans cesse,
Sans abriter nos lendemains,
Contre le froid de la vieillesse,
Aimons nous, et quand nous pouvons
Nous unir pour boire à la ronde,
Que le canon se taise ou gronde,
Buvons, *(ter)*
A l'indépendance du monde!

2.

Nos bras, sans relâche tendus
Aux flots jaloux, au sol avare,
Ravissent leurs trésors perdus,
Ce qui nourrit et ce qui pare:
Perles, diamants et métaux,

Fruit du coteau, grain de la plaine;
Pauvres moutons, quels bons manteaux
Il se tisse avec notre laine!
Aimons-nous, etc.

3.

Quel fruit tirons-nous des labeurs
Qui courbent nos maigres échines!
Où vont les flots de nos sueurs?
Nous ne sommes que de machines.
Nos Babels montent jusqu'au ciel,
La terre nous doit ses merveilles:
Dès qu'elles ont fini le miel,
Le maître chasse les abeilles.
Aimons-nous, etc.

4.

Au fils chétif d'un étranger
Nos femmes tendent leurs mamelles,
Et lui, plus tard, croit déroger
En daignant s'asseoir auprès d'elles;
De nos jours, le droit du seigneur
Pèse sur nous plus despotique:
Nos filles vendent leur honneur

Aux derniers courtauds de boutique.
Aimons-nous, etc.

5.

Mal vêtus, logés dans des trous,
Sous les combles, dans les décombres,
Nous vivons avec les hiboux,
Et les larrons, amis des ombres;
Cependant notre sang vermeil
Coule impétueux dans nos veines;
Nous nous plairions au grand soleil,
Et sous les rameaux verts des chênes.
Aimons-nous, etc.

6.

A chaque fois que par torrents
Notre sang coule sur le monde.
C'est toujours pour quelques tyrans
Que cette rosée est féconde;
Ménageons-le dorénavant,
L'amour est plus fort que la guerre;
En attendant qu'un meilleur vent
Souffle du ciel ou de la terre,
Aimons-nous, et quand nous pouvons

Nous unir pour boire à la ronde,
Que le canon se taise ou gronde,
Buvons, *(ter)*
A l'indépendance du monde!

Wir laſſen hier eine Ueberſetzung dieſes ſchönen Liedes folgen:

Lied der Arbeiter.

1.

Kaum kräht der Hahn das erſte Mal,
So brennt ſchon unſre Lampe wieder,
Und neu beginnt die alte Qual
Und dröhnend fällt der Hammer nieder.
Für ewig ungewiſſen Lohn
Mühn wir uns raſtlos ab auf Erden,
Die Noth vielleicht kömmt morgen ſchon,
Wie ſoll es erſt im Alter werden? . . .

Liebt Euch einander treu und heiß,
Und laſſet, ob die Schwerter blinken,
Ob uns des Friedens Palmen winken,
Im Kreis, im Kreis,
Uns auf die Welterlöſung trinken!

2.

Mit hartem Grund und falſcher Flut,
Iſt unſer Loos ein ew'ges Ringen,
Und was darin an Schätzen ruht,
Wir ſind es, die's zu Tage bringen.
Wir ſchaffen Erz und Diamant,
Wir ſä'n für Jene, die genießen —
Wir armen Lämmer, welch Gewand
Schafft ſich die Welt aus unſern Vließen! . .
Liebt Euch ꝛc.

3.

Kommt uns das harte Werk zu gut,
Dem unſre Hände raſtlos dienen?
Wohin geht unſres Schweißes Flut?
Wir ſind nichts andres als Maſchinen!
Wir bauen den Reichen ihre Stadt,
Die Pracht auf dieſem Wandelſterne,
Wenn ſie den Honig fertig hat,
Jagt man die Biene in die Ferne!
Liebt Euch ꝛc.

4.

Es trinkt das fremde blaſſe Kind
Die reine Milch von unſern Frauen,

Und wenn ſie groß geworden ſind,
Sind ſie zu ſtolz uns anzuſchauen.
Das Herrenrecht der alten Welt
Erſchreckt nicht mehr des Dorfes Bräute,
Allein dem Gold des Mäklers fällt
Noch jeder Hütte Kind zur Beute.
Liebt Euch ꝛc.

5.

Wir müſſen frierend unterm Dach
Wo Käutzchen wimmern, Diebe kauern,
Im engen finſteren Gemach
Des Lebens lange Nacht vertrauern.
Und doch iſt heiß auch unſer Blut,
Uns labten eben, wie die Reichen,
Der Sonne ſegensreiche Glut,
Die kühlen Schatten unter Eichen.
Liebt Euch ꝛc.

6.

So oft in ſchöner Raſerei
Wir blutig noch das Feld gedünget,
Hat ſich die alte Tyrannei
Durch unſern Opfertod verjünget.

Spart Euer Blut, ſpart Eure Kraft,
Die Liebe muß das Höchſte bringen,
Der Hauch, der neue Welten ſchafft,
Wird bald die ganze Welt durchdringen!
Liebt Euch einander treu und heiß,
Und laſſet, ob die Schwerter blinken,
Ob uns des Friedens Palmen winken,
Im Kreis, im Kreis,
Uns auf die Welterlöſung trinken!

In Ruhe verläuft ſich die gewaltige Menſchenmenge des Banquetts. Noch tönen einige Strophen des Lieds. Proletarier, euer Lied iſt ſo ſchön wie das Rouget de l'Isles! Noch einmal vive la république démocratique et sociale! Die Nacht iſt mild, Paris iſt ſtill. Von den Thürmen her tönt Mitternacht.

Louis Napoleon.

16. Januar.

Er iſt ein Idiot. Aber, — und das iſt das Unglück eben, — er iſt ein Idiot, der eine fixe Idee hat. Sein Onkel, der große Napoleon, hat ihm ſeine berühmten Stiefel, ſeinen berühmten Rock und ſeinen berühmten dreieckigen Hut hinterlaſſen; er hat die fixe Idee, daß er dieſe Kleidungsſtücke anziehen müſſe. Seit dreizehn Jahren ſchon verſucht er es mit dieſer Masquerade! Sie fällt immer unglücklich aus, aber das ſchreckt ihn nicht ab. Wenn es eben Niemand vermuthet, ſteckt er wieder in den anachroniſtiſchen Kleidern und giebt ſich für den Kaiſer aus. Es iſt ein wahres Elend und wie wird es enden? Man wird endlich doch dem imperialiſti-

ſchen Narren die Zwangsjacke auf Lebenszeit anziehn müſſen!

Es wird einem ordentlich trüb zu Muthe, wenn man daran geht, etwas von der Vergangenheit dieſes Menſchen zu erzählen, den das allgemeine Stimmrecht in ſeiner primitiven Unwiſſenheit und Unerfahrenheit auf den Präſidentenſtuhl Frankreichs geſetzt hat. Welch ein platter Abenteurer, ohne Kopf und ohne Herz, welch ein Kronenjäger ohne Geiſt, Muth oder Zweck, welche Carikatur eines Kaiſers! Wahrlich ein Kaiſer, wie man ihn nach dem Eſſen aus Käſe ſchnitzt! Und da ſitzt er, auf dem Rücken der großen franzöſiſchen Nation, wie ein grimaſſirender Affe im rothen Jäckchen auf dem Rücken eines Elephanten! Wie lange wird es ihn noch tragen, das geduldige Thier? . . . .

Doch zur Erzählung!

Als einſt im October 1836 die gute Stadt Strasburg am frühen Morgen erwachte, da war ihr Erſtaunen groß. Trommeln wirbelten und es erſcholl der Ruf: Es lebe Napoleon der Zweite! Der Bürgersmann wußte nicht, wie ihm geſchah. Sollte der Herzog von Reichsſtadt zurückgekehrt

ſein? Er zerbrach ſich den Kopf darüber. Auf dem Domplatz angekommen, fand er den Platz voll Militär. Die Küraſſire ſtanden in Reih und Glied und vor ihnen, von Fahnenträgern und einem phantaſtiſchen Generalſtabe begleitet, geſtikulirte und agirte — was? Ein Gliedermann, in den abgelegten Kleidern Napoleons! Ein Menſch, ohne einen Zug von Aehnlichkeit mit Napoleon, ſteif und unbehülflich, von einfältigen Mienen ſtand da, ein dreieckiges Hütchen auf dem Kopfe, den Ueberrock von Marengo am Leibe und die hiſtoriſchen Reiterſtiefel an den dürren Beinen. Er forderte die Garniſon auf, ihn als Erben des Kaiſers anzuerkennen und im Triumph nach Paris zu bringen.

Schon damals ſah man, daß der falſche Napoleon ein ſehr ſchlechter Schauſpieler ſei, aber ein Hauptmann der Strasburger Garniſon, Vaudrey war ſein Name, der mittlerweile ſchon zum Feldmarſchall des kaiſerlichen Heeres ernannt worden war, unterſtützte ihn in ſeinen Anreden und verſprach allen, die dem Erben des Kaiſers folgen wollten, Lorbeern, Gold und Epauletten.

Einige Unteroffiziere, durch dieſe Zuſagen ermuntert, rufen: Vive Napoleon II.! da erſcheint ein anderer Hauptmann der Garniſon und ſchnell ändert ſich die Scene. Er wirft ſich auf den Gliedermann und reißt ihm den Napoleonsrock vom Leibe, er zerbricht den Degen des Hauptmanns Vaudrey und befiehlt den Soldaten, ihn als Gefangenen abzuführen. Ein paar energiſche Worte und aus iſt die Poſſe.

Der Kaiſer wird mit drei Gensdarmen und einem Feldwebel nach Kehl geſchafft, das Militär in die Kaſernen conſignirt, der Hauptmann Vaudrey ins Loch geworfen. Nachdem ſich die Neugierigen und die Gaſſenjungen verloren, iſt alles wieder ſtill in Strasburg.

Abends unterhalten ſich die guten Bürger bei ihrem trefflichen Bier über die ganze Geſchichte, wie über einen ziemlich ſchlechten Spaß.

Nun erſt erkundigte man ſich, wer denn der Menſch geweſen, der dieſe Parodie der Rückkehr von Elba aufgeführt habe. Man erfuhr er heiße Louis Napoleon und ſei das letzte Kind der Prinzeſſin Hortenſe, muſikaliſchen Angedenkens, der Gemahlin Louis, des Königs von Holland.

Er ſei 1808 in Paris geboren, in den Tuillerien, die ſeine Mutter bewohnte.

Nachdem ihm Louis Philippe die Rückkehr nach Frankreich, die er bittſchriftlich angeſucht, entſchieden verweigert hatte, war Louis Napoleon in der Schweiz geblieben. Im Jahre 1834, als der Aufſtand von Lyon losgebrochen, war er von Arenenburg, wo er ſich damals befand, ſchnell abgereißt und hatte ſich der Grenze von Frankreich bis Genf genähert. Der Thor hatte geglaubt, daß die Republikaner ihm das Kaiſerthum vorbereiten würden. Als der Aufſtand von Lyon erſtickt war, kehrte er nach Arenenburg zurück, ohne den franzöſiſchen Boden berührt zu haben.

Zu ſeiner Strasburger Expedition war er von diesmal in Begleitung einiger Bedienten und verkleideter Gaſſenjungen herübergekommen, hatte bei einer Miß Gordon die Nacht zugebracht und bei dieſer den Hauptmann Vaudrey gewonnen. Als er frei wurde, ging er nach Amerika.

Nach Verlauf eines Jahres war Louis Napoleon wieder von Amerika zurück und in der

Schweiz, wo er ſich in Thurgau ankaufte. Frankreich forderte ſeine Ausweiſung. Aber Louis Napoleon ſchützte ſeine Eigenſchaft als Schweizer Bürger vor. Der diplomatiſch begonnene Streit war nahe daran, durch das wackere Verhalten der Schweizer einen Krieg anzuzünden, da ging Louis Napoleon nach England.

Dort angekommen, ſetzt der Idiot, aus deſſen Hirn das Kaiſerthum nun einmal nicht zu bringen iſt, ſeine Rüſtungen weiter fort. Er giebt große Summen zur Gründung des Capitole, eines napoleoniſtiſchen Journals her, und ſchreibt ſeine Idées napoléennes. Es iſt 1838. Die orientaliſche Frage droht zwiſchen England und Frankreich einen Krieg zu entzünden. Dieſer Moment ſcheint Louis Napoleon ganz geeignet, einen großen Schlag, eine zweite Expedition zu wagen. Er kauft ein Paquetboot, rüſtet es mit ſeinen Bedienten aus und landet eines ſchönen Morgens bei Boulogne.

Zweiter Akt! Der Prätendent kommt in Boulogne an und begibt ſich zur Garniſon. Seht euren Kaiſer! ruft er. Seine Begleiter rufen: Vive Napoléon! Die Soldaten ſtehen

verdutzt. Der steife Gliedermann hat sich abermals in der Garderobe seines Onkels masquirt, und — was die Seltsamkeit erhöht — er führt einen lebendigen Adler mit sich. Ein Hauptmann Puygelier kömmt herbei, Louis Napoleon umarmt ihn. Folgen Sie uns, ruft er ihm zu, erkennen Sie Ihren Kaiser! — Ich kenne Sie nicht, erwiedert Puygelier. Soldaten, bleibt Eurer Fahne getreu! — Was thut Louis Napoleon? Er ruft: Nehmt diesen Mann gefangen! Die gedungenen Begleiter fassen den Hauptmann. Aber dies Benehmen empört Aladenize, den einzigen Offizier, der zu Louis Napoleon übergegangen; er widersetzt sich der Gefangennehmung des Hauptmanns. Da zieht Louis Napoleon ein Pistol, und will es auf den Hauptmann abfeuern. Er feuert und trifft einen Soldaten, dem er die Kinnlade zerschmettert.

Dieser Schuß entscheidet nun die Sache schnell. Die Soldaten zaudern nicht länger, sie versagen kurz ihren Beitritt. Napoleon und seine Begleiter fliehen dem Meere zu. Aber sie werden eingeholt. Einige Schüsse, die man ihnen nachschickt, bringen sie zum Stehen, und so wird

Louis Napoleon an der See wie ein Fiſch im Netze gefangen. Dampfboot, Geld, Proclamationen und Adler, Alles fällt in die Hände der Regierungsbeamten.

Paris hatte nur Hohn und Verachtung für den Gimpel in den Napoleonskleidern, aber die Pairskammer war ſo unartig, die Sache ernſt zu nehmen, und ihn zu lebenslänglicher Haft zu verurtheilen.

Ich weiß nicht genau wie lang Louis Napoleon im Schloſſe Ham geſeſſen, aber eines Morgens, als eben eine Baulichkeit vorgenommen wurde, gelang es ihm in der Blouſe und Schürze eines Maurers zu entfliehn. Vielleicht hatte das Miniſterium Louis Philippes ſelbſt den Gefangenen für ſo arglos gehalten, daß es ihm die Gelegenheit der Flucht und die offene Thüre anbot.

Louis Napoleon ging nach England zurück und wurde wieder der Lion der eleganten Welt. Er hatte von ſeiner muſikaliſchen Mutter ſingen gelernt, nun verthat er den Reſt ſeines Vermögens in Pferden. Nebſt dem Geſang liebte er auch Wein und Weiber. Er hatte Kind er

mit einer Modiſtin. In Eglington ſpielte er Komödie. Endlich wurde er Conſtabler und zog gegen die Chartiſten aus. Da kam der 24. Februar. Louis Napoleon reiſte ſogleich nach Paris, das Terrain zu ſondiren. Er fand es revolutionär und kehrte nach London zurück. Aber die Contrerevolution machte gute Fortſchritte auf dem Lande, Louis Napoleon wurde Candidat bei den Wahlen und nahm einen Sitz in der Assemblée nationale ein, bis zum Tage, wo ein humoriſtiſcher Gott ihn zu noch höheren Würden führen wollte.

Das iſt das Leben des Präſidenten, das ſind ſeine Thaten. Sie zeigen ihn als halb verächtlichen, halb lächerlichen Abentheurer, Spekulanten, betrogenen Betrüger, Prätendenten ohne Hirn und doch voll Ehrgeiz, einen wahren Kleiderſtock für Napoleons Hut und Ueberrock.

Und wunderbar! Als die Contrerevolution in Paris geſiegt hatte, alle Pläne der Legitimiſten, Imperialiſten, Orleaniſten in die Höhe kamen, und es nur einer vorläufigen Puppe bedurfte, die man wegwerfen könne, wenn es Zeit wäre, da vereinigte ſich alles auf dieſen

Popanz von Stroh und buntem Flitter. Er ward der Gliedermann, an allen Fäden gezogen, die vorgeſchobene Maske aller Parteien.

Aber nicht nur Intriguanten, auch Bethörte warfen ſich auf Louis Napoleon; das Landvolk ging in das Netz der Wahlagitation, die er auf die ſchnödeſte und raffinirteſte Weiſe betrieb. Legionen von Emiſſären wurden auf's Land geſchickt, welche durch fabelhafte Verſprechungen, durch Flugblätter, Gedichte auf die Phantaſie des Volks wirken ſollten. Verkäufer und Hauſirer aller Art ſchmuggelten ſein Portrait in alle Hände, auf Doſen und Nähkäſtchen, auf allem, was dazu Platz bot, erſchien die unvermeidliche Phyſiognomie mit Knebel- und Schnurbart. Eine Armee von Drehorgelmännern wurde durch alle Städte geſchickt und ſang zu der Melodie der trois couleurs das Lob des Helden von Straßburg und Boulogne. Unſinnige Gerüchte wurden verbreitet: dort hieß es, der Candidat wolle eine Million den Soldaten ſchenken, dort, er habe eine Milliarde den Arbeitern verſprochen. Den Soldaten verhieß man Krieg, den Arbeitern die Amneſtie ihrer Brüder.

Eine feile und verrächtliche Preſſe unterſtützte Louis Napoleon in ſeinen Beſtrebungen. Emile Girardin, der ihn nach ſeiner Boulogner Avanture verſpottet hatte, ſtellte ihm jetzt ſein Journal zur Verfügung; die Liberté und noch andere Blätter folgten. Phantaſtiſche Tröpfe ſahen in dieſer jämmerlichen Wahl eine Erneuerung der Napoleoniſchen Zeit. Victor Hugo, dieſer ernſthafte Bajazzo, bekam in ſeinem Blatte l'Evénment wieder Viſionen über den Mann von Bronze — den Napoleon der Vendomeſäule — der katholiſche Poet Mickiewitz begann zu prophezeien. Es war ein Gemiſch von Prellerei, Beſtechung, Erbärmlichkeit und Thorheit ohne Gleichen. Und als die Tage der Stimmenzählung herankamen, da zeigte es ſich, daß die Orgelmänner, die Bilderhauſirer und Victor Hugo Recht behalten. Louis Napoleon ging aus der verhängnißvollen Urne als Präſident hervor.

Jeder Andere, als Louis Napoleon, der durch eine ſo ſeltſame Coalition der Parteien zu ſolch einer Stellung gekommen, würde ſich nun auf ſeiner Höhe unheimlich fühlen, und unſicher den kommenden Ereigniſſen entgegenſehen. Louis

Napoleon bewahrt eine großartige Naivität. Er hält ſich für den wahrhaften Erben ſeines Onkels und nimmt die fünf Millionen Stimmen als ihm gebührenden Tribut. Er lebt königlich, macht Schulden, von denen er hofft, daß Frankreich ſie bezahlen werde, läßt ſich Monſeigneur nennen, trägt eine Uniform, die ihm nicht zukömmt und hat ſich einen Stern der Ehrenlegion auf die Bruſt geſteckt, den er in der Wiege erhalten zu haben vorgiebt. Seine Verwandten beſtürmen ihn mit der Bitte, ſeine Miniſter zu entlaſſen, damit er nicht zugleich mit ihnen falle. Er hört ſie mit Grandezza an und antwortet dann: „Mein Onkel wechſelte nie ſein Miniſterium und befand ſich wohl dabei. Ich werde thun, wie er.“

Und ſo zeigt es ſich ſchon, wie in dieſem armen, unabläſſig arbeitenden Kopfe abermals der Gedanke Platz greift, ſein Glück in einer Nachahmung des 18. Brumaire zu verſuchen.

Er iſt ein Narr! Man wird doch einmal noch genöthigt ſein, ihm eine Zwangsjacke anzulegen.

Der Gläubiger des Präſidenten.

In welcher Welt leben wir? Was verſteckt ſich alles unter den großen Mantel des Schickſals? Was ſind die Triebfedern der Geſchichte, was ſind die kleinen Urſachen, die den großen Tragödien der Völker-Geſchichte zu Grunde liegen? Eine Thatſache, die da ans Licht gekommen, und an der nicht mehr zu zweifeln iſt, kann uns zu ernſtem Nachdenken darüber bringen.

Ganz Europa hat ſich wohl gefragt, wie es komme, daß der Präſident der franzöſiſchen Republik ſich eben Leute zu Miniſtern genommen, die ſeine Feinde ſind. Den olympiſchen Barrot, den letzten Miniſter Louis Philippes, Herrn Leon Faucher, den Sohn des Journal des Debats und Anhänger der Regentſchaft, endlich Herrn Fallour, den Jeſuiten, der die Nothwendigkeit der Inquiſition vertheidigt hat

und der von jeher als einer der eifrigſten Legitimiſten bekannt war, wie er denn auch in der Kammer ſtets an der Seite ſeines Freundes Montalembert ſaß! Wie kömmt es, fragte man, daß der kleine Thiers, der kluge Zwerg, der die ganze Intrigue der Louis-Philippiſten zu leiten übernommen hat, bei Louis Napoleon aus und eingeht, das Miniſterium in allen ſeinen Handlungen inſpirirt und gewiſſermaßen der heimliche Premier von Frankreich iſt? Orleaniſten und Legitimiſten die Miniſter Louis Napoleons! das hat ſcheinbar keinen Sinn, und doch iſt es ſo. Iſt, frägt man ſich, Louis Napoleon der Angeführte? Aber wie kommt es denn, daß ſeine Familie, unter der ſich kluge Leute befinden, ihn nicht vor ſeinen treuloſen Rathgebern warnt?

Das alles findet ſeine einfache und klare Löſung. Was eine diplomatiſche Frage, ein Räthſel, eine unergründliche Combination ſchien, iſt einfach eine Gläubigerfrage, die Frage zwiſchen einigen Capitaliſten, die Geld vorgeſtreckt haben, und einem armen Teufel, der nicht bezahlen kann.

Die Sache iſt folgende. Der Präſident der

Republik, Herr Louis Napoleon hatte, wie es ſich zeigt, die Summe von 1,500,000 Franken nöthig, um die Koſten ſeiner Wahl zu beſtreiten. Mußten nicht Wahlcommites gegründet, Wahlagenten beſoldet, Journale gekauft, Leierkaſtenmänner und Straßenſänger bezahlt werden? Macht man Lithographien von Louis Napoleon zum Spaß? Iſt Herr Emile Girardin unentgeldlich zu haben? Beſingt Herr Victor Hugo den Mann von Bronze auf der Vendomeſtatue aus eignem Antrieb zum zwanzigſten Male? Nein, das alles koſtet Geld, und Louis Napoleon, der viel Geld brauchte um Präſident zu werden, hatte keinen Heller. Kaum daß er ſeine engliſche Modiſtin und ſein Reitpferd unterhalten konnte, kaum daß die mütterliche Erbſchaft hinreichte, ſich das Großkreuz der Ehrenlegion mit Brillanten beſetzt und den großen Federhut zu kaufen, mit denen geſchmückt er irgend einem Kunſtreiter ähnlich ſieht. . . . .

Herr Louis Napoleon wandte ſich in ſeiner großen Verlegenheit an den kleinen Thiers, den Freund aller Börſenmänner der rue Lafitte, den alten Courtier Louis Philippes und Schutzherrn

der honetten Republik. Er erzählte ihm von der Schwierigkeit, die es habe, Geld zu bekommen. Der kleine Thiers antwortete nichts, aber er ſchmunzelte, rieb ſich die Naſe, ſetzte ſeine Brille zurecht und verſprach wieder zu kommen.

Der kleine Thiers hatte mit einem Male begriffen, welche Vortheile man aus der Verlegenheit Louis Napoleons ziehen könne. Am andern Morgen kam er wieder und übergab dem Prätendenten die geforderte Summe, für die er ſich eine einfache Obligation erbot. Von Intereſſen war keine Rede. Der Präſident wußte ſich vor Dankbarkeit kaum zu faſſen, er drückte, mit Thränen der Rührung im Auge, dem kleinen Manne die Hand.

Wunderbarer Mann, der in wenig Stunden eine Million und fünfmalhunderttauſend Franken aus der Erde hatte locken können! Glich er nicht einem jener zauberkräftigen Gnomen der Fabel? Und er forderte keine Intereſſen, wie alle jene alten bärtigen Juden, bei denen Louis Napoleon oft ſchon vergebens angefragt!

Mit anderthalb Millionen Franken iſt viel zu machen. Armer Ledru Rollin, ärmerer Raspail,

die über kein Heller zu verfügen haben, wo es ihre Candidatur zu unterstützen gilt! Wahlcommites, Agenten, Journale, alles preißte Louis Napoleon. Die politischen Leierkästenmänner gingen durch die Gassen von Paris und dreißig andern Städten und sangen:

Français voulez vous un bon?
Choississez Napoléon!

Louis Napoleon wurde Präsident, er hatte nun sein Cabinet zu bilden. Konnte es anders sein, als daß der kleine Mann, der ihm zur Präsidentschaft verholfen, über die Bildung des Ministeriums befragt wurde? Es war ein simpler Akt der Convenienz. Louis Napoleon ging weiter. Er bot dem kleinen Mann ein Portefeuille an. Er schlug es aus. Er selbst wolle nichts mit den Regierungsgeschäften zu thun haben. Dafür brachte er die Namen seiner Freunde Barrot, Faucher und Fallour ein, die er eben zu seinen Combinationen nöthig hatte. Wundert man sich über die Zusammensetzung so disparater Stoffe? So wird die Mixtur gebraut, die auf Jemand tödlich wirken soll. . . . Es fiel dem Präsidenten auf, und er äußerte einige Bedenken.

Was würde die Nationalverſammlung zu einem ſolchen Miniſterium ſagen? Aber der kleine Mann beſchwichtigte ſeine Bedenklichkeiten. Es iſt ſeltſam wie ſich die Haltung, die Sprache, das ganze Weſen der Leute ändert wenn ſie unſere Gläubiger geworden! Derſelbe, der ſonſt ſo bereitwillig und dienſtgefällig war, ſtand jetzt da mit kurzer Rede und imperatoriſchem Lächeln. Louis Napoleon zauderte noch immer. Da ſagte der kleine Mann: Ein Dienſt erfodere den andern. Mehrere Herrn der Bank hätten die Summen vorgeſtreckt, welche ſeine republikaniſche Majeſtät zu ihrer Wahl nöthig gehabt, man müſſe dieſen Biedermännern auch Garantieen für ihr Geld bieten. Nur ein Miniſterium Barrot, Faucher, Fallaux könne das Vertrauen beleben, den Credit herſtellen, mit einem Worte auf die Börſengeſchäfte einen günſtigen Einfluß äußern. Der Präſident möge dies bedenken und nicht länger zaudern.

Nach einer Woche war die Politik des Miniſteriums bereits im Conflikt mit der Nationalverſammlung und dem Lande, der Präſident ſelbſt wurde unpopulär. Die Verwandten kamen

ins Palais Elyſée-Bourbon, warnten und beſchworen ihren lieben Vetter, ſein Miniſterium zu ändern. Louis Napoleon gab nach, eine neue Miniſterliſte wurde projectirt und curſirte ſchon unter den Hausfreunden des Palais.

Aber kaum iſt der große Schritt geſchehen, kaum iſt der Familienrath nach Hauſe gegangen, da wird abermals der kleine Mann angekündigt. Aber diesmal kommt er nicht allein, die Gläubiger kommen mit ihm und mit Schrecken muſtert der Präſident ihre höflich unerbittlichen Geſichter, ihre langen ernſthaften Naſen. Thiers führt das Wort für ſämmtliche Manichaeer. Die Nachricht eines Miniſterwechſels hat ihre Herzen mit Trauer und Beſorgniß erfüllt. Sie ſind Männer der Börſe, arme Capitaliſten, große Vertheidiger des Eigenthums, das ſo unſicher iſt in dieſen böſen revolutionären Zeiten. Ein Miniſterwechſel wird unzweifelhaft eine große Erſchütterung des Credits, ein Sinken der Fonds, mit einem Worte eine große Kriſe zur Folge haben. Im Angeſicht ſolcher Gefahren thut es Noth, alle ausſtehenden Geldmittel zuſammenzuraffen, um für den ungewiſſen Morgen gedeckt

zu ſein. Sie ſehen ſich alſo, wiewohl zu ihrem innigen Leidweſen, gezwungen, das Darleihen von 1,500,000 Frcs., das ſie dem Präſidenten der franzöſiſchen Republik zur Verfügung geſtellt, zurückzuverlangen. . . .

Der Schrecken des Herrn Louis Napoleon war groß, er ſah ſchon den Schuldthurm von Clichy im Geiſte vor ſich! Wie das erſte Mal ſuchte er auszuweichen. Aber nun fielen ihm die Manichaeer ſelbſt ins Wort. Nur die Weisheit und conſervative Feſtigkeit des Miniſteriums Barrot, ſagten ſie, könne Vertrauen einflößen. Wolle Herr Louis Napoleon ſein Miniſterium behalten, ſo ſähen ſie gerne die Schuld noch länger in ſeinen Händen. Beſtände er auf dem Miniſterwechſel, ſo müßten ſie um ſchleunige Rückzahlung der Summe bitten.

Schon griff Einer der Schaar in die Bruſttaſche, als ob er die Obligationen hervorziehen wollte.

Clichy! dachte der Präſident und ſeine Miene veränderte ſich ſichtlich.

Was ſollte er thun?

Er mußte nachgeben. Die neue Miniſterliſte

wurde bei Seite gelegt. Die Herren Barrot und Conſorten blieben am Ruder.

Das iſt alſo das Geheimniß der Dauer des Miniſteriums. Frankreich muß alle Schmach einer niederträchtigen Regierung über ſich ergehen laſſen, muß Italien preisgeben, muß in die elende Politik Louis Philipps zurückgebracht werden, weil ihr Präſident den Baronen der Börſe 1,500,000 Frcs. ſchuldet. Mag Ehre, Volk und Land zu Grunde gehen, mag die Coalition der Monarchie ringsum die Republik demüthigen und erdroſſeln, mag die Volksvertretung dem Miniſterium ein Mißtrauensvotum nach dem andern geben, die Politik Barrots und ſeiner Genoſſen, regieren über Frankreich ſo lange es die Herren der Rue Laffitte für gut finden.

Wer iſt nun der wahrhafte Präſident der Republik? Gewiß nicht Herr Louis Napoleon! Es iſt ſein Gläubiger, Herr Thiers. Da habt ihr es nun, ihr Wähler, die den armen Schlucker zum Präſidenten gemacht! Er verräth euch, er verkauft das Land für 1,500,000 Franken! Er hat dem Teufel ſeine Seele verſchrieben, wer rettet ihn aus ſeinen Klauen? Ob nicht Louis

Philippe vielleicht der Mann iſt, der Geld hergegeben hat, will ich nicht verbürgen, aber eins iſt gewiß, mit dem Talisman ſeiner Obligation in der Taſche führt Herr Thiers den Präſidenten allenthalben hin, wo er will, vermuthlich in den Abgrund. „Vom Palais Elyſée nach Clichy", das wird die Ueberſchrift des letzten Capitels im Roman von Louis Napoleons Präſidentſchaft ſein.

Die Arbeiterassociationen.

20. Januar.

Mehrere Arbeiter in Blousen standen um einen Eckstein der Rue Montesquieu herum und discutirten. Worüber? Das ist hier leicht zu errathen. Ueber die sociale Reform und zunächst über die Arbeiterassociationen. Ich weiß nicht was dazu Veranlassung gegeben; vielleicht die Ankündigung der Cités ouvrières, die Herr Louis Napoleon zu gründen beabsichtigt, um das Arbeitervolk darin polizeilich überwachen zu können.

Die Bourgeoisie hat große Angst vor jedem auch noch so harmlosen Knäul auf offner Gasse, sie sieht in jedem eine besorgnerregende Zusammenrottung. Kaum ist hie oder da ein Hause von Menschen beisammen so stürzt schon

ein Wohlgesinnter herbei um den Saamen „der guten Ideen“ auszustreuen und dies oder jenes mit hereinzubringen; was er so eben im Constitutionell gelesen.

Zu den Arbeitern, die an der Ecke der Rue Montesquieu über die Arbeiterassociationen sprachen, trat somit gleich ein Wohlgesinnter der gegen diese zu wettern anfing. Die Arbeiter lachten.

Eine schöne Sache diese Associationen! rief der Mann. Ich will gar nicht davon reden, daß sie als organisirte Massen Besorgniß erregen, aber ihre Concurrenz unterminirt die Privatindustrie, erklärt dem Capital den Krieg, und ruinirt das Geschäft der bestehenden Meister. Leute, deren Geschäft schon seit Jahren bestanden, werden sich noch genöthigt sehen, ihre Laden zu schließen.

Wie? entgegnete ein Ouvrier, Sie wollen die Concurrenz abschaffen? Sie haben sie doch früher so eifrig vertheidigt? Sehen Sie, wir, die wir früher gegen die Concurrenz waren, wir haben jetzt nichts mehr dagegen. Setzen Sie Ihre Preise herab, nehmen Sie weniger Profit

und gehn Sie mit uns den Wettſtreit ein, den wir Ihnen anbieten.

Ihr werdet doch nicht weit kommen mit Euren Aſſociationen, rief der Bürgersmann verdrießlich, Ihr habt ja doch kein Geld und ohne Geld iſt nichts anzufangen.

Sie ſagen, wir werden mit unſern Aſſociationen nicht weit kommen, erwiederte der Arbeiter, aber Schuſter, Schneider, Gärber, Hutmacher und zwanzig andere Gewerbe ſind ſchon aſſociirt und kommen gut fort. Sie ſagen: wir haben kein Geld. Als ob man die Fünffrankenſtücke äße! Wenn wir alle aſſociirt ſein werden, werden wir Ihr Geld nicht mehr brauchen.

Der Wohlgeſinnte blieb verdutzt. „Das verſtehe ich nicht," ſagte er.

„Wir werden unſere Arbeit gegenſeitig austauſchen," fügte ein zweiter Arbeiter hinzu.

„Dann werden wir ſehen, was ihr mit Euren harten Thalern anfangen werdet!" rief ein Dritter.

„Zum Teufel," rief der Mann, „das heißt ja die Geſellſchaft und das Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Das führt zur Abſchaf-

ſung des Eigenthums und der Familie — zum ſocialen Umſturz . . .“

„Umſturz!“ ſagte der Arbeiter, der zuerſt geſprochen hatte. „Ja wohl! die jetzige Geſellſchaft iſt ſo ſchön organiſirt, daß es Schade wäre, auch nur ein Steinchen an ihr rütteln zu wollen! Herr, ich ſchwöre Ihnen, wir werden die beſtehende Welt umſchaffen, und ſie wird beſſer geworden ſein durch den Umſturz!“

„Das ſind Utopieen! Das iſt Socialismus!“ rief der Wohlgeſinnte.

„Das ſind keine Utopieen, ſagte der Arbeiter. „Viele Aſſociationen beſtehen, andere bilden ſich. Glauben Sie es: uns gehört die Zukunft!“

Der Komiker der Geſellſchaft näherte ſich dem Zwiſchenredner. Er zupfte ihn leiſe am Rock, ſah ihn ſchlau lächelnd von der Seite an und ſagte ihm halblaut ins Ohr: „Hören Sie! Die Bäcker haben ſich auch ſchon conſtituirt. Sie backen ſociales Brod. Werdet ihn doch noch ſchlucken und verdauen müſſen, den Socialismus, ſo ſehr Ihr Euch auch dagegen ſträubt!“

Dies Geſpräch, das an einem dieſer Morgen am Eckſtein zweier Gaſſen geführt wurde,

führt uns — ſo ſcheint es mir — mitten in die Bewegung, die in der Pariſer Arbeiterwelt begonnen hat. Hatte ich nicht Recht, neulich zu ſagen, es ſei ein herrliches Volk voll Drang und Zukunft? indeſſen man in Deutſchland noch frägt, was denn eigentlich unter Organiſation der Arbeiter zu verſtehen ſei und ob die Arbeiter überhaupt organiſirt werden könne, hat der praktiſche poſitive Sinn des Pariſer Volks ſchon das Rechte gefunden, und die herrenloſe, republikaniſirte Arbeit, an deren Möglichkeit die alte Welt kaum glauben will, beſteht, durch dieſes Volk, bereits als poſitives, nicht umzuwerfendes Factum. Organiſation der Arbeit, was iſt das eigentlich? fragt man in Deutſchland. Die Arbeiter aus der Rue Monteſquieu können es uns ſagen:

Es iſt die freie Aſſociation,
Und der gegenſeitige Credit.

Vor einem Jahre gab es in Paris außer der Aſſociation der Schneider, in der Rue de Clichy, auf deren Gründung Louis Blanc Einfluß gehabt hatte, noch keine Aſſociationen. Die Nationalwerkſtätten, die von einem der con-

ſervativen Mitglieder der proviſoriſchen Regierung, Herrn Marie gegründet wurden, ſchienen eine Parodie auf alle ſozialiſtiſchen Ideen. Da that ſich das Volk zuſammen um den Beweiß zu liefern, daß der Sozialismus praktiſch werden könne und das Licht nicht zu ſcheuen brauche. Die Nationalwerkſtätten waren nichts als die alte Ausbeutung der Arbeit, diesmal durch einen andern Capitaliſten: den Staat. Nun ſollte gezeigt werden, was die freie Arbeit im Gegenſatz zur ausgebeuteten vermöge. Die Aſſociationen entſtanden durch die Bemühungen einzelner intelligenter Arbeiter, und durch den Drang des ganzen Volks. In dieſem Augenblick beträgt ihre Zahl mindeſtens fünfzig. Sie umfaßen beinahe alle Gewerbe und zählen in Paris allein mindeſtens 20,000 Arbeiter. Aber allwöchentlich bilden ſich neue, oder vergrößern ſich die alten.

Kaum mag es ein Handwerk geben das in den Aſſociationen noch nicht vertreten wäre. Es gibt aſſociirte Sattler, Bäcker, Hutmacher, Schuſter, Strumpfwirker, Nagelſchmiede, aſſociirte Uhrmacher, Schloſſer, Maurer, Tiſchler, Schneider, Drechsler und Tapezierer. Die Aſſociation

der Hutmacher allein zählt 1800 Arbeiter, und hat Gewölbe in den reichſten und belebteſten Stadtvierteln. Aſſociirte Bäcker 500 an der Zahl backen, wie jener Arbeiter Rue Montesqieu ſich ausdrückte, ſoziales Brod. Aſſociirte Köche haben wenigſtens 15 Traiterieen in Beſitz und bedienen ihre Kunden um den halben Preis beſſer als die Reſtaurants des Palais Royal. Auch aſſociirte Aerzte und aſſociirte Apotheker giebt es, beide haben ihre Kundſchaft in den Aſſociationen. Sogar Frauen aſſociiren ſich. Aſſociirte Hemdenmacherinnen, mehr als 800, ſonſt die am ärgſten ausgebeuteten Geſchöpfe haben jetzt ihre eignen Laden, aſſociirte Stickerinnen ſticken die Tücher der vornehmen Damen, ohne ſie vorher zum reichen Handelsmann zu tragen, der ſie achtmal theurer verkauft, als ſie ihn koſten, aſſociirte Wäſcherinnen endlich waſchen die ſchmuzzige Wäſche von Paris.

Das alles iſt ein Krieg, dem die Arbeiter den Capitaliſten, den Paraſiten der Arbeit, erklärt haben. Auch iſt ihr Jammer groß. Arbeiter, rufen ſie, ihr wollt nicht länger, wie ihr es nennt vom Capitale ausgebeutet ſein und

den Profit eurer Arbeit unter euch vertheilen, ohne daß wir etwas davon haben; aber haben wir armen Capitalisten auch wirklich Profit? Seht nur! alle Tage macht Einer von uns Banquerott und ruinirt sich. Wißt ihr nicht, daß bei einer Menge von Aktienunternehmungen die Dividende der Aktionäre kaum zwei oder drei Procent beträgt? Seht ihr nicht am Beispiele vieler Fabriken und Werkstätten, daß die Herrn Fabrikbesitzer am Ende des Jahres kaum ein paar tausend Franken zurücklegen, die ihnen als Lohn der Arbeitsüberwachung gar wohl zukommen? Glaubt uns, Capitalist zu sein, ist kein erfreuliches, es ist, so zu sagen, ein hartes Loos! Wo giebt es Hausbesitzer, die mehr als drei Procente aus ihren Häusern ziehen? Bei andern Geschäften ist es fast ein Gleiches. Glaubt ferner, daß es ein Glück ist, daß sich die große Capitale nur in den Händen Einzelner befinden nur so haben sie die Mittel Arbeit zu geben. Das Capital verallgemeinern wollen ist ein sündhaftes Streben, denn nur die Noth und die Nothwendigkeit ist der Sporn der Arbeit."

Diese Klagen sind rührend, aber sie halten

die Ouvriers nicht ab, zuſammenzutreten und ihre Werkſtätten demokratiſch zu organiſiren. Sie haben geſehen, daß die Capitaliſten immer ausgeben, ohne zu produziren und dabei immer reicher wurden, indeß ſie ewig produzirten, ohne jemals zu erwerben. Sie haben ferner geſehn, daß es in der Geſellſchaft, wie ſie jetzt organiſirt iſt, dem Capitaliſten leichter iſt mit tauſend Franken fünftauſend zu gewinnen, als dem Arbeiter durch alle Mühſal und Entbehrung hundert Franken zuſammenzubringen. Sie ziehen ſich ihre Schlüſſe daraus und haben recht. Sie organiſiren die Arbeit ohne Dazwiſchentritt der Capitaliſten.

Die Aſſociationen löſen die ſoziale Frage nicht, aber ſie ſind eine Anbahnung ihrer Löſung. So lange das Capital, das Arbeitsinſtrument in den Händen Einzelner iſt, ſo lange der Staat nicht Creditgeber iſt, werden die Aſſociationen allen Druck der jetzt beſtehenden ſozialen Geſetze auf ſich laſten fühlen. Sie ſind kleine Republiken im Schooße der großen, ſie umgebenden Monarchieen der Arbeit; das Loos der Republiken wiederholt ſich an ihnen und ringsum

vom Capital umlagert, können ſie nur theilweiſe ihr eigenes Leben zur Aeußerung bringen. Was iſt natürlicher, als daß ſie verſuchen, ſich untereinander zu verbünden, um den Kampf nach Außen ſolidariſch zu führen? Dies werden ſie thun. Nächſtens ſchon werden ſie zuſammentreten und den gegenſeitigen und unentgeldlichen Credit unter ſich organiſiren, wie es Proudhon vorgeſchlagen hat. Die „Volksbank“ wird hierzu das Mittel ſein. Alle Theilnehmer der Bank werden ſich verpflichten, ihre Transaktionen ohne Herbeiziehung des gemünzten Geldes vorzunehmen und in die Kaſſe der Bank gegen Noten, welche dieſe ausgiebt, das Geld einzulegen, welches ſie von außen her als Bezahlung ihrer Arbeiten und Dienſtleiſtungen erhalten. Die Bank hingegen wird ſich zur Lieferung aller Rohſtoffe, Nahrungsmittel und zur Regelung des Austauſches von Dienſtleiſtungen, Arbeit und Produkten verpflichten. So wird die große Armee der Producenten mit der gegenüberſtehenden Armee der Conſumenten in Verbindung treten und die Noten, von der Bank ausgegeben, vermehrbar wie die Produktion und Conſumtion, bilden das Umlaufsmittel.

Dies alles ist noch zu erproben.

Die wichtigste Bedeutung, die die Associationen in meinen Augen haben, ist die eines Protestes gegen die bestehende Form der Arbeit und das bestehende Lohnsystem. Es muß ein tiefer demokratischer Haß gegen die alte monarchische Werkstatt und gegen die Capitalisten, die Könige der Arbeit, in die Massen gedrungen sein, daß sie sich mit so ungestümmer Hast zusammenthun, ihre Arbeitskraft als Gemeingut zusammenlegen und nun entschlossen sind, lieber allen Wechselfällen eines unsichern Neuzustandes zu trotzen, als sich länger den alten Verhältnissen zu fügen. Die Schwierigkeiten, die sich der Gründung jeder neuen Association entgegenstellen, sind sehr groß. Es gilt, mit ersparten Nothpfennigen Lokale und Wohnungen miethen, Rohstoffe und Arbeitsgeräthe einkaufen. Indessen Andere mit Credit arbeiten, müssen die Arbeiter, die von Anfang an keine Bürgschaft zu geben haben, alles baar bezahlen. Die Folge davon ist, daß sie in der ersten Zeit ihrer Freiheit schlimmer daran sind, als unter ihren Meistern. Aber die Begeisterung der Arbeiter für die Re-

formideen wächst nur mit den Hindernissen, und der frische Muth überwindet zuletzt alles. Sie arbeiten eifriger und besser, denn der Profit geht nicht in fremde Taschen. Das anfänglich kleine Collectivcapital, das einer Commission aus den Verständigsten und Redlichsten anvertraut ist, vermehrt sich allmälig. Bald wächst die Kundschaft durch die wohlfeilern Preise, die Vorzüglichkeit der Waaren und Produkte, die Gewölbe werden reicher und gewinnen bald ein wohlhabenderes Aussehen. Schon gibt es Laden, den Associationen angehörig, die mit den schönsten Laden von Paris an Größe und Vollständigkeit wetteifern.

Unter den jetzigen Verhältnissen kann jede Realisirung socialer Ideen sich nur unvollständig darthun. Es ist eben eine neue Welt, die nur in ihrer Ganzheit bestehen kann und in einer partiellen Aeußerung nur ein schwächliches Dasein haben kann. Aber es ist schon viel, daß die Anfänge vorhanden sind, sie bereiten die Zukunft vor und erleichtern ihre Geburt. Ich kann nie an einer jener Werkstätten vorübergehen, über welchen in prangenden Lettern Association fra-

ernelle geſchrieben ſteht, ohne neue Hoffnung für die Reform der Geſellſchaft im Herzen aufleuchten zu fühlen und die zwei Verſe aus dem Liede Duponts vor mich hin zu ſingen:

Der Hauch, der neue Welten ſchafft,
Wird bald die ganze Welt durchdringen.

Heinrich Heine.

21. Januar.

Iſt es nicht kläglich? Der Unſinn blüht im deutſchen Lande mit der Ueppigkeit des Mohn's, zu Frankfurt machen ſie den deutſchen Kaiſer, Friedrich Barbaroſſa der ehrwürdige Greis, allen chriſtlich-germaniſchen Herzen werth und theuer, derſelbe, der auf der Reiſe nach Jeruſalem im Fluſſe Kydnus ertrank und nun ſo manches Jahrhundert ſchon im Kyffhäuſerberge geſeſſen, Friedrich Barbaroſſa ſoll wieder auferſtehn, bald ſteigt er aufs Pferd, auf dem Römerberge — der edle Gagern hält ihm den Steigbügel, der alte Jahn überreicht ihm ein Schwerdt gegen die Heiden und Anarchiſten — bald trabt er davon, eine ſchöne Krone von Goldpapier auf

dem Kopfe und — — Heine ſchläft und kann keine Strophe zu ſeinem Wintermährchen hinzufügen!

Ja, Heine ſchläft und Gagern iſt ein großer Mann. Heine iſt krank, die Geißel ruht in ſeiner Hand, er ſpannt nicht mehr den Bogen, er ſchießt nicht mehr die tödtlichen Pfeile, er feiert nicht mehr in einer „Schloßlegende" die wahre Genealogie von Preußens gottbegnadetem König! Vorüber rauſcht der unendliche Stoff und er muß feiern! . . . .

Es ſchnürte mir das Herz zuſammen, als ich Heine nach jahrelanger Abweſenheit das erſte Mal wieder ſah und er mir eine blaſſe, abgezehrte Hand entgegenſtreckte, die keinen Händedruck erwiedern konnte und matt und zitternd wieder auf die Bettdecke herabfiel. Ich liebe Heine. So lange ich lebe, vergeſſe ich's ihm nicht, daß ich ihm erſte Entzückungen und erſte Thränen danke, daß ſein Buch der Lieder in meiner Jugend einen Platz hat neben dem, was mir das Theuerſte war, neben Fauſt, neben Uhland, neben Byrons Manfred. In Montmorency hatte ich ihn zuletzt geſehn, ſehr leidend zwar,

aber doch noch aufrecht, ſeiner Glieder und ſeiner Augen mächtig, nun fand ich ihn bleich, abgezehrt, faſt blind, kurz als Jemanden wieder, der ſeit Jahr und Tag das Bett nicht verlaſſen.

Er lächelte ſchmerzlich, aber mit der alten Ironie, die er nie verlieren wird. „Lieber Freund," ſagte er, „Sie haben einſt von den Adamiten erzählt. Seit einem Jahre bereits bekenne ich mich zu dieſer Sekte. Seit einem Jahre ſchon habe ich keine Hoſen angezogen."

Er erzählte von ſeinen Leiden, ſeinen faſt unabläſſig wüthenden Schmerzen, ſeiner Hilfloſigkeit, ſeinen martervollen Nächten, von dieſer wahren Hiobspein, die nun bereits ein Jahr gedauert hat. Er ſchilderte, wie er ſich ſelbſt ein Geſpenſt geworden, wie er gewiſſermaßen wie ein ſchon verſchiedener und in einem Zwiſchenreiche lebender Geiſt herabſehe auf ſeinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er ſchilderte, wie er in Bildern, in Intuitionen aus der Vergangenheit lebe, wie er gern noch ſchaffen und produciren möchte, und wie dann das blinde Auge, die unſichere Hand, der neuerwachende Schmerz wieder alles verwiſchen. Er

ſchilderte ſeine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbſtmordes an ihn herankriecht, bis er Kraft gefunden, ihn abzuweiſen, mit der Erinnerung an ſein geliebtes Weib — und wahrhaft entſetzlich war es, als er zuletzt mit tiefſter Ueberzeugung, mit furchtbarem Ernſt in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, — Bürger, — Kleiſt — Grabbe! Es liegt doch ein Fluch auf den deutſchen Dichtern.“ . . . .

Zugleich fängt er religiös zu grübeln an. Er war von jeher ein religiöſes Gemüth — ich behauptete ſtets dies Paradoxon — und die Einſamkeit, die ewige, nothgedrungene Beſchäftigung mit ſich ſelbſt haben die religiös-ſchwärmende Richtung in ihm nur noch mehr ausgebildet. Auf ſeinem Krankenlager ſtellt er ſich nun die Frage, die ſchon Hiob that, die Frage: „Warum muß der Gerechte leiden? „Wenn es einen Gott giebt, wie ihr Theiſten ihn annehmt, gut, gerecht, allmächtig, warum läßt er das Uebel zu, warum unterwarf er die Natur, die er anders hätte ſchaffen können, der Noth, dem Elend, der Krankheit? Er macht uns blind und ſtraft uns,

wenn wir in die Grube fallen, wo iſt da ſeine Gerechtigkeit? Wenn er das Uebel hindern konnte, und es zuließ, was wäre er dann? Selbſt das Böſe! Von dieſem Standpunkt aus rief ſchon Grabbe: Es iſt kein Gott! zu ſeiner Ehre will ich's glauben!

Heines Geiſt hat die Kraft und die Freiheit verloren, dieſe Fragen zu bewältigen. Wer wird es ihm verdenken? Oft in ſeiner Qual wird er kleinherzig und flüchtet bis zu den Idolen ſeiner Kindheit zurück. Thränen brechen aus ſeinen Augen, und er fängt zu beten an. Heine betet! Heine der große Heide! Jubilirt nicht zu früh, Rechtgläubige, es iſt ein Anfall nur! Sobald ſein Geiſt ſich wieder lichtet, iſt er wieder der alte freie Menſch.

Als Frau Heine mir zuerſt von dieſer religiöſen Richtung in Heine's Gemüthe erzählte, wollte ich nicht daran glauben. Er ſah meine Verwunderung und lächelte wieder, ſchmerzlich, wie gewöhnlich. „In der That," ſagte er, „es iſt ſeit einiger Zeit eine religiöſe Reaction bei mir eingetreten. Weiß Gott, ob das mit der Morphine, ob mit den Kataplasmen zuſammen-

hängt. Es ist so. Ich glaube wieder an den persönlichen Gott! Dahin kömmt man, wenn man krank ist, todtkrank und gebrochen! Machen Sie mir kein Verbrechen daraus! Acceptirt doch das deutsche Volk in seiner Noth den König von Preußen, warum soll ich nicht den persönlichen Gott acceptiren? Mein Freund, fuhr er fort, hören Sie da eine große Wahrheit:

Wo die Gesundheit aufhört,
Wo das Geld aufhört,
Wo der gesunde Menschenverstand aufhört,
Dort überall fängt das Christenthum an.

So ist Heine. Auf dem Marterbette, auf dem Roste Guatimozins würde er noch die Ironie, das bon-mot auf den Lippen haben.

Von Zeit zu Zeit hat Heine einen guten Tag. Dann rafft er sich, so gut es geht, aus seinem Bette empor, läßt den Vorleser kommen und dictirt weiter an seinen Memoiren. Glücklich ist der Bekannte, der ihn an einem solchen Tage trifft! Er findet ihn gesprächig und hört wieder einmal eine jener Improvisationen, wie sie ihm ehemals eigen waren, einen jener Monologe, in welchen Scherz und Weisheit seltsam

gemiſcht ſind. Von Gedanken zu Gedanken in der abentheuerlichſten Sprache ſchweift ſein Geiſt: es iſt, als ſpielten im Zauberwald, im hellen Sonnenſchein, die ſeltſamen gekrönten Schlangen.

So war es beſonders eines Abends, wo wir uns in ein langes Geſpräch über deutſche Zauberbücher, Volksſagen und Volkslieder verloren hatten. Plötzlich ſchien Heine ſeinen körperlichen Zuſtand ganz vergeſſen zu haben; mit zitternder Stimme hub er das Lied von Eugen dem edlen Ritter zu ſingen an.

Es wäre gräßlich, wenn zu allem, was Heine bereits leiden muß, noch Eines hinzugetreten wäre: die große deutſche Poetenkrankheit, die Armuth. Dies iſt glücklicher Weiſe nicht der Fall. Einer ſeiner Vettern ſorgt dafür, daß Alles, was ein Leben verlängern und die Sorge um die Zukunft vom Lager eines Kranken abwenden könne, das Krankenbett Heinrich Heines umgebe. Empfange er dafür den Dank Deutſchlands! Er löſet damit Deutſchland von einer ſchweren Verpflichtung, und verhütet, daß Einer von Deutſchlands größten Dichtern nicht als doppelter Märtyrer ſterbe. Uebri-

gens wacht eine liebenswürdige Frau bei Heines Lager. Welch ein Glück für den armen Kranken iſt dieſe lächelnde Pariſerin, deren Herz nichts von Aufopferung weiß, und die doch nie müde wird, ihn zu pflegen!

Heine folgt Schritt für Schritt den Begebenheiten in Deutſchland. Er frägt auch oft beſorglich, ob man ihn im Chaos der Verhältniſſe nicht ganz aus den Augen gelaſſen habe und ob man zu einer gerechteren Anerkennung ſeiner Stellung und ſeines Wirkens gekommen ſei. Mit vieler Bitterkeit ſpricht er oft darüber, wie man ihn von Paris aus durch ſyſtematiſche fortgeſetzte Verläumdung in den Herzen des deutſchen Publikums zu tödten verſucht. Mein Leben war ſchön, ſagte er eines Tages zu mir. Ich war der Lieblingspoet der Deutſchen und wurde auf dem Römer in Frankfurt gekrönt. Die Mädchen in weißen Kleidern ſtreuten mir Blumen. Was war mein Unglück? Ich nahm meinen Heimweg durch die Judengaſſe. Da — — — — — — — — — — Seitdem klebt ein fataler Geruch an meinen Lorbeeren, den ich nicht wegbringen kann."

Er täuſcht ſich. Er iſt unbefleckt, dieſer Lorbeer. Man wird ihn dem Dichter auf den Sarg legen, wenn ihn der Tod aus ſeinen Qualen abruft.

Nationalverſammlung und Präſident.

24. Januar.

Die Folgen der Gedankenloſigkeit und des Mangels an Logik mit dem die franzöſiſche Conſtituante ihre Exekutivgewalt ſchuf, kommen zu Tage. Nationalverſammlung und Präſident ſind miteinander im Kampfe und eine oder die andere dieſer beiden Gewalten wird vom Kampfplatz weichen müſſen.

Der Begriff einer Republik wurzelt in dem Princip der Einheit der Gewalt. Eine einzige permanente und ſouveräne Volksvertretung die durch delegirte, aus ihrer eignen Wahl hervorgegangene Miniſter regiert, das iſt die Bedingung und der Charakter einer Republik. Die Volksvertretung in ihrer Einheit, Permanenz

und Souverainität iſt der Ausdruck der einheitlichen, ſich ſelbſt regierenden und in der Ausübung ihrer Souverainität nie unterbrochenen Geſellſchaft. Die Volksvertretung giebt Geſetze, die Exekutivgewalt vollzieht ſie. Die Exekutivgewalt iſt ihr Organ, ihr Ausfluß, ihr Werkzeug, ihr unterthänig, wie der Arm, der eine Bewegung ausführt, unterthänig iſt dem Kopfe, welcher denkt und beſchließt. Steht die Exekutivgewalt nicht in dieſem Verhältniß, iſt der Fall vorhanden, daß ſie einen eigenen Willen und zwar einen anderen als die Volksvertretung haben könne, ſo iſt der ganze Organismus geſtört. Man kann dann eben ſo wenig von dem Volke ſagen, es ſei ſouverain, wie man etwa von einem Menſchen mit gelähmtem Arm ſagen könne, er ſei im Beſitz ſeiner Kräfte.

Die franzöſiſche Nationalverſammlung ſtellte ſich auf dieſem, im Gegenſatz zu jedem andern, weſentlich republikaniſchen Standtpunkt, ſie ſchuf eine Exekutivgewalt, die an die Beſchlüſſe der geſetzgebenden Verſammlung gebunden, ihr verantwortlich und durch ſie abſetzbar iſt; aber ſie vergaß daß eine ſo organiſirte Gewalt nur ihr

eigenes Geſchöpf ſein könne, das ſie aus ſich ſelbſt herausſchaffen müſſe. Giebt eine Perſon, einen Auftrag an eine zweite Perſon, die ihn ausführen ſoll, ſo iſt es nur vernünftig, daß ſie dieſen Vollſtrecker ihres Willens ſelbſt wähle. Sich denſelben von einem Andern vorzeichnen laſſen iſt unlogiſch, und wird wie jede unlogiſche That ihre Strafe in ſich tragen.

Dies iſt es nun, was die franzöſiſche Verſammlung gethan. Sie entäußerte ſich ihrer vollen Souverainität und kehrte zu den Urverſammlungen zurück, um ſich den Bevollmächtigten, den Vollſtrecker ihres Willens vom ganzen Volke vorzeichnen zu laſſen.

Die Wahl eines Präſidenten einer ganzen großen Nation anzuvertrauen, iſt bei der jetzt noch beſtehenden Unwiſſenheit und Unfreiheit der Maſſen ſchon an und für ſich eine Thorheit. Man ſtellt damit eine Frage an das allgemeine Stimmrecht auf die es nicht zu antworten im Stande iſt und die es dann aufs Gerathewohl beantwortet. Das allgemeine Stimmrecht, das in einer begrenzten Commune, wenn es ſich um die Wahl eines Abgeordneten handelt, ganz vernünf-

tig iſt, verliert hier den Boden unter den Füßen. Die Sache iſt klar: den tüchtigen Mann, der mit der Wortführung in öffentlichen Angelegenheiten betraut werden ſoll, innerhalb der Grenzen einer Commune beſtimmen, iſt eine mögliche und vernünftige Forderung, Jeder kennt den tüchtigen Mann ſo gut, wie den Kirchthurm in ſeiner Pfarre; aber den Mann, der den Angelegenheiten eines ganzen Landes voranſtehen ſoll, durch Alle beſtimmen laſſen, iſt unvernünftig und unſinnig. Das allgemeine Stimmrecht iſt nämlich kein Keſſel der Pythia, kein Schlund, aus dem der Dampf göttlicher Offenbarungen emporſteigt, nur ein Lamartine betrachtet es als „ein Sprachrohr, durch welches Gott redet.“ Wäre es ein ſolches ſo müßte man es noch weiter ausdehnen, als dies bereits geſchehn, man müßte auch Frauen und Kinder abſtimmen laſſen. Sind etwa die Frauen nicht eben ſo geſcheut als die Männer, ſpricht etwa nicht göttliche Wahrheit von den naiven Lippen der Kinder? Aber nein! das allgemeine Stimmrecht darf nicht ſo verſtanden werden, daß Alle über alles abſtimmen. Nur ſo hat es einen Sinn, daß Alle

über das abſtimmen können, was eben Alle verſtehen.

Wer nun am nützlichſten an die Spitze Frankreichs geſtellt werden würde, das verſtand das allgemeine Stimmrecht nicht und konnte es nicht verſtehen. Es wäre dazu nöthig geweſen, daß jeder Wähler gewußt hätte, wer die fünf Candidaten der Präſidentſchaft ſeien und welche politiſchen Anſichten ſie verträten. Aber was wußte der Corſe unter ſeinen Kaſtanienbäumen, der Pyrenäenbewohner in ſeinen Gebirgsthälern, der algieriſche Coloniſt bei ſeinem Pfluge von Cavaignac und Louis Napoleon, von Ledru Rollin, Raspail und Lamartine? Sein Stimmen für Dieſen oder Jenen war ein Lotterieſpiel. Die Bergpartei mahnte daran; aber die Centren ſagten: „Nur zu! Waltet nicht Gott?“ „Kann“, ſo rief Lamartine, als die Wahl des Präſidenten durchs ganze Volk beſchloſſen war, „der Ausgang zweifelhaft ſein, wenn Frankreich Würfel ſpielt? Gott hält ja den Gewinnſt in der Hand und wird er Frankreich vergeſſen?“ Nun, Frankreich ſpielte Würfel und das Gewinnſt, das Gott in der Hand gehalten und das herauskam,

war Louis Napoleon! Es ist eine schöne Sache, alles dem allgemeinen Stimmrecht zu überlassen! Ebensogut hätte man die ganze französische Nation fragen können, ob die Galeere mit Rudern, die chinesische Junke, das Dampfboot oder das Segelschiff das beste Fahrzeug sei, um eine Reise zu machen. Das allgemeine Stimmrecht, das von nautischen Sachen nicht viel versteht, hätte sich vielleicht für die chinesische Junke entscheiden können.

Aber der Irrthum in der Person des Präsidenten, den das allgemeine Stimmrecht bei seiner Unkunde der Persönlichkeiten nothwendiger Weise begehen mußte, ist das, was noch am Wenigsten bedeutet. Die schwere und große Folge der Wahl eines Präsidenten durch das ganze Volk ist die Heraufbeschwörung eines unheilvollen Antagonismus in der Staatsgewalt, die Erschaffung eines Gegners, wo es nur ein exekutives Organ geben sollte, mit einem Worte: die Vernichtung der Einheit der Staatsgewalt, welche eben die Bedingung einer republikanischen Staatsform ist. Die Nationalversammlung, aus dem allgemeinen Stimm-

recht hervorgegangen und der Präſident aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen, ſtehen ſich ſogleich als gleichberechtigte Gegner gegenüber. Beide congruiren nicht, trotz ihres ſcheinbar gleichen Urſprungs, denn die Nationalvertretung iſt gewählt mit Kenntniß der Perſönlichkeiten durch ein vernünftiges Wahlrecht, der Präſident mit Unkenntſeiner Perſon durch ein unvernünftiges Wahlrecht. Beide werden ſich als Repräſentanten des Volkswillens hinſtellen und zwiſchen Beiden wird ein Kampf beginnen, der den ganzen Conſtitutionalismus wieder heraufbeſchwört. Zu weſſen Seite wird ſich der Sieg kehren? Der Präſident als Einzelperſon, in welcher die Gewalt concentrirt erſcheint, wird eine Zeitlang vor der Nationalverſammlung, die ihrer Natur nach ein ſchwerfälliger Körper iſt, die Oberhand behalten. Allmälig wird ſich der Sieg derjenigen Gewalt zuneigen, die noch am wenigſten von der Kritik zerſetzt iſt. Je nachdem dies der Präſident oder die Nationalverſammlung iſt, wird der Präſident die Nationalverſammlung, oder die Nationalverſammlung den Präſidenten auflöſen.

So ſtark iſt das Gewicht, das die Wahl des

Präſidenten durch das allgemeine Stimmrecht dem Präſidenten verleiht, daß ſie, wenigſtens in der erſten Zeit alle Waffen des Parlaments gegen den Präſidenten außer Kraft ſetzt. Ein Menſch von fünf Millionen Stimmen gewählt iſt für ſich ſelbſt und für viele andere ein halber Gott. Er iſt unverletzlich und unverantwortlich, ob man ihn auch factiſch verletzlich und verantwortlich gemacht hat. Geſetzt auch, daß er die Conſtitution verletze, er iſt unnahbar in ſeinen fünf Millionen Stimmen, ſie decken ihn, wie die Leiber von Prätorianern. Er ſitzt in einer uneinnehmbaren Feſtung, wer holt ihn hervor und führt ihn vor Gericht? So iſt es mit Louis Napoleon. Gute Leute, die ihr ihn durch das allgemeine Stimmrecht wählen ließet, und ihn hinterher verantwortlich machtet, merkt Ihr jetzt Euren Irrthum? Ihr machtet zuerſt einen Gott, und dekretirt hinterher deſſen Abſetzbarkeit, Ihr machtet zuerſt einen Menſchen zum abſoluten Herrſcher und dekretirtet hinterher, er ſei wie jeder Andere ein Beamte! Mit Eurer Verantwortlichkeit und Abſetzbarkeit habt Ihr Euch da zwei Schwerter geſchaffen, die, ſo gut ſie ge-

ſchmiedet ſind, doch nichts nützen. Denn Ihr könnt ſie nicht heben.

In dieſem Augenblicke iſt der Kampf zwiſchen Nationalverſammlung und Präſident da, und das ganze Land wird von ihm erſchüttert. Das allgemeine Stimmrecht hat geſprochen, ruft die Reaction. Es hat ſich durch die Wahl Louis Napoleons für die Monarchie entſchieden! Fort mit der Nationalverſammlung, welche die Republik proclamirt hat! Du aber, Louis Napoleon, faſſe Muth, führe den Streich, und mache dich zum Kaiſer! Sieh nur! rings hat die Contrerevolution geſiegt, die Könige löſen allenthalben die Volksvertretungen auf und ſetzen das perſönliche Regiment an deſſen Stelle. In Berlin iſt der Schlag bereits gefallen, in Frankfurt und Kremſier wird er erwartet. Auf und folge dem Beiſpiel! Dem Muthigen gehört eine Krone!

Aber die franzöſiſche Nationalverſammlung kann nicht wie unſre monarchiſche Verſammlung von oben her aufgelöſt werden. Nur ſie ſelbſt kann ſich auflöſen. Was thut alſo die Partei Louis Napoleons? Sie fordert die Nationalverſammlung auf, ſich ſelbſt umzubringen. In allen

Provinzen läßt die Reaktionspartei unter Anführung ergebener Präfekten, Petitionen umgehn, welche das Parlament auffordern sich baldigst aufzulöſen, um einer neuen Verſammlung Platz zu machen, die dem Herzen Louis Napoleons beſſer entſpräche. Im Parlamente ſelbſt hat ein Herr Rateau dieſer Partei den Ausdruck verliehn. Er hat den Antrag geſtellt die Nationalverſammlung möge, in Erwägung, daß ſie in ihrer Majorität ihrer Mitglieder gegen die Candidatur Louis Napoleons geweſen, ihm alſo von vorn herein feindlich geſinnt ſei und ſomit ſeiner Regierung Hinderniſſe in den Weg lege, ſich ſelbſt auflöſen, und durch Anordnung neuer Wahlen dem jetzigen anarchiſchen Zuſtand ein Ende machen!

Man ſieht jetzt ein, welchen Fehler man beging, als man die Wahl des Präſidenten dem allgemeinen Stimmrecht übertrug, aber es iſt zu ſpät dem abzuhelfen. Der Präſident iſt heute noch ein Gegner, der dem Parlamente mehr als ebenbürtig, der ihm überlegen iſt. Der Präſident iſt noch neu, die Verſammlung hat ſich abgenützt.

Weil es unmöglich iſt, in einem Antagonismus fortzuleben, wird die Verſammlung, die nicht weniger feig und erbärmlich als die übrigen Verſammlungen iſt, die dieſes Jahr entſtehen ſah, ſich vor Herrn Louis Napoleon zurückziehn.

Allmälig nur wird die Kraft der Thatſachen das wieder gut machen, was der Unverſtand der Verſammlung verſchuldet. Wenn jetzt der Präſident das Parlament nach Hauſe ſchickt, ſo wird das künftige Parlament den Präſidenten nach Hauſe ſchicken. Wir aber, wir Deutſchen, die in kurzer Zeit vielleicht in die Lage kommen werden, uns eben ſo wie Frankreich republikaniſch zu conſtituiren, möchten wir die böſen Erfahrungen die Frankreich gemacht hat, nicht ganz nutzlos an uns haben vorübergehen laſſen! Soll das Land der Noth der Revolutionen enthoben und vor dem Ehrgeiz der Prätendenten geſchützt werden, ſoll Stabilität im Wechſel geſichert ſein, ſoll die Einheit der Regierungsgewalt und die Souverainität des Volks eine Wahrheit werden, dann bedarfs delegirter Miniſter, dann bedarfs eines Vollziehungsausſchuſſes. Ein Präſident

durchs Volk gewählt, iſt wo möglich noch etwas Schlimmeres als ein conſtitutioneller König, er iſt ein Autokrat auf vier Jahre. Um ſich den ſchenken zu laſſen lohnt es nicht der Mühe eine Revolution zu machen.

Eine Parodie des 18. Brumaire.

29. Januar.

Der Blitz der ſeit mehreren Tagen ſchon in der Luft hing, iſt gefallen. Gottlob er hat nicht gezündet Louis Napoleon hat ſeinen dritten Verſuch gemacht Kaiſer zu werden. Er hat zur Epopee von Strasburg und Boulogne ein drittes Capitel hinzugefügt. Der neue Verſuch iſt eben ſo ſchlecht ausgefallen, als die zwei erſten.

Dieſes Prätendenten wäre Frankreich ledig!

Die Maaßregeln des Miniſteriums in den letztvergangenen Tagen: die Verweiſung der Maiangeklagten vor den hohen Gerichtshof von Bourges, die Einſetzung des Profeſſors Lherminier unter dem Schutze der Bajonette, die

Beſchlagnahme des „Peuple“, die Auflöſung eines großen Theils der Mobilgarde, der man ihren republikaniſchen Urſprung nicht verzeihen kann, ja endlich — man glaubt es kaum! — die Schließung der Clubbs waren eben ſo viele Herausforderungen, die man dem Volke entgegenſchleuderte, um es zum Aufruhr wach zu rufen. Die royaliſtiſchen Journale brachten Artikel von fanatiſcher Wildheit gegen die Nationalverſammlung, die ſich aus einem Reſt von Schaamgefühle doch noch ſträubt, auf die erſte Aufforderung Louis Napoleons hin auseinander zu gehn. „Es iſt an der Zeit“, rief die Assemblée nationale, das Blatt Granier de Caſſagnacs, „daß dieſen Volksvertretungen ein Ende gemacht, und wir vom Joche der Volksſouverainität erlöſt werden. Ein Hoch dem König von Preußen, der ſeine Kammer ſo ritterlich auseinander jagte und jetzt manchen dieſer Plebejer ins Zuchthaus ſperren läßt! Wollte doch Louis Napoleon an dieſem Manne ein Beiſpiel nehmen! Eine Compagnie Soldaten in die Kammer geſchickt und alles hat ein Ende!“

Das wird in einer Republik gedruckt und es

iſt nach dem Herzen der Herren Odillon Barrot, Faucher und Fallour geſprochen. Sie hüten ſich wohl, ſie, die den „Peuple“ ſo ſtreng beaufſichtigen, gegen dieſes Blatt Klage zu führen, ja, ſie laſſen es in den Kaſernen vertheilen, indeß jeder Soldat, der bei der Leſung eines republikaniſchen Blattes ertappt wird, ins Gefängniß wandert.

Die Bourgeoiſie beſonders war dieſe Tage hindurch in größter Aufregung. Frankreich iſt der Republik müde! Frankreich will einen König haben! das war der Ruf, den man hundertmal des Tags hörte. In einer Woche wird alles entſchieden ſein“, fügten die Leute mit kalter Zuverſicht hinzu. Aber wen wollt ihr zum König haben? Louis Napoleon, den Grafen von Paris, oder Heinrich V.? „Es iſt gleichviel welchen“, war die Antwort. „Wenn er nur verſpricht, den Sozialiſten ein Ende zu machen; die Perſon ſoll uns gleichgiltig ſein.“

Wirklich, es war eine ſchwüle Luft und ich ſelbſt fing an zu glauben, daß wir nächſter Tage unter dem Kaiſerthum Louis Napoleons erwachen würden.

Geſtern in aller Frühe rollen die Trommeln. Was giebts? In wahren Niagaraſtrömen ergießt ſich das Militär durch die Gaſſen. Es kömmt herbei wie zum äußerſten Straßenkampf gerüſtet. Die Pioniere tragen Hacken und Schaufeln, Leitern und Seile, als gälts einen Sturm gegen eine Feſtung. Die Soldaten der Linie hingegen haben ihr Kochgeſchirr mit ſich, als wollten ſie wochenlang auf offener Straße bivouakiren. Achtzigtauſend Mann faſſen Platz auf den beiden Seineufern, auf dem Concordeplatz und den Boulevards.

Der Platz vor dem Pantheon wird in eine Citadelle verwandelt, Kanonen werden aufgefahren und beherrſchen die Faubourgs. Auf dem Concordeplatz paſſirt ein General die Revue. „Es wird einen Kampf ſetzen", ſagt er zu ſeinen Soldaten. „Macht keine Gefangene!" Er wollte ſagen: füſilirt, was euch in die Hände kommt! Das iſt der Kanibalismus der gemäßigten Republikaner!

Wozu dieſe Vorbereitungen zum Bürgerkrieg? Niemand begreift es. Das Pflaſter ſchläft ruhig unter dem Fuße des Proletars, die Vorſtädte

ſind nicht unruhiger als gewöhnlich. Die Nationalverſammlung debattirt über den Rateauſchen Antrag, aber das Volk kümmert ſich nicht um die Debatte. Ob die Kammer gehe, ob ſie bleibe, das iſt dem Volke gleich. Sein Heil ſteigt nur hervor aus der tiefſten Noth, aus der tiefſten Rathloſigkeit und aus einer neuen ſiegreichen Erhebung. Soll es einen Kampf wagen, wenn Louis Napoleon die Auflöſung der Nationalverſammlung, falls ſie dieſelbe nicht ſelbſt decretirte, durch Waffengewalt herbeiführen wollte? Das Volk ſelbſt wollte einſt die Auflöſung der Kammer! Freilich iſt es ſchlimm, daß dieſe Auflöſung ſtatt von Barbes jetzt von Herrn Fallour ausgehen ſoll, aber ſoll es mit ſeinem Blute die vertheidigen, die im Juni ſo furchtbar gegen das Volk gewüthet? Nein! Das Volk bleibt paſſiv, ſeine Zeit iſt noch nicht gekommen. So iſt das Volk nun einmal! es ſchlägt ſich nicht immer, wenn es die Politiker für nöthig halten, und wie aus Inſpiration bricht es los, wenn Niemand es erwartet.

Noch immer zeigt ſich kein Feind, aber die ganze Armee von Paris ſteht auf dem Concorde-

platz zwiſchen der Deputirtenkammer und der Madelaine. Da ereignet ſich das, wozu alle Rüſtungen dieſes Tages nur Vorbereitungen waren. Louis Napoleon verläßt, von einem zahlreichen Generalſtabe begleitet, ſeinen Palaſt in einer phantaſtiſchen Uniform, mit einem Sterne auf der Bruſt und einem Federhute, wie ihn die verwegenſte Phantaſie kaum erfinden mag, auf dem Kopfe. Was will er in dieſer ſeltſamen Kleidung vor einer Armee, die er ohne Urſache hat aufmarſchiren laſſen? Kann man fragen? Er will das noch einmal verſuchen, was ihm in Straßburg und Boulogne nicht geglückt iſt, er will ſich zum Kaiſer ausrufen laſſen!

Mehrere Gruppen von Menſchen, vermuthlich beſoldete und wiſſentlich dahin beſtellte Leute, empfangen ihn bei ſeinem Austritte aus dem Palais mit dem Rufe: Vive Napoleon! Vive l'Empereur! Er ſcheint freudig bewegt, lüftet den Hut, grüßt nach beiden Seiten und ſpornt ſein Roß.

Bald aber wenden ſich die Dinge.

In der Avenue de Neuilly wird er von

Gruppen angehalten, die ganz anderer Gesinnung zu sein schienen. Sie umschließen ihn unter dem Rufe: Nieder mit den Weißen! Nieder mit den Prätendenten! Es lebe die Republik! Sie halten sein Pferd auf, und rufen ihm zu: Präsident! wechseln Sie ihr Ministerium!

Nur mit Mühe machen sich der Präsident und die Herrn seines Gefolges aus diesem Knäul von Menschen frei.

Aber diese Demonstration hat eine große Wirkung auf Louis Napoleon. Er ist bleich wie Wachs geworden und grüßt nicht mehr. Er reitet auf das Militär zu, das den Concordeplatz besetzt hält. Es empfängt ihn ohne Laut, ohne Lebehoch.

Das ist zu viel. Der Präsident kehrt um und — reitet in seinen Pallast zurück.

Die Republik ist gerettet.

Indessen dies alles auf der Straße vorgeht, spielt die andere Hälfte des Dramas in der Kammer. Die Nationalversammlung debattirt die Frage ihrer Auflösung und frägt, ob sie sich vor den Drohungen Louis Napoleons und den Petitionen der Reaktionspartei zurückziehen solle.

Jules Favre, von der Partei des National, beleuchtet den Urſprung der 173,000 Unterſchriften, welche die Contrerevolution in ihren Petitionen zuſammengebracht hat. Wir ſtehen, ſagt er, „in einer Zeit der Bedrängniß als Schutzwehr der Republik da. Verlaſſen wir ſie nicht, eben jetzt, wo der Ehrgeiz der Prätendenten ſie zu ermorden droht und vergeſſen wir nicht, daß wir die demokratiſche Staatsordnung noch zu organiſiren haben. Ein Complott iſt vorhanden, ruft er weiter, ein Complott von Royaliſten geſchürzt und ein Menſch, der ſich nicht zu zeigen wagt, Herr Thiers, ſteckt dahinter. Warum tritt er nicht hervor und erklärt uns, was die Truppenanhäufungen in Paris zu bedeuten haben?

Victor Hugo, hohl und aufgeblaſen wie immer, hält nun, vom Gelächter der Linken unterbrochen eine Gegenrede im echt Rateau'ſchen Sinne. Präſident und Nationalverſammlung gehn nicht mehr friedlich neben einander. Die Nationalverſammlung hat den Fehler, nicht napoleoniſtiſch zu ſein. Sie ſoll ſich zurückziehn und ſchleunigſt andere Wahlen anordnen. Gott wird dafür ſorgen, daß dieſe wohlgefälliger dem Präſidenten ausfallen.

Cavaignac erhebt sich für das gute Recht der Versammlung, so lange beisammen zu bleiben, als sie zu constituiren hat. Die Wirkung seiner Rede ist groß. Würde jetzt sogleich zur Abstimmung geschritten, der Beschluß würde sicher im Sinne der Linken ausfallen.

Da tritt der Mann auf, der mit weichlicher Sentimentalität allen Maaßregeln der Feigheit das Wort redet, Herr von Lamartine. Er stimmt für einen Mittelweg. Es ist, sagt er, ein ungeheurer Abstand zwischen dem Rateau'schen Antrag, der eine offene Beleidigung der Versammlung ist, und anderen Anträgen, die nur höfliche Fragen sind, ob die Kammer denn nicht bald gesonnen sei, ihre Plätze zu räumen und den Royalisten offenes Feld zu lassen. Der Rateau'sche Antrag, sagt Lamartine, sei zu verwerfen, die anderen Anträge aber wohl zu beherzigen. Sein Gedankengang ist dieser: Man befiehlt Euch, Euch den Hals abzuschneiden. Thut das nicht, es ist beleidigend, euch so etwas zuzumuthen. Aber öffnet euch die Adern, das ist das mindeste, was ihr thun könnt.

Die Centren, die in Frankreich nicht minder

weiſe ſind, als in Deutſchland und hier wie dort den Ausſchlag geben, finden dieſe Logik des Herrn von Lamartine vortrefflich. Sie verwerfen alſo den entſchieden republikaniſchen Antrag Grevy's, des Berichterſtatters, und ſchließen ſich einem intermediären Antrag mit großer Mehrheit an. Die Verſammlung wird erſt nach Votirung der organiſchen Geſetze auseinander gehen.

Alle Pläne der Contrerevolution und der napoleoniſtiſchen Partei insbeſondere ſind nun zu Schanden geworden. Das Volk hat die Herausforderung der Regierung, die in der Aufſtellung ſo ungeheurer Militärmaſſen lag, nicht angenommen und ſomit keinen Anlaß zu einem neuen Junikampfe geboten, in welchem man wieder eines großen Theils des Proletariats ledig werden konnte. Das Militär hat die Hoffnungen getäuſcht, indem es Louis Napoleon in der Pracht ſeines Federhutes vorüberziehn ließ, ohne ihn als Kaiſer auszurufen. Die Nationalverſammlung endlich hat, indem ſie von ſelbſt zurückwich und ihren baldigen Rücktritt verſprach, den Anlaß weggeräumt, ſie gewaltſam auseinander zu ja-

gen. Der ſtrategiſche Plan Changarnier's hatte darin beſtanden, die beiden Seineufer zu beſetzen, die Brücken zu befeſtigen, den Aufſtand in zwei Hälften zu theilen, über der Auſterlitzbrücke die Verbindung beider Armee-Flügel zu bewerkſtelligen, und dann Paris mit dem Gewehrfeuer, dem groben Geſchütz, der Bombe und der Mine anzugreifen. Alles dieſes war gut berechnet geweſen aber umſonſt! Das Volk ging nicht in die Falle, es merkte den Verrath, und ging ihm aus dem Wege.

Die militäriſchen Maaßregeln des Tages mußten indeß doch irgendwie entſchuldigt werden. Herr Leon Faucher war über dies Wie? nicht verlegen. Noch am Abend des Tages ſchmiedete er eine Proclamation an die Bürger von Paris in der er ſagte, die „ewigen Feinde der Ordnung“ hätten heute einen Angriff auf die Regierungsgewalt im Sinne gehabt, und nur an der militäriſchen Vorſicht ſeien ihre Pläne geſcheitert. Er, Leon Faucher, habe heute abermals Freiheit und Eigenthum gerettet.

Abends war die Stadt in großer Aufregung.

Die Reaktionäre knirschten über die Fehlgeburt ihres Complottes; die Republikaner jubelten, daß der Kaiser in seiner eigenen Lächerlichkeit untergegangen. Das Volk aber zog durch die Gassen und sang als Travestie der Carmagnole:

Léon Faucher avait promis
De faire égorger tout Paris,
Mais leur coup à manqué
— — — — — —

Die ganze Nacht hindurch kamen von Brest, von Bourges und Versailles Truppen an; so sicher hatte das Ministerium auf einen furchtbaren Kampf gezählt, daß es sich nicht mehr mit der Truppenmacht von Paris begnügen zu können glaubte. Aber die Verschwörung war und blieb mißlungen, das Blut, auf das die Tieger der gemäßigten und honetten Republik mit so viel Zuversicht gezählt hatten, ward ihnen nicht zu Theil. Welch grauenhafte Verworfenheit in dieser Rotte von Verschwörern, die den Kampf in den Mauern der Stadt, die Verheerung und Bürgerkrieg hervorrufen

wollten, um im Blute des Volks den Purpur eines Königs zu färben! Nun, dem Volke gehn die Augen auf!

Louis Napoleon hat es abermals nur zu einer Parodie seines Onkels gebracht.“

In der Kammer.

I.

6. Februar.

Ich liebe die Parlamente nicht und halte nichts von ihnen. Sie sind für mich der Ausdruck der herrschenden Kaste, der Bourgeoisie, einer Kaste, die noch die politische Gewalt in den Händen hat, aber unfähig geworden ist, die Ordnung in der Welt und sich selbst länger zu erhalten. Die Herrschaft der Majoritäten habe ich nie verstanden, sie ist für mich die permanente Insurrektion und permanente Anarchie, die bloße und baare Gewaltherrschaft, die ewig den Kampf herausfordert. Das Verfertigen von Gesetzen durch die Majoritäten, die Entscheidung politischer Fragen durch die Stimmenlotterie ist für mich ein Verweisen der Völkergeschicke an

den blinden und ſinnloſen Zufall — an die Vorſehung und an den lieben Gott, das ich nicht begreife. Ich glaube auch, daß unſer ganzes Repräſentativſyſtem eine Form des Konſtitutionalismus iſt, die ſich ihrem Ende nähert und gar bald in ganz Europa ausgeſpielt haben wird.

Selten noch bin ich in ein Parlament getreten, wo nicht bald mein ganzes Blut zu kochen angefangen hätte. Es giebt wohl wenige Orte, wo man mehr Erbärmlichkeit beiſammen ſieht, und die herrſchende Kaſte der Geſellſchaft herzlicher haſſen und verachten lernt! So edel, ſo groß und hochherzig in unſerer Revolution ſich das Volk allenthalben bewieſen, ſo grauſam und erbärmlich, ſo herzensdürr und unfähig haben ſich wenigſtens in den „civiliſirten und vorgerückten" Ländern Europas, in Deutſchland und Frankreich, die Parlamente gezeigt. Sie waren der wahrhafte Ausdruck des Racenverfalls im Schooße jener „gebildeten" Kaſte: der Bourgeoiſie.

Ich frage: wo haben ſie nicht das Volk verlaſſen und verrathen, dieſe Verſammlungen, die das Jahr 1848 entſtehn ſah? Wo hatten

ſie Kopf und Muth, wo haben ſie etwas geſchaffen? Wo ſie nicht die Bundesgenoſſen des Abſolutismus waren, wie in Frankfurt, haben ſie den Abſolutismus neu aus ſich herausorganiſirt, wie in Paris. Die Rechte, die das revolutionäre Volk auf den Barrikaden proclamirt hatte, und in deren Namen der Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde, haben ſie durch Verklauſulirungen und Repreſſivgeſetze gleich Null gemacht, das ſind ihre Thaten.

Eine Grauſamkeit, eine Herzensdürre, eine Barbarei, wie ſie bei dem ſogenannten ungebildeten Volk nie zum Vorſchein gekommen iſt, iſt in dieſen Verſammlungen ein feſter Charakterzug geweſen. Denken wir an Frankfurt! Ob die Leibtrabanten des Czaren gelacht haben als die Kanonen gegen Warſchau ſpielten, das weiß ich nicht. Sie hätten es gekonnt, es war keine ruſſiſche Stadt, die in Aſche gelegt wurde. Daß aber die „Vertreter" des deutſchen Volks, dieſe „Blüthen der Civiliſation", dieſe „Träger der Intelligenz" lachten als der Antrag geſtellt wurde: das brennende Wien, die erſte deutſche Stadt, vor den glühenden Bomben der Kroaten zu retten,

daß ſie lachten, ſie, die helfen konnten, als es galt eine ganze Bevölkerung vor Mord, Brand und Plünderung zu ſchützen — das weiß ich, und ich weiß daß ich mir ſelbſt dabei ſagte: Eine Kaſte, die ſo handelt, ſo denkt, ſo fühlt iſt gerichtet, iſt verloren. Thoren, dacht ich, ihr glaubt in dieſem Augenblick die Demokratie zu vernichten? In dieſem ſelben Moment ſpricht ein neues Geſchlecht eure Vernichtung aus! O Hohn! der alte Arndt, der kindgewordene Greis lachte auch mit, dort auf den Bänken der Rechten, und in derſelben Stunde ſangen die Arbeiter und Studenten in Wien ſein Lied vom deutſchen Vaterlande im Kugelregen, und ſprachen noch im Verröcheln mit bleichem entfärbtem Munde: „das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

Seitdem habe ich einen Ekel vor den Parlamenten. Ja! der große Proceß der Zeit, der immer mehr und mehr den furchtbaren Charakter eines Klaſſenkampfs annimmt, wird anderswo ausgefochten werden als in den Parlamenten! Ihr jüngſten Söhne der Geſellſchaft, ihr Enterbten, ihr müßt an die Reihe kommen als Erneuerer der Welt und ihrer Ordnung!

Herzlos iſt die Zeit geworden, faul die Bildung, ſiech die Kraft; wenn die Welt nicht an langſamer Abfaulung ſterben ſoll, müſſen neue Geſchlechter an die Herrſchaft kommen, und nicht die Vertretung, die Diktatur der Freiheit wird ſie retten!

Wird endlich das Repräſentativſyſtem ewig dauern? Ich fühle es: nur ſo lange der größte Theil der Geſellſchaft rechtlos iſt, wird die Geſellſchaft „vertreten.“ Einſt, wenn ſie im Beſitz aller ihrer Rechte ſein wird, eine wahre Geſellſchaft von freien, gleichen und durch die Gleichheit brüderlichen Menſchen, wird ſie die Vertretung nicht mehr nöthig haben. Und die Zeit der Revolutionen wird vorbei ſein.

II.

7. Februar.

Die franzöſiſche Assemblée nationale hat ſehr bezeichnend das Ausſehn eines Theaters. Sie iſt ein häßliches Lokal mit hölzernen Wänden und grellbemalten Tapeten, ein großes Bretterhaus, das man im Hofe der ehemaligen Deputirtenkammer aufgeführt hat.

Auf einer kleinen Bühne, die von häßlichen Gardinen beſchattet iſt, präſidirt Herr Armand Marraſt mit den Vicepräſidenten Corbon und Lamoriciere an ſeiner Seite. Dies Theater im Theater erinnert unwillkürlich an Hamlet, wo die trefflichen Komödianten ihre Vergiftungsgeſchichte vor den Majeſtäten Dänemarks aufführen.

Der Präſident Armand Marraſt, Redakteur en Chef des National und Ermaire von Paris, iſt ein kleiner Mann mit krauſem Haar und

glänzend ſchwarzem Schnurrbart. Er präſidirt mit jener ausgeſuchten Eleganz, die ihm den Namen des Marquis von Marraſt verſchafft hat. Mit der zierlichen Nachläſſigkeit eines Stutzers, der einer Dame de Comptoir die Cour macht, liegt er lauſchend aufs Bureau geſtützt, ſpielt von Zeit zu Zeit mit der Glocke und ertheilt das Wort mit wohltönender Stimme und großer Lieblichkeit der Bewegungen.

Corbon, ein nicht minder eleganter Herr, ſteht ihm hülfreich zur Seite. Corbon gehört einer Menſchengattung an, die erſt nach der Februarrevolution zum Vorſchein gekommen iſt. Er iſt ein falſcher Ouvrier. Als gleich am Anfang der franzöſiſchen Bewegung die Arbeit mit neuen und ungeſtümen Forderungen heran kam, da galt es ihr ſchnell ein Gegengift aufſtellen und man erfand die falſchen Ouvriers. Dieſe, ehemalige Arbeiter, jetzt Millionäre und Capitaliſten, waren die erbitterſten Feinde der Socialreform und mußten als ſolche allenthalben hervortreten. Auch ſie, hieß es dann immer, ſeien aus dem Volke, ganz aus dem Volke, mit Herz und Seele, aber ſie ſeien der beſte Beweis, wie es dem Arbeiter

möglich sei, fortzukommen, und gebildet und wohlhabend zu werden. Fort also mit den Utopieen der sozialen Reform, den Utopieen einer radikalen Verbesserung der arbeitenden Klassen! Wir leben in der besten aller Welten!

Neben dem falschen Ouvrier Schmit, dem literarischen Gegner Louis Blancs, der eine Zeit lang ganz Paris in Bewegung setzte, bis es sich dann zeigte, daß er eine Mythe sei, und gar nie existirt habe, waren Herr Corbon und Herr Penpin von Paris und Herr Grandin von Elbeuf die Repräsentanten der conservativen Ouvriers in der Kammer. Alle drei erwarben sich die größte Anerkennung, und einer von ihnen wurde sogar eines Vicepräsidentenstuhls würdig erachtet.

Die Assemblee nationale ist eine Versammlung von Neunhundert. Die Bänke in Hufeisenform aufgestellt, steigen amphiteatralisch empor. Rechts auf der Anhöhe sitzen die Legitimisten. Dort thront der riesige Larochejaquelin, in der Mitte der Seinigen, der Berryers, Noailles, Cambaceres, Chalais-Perigort. Von dort ist auch der fromme Fallour herabgestiegen.

Einige Bänke tiefer ſitzt die Rue de Poitiers, die ungeheuer zahlreiche Schaar der „Vertheidiger der (ariſtokratiſchen und capitaliſtiſchen) Geſellſchaft.“ Zuhöchſt in ihr und ſie beherrſchend, ſteht ein Mann aufrecht, an dem die affenartigen Bewegungen auffallen. Er ſchwatzt fortwährend, und dreht ſich von einer Seite zur andern mit einer komiſchen Art von Grandezza. Bald verläßt er die Bank, um auf den Treppen bequemer zu ſchwatzen. Wir können ihn jetzt genauer betrachten. Es hat Geſtalt und Mienen eines klugen Gnomen. Ueber die gebogene Adlernaſe hängt ein Paar ungeheurer runder Brillen herab, auf ſeinem kleinen runden Köpfchen iſt ein Büſchel grauer Haare wie der Schopf eines Vogels emporgeſträubt. Ein ſarkaſtiſches Lächeln ſpielt um ſeine zuſammengekniffenen Lippen, bald ſchwatzt er und die Worte ſcheinen überſprudelnd von ſeinen Lippen zu fließen, bald weicht er um einen Schritt zurück, ſchlägt die Arme nach napoleoniſcher Art hinter dem Rücken zuſammen und betrachtet die Leute, mit denen er ſpricht, mit diktatoriſcher Miene. Der kleine Mann — man hat es gewiß ſchon errathen —

iſt Herr Thiers, der neue Talleyrand, der Gründer und Commandant der Verſammlung der Rue de Poitiers.

Die andern berühmten Mitglieder derſelben Partei ſind Victor Hugo, der Mann, der mit einer ungeheuren Stirne, ſo lange ſchon alle Welt getäuſcht hat, und ſein Spiel mit Antitheſen für Tiefſinn ausgibt, der Graf Mole, der Herzog von Broglie; die Generäle Changarnier und Baraguai d'Hilliers. Auch Couſin und Remuſat, Duvergier de Hauranne, Achille Fould und Malleville gehören hierher.

Auf der untern Fläche der linken Hälfte, der Rue de Poiters gegenüber, ſitzt die faſt ebenſo zahlreiche Coterie des National mit ihren Hauptperſonen Cavaignac, Marie, Cremieux, Clement Thomas, Jules Favre, Charras, Garnier-Pagès, Pagnerre, Grevy und Birio. Das iſt ganz eigentlich die Partei der ehrſamen und gemäßigten Republik. Wodurch unterſcheidet ſie ſich von der Rue de Poitiers? Es iſt dies ſchwer zu ſagen. Seit dem 24. Februar bekämpft ſie die Revolution; ſie rief durch dieſe Bekämpfung den Junikampf hervor. Sie dekretirte den Be-

lagerungszuſtand, die Deportationen, die Kriegsgerichte, die Preßgeſetze, das Geſetz gegen die Zuſammenrottungen. Auch ihre auswärtige Politik fällt faſt ganz, mit der der Rue de Poitiers zuſammen, nur verbrämt ſie dieſe mit leeren und geheuchelten Verſprechungen, indeß die Rue de Poitiers einen offenen Bund mit der Coalition der abſoluten Fürſten zur Vernichtung der Völker eingeht. Ihre auswärtige Politik iſt: zuerſt die Erhebung der Völker ſo lange als möglich verhindern und dann, wenn ſie im Stich gelaſſen, umzingelt, vor der Uebermacht zuſammenbrechen, ſie bedauern.

Die Partei des National hatte bis zu Louis Napoleons Ernennung alle Miniſterien in der Hand; das Innere durch Recurt, Senard, Duſaure, den Krieg durch Charras, Arrago und Lamoriciere, die öffentlichen Arbeiten durch Trelat, das Aeußere durch Baſtide. Und was hat ſie gethan? Mailand, Neapel und Palermo hat ſie niederſchmettern laſſen, die deutſche Centralgewalt hat ſie nie anerkannt. Das war ihre Politik nach Außen. Und man hält ſie für beſſer als die Rue de Poitiers?

Ein Hoch dir, o Berg, zurückgebliebene Säule des Convents, Feſte der Republik, zu der die Völker vertrauend hinüberſehen! — Auf dir weht eine beſſere Luft. Mit blauer Tinte beginnſt du an deinem Fuße, und dein Gipfel iſt echter Purpur — die Farbe des kommenden Morgenroths liegt auf dir! Dort auf dem Bergrücken ſteht Ledru-Rollin, die ſtämmige Geſtalt eines Tribunen, mit einem offenen freien Antlitz, und einem friſchen jovialen Zug um die Lippen. Kraft und Muth, auch etwas wie Stolz und Verachtung der Gegenpartei ſpricht aus ſeiner Haltung und ſeiner Phyſiognomie. Als die Debatte begonnen hatte, bemerkte ich, daß er einmal, als Thiers einen Ausruf that, zurückfuhr, als ob er auf eine Schlange getreten wäre.

Neben Ledru-Rollin ſitzt Lagrange, den wir ſchon beim Banquett kennen gelernt haben, der tapfere Barrikadenritter mit hagerem, kummergefurchten Geſicht und fliegender Mähne, die ſchon reichlich von grauen Haaren durchmiſcht iſt. Der ehrwürdige Lamenais ſitzt etwas tiefer unten in gebeugter Haltung. Seltſam! in dem bleichen,

kränklichen, düſter hypochondriſchen Antlitz dieſes Mannes glaubt man noch immer den Prieſter zu erkennen, den das Interdikt der Kirche getroffen hat, und der ſich vom Fluche, der auf ihm liegt, nicht aufrichten kann. Etwas katholiſch asceticſches liegt in ſeiner ganzen Erſcheinung; die gefurchte Stirne, das melancholiſche Auge ſcheinen über ein Brevier geſenkt zu ſein, aber wie von quälenden Gedanken gepeinigt, rafft er ſich immer wieder empor; man erkennt den ſuchenden grübelnden Denker.

Die übrigen bekannten Mitglieder des Bergs ſind Pyat, unlängſt noch dramatiſcher Dichter, Verfaſſer des Diogène und des Chiffonier de Paris, jetzt einer der geiſtreichſten Redner der Bergpartei, Martin Bernard, ehemals mit Barbes und Blanqui Gründer und Chef der Geſellſchaft der Menſchenrechte, Floccon, der ehemalige Redakteur der Reforme, Victor Schölcher, der Schriftſteller über Colonialverhältniſſe, endlich der Tiſchlermeiſter Agricol Perdiguier, Georges Sand's Freund, aus dem Compagnon du Tour de France bekannt. Sie haben ſämmtlich ihren Platz in den unteren Bänken. Ich komme jetzt zum Gipfel

des Bergs. Ihn behaupten die Socialiſten im engern Sinne und zwar die drei Chefs ſocialiſtiſcher Schulen: Victor Conſiderant, Pierre Leroux und Proudhon. Sie gehen mit dem Berge, ſo ſehr ſie auch von ihm in Fragen der ſocialen Wiſſenſchaft divergiren mögen, Hand in Hand bei allen Beſchlüſſen. Jedermann kennt dieſe intereſſante und berühmte Trias aus den Caricaturen des Charivari. Ich will nur hinzufügen, daß Victor Conſiderant in Natura nicht den langen Schwanz mit einem Auge am Ende hat, wie der boshafte Cham uns weiß machen möchte, ſondern ein intereſſanter, ſogar ſchöner und noch jugendlicher Mann iſt, an dem man nur die allzu große Länge ſeines Schnurrbarts tadeln könnte. Die energiſche, gedrungene, heitere Geſtalt Proudhons, und die rührend komiſche, in einen weiten Flausrock gehüllte Figur Pierre Leroux, der irgend einem gelehrten Baucher ähnlich ſieht, habe ich bereits früher beſchrieben.

III.

9. Februar.

Gefallene Größe! Schuld! halb durch Ehrgeiz, halb durch Unwiſſenheit begangen und abgebüßt durch den Sturz und die moraliſche Vernichtung des Individuums — dein Name iſt Cavaignac!

Da ſtand er heute, der blutige Sieger des Juni, der Vernichter der Republikaner, der Sylla Frankreichs, der Monate hindurch Diktator, Autokrat und Abgott der geretteten Geſellſchaft geweſen, und fragte die Miniſter des Herrn Louis Napoleon, ob es wahr ſei, daß man ihn eines Complotts verdächtig gehalten und ihn wirklich nebſt zwei anderen Generälen am Tage des 29. Januars habe verhaften wollen? Und General Changarnier, auch General Bergamotte genannt, der Commandant der Pariſer Armee,

der parfümirte Bravo Louis Napoleons begnügt ſich mit unbeſtimmten Ausreden ohne die Sache ſelbſt direkt zu leugnen und macht Cavaignac den Vorwurf der Undankbarkeit gegen ihn, ſeinen ehemaligen Vorgeſetzten von Afrika her!! Welcher Sturz! welcher Ruin! welche Lehre für Revolutionäre!

Das Leben Cavaignacs iſt wie hervorgeſucht durch ein düſtres, unheimliches Fatum. So dämoniſch laſtet das finſtere Zeichen eines unerbittlichen Schickſals auf der Geſtalt dieſes Mannes, daß man faſt anſteht, über ihn Gericht zu halten.

Beim Ausbruch der Februarrevolution lebt Cavaignac als Commandant eines kleinen Grenzforts, zurückgeſetzt und gleichſam relegirt von der Regierung Louis Philippes, der in ihm den Sohn eines Conventmitglieds und den Bruder Godefroy Cavaignacs ſieht, einſam am Abhange des Atlas, ſo fern jeder menſchlichen Geſellſchaft außer der kleinen Beſatzung, wie etwa der Thurmwart auf irgend einer Inſel im Meere. Dort, im glühenden Sande führt er abwechſelnd den Spaten gegen den Boden, den die kleine Colo-

nie ſelbſt bebaut und die Flinte gegen die Kabylen, die das Fort ſtets von Neuem umſchwärmen. Ob wohl ein Gedanke von Ehrgeiz, von künftiger Macht vor die Seele des Soldaten hintrat, der in der afrikaniſchen Wüſte mit wenigen Genoſſen dahinlebte? Er war ein Verſchollener vor aller Welt und Niemand hätte ihm eine künftige Diktatur weisſagen können.

Da kömmt die Februarrevolution. Die Partei des National, die ans Ruder gekommen iſt, nimmt ihn in Schutz und führt ihn auf der Treppe der Macht von Stufe zu Stufe. Er wird zuerſt Diviſionsgeneral, dann, an der Stelle des Herzogs von Aumale, Gouverneur von Algerien. Endlich ruft man ihn nach Paris, er wird Kriegsminiſter, bis der Junikampf, die Beſtürzung und der Ehrgeiz der Partei des National ihn zum Diktator macht.

Ueber die Art, wie Cavaignac den Krieg in den Mauern von Paris führte, iſt außer ſeiner Partei nur eine Stimme der Anklage. Mehrere Stunden lang ließ er den Aufſtand wachſen, ohne gegen ihn einzuſchreiten, und als er bereits eine ungeheure Größe erreicht hatte, bekämpfte er ihn

mit einer Verſchwendung von Menſchenleben, mit einem Aufwand von Blut, wie er noch nie dageweſen. Seine Strategie trug zu gleicher Zeit den Stempel der Unfähigkeit und der Barbarei. Aber was ſoll man zu dem Meineid ſagen, deſſen er ſich ſchuldig machte? Er hatte in einer Proclamation den Inſurgenten zugerufen: „Verflucht ſei mein Name, wenn ich in denen, welche die Waffen niederlegen jemals Beſiegte ſehe!“ Was that er, nachdem, durch dieſe Proclamation verlockt, Tauſende von Inſurgenten die Waffen ſtreckten? Von dem Kriegsgericht, von der Schreckensherrſchaft, die er eingeſetzt, wurden Tauſende von Bürgern mit Weib und Kind in die Forts geſperrt, zu Dieben und Mördern auf die Pontons gebracht und ohne Urtheil und Gericht über Meer geſchafft!

Aber er hatte die „Geſellſchaft“ gerettet, er war der Gott der Bourgeoiſie, und konnte thun was ihm beliebte. Scheinbar der Nationalverſammlung untergeordnet und ihr verantwortlich beherrſchte er ſie, nicht anders, als ob ſie eine Compagnie ſeiner afrikaniſchen Soldaten geweſen wäre! Er fragte ſie um Rath und ließ ſich

von ihr den Befehl geben, den er ihr ſelbſt ertheilt.

Er war allmächtig und wie gebrauchte er ſeine Macht! Nie hatte ein Autokrat willkürlicher gehandelt als dieſer „Republikaner!“ Nie hatte einer weniger Achtung für die Rechte des Bürgers gezeigt! Mit einem Zug ſeiner Feder ſtrich er die Freiheit der Preſſe und des Verſammlungsrechtes. Zwanzig Journalen unterſchrieb er das Todesurtheil.

Trotz der Diktatur, die er ausübte, blieb er ſcheinbar immer der Untergebene der Nationalverſammlung. Mit despotiſcher Beſcheidenheit trat er vor ſie hin und ſie mußte gewähren, was er verlangte. Er tyranniſirte ſie mit einem furchtbaren Zauber. Von Zeit zu Zeit ermuthigte ſich ein Mitglied der ſouverainen Verſammlung, interpellirte den Diktator und fragte, was er in dieſem oder jenem Falle zu thun gedenke? Cavaignac erwiederte nie, denn es war ſeine Maxime, auf Interpellationen nicht zu antworten. Was konnte die Verſammlung thun? Er war Imperator, ſie der Senat!

Sie gab ihm ein Vertrauensvotum.

Was that Cavaignac, nachdem Radetzky die Schlacht von Custozza gewonnen hatte? Frankreich hatte ja den Italienern die Unabhängigkeit Italiens zugesagt, und nun war es vorbei mit dem L'Italia fara da se! Cavaignac hatte die Alpenarmee zu seiner Verfügung, aber er zog es vor, diplomatisch zu verhandeln. Er erfand die große Mystification der englisch-französischen Vermittlung, und schickte Gustave de Beaumont an Palmerston ab. Wenn nun die französische Nationalversammlung wissen wollte, was Cavaignac für Italien thun wolle, ließ er durch Bastide (am 17. September) sagen: Er negozire für die Freiheit Italiens! Ja für die Freiheit Italiens auf Basis der Verträge von 1815!

So begann Cavaignac die Politik der Niederträchtigkeit, die Louis Napoleon in noch ausgedehnterem Maasstabe ausführt. Er leitete die Allianz der französischen Scheinrepublik mit allen mehr oder minder absoluten Fürsten ein. Allenthalben ging er von der Partei der Völker zur Partei der Könige über. Er erkannte kein neues einiges Deutschland, und ließ den Abge-

ordneten der deutſchen Centralgewalt, weil ſie einen halbrevolutionären Urſprung hatte, nicht bei ſich vor. Er war eins mit Oeſterreich gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Lombardei, ja er leitete die Politik ein, die wir Frankreich dem Papſte gegenüber ſpielen ſehen.

Wie kroch er vor der Reactionspartei! War es Schlechtigkeit, Ehrgeiz Präſident der Republik zu werden, war es Schwäche? Ich glaube das letztere.

Und was iſt Cavaignac jetzt, ſeitdem das allgemeine Stimmrecht Louis Napoleon zum Präſidenten gemacht? Nichts, eine Ruine ehemaliger Größe! Einſam mit ſeiner kleinen Partei zwiſchen den Heerlagern der Royaliſten und den entſchiedenen Republikaner ſtehend, iſt er wie ein Fels einſam in der Meeresfluth, den die Macht der Gewäſſer täglich mehr untergräbt, und der im nächſten Sturme zuſammenſtürzen und verſchwinden wird. Wie kläglich! Hin iſt Alles, hin die Glorie, die der Name ſeines Bruders auf ihn warf; hin die Größe, hin die Macht! Von den Socialreformern in die Acht erklärt, von den Royaliſten ein Verräther ge-

ſcholten, wo iſt der Grund, auf den er ſich ſtützen kann? Die formelle, ſo zu ſagen altrömiſche Republik, deren Ausdruck er iſt, hat keine Partei! Das ganze Leben und Wirken, jedes Blatt, das ſein Bruder geſchrieben, erhebt ſich gegen ihn. Godefroy Cavaignac war der Freund von Carrel, von Barbès, von Kerſauſie und Raſpail, der erſte Sozialiſt in Frankreich; Eugène Cavaignac hat die Freunde ſeines Bruders in den Kerker und in die Bagnos gebracht. Er iſt das Werkzeug der Royaliſten geweſen, das blutige Schwert, das die Republikaner vernichtet. Wer dankt es ihm jetzt? Nicht einmal die Bourgeoſie. Sie wird bei den nächſten Wahlen vielleicht kaum zwanzig tauſend Stimmen für ihn zuſammenbringen.

Mit Neugier betrachtete ich heute Cavaignac auf der Tribüne. Er hat den ſcharf ausgeprägten Typus des franzöſiſchen Soldaten, ein Geſicht eckig und knochig, mit harten dürren Zügen; es iſt, als habe der glühende Wind der Wüſte noch bei Lebzeiten dies Geſicht mumificiren wollen. Die Stirn, breit und voll, trägt das Organ der Kampfluſt in höchſten Grade

ausgebildet, das Auge, tief in ſeiner Höhle gelagert, hat eine düſtere unheimliche Glut. Der Blick iſt der abmeſſende Blick des Strategen, das Wort iſt feſt, kalt und entſchieden. Ein voller Schnurrbart bedeckt den ſtolzen energiſchen Mund.

Verletzter Solz, verſchloſſener, in Trauer gehüllter Zorn ſprachen heute aus der kurzen Rede Cavaignacs und den Worten, die er mit Changarnier wechſelte. Wir haben lange genug zuſammen gelebt, daß ſie mich kennen ſollten, ſagte Changarnier. „Vielleicht," erwiederte Cavaignac biß die Lippen und ſchwieg. Es war das letzte Wort das er ſagte.

Man ſagt von Cavaignac er ſei ein orthodoxer Katholik; daß er ſich des „Pabſtes allergetreuſter und gehorſamſter Sohn" unterzeichnet hat, wiſſen wir. Eines iſt gewiß: die Republikaner von jeſuitiſch-katholiſcher Färbung Buchez, Trelat, Baſtide ſind ſeine Freunde. Ein Grauen kömmt einem bei, wenn man dieſen Zug mit Cavaignacs Verhalten in der Juniſchlacht und ſeiner ſchonungsloſen Grauſamkeit den Inſur-

genten gegenüber in Verbindung bringt. Sah er in den Socialiſten neue Albingenſer, neue Huguenotten? Geſchahen die Füſſiladen zur gröſſeren Ehre Gottes?

Darübet liegt ein undurchdringlicher Schleier!

IV.

14. Februar.

Proudhon ſoll wegen Angriffe auf den Präſidenten (die Anklage-Acte verwandelt dieß in Angriffe auf die Republik und die Konſtitution) vor Gericht gezogen werden. Der procureur général hat ſich um Erlaubniß zur gerichtlichen Verfolgung an die Kammer gewendet; die Kammer hat einen Ausſchuß zur Prüfung der verbrecheriſchen Artikel ernannt und dieſer hat in ſeiner Majorität die Zuläſſigkeit der Verfolgung ausgeſprochen.

Proudhon wird heute vor der Kammer das Wort ergreifen, um ſie wo möglich zu beſſerer Anſicht und zur Zurückweiſung der Anklage zu bewegen.

Auf der Gallerie und in den Zuhörerlogen herrscht große Ungeduld, den fürchterlichen Proudhon zu sehen. Das elegante Publikum, das dort versammelt ist, stellt sich den Chef der Proletariatspartei, den Redacteur des „Peuple“, als einen Ausbund von Scheußlichkeit vor. Nach der Idee, die sich diese Leute von ihm machten, sollte er den Kopf eines Tigers und den Leib eines Drachen haben, auf allen Vieren kriechen und ein Stück blutiges Fleisch zwischen den Zähnen tragen. — Die Damen besonders scheinen von hysterischer Unruhe erregt. „Nun,“ sagt eine Dame mir zur Rechten zu ihrem Begleiter, einem schönen Lieutenant, indem sie sich fester, und wie es scheint, von innerm Schauer durchfröstelt, an ihn schmiegt, „nun werden wir ihn sehen, der zu sagen gewagt: la propriété c'est le vol! Kann das Wesen, das einen solchen Ausspruch gethan hat, wie ein Mensch aussehen, mon ami?“

„Es ist eine traurige Sache, daß solche Leute in der französischen Assemblee sitzen,“ erwiedert der schöne Freund. „Es ist ein Zeichen unsers nationalen Verfalls.“

„Mon ami“, frägt die Dame weiter, „wäre es nicht anſtändiger, wenn wir uns entfernten? Mir iſt's, als könnte Jeder auf unſern Geſichtern leſen, daß wir gekommen ſind, Proudhon zu hören. Wenn es ſich nicht ſchickt, in den Buden der champs élysées die Meerwunder, die athletiſchen Weiber und den ſprechenden Fiſch anzuſehen, ſollte es ſich ſchicken, hier zu bleiben, um ein ſolches Ungeheuer wie Proudhon anzuſehen?“

„Ich kümmere mich wenig um das, was ſich ſchickt,“ erwiedert der Lieutenant, „ich bin nur wegen Proudhon hierhergekommen, die ganze übrige Kammer iſt langweilig. Geht übrigens nicht alle Welt in das Vaudevilletheater, um Proudhon als Schlange im Paradieſe zu ſehen? Nein, nein! Wir wollen bleiben.“

Dies Geſpräch findet ſtatt, indeß der Sekretär von der Tribune herab das Protokoll der geſtrigen Sitzung abließt. Es wird mit allgemeiner Gleichgültigkeit aufgenommen. Die Repräſentanten ſind nur in kleiner Anzahl in ihren Bänken; die meiſten füllen den breiten Zwiſchenraum zwiſchen beiden Abtheilungen, ſtehen in

Gruppen herum und ſchwatzen laut durcheinander. Vergebens ermahnt die Glocke des Präſidenten und der Ruf der Huiſſiers. Steif wie ein Engländer in ſeinen Frack bis an's Kinn zugeknöpft, geht Lamartine am Arm des frommen Buchez umher. Sein Haar iſt ganz grau; er iſt alt, ſehr alt geworden, der Sänger Elviens, aber ſein Geſicht iſt voll edler harmoniſcher Schönheit.

Endlich iſt die Leſung des Protokolls zu Ende; auf die Frage, ob Einwendungen gegen daſſelbe erhoben werden, melden ſich nur wenige Repräſentanten zu kurzen Bemerkungen. Herr Armand Marraſt ſchellt wieder, ruft lauter als je „zu den Plätzen" und ertheilt das Wort dem Bürger Proudhon zu ſeiner Rechtfertigung.

Ein allgemeines „Ah!" auf der Tribune und ein Geflüſter von Bemerkungen begrüßt ſein Erſcheinen.

Von der Freundin des ſchönen Lieutenants können wir nur einige Worte auffangen.

„Sollte man glauben," ſagt ſie, „daß dieſer „Brigand" ſo ausſehen könnte? Ein freundliches Geſicht, voll, mit etwas gefärbten Wangen, gut-

müthig lächelnd, ohne Schnurrbart; — die konſervativſte Seele könnte keinen weniger Grauſen erregenden Leib haben! Das einzig Auffallende an ihm iſt die blaue Brille, hinter der man das Auge nicht genau beobachten kann. Doch ſcheint auch dies kein Drachenauge zu ſein. „Il n'est pas mal du tout. Il a la figure heureuse!“ ſagt die Dame. — Weib aus dem Stamme Eva's! Sie wird ſchon vertrauter mit der Schlange, die ihr vor wenig Minuten noch ſo grauenhaft dünkte.

Proudhon erſcheint mit einigen Blättern in der Hand. Er lieſt ſeine Rede nicht ab, aber er wirft von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick aufs Papier. Er hat offenbar noch nicht die Gewohnheit des Redens und keine beſondere Begabung dazu. Seine Rede iſt klar, durchdacht, inciſiv, ſie hat keine Rhetorik, keine Leidenſchaft, — er ſpart die Leidenſchaft für die Schrift — aber ſie iſt feſt und energiſch.

Als Angeklagter läugnet er die Rechtmäßigkeit der Verfolgung, der er ausgeſetzt iſt. „Wäre ich“, ſagt er, „des Angriffs auf den verantwortlichen und abſetzbaren öffentlichen Staatsdiener, der Louis Napoleon heißt, angeklagt,

wäre ich von dieſem verfolgt, ſo würde ich die Rechtmäßigkeit der Verfolgung keinen Augenblick verkennen und mich ihr nicht widerſetzen. Aber ungerechter und unloyaler Weiſe werde ich beſchuldigt des Angriffs der Conſtitution und der Aufreizung zum Haſſe u. ſ. w. Dieſe Beſchuldigung muß ich zurückweiſen, und Sie, Mitbürger von der Nationalverſammlung, welche meine Artikel gegen den Präſidenten geleſen haben, können in Anbetracht ihrer eigenen Würde, dieſe ungerechte Verfolgung nicht geſtatten."

„Man behauptet", ſagt er, „ich habe die Conſtitution angegriffen. Seit Monaten thue ich nichts Anderes, als ſie gegen diejenigen vertheidigen, welche ſie verfälſchen wollen. Iſt es ein Angriff auf die Conſtitution, daß ich dieſe Verſammlung als ſouverain über den Präſidenten geſetzt und behauptet habe, ſie könne ihn zur Verantwortung und Strafe ziehen, ja ſogar ihn abſetzen, wenn er die Conſtitution verletzt, und die Nationalverſammlung, wie es unläugbar dargethan iſt, angreift?"

Er kömmt hierauf an die Erörterung der konſtitutionellen Frage. „Ehemals," ſagt er, „war

die Permanenz der obersten Staatsgewalt, die Permanenz des politischen Lebens der Nation in der Erblichkeit und Unverletzlichkeit des Monarchen ausgedrückt. Beide, Unverletzlichkeit und Erblichkeit ergänzen sich und sind ein und dasselbe. Die konstitutionelle Achse lag in diesem permanenten, heiligen, unverletzlichen Haupte der Regierung, im Könige, der die Inkarnation der Charte selbst war."

„Aber wir haben dieses System geändert, die monarchische Fiktion ist abgethan. Die Souverainetät, die einst im König lag, ist auf einen gesetzgebenden Körper übertragen worden, der eben diese Versammlung ist. Permanent und unverletzlich ist in der Republik nur die Volksvertretung und sie selbst haben es in ihrer Constitution im 68. Artikel anerkannt, daß der Präsident seines Amtes entsetzt und vor Gericht gestellt werden könne, wenn er an der Constitution zum Verräther und Verbrecher geworden. Nehmen wir an, daß der Präsident dem Willen der Volksvertretung zum Trotz seine Minister behalte: durch diese bloße That macht er sich der Rebellion und Usurpation schuldig und die

Volksvertretung muß seine Absetzung dekretiren. Wenn — und dies geschieht jetzt — die Volksvertretung die Rechts- und Machtsverletzungen durch den Präsidenten aus Schwäche oder Nachgiebigkeit geschehen ließe, dann hat sie selbst ihre Pflicht verrathen und ist unwürdig geworden, sich länger die Vertretung eines freien Volkes zu nennen." —

Diesmal ist Proudhon's Rede keine zweite Auflage seiner berühmten Rede vom 31. Juli 1848 über eine Steuer auf das Nettoeinkommen. Damals war die Wuth der Versammlung ohne Gleichen; kaum ein Satz des Redners wurde ohne Schnauben und Stampfen angehört. „In den Moniteur die Rede, den Verfasser nach Charenton!" rief der kleine Thiers von der äußersten Rechte herüber. „Nach Charenton, nach Charenton!" wiederholte der Chor von allen Bänken der Rechten und des Zentrums. „Das ist Tollheit, das ist Wahsinn, das beschmutzt die Tribüne" tobten die Volksvertreter von allen Seiten.

Jetzt toben sie nicht mehr. Sie wollen den Redner auch nicht nach Charenton schicken. Der

unentgeldliche Credit, der Tauſch, von dem Proudhon damals ſprach, und der damals für eine Irrenhaus-Idee gehalten wurde, iſt jetzt keine Utopie mehr, er beſteht und wird bereits von den Aſſociationen ausgeführt. Proudhon iſt inzwiſchen durch ſein „Peuple“ eine Macht geworden. Selbſt die erbittertſten Feinde müſſen die Gewalt ſeiner Logik, die Kraft und Energie ſeines Stils, ſeinen Muth, ſeine Gewandheit, das große Genie ſeiner Darſtellung anerkennen. Der ganze Socialismus ſteht hinter ihm; eine glückliche Revolution — und er iſt Miniſter.

Man hört ihn alſo ruhig an, und läßt ihn ausreden; wird man ihn hinterher doch durch die Abſtimmung richten! Nur manche kecke Behauptung ruft ein Murren und Ziſchen, ein dünnes, künſtliches Gelächter hervor. Sonſt verhält ſich Alles innerhalb der Gränzen des Anſtands.

„Was war,“ ruft Proudhon, „der Rateauſche Vorſchlag, der ſo viele Debatten in dieſem Hauſe verurſacht hat? Ein Anderer, als ich, Herr Grévy, hat es Ihnen geſagt: es war eine Aufforderung des Herrn Louis Bonaparte an

dieſe Verſammlung, ſich ſelbſt aufzulöſen! Hält er nun nicht, trotz dem ausgeſprochenen Willen dieſer Verſammlung, ſein Miniſterium aufrecht? Ich habe die anti-republikaniſche Stellung des Präſidenten ſignaliſirt. Ich habe ſie als Verletzung der Conſtitution bezeichnet. An Louis Napoleon iſt es, Klage gegen mich zu führen und meine Auslieferung vor die Gerichte, von dieſer Verſammlung zu verlangen. Ich werde eines Vergehens angeklagt, das ich nicht begangen; aber dies iſt ein Vorwand nur; was man an mir verfolgt, iſt die Tendenz, der ich diene. Geſtatten Sie, ſagt er, die gerichtliche Verfolgung in der Form, in welcher ſie verlangt wird, ſo iſt das Ihre Sache, nicht meine. Ich werde mich vor der Jury zu vertheidigen und die Anklage in ihr Nichts zurückzuſchleudern wiſſen. Ich habe nichts Unvorbedachtes geſchrieben, das können Sie mir glauben. Uebrigens, was auch komme," fügt er hinzu, „erfahren Sie, meine Herren, daß ich Einer von denen bin, die man tödtet oder widerlegt, aber keiner von denen, die man zu beſtrafen vermag."

Mit dieſem Worte verläßt Proudhon die

Tribune. Nur der Berg klatscht ihm Beifall. Die Frage um Gestattung der gerichtlichen Verfolgung wird gestellt. Kann sie zweifelhaft sein? — Die Verfolgung ist gestattet.

Proudhons unvernichtbare Ruhe, die Fassung, die ihn im wildesten Sturm nicht verläßt, ist bekannt. Wenn die Versammlung über seine Anträge, in Entsetzen und Zorneswuth geräth, wartet er ruhig ab, bis sich das Wetter gelegt, und fährt dann fort, kälter und gefaßter, als je. Er scheint fest zu sein, wie die Axe der Erde. In der berüchtigten Rede von einer Steuer auf das Einkommen hat er in dieser Unerschütterlichkeit das Aeußerste geleistet, was man von einem Menschen erwarten kann. In der Mitte eines Sturms, der kaum jemals seines Gleichen gehabt, blieb er ruhig, als ob Nichts um ihn herum vorgehe. „Das Netto-Einkommen," sagte er damals, „besteht nur durch die Dienstbarkeit der Massen. Es ist also in einer wahren Republik nicht denkbar. Da sind nun nur zwei Dinge denkbar. Entweder muß das Netto-Einkommen die Republik oder die Republik das Netto-Einkommen vernichten."

Ein lautes, ſchallendes Gelächter unterbrach den Redner bei dieſen Worten. Proudhon blieb kalt. „Es thut mir leid, Bürger,“ erwiederte er, „daß das, was ich ſage, Euch ſo lächerlich erſcheint. Denn das, was ich Euch da ſage, wird Euer Tod ſein.“

Conſiderant erzählte eines Tages einen ähnlichen Zug von ſeinem Stoicismus. Proudhon will einen Antrag einbringen. Er beſpricht ihn in der Vorverſammlung der Bergpartei. Trotz ſeiner Unverfänglichkeit will ihn Niemand unterſtützen. „Er kömmt von Proudhon,“ ſagen Alle, „da muß Etwas dahinter ſtecken.“ Proudhon bleibt ruhig. „Bürger,“ ſagte er, „was ich Ihnen vorzutragen die Ehre hatte, war einfach der Vorſchlag zu einer Maßregel, welche die Liquidation der alten Geſellſchaft beſchleunigen ſollte, damit ſie im Intereſſe Aller vor ſich gehen könne. Sie wollen dies nicht. Mir iſt's leid. Nun, ſo werden dieſe Fragen von der Revolution gelöſt werden. Wie Sie wollen, Bürger! Sprechen wir nicht mehr davon.“

So iſt Proudhon; der größte, ja der einzige

wahre Revolutionär, den dieſe Zeit hervorgebracht. Die feſte, unerſchütterliche Ueberzeugung im gemüthlichen Aeußern, der größte Vernichter, der unerbittlichſte Zerſtörer aller Fiktionen in der Hülle und Geſtalt eines Spießbürgers.

Wer erinnert ſich nicht, daß auch in der erſten Aſſemblée legislative ſich dereinſt ein Mann befand, der den Herren ſehr pedantiſch vorkam, ein Mann, vor deſſen mittelmäßiger Rednergabe man nur wenig Achtung hatte, deſſen trockene Manieren, deſſen ſpießbürgerliches Weſen, deſſen unaufhörliches Zurückkommen auf bereits entwickelte Ideenreihen den Schöngeiſtern des Jahres 1789 ſehr lächerlich erſchien? Auch er ſchien das zu ſein, was man Philiſter nennt, ein Weſen ohne Begeiſterung, ohne Inſpiration. Auch er lebte dürftig und zurückgezogen und war unbekannten Urſprungs, ein Advokat, der aus einer kleinen Stadt nach Paris dahergekommen.

Und doch war ihm vorbehalten, der größte Revolutionär des Zeitalters zu werden, die

Grundzüge der Demokratie aufzuſtellen, und das Zeitalter vorzubereiten, in dem wir jetzt leben. Es war der Schöpfer einer neuen Welt, Maximilian Robespierre.

V.

21. Februar.

Wunderbarer Pierre Lerour! Er hat es verſtanden, durch ein Amendement, das er eingebracht, und in einer Rede voll geiſtreicher Naivität vertheidigt hat, am Gebäude der franzöſiſchen Conſtitution einen Schnörkel anzubringen, den die Zeitgenoſſen, ſo lange dieſer Bau dauern wird, nie ohne Verwunderung und Heiterkeit betrachten werden.

Es handelte ſich darum, die Punkte feſtzuſetzen, in welchen ein Staatsbürger von der Wählbarkeit als Volksrepräſentant ausgeſchloſſen ſein ſollte.

Treu ihrer Gewohnheit, ſich ewig auf die Baſis der Unverletzlichkeit des Eigenthums zu

ſtellen, ſchloß die Verſammlung alle Bürger von der Wählbarkeit aus, die, ob auch in der erſten Jugend, wo ſie nicht Gut von Bös zu unterſcheiden vermocht, ſich am Eigenthum verſündigt und deßhalb von der Polizei beſtraft worden waren.

Da erhebt ſich Pierre Lerour und bringt ohne Weiteres ein Amendement ein, das alſo formulirt iſt:

„Als Volksvertreter können ferner nicht gewählt werden alle, die des Verbrechens des Ehebruchs ſchuldig befunden.“

Bei der Leſung dieſes Zuſatzantrags bricht die Verſammlung in laute Heiterkeit aus. Es dauert mehrere Minuten, bis der ſtruppige Philoſoph die Reihen durchbrechen kann, die ihn hohnlachend umgeben und durch lauten Zuruf nicht zu Wort kommen laſſen. Nur allmälig legt ſich der Tumult und der boshafte Philoſoph beginnt folgendermaßen:

„Verſammelte Bürger! Mit einer bedauernswürdigen Leichtigkeit, ſo ſcheint es mir, votiren Sie Artikel, die dem Principe der Volksſouverainität zuwiderlaufen; und da iſt mir der Ge-

danke gekommen, das Amendement einzubringen, das Ihre Heiterkeit in ſo hohem Grade erweckt hat. Ich bin der Anſicht, daß wenn es dem ſouverainen Volke gefällt, zu ſeinem Vertreter einen Menſchen zu wählen, den Sie einen Dieb zu nennen belieben, dies Recht ihm zuſteht. Iſt die Souverainität des Volkes Ihr Prinzip, oder iſt ſie es nicht? Iſt das Volk ſouverain, ja oder nein? Iſt es ſouverain und es beliebt ihm, ſich dieſen oder jenen Vertreter zu wählen, mit welchem Rechte unterſagen Sie es ihm? Das Volk als Souverain hat auch das Recht der Begnadigung. (Oho! Oho!) Nun dies Recht der Begnadigung nehmen Sie dem Volke! Iſt der Schuldige nicht ſchuldenfrei, wenn er ſeine Strafe abgebüßt hat? Es giebt keine Gerechtigkeit ohne Verzeihung; Gerechtigkeit ohne Verzeihen iſt Grauſamkeit und Barbarei! Mit der ganzen Kraft meines Gewiſſens erhebe ich mich gegen dieſe Beſchränkung, die Sie den Souverainitätsrechten des Volkes anlegen wollen!

„Von nun an wird es Ihnen genügen, gegen einen Volksrepräſentanten einen Anklageakt zu ſchmieden und ihn verurtheilen zu laſſen, um

ihn aus der Volksvertretung auszuſchließen. Chriſtus ſelbſt hätte in dieſer Zeit keine Gnade vor Ihnen gefunden!

„Sie ſtrafen den Schuldigen ſelbſt nach der Buße ſeiner Schuld! Hat aber das Volk, wenn Sie nur immer von den Verbrechen gegen das Eigenthum, nie aber von den Verbrechen gegen die Familie ſprechen, nicht das Recht Ihnen zuzurufen: Ich, der ich unfähig bin, ſolche Verbrechen zu begehen, ich das Kind der Noth und des Almoſens, ich der ich ohne den Schutz der Familie geblieben bin und doch allen Verführungen zum Böſen getrotzt habe, wohlan, ich will zu meinen Vertretern keinen von dieſen Leuten, welche von Gott alle Güter des Glücks alle Güter eines entwickelten Geiſtes erhalten haben, und ſie im Schlamme aller Lüſte vergeuden! — Diebe! O ich weiß, das iſt das Wort, das man fortwährend gegen das Volk gebraucht, um es zu verleumden. Seit dem Juni hat man es oft genug gebraucht, täglich hat man damit in ſchändlichen Journalen gewuchert; bis man damit die ganze Bourgeoiſie bethört und wüthend gemacht hat!

Wohlan! In demſelben Momente wo man dem Souveraine, dem Volke, Beſchränkungen auferlegen will durch willkürliche Artikel, will ich Ihnen einen Artikel herbeibringen, den Sie vergeſſen haben und der doch dazu gehört. Sie ſagen immer: die Socialiſten wollten Eigenthum und Familie zerſtören; es iſt nicht wahr. Sie ſagen ferner: das Eigenthum und die Familie ſeien die zwei Grundlagen Ihres Staates. Wohlan ſo ſtrafen Sie die Verbrecher gegen die Familie, wie die Verbrecher gegen das Eigenthum."

Kann man geiſtreicher und malitiöſer ein Epigramm gegen die Rue de Poitiers und die ganze ungeheure Clique der Nationalverſammlung ſchmieden, die keinen Satz ſprechen kann ohne ſich als Kämpen des gefährdeten Eigenthums und der gefährdeten Familie zu proclamiren, und die Achtung und Unverletzlichkeit dieſer zwei Inſtitute als die Baſis aller menſchlichen Civiliſation zu preiſen? Schwerlich! Auch iſt die ganze Verſammlung über die Improviſation Lerour verdutzt, und macht ihren Gefühlen nur in unbeſtimmten Ausbrüchen Platz.

Endlich, unter großer Verwirrung wird zur Abſtimmung geſchritten. Alles iſt geſpannt.

Zweihundertſechsundachtzig Stimmen gegen zweihundertvierundzwanzig erklären ſich für Lerour. Das Amendement iſt angenommen. Schon jetzt iſt das frivole Paris voll von Bon-mots über dieſen Artikel. Was man ehemals höchſt unzart in Flagranti nannte, wird jetzt „Zuſtand der Nichtwählbarkeit“ heißen.

Der Jahrestag.

24. Februar.

Es iſt der Jahrestag der Revolution geweſen. Wie haben ſie ihn gefeiert?

Mit einem Todtenamt, als ob ſie das Begräbniß der Republik abhalten wollten. Kein Freudenſchuß, kein Volksfeſt, ein offizielles Tedeum und nichts weiter. Ein paar Artilleriefalven beim Beginne der Meſſe, ungeheuer viel Militär, ein Zug des Staatsraths und der Volksrepräſentanten zur Kirche, ſonſt nichts, nichts! Keine frohen Züge von Menſchen, keine beleuchteten Fenſter, nichts als der Geſang von Pfaffen um einen Katafalk mit ſchwarzen Tüchern behangen!

War das ihr Freudenfeſt, daß die Republik da ſei, oder ihre Trauerdemonſtration, daß es mit der Monarchie vorüber?

Vor der Madelaine, deren Säulen ſchwarz umhüllt waren, flatterten vier trikolore Banner, hölzerne Gerüſte, mit bemalter Leinwand überzogen, ſtellten Dreifüße vor und trugen ſogenannte Weihrauchkeſſel, die je nachdem der Wind ſich regte oder die Luft ruhig wurde, ihre Wolken von ſchwarzem Qualm emporſteigen ließen.

Eine doppelte Reihe von Soldaten und Nationalgarden bildeten Spalier und wehrten dem Publikum den näheren Zutritt.

Um 10 Uhr kam der Zug der Deputirten herbei, Marraſt als Präſident voran, die übrigen paarweiſe folgend. An ihren gleichgültigen Mienen ſah man, daß ſie den Gang als eine reine Formalität betrieben. Die Herren der Rue de Poitiers waren heiter, ich bemerkte unter ihnen Herrn Thiers, der den Arm martialiſch in die Hüfte geſtemmt hatte und lachte. Der Berg kam zuletzt, ernſt und traurig den Volkshaufen überblickend, der ihn mit lautem Zuruf empfing. Der alte Lagrange trug einen Flor um den Arm.

Kaum war der Zug in die Kirche getreten, als Louis Napoleon in einem eleganten Wagen herankam. Eine Eskorte von Dragonern begleitete

ihn, wie ſie vor Jahren Louis Philippe begleitet. Dem Präſidenten folgten, ebenfalls zu Wagen, die Miniſter und die übrigen Mitglieder des Staatsraths.

An einer Säule gelehnt hörte ich der Todtenmeſſe zu, die der Erzbiſchoff von Paris über die Opfer der Revolution las.

Heuchler, dacht ich, der du der Revolution dein Salvam fac Rempublicam ſingſt, wie kömmt es, daß der Laut dir nicht auf den Lippen erſtirbt? Der Glaube, dem du dienſt, iſt etwas Unbewegliches, etwas, das keine Entwicklung kennt und ein Ausfluß davon iſt die Monarchie, ſtarr und unbeweglich, wie die Kirche ſelber! Kirche und Königthum, Altar und Thron ſtehn und fallen mit einander; und du, heuchleriſcher Pfaffe, rufſt auf die Volksgewalt, die den Thron zertrümmert hat, den Segen des Himmels herab?

Du ſanktionirſt die Revolution! Aber predigt deine Kirche nicht die Unterwerfung unter's Joch und die Pflicht des Gehorſams? Warf ſie nicht von jeher den Bannſtrahl auf alle Völker, die ſich gegen das göttliche Recht des Throns für das menſchliche Recht der Freiheit erhoben?

Segnete ſie nicht von jeher das Schwert gegen die Ketzer und Revolutionäre aller Jahrhunderte? Laſſe ſie und laß dein salvam fac Rempublicam verſtummen, es betrügt nur Kinder und Thoren. — Der Heuchler in ſeinem Ornat von Gold und Seide ward mir zu läſtig, mit ſeinem näſelnden Singſang. Er war mir ſo recht die Perſonifikation der alten Geſellſchaft, die die Revolution verräth, indeß ſie ſie öffentlich anerkennt. Alles kochte in mir und ich mußte hinaus.

Ich ging die Quais entlang; ſie waren militäriſch beſetzt. Wie an jenem Tage des 29. Januar hatten die Soldaten alles bei ſich, was zu einem Straßenkampfe nöthig iſt, Haken und Schaufeln, Leitern und Stricke. Volk war nicht mehr und nicht weniger als gewöhnlich in den Gaſſen zu ſehn. Ich ging über die Brücke ins Quartier links der Seine hinüber; dort hatte alles ſein werktägiges Ausſehn; die Laden waren offen, die Verkäufer ſchrien und die Arbeit lärmte wie gewöhnlich. Ich kam in den Garten des Luxembourg, wo man von Lärm, Gedränge und Staub erlößt war. So früh es auch noch im Jahre, eine Ahnung des Frühlings ſchwamm be-

reits in der Luft, die Stachelbeerbüſche und Hollunderſträuche der Umzäunungen zeigten ſchon kleine, grüne Knöspchen, ſelbſt die alten Lindenbäume hatten ſchon einen Frühlingsanflug und über dem ſchönen, friedlichen Garten, mit ſeinen weißen Statuen ſtand ein ſchöner, blauer, wolkenloſer Himmel, Kinder mit ihren Mägden ſpielten auf den Raſenbänken, hie und da in den entlegenern Gängen des Gartens gingen Studenten, Bewohner des dieſſeitigen Quartiers, in ihrem Buche leſend auf und ab.

Ich ſetzte mich auf eine Bank, wo bereits zwei Frauen aus dem Volke ſaßen. Beide waren ſehr ärmlich gekleidet, kummervolle, bleiche Geſtalten. Sie hatten ihre Körbe vor ſich hin auf die Erde geſtellt und ruhten aus, wahrſcheinlich von einem weiten Wege.

Von Zeit zu Zeit ſprachen ſie ein Wort.

„Ja, ja meine liebe Frau“, ſagte endlich die jüngere Frau zur andern, es wird bald wieder losgehn.

Que voulez vous que le peuple fasse? On meurt de faim dans les Faubourgs!“

„Mein Gott! mein Gott!“ jammerte die Alte.

„Que voulez vous?“ hob die jüngere Frau wieder an. „Das Recht auf Unterſtützung nehmen ſie uns, wie ſie uns das Recht auf Arbeit genommen. Sehn Sie! Neulich hat man uns auf der Mairie die elende wöchentliche Fleiſchportion entzogen, mit dem Grunde, daß jetzt Faſtenzeit ſei und man kein Fleiſch zu eſſen brauche, — jetzt — fallen noch die 15 Centimes weg, die wir bisher erhielten.

„Und glauben Sie, daß es dem Volke nützen wird, wenn es eine neue Revolution macht?“ wendete die alte Frau ein.

„Wir hoffen es,“ ſagte die Andere. „Es werden noch einmal ſo viel Inſurgenten ſein, als in der Affaire vom Juni.“

„Sie meinen alſo auch, daß wir einen König brauchen?“ meinte die Alte, „das hat mir auch der Caplan von Val-de-Grace geſagt.“

Non madame! erwiederte die andere Frau feſt und beſtimmt. Wir haben es lang genug mit den Königen verſucht. Ce qui nous faut c'est la sociale!“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und nahm ihren Korb wieder auf die Schulter. — — —

Das war das Geſpräch, das zwei Weiber aus dem Volke am Geburtstag der Republik hielten.

Polizei-Maaßregeln.

28. Februar.

Herr Leon Faucher hat in dieſem Augenblick ſein Augenmerk auf einen ſcheinbar geringfügigen Gegenſtand gelenkt. Aber es iſt ein Kennzeichen des Genies, das Geringfügige nicht zu überſehen.

Die zerriſſenen, mißfarbigen Tuchlappen, die noch hie und da die Wipfeln der Freiheitsbäume zieren, ſind der Gegenſtand von L. Fauchers Zorn; ſie ſollen abgenommen werden. Dachte noch Jemand an dieſe flatternden Fähnlein? Gewiß nicht! Aber es ſollen Jakobinermützen ſein, Zeichen der rothen Republik; und von dieſer ſoll Niemand ſagen, daß ſie unter Louis Napoleon ihr Symbol öffentlich aufſtecken dürfe.

Mag nun der Antiquarius beweißen, daß die Republik nie anders dargeſtellt wurde, als mit der phrygiſchen Mütze; Herr Leon Faucher läßt ſich's nicht nehmen, daß ſie nur in die Bagno's gehöre. Noch ganz kürzlich iſt der Deputirtenkammer gegenüber eine Statue der Republik aus weißem Marmor aufgerichtet worden, welche auch eine phrygiſche Mütze auf hat. Auch dies wird überſehen. Auf den Freiheitsbäumen ſoll das Zeichen verſchwinden und dies ſoll nicht nur in Paris, es ſoll durch ganz Frankreich geſchehen.

Geht man jetzt über die Plätze, ſo wundert man ſich, ſehr häufig eine Schaar Gardiens de Paris inmitten eines zahlreichen Kreiſes von Gaſſenjungen um eine jener traurigen Pappelbäume ſtehen zu ſehen, die Cauſſidiere im März des vorigen Jahres pflanzen ließ. Die Polizeidiener ſchütteln am Stamme. Sollte es ſchon Maikäfer geben und beluſtigen ſich die Diener der Ordnung und Sicherheit mit dieſem kindlichen Spiele? O nein! Es gilt den abgefärbten Lappen herunterzukriegen, der oben im Winde ſchwankt. Hilft das Schütteln nichts, ſo wird

eine Stange gebracht: man ſpießt die Mütze auf, ſie fällt herunter und unter großem Jubel der Gaſſenjungen ſtecken ſie die Wächter in einen Sack.

In der Provinz ſollen ſich die Präfekten und Sousprafekten die Sache leichter machen. Weil ſie finden, daß das Schütteln des Baumes und das Abnehmen der Mütze mit der Stange Mühe giebt, fällen ſie die Bäume. Dieſe Prozedur iſt radikaler, ſie befriedigt das royaliſtiſche Gemüth der Herrn und antizipirt das, was Herr Leon Faucher vielleicht ſehr bald ſchon in einem zweiten Rundſchreiben anordnen wird. Aber die Republikaner wollen es nicht leiden und an mehreren Orten hat es deshalb ſchon Schlägereien gegeben.

Das ſind die Sorgen, das ſind die Thaten der großen Männer, die jetzt am Ruder ſtehen! Ein rother Lappen läßt ſie nicht ſchlafen und ſie ſchicken Hunderte ihrer Schergen aus, um auf ihn Jagd zu machen. Das Symbol unterdrücken ſie, aber das Prinzip greift trotz all ihres Thuns und eben durch ihr Thun unaufhaltſam weiter.

Wenn noch einmal in der Welt Freiheits-

bäume gepflanzt werden, ſo wird nicht nur die rothe Mütze, es wird die rothe Fahne auf ihnen prangen. —

Indeß ſchlägt ſchon in der lauen Winterzeit hier und da einer der Pariſer Freiheitsbäume Knospen. Es iſt mir dies wie ein Zeichen, daß Frankreich keinen, wenn auch noch ſo kurzen Rückfall in die Monarchie erleben werde, um in die neue, in die wahre Republik hinüberzukommen. —

Revolutionäre

Studien aus Paris,

(1849)

von

Alfred Meißner.

Sic vos, non vobis.
Virg.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. Adelmann in Frankfurt a. M.

Inhalt.

	Seite
Die ſoziale Bewegung. I.	1
II.	7
III.	26
IV.	44
Napoleon II.	57
Die Miniſter.	69
Die Guillotine.	90
Armand Barbès.	97
Soziale Schulen. 1) Die Communiſten.	116
2) Louis Blanc.	126
3) Pierre Leroux.	143
4) Proudhon.	150
Proudhon's revolutionaires Programm. I. Decret.	167
" " " II. "	169
" " " III. "	173
" " " IV. "	177
" " " V. "	178
" " " VI. "	182
Die Sozialiſten der Bergpartei.	187
Tagebuchblätter. I.	194
II.	199
III.	202
IV.	207
V.	213
VI.	218

Seite.
Zum Schluſſe. 230
I. 233
II. 238
III. 248
IV. 258

Die soziale Bewegung.

I.

6. Februar.

Eine einzige Frage lebt in Frankreich. Eine einzige steht wahrhaft groß und unabweisbar aufrecht in dieser kämpfenden Welt der Thatsachen.

Es ist die Frage der sozialen Reform.

Während in den, dem Höhepunkt der europäischen Bewegung am weitesten entrückten Ländern die Völker noch um die primitive Selbstständigkeit der Nationalität streiten und sich nach Racenunterschieden von den Nachbarn trennen, mit denen sie Jahrhunderte hindurch unter patriarchalisch gemeinsamer Zuchtruthe gelebt, um sich als freie, sich selbst bestimmende Individuen hinzustellen; während andrerseits höherstehende

Völker die politiſchen Formen zu erobern trachten, in welchen die Demokratie zur Erſcheinung kommen kann, und ſich mit aller Kraft dagegen ſträuben, daß die Souverainität eines einzelnen Beliebens noch länger dem vernünftigen Willen von Millionen hindernd oder vernichtend entgegentreten könne, iſt Frankreich, das Land, das durch ſeine vorhergegangenen Revolutionen am weiteſten vorangetrieben iſt, wenigſtens mit dem lebendigen Theile ſeiner Bevölkerung an die Löſung einer Frage gegangen, die wir von unſerem jetzigen Standpunkt als die letzte und größte Frage der Menſchheit betrachten müſſen, und die keine andere iſt, als die Frage nach der Befreiung und dem Selbſtſtändigwerden jedes Einzelnen.

Dieſe Erſcheinung iſt fataliſtiſch. Je mehr in dieſem Lande die politiſchen Fragen beſeitigt ſind, um ſo ſchärfer und klarer muß das Bedürfniß ſozialer Reformen hervortreten, das auch im übrigen Europa in ſtärkerem oder ſchwächerem Maaße gefühlt wird. Je mehr das Gefühl der Gleichheit aller Staatsbürger in die Maſſen gedrungen iſt, um ſo fühlbarer muß das Mißver-

hältniß hervortreten, das in unſrer jetzigen Welt zwiſchen der prinzipiellen Befreiung jedes Menſchen und der ſozialen Lebensſtellung beſteht, zu welcher die ungeheure Mehrzahl der Menſchen verurtheilt iſt. Je officieller man „die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit“ aller Staatsbürger von oben her proclamirt hat, um ſo mehr muß es den Maſſen klar werden, daß dieſe „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ illuſoriſch bleiben müſſe vor den beſtehenden ökonomiſchen Verhältniſſen. Indeß, wie in jedem induſtriell vorgerückten Lande, das Capital mit furchtbarer Gewalt auf die Arbeiterklaſſen drückt, und ihren Widerſtand herausfordert, fehlen in Frankreich jene großartigen Schutzmittel, die in England z. B. die herrſchende Bourgeoſie vor dem Widerſtand der Arbeiterklaſſen ſchützen und die Dauer der Ausbeutung ſichern. Der religiöſe Glaube, der das irdiſche Elend mit der Hoffnung auf den Himmel vertröſtet, iſt in Frankreich todt, und mit dem Himmel auch die Entſagung geſtorben; die Autorität höherer, bevorrechteter Klaſſen, in England noch ſo lebendig, iſt in Frankreich zertrümmert. Frankreich beſitzt endlich nicht wie

England den ungeheuren Faktor der unaufhörlichen Arbeit, der, indem er sich immer neue Märkte öffnet, für die Massen, welche durch die Verbesserung der Maschinen brodlos geworden, ewig neue Thätigkeit an andern Orten schafft, die Arbeiter aber, indem er sie unaufhörlich beschäftigt, von der Möglichkeit, sich zu bilden, abhält und sie gewissermaßen mit den Maschinen identificirt, deren Zugehör sie sind.

Diese große Potenz der unaufhörlichen Arbeit fehlt in Frankreich. Immer drohender werden die Handelskrisen und werfen ganze Arbeiterbevölkerungen auf das Pflaster der Städte, wo sie dann zum Nachdenken über ihr Loos und die Verhältnisse der Gesellschaft gebracht werden. Von diesem Augenblick wird die freie Presse ein Gift, das freie Vereinigungsrecht eine Gefahr, die Bildung und Erziehung ein wahres Unglück! Sie schaffen Empörer dort, wo es nur Sklaven geben sollte! Je mehr ferner der Begriff der Autorität in den Gemüthern der Massen schwindet, um so unfreiwilliger fügt sich der Arbeiter der Autorität des Capitals, das an Härte die bereits zertrümmerten Autoritäten der Kirche

und der Monarchie noch zu übertreffen ſcheint. Von dieſem Augenblick an wird die materielle Ordnung im Staate, dieſe Lebensbedingung der Geſellſchaft, kein nothwendiges und freiwilliges Ergebniß der Ordnung in den Gemüthern ſein, ſie wird ihre Baſis in den Ueberzeugungen der einzelnen Staatsbürger verloren haben.

Was ſich fortan als „Ordnung“ ausgiebt wird ein Aufgedrungenes ſein, das nur durch Mittel der Gewalt aufrecht erhalten werden kann.

Die Frage der ſozialen Reform, die in den übrigen Staaten Europas nur ein Drang und eine unbeſtimmte Sehnſucht iſt, ſteht in Frankreich als eine Forderung von unerbittlicher Strenge da. Sie geht nothwendig aus dem Bedürfniß hervor, der Welt, welche hier ihre beiden Grundfeſten: den Glauben und die Autorität verloren hat, eine neue Ordnung zu geben. Je ruinenhafter die bisherigen Grundlagen in ſich ſelbſt zuſammenfallen, um ſo unbezwinglicher wird der Drang nach einer neuen Ordnung und um ſo lauter der Ruf darnach. Zeigt ſich ein guter Wille in den herrſchenden Klaſſen, auf dem Wege

der Reform dieſe Fragen zu löſen, ſo iſt Hoffnung vorhanden, daß ſich die neue Ordnung der Dinge friedlich organiſire; hält der Widerſtand dagegen an und häuft er die Hinderniſſe, ſo wird eine Exploſion dieſer Frage in der Form eines Klaſſenkampfs ſtattfinden. Ueber den Ausgang deſſelben kann man nicht zweifelhaft ſein.

II.

Die soziale Revolution ist die letzte Revolution, die wir voraussehn können, sie ist auch die großartigste, durchgreifendste und schmerzenvollste.

Es liegt in dem Begriffe der Revolutionen als der einzelnen Entwicklungsperioden, der einzelnen Palingenesieen der Menschheit, daß sie, wie sie auf einander folgen, immer radikaler, immer universeller werden, und, wie sie immer mehr Rechte für eine immer größerere Anzahl von Menschen in Anspruch nehmen, immer mehr Kräfte in ihren Kreis hereinziehn. Wie eine Revolution aus der anderen mit dialektischer Consequenz hervorgeht, und jede spätere

mit Nothwendigkeit aus der vorhergehenden und allen vorhergehenden zusammen folgt, wie in der letzten Revolution alle früheren enthalten sind, so ist die Letzte immer umfangreicher, immer tiefer eingreifend, als alle, welche ihr vorhergingen. Dies ist keine Utopie und keine ins Leere hingestellte Behauptung; es genügt, die Reihe der großen Revolutionen, wie wir sie bisher über die Erde ergehen gesehn, auch nur flüchtig zu verfolgen, um davon die vollste Ueberzeugung zu gewinnen. —

Die Revolution von 1848 ist die Fortsetzung der Revolution von 1789; ja man kann sagen sie ist größtentheils ihre Wiederaufnahme vom Tage des 9. Thermidor an, wo sie durch den Sturz der Bergpartei gewaltsam unterbrochen wurde. Was ist im Grunde Napoleons Erscheinen, die Restauration von 1815 und endlich Louis Philippe's Thronbesteigung im Jahre 1830 durch eine Eskamotage der Revolution anders, als eine gewaltsame Unterbrechung, ein Intermezzo im Gange der französischen Geschichte? Zweimal wurde den treibenden Ideen der Zeit ein Damm aus todten Stämmen ent-

gegengeworfen; zweimal wurde eine Reſtauration verſucht, zweimal ſollten die Ideen der erſten Revolution vernichtet werden. Umſonſt! die Principien, die das Jahr 1792 in die Welt geſetzt, waren nicht umzubringen; faktiſch gehemmt, breiteten ſie ſich ideel aus, vertieften ſich, und führten zu neuen Conſequenzen, bis endlich die Revolution, in der Sphäre der That unterbrochen, am 24. Februar wieder faktiſch erſchien und ſo zu ſagen wieder officiell in die Welt der Erſcheinungen trat.

Als vor der Revolution von 1789 der zu Grunde gerichtete tiers-état unvermögend geworden war, die Laſt der Steuern zu tragen, da kam die Revolution heran, um den bis dahin ſteuerfreien Laſten des Adels und des Clerus die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetze, vor dem Staat und den Staatslaſten zu demonſtriren; der ganze Andrang der Revolution richtete ſich gegen das Inſtitut der berechtigten Stände; ſie fielen und mußten in der Nacht des 4. Auguſt mit der Abdankung aller Vorrechte und Privilegieen ihre Capitulation unterzeichnen.

Das ist der wahre, der eigentliche Inhalt der ersten Revolution. Was noch zu ihr hinzutrat, der Kampf, der Krieg, die Zerfleischung im Innern, das ist gewissermaßen nur rein zufällige Beithat, durch die Reaction hervorgerufen, welche sich gegen die nothwendigen und rechtmäßigen Forderungen des dritten Standes erhob.

Vor Anfang der französischen Revolution traten Bourgeoisie und Proletariat vereinigt auf, oder vielmehr diese zwei Stände, die später hervortreten sollten, waren noch beisammen unter dem großen Namen des Tiers-Etat.

Die Einheit beider lag darin, daß sie beide der herrschenden, bevorrechteten Klasse der damaligen Zeit, der Aristokratie, aus Adel und Clerus bestehend, gegenüber — rechtlos waren. Ihre Rechtlosigkeit und der Drang, sich Rechte zu erringen, ließ sie eine lange Zeit hindurch mit vereinten Kräften handeln. Sie machten vereint die Revolution des Tiers-Etat, der nach dem Ausdrucke von Sieyes bis dahin nichts war und Alles sein sollte.

Aber diese Einheit des Zusammenwirkens der Bourgeoisie und des vierten Standes in der

franzöſiſchen Revolution war nur von kurzer Dauer, wie ſie auch bei uns in Deutſchland nur von kurzer Dauer geweſen. Bald ſagte die franzöſiſche Bourgeoiſie, die in den Girondiſten perſonificirt war, „bis hierher und nicht weiter!“ — und ſtellte ſich als Contrerevolution der Demokratie gegenüber. Als ihr Opfer fiel der Berg, Robespierre und ſeine Genoſſen, und die Bewegung der Welt ſtand eine Zeit lang ſtill. Von der erſten franzöſiſchen Revolution her datirt ſich alſo der Spalt zwiſchen Bourgeoiſie und Proletariat; durch den Gährungsprozeß der Revolution hatten ſich die Gegenſätze geſchieden. Es ſoll der nächſten Revolution vorbehalten bleiben, dieſe Gegenſätze in ein Drittes aufzulöſen, was wir noch nicht haben und noch nicht zu nennen wiſſen.

Durch die Nothwendigkeit der Conſequenzen mußte die erſte franzöſiſche Revolution auch gegen die Kirche und gegen den Katholicismus aggreſiv verfahren. Mit dem Throne und den privilegirten Kaſten mußte auch die Gewalt gebrochen werden, die dem Throne und den Kaſten eine himmliſche Sanktion verleiht. Die

Kirche, die Helfershelferin der Fürſten und ihre ewige Bundesgenoſſin gegen alle Völker, die ſich für ihre Freiheit und Unabhängigkeit erheben; die Kirche, die Sanktion der Herrſchaft und Unterdrückung, welche über zerſtörte Städte das Tedeum ſingt, die Unwiſſenheit allein als Verdienſt preiſt und die Lehre von der Ewigkeit der Armuth als ein Dogma aufſtellt; die Kirche, die ewige Feindin der Revolution, mußte von der Revolution vernichtet werden, — wenn die Relution nicht ſelbſt beſiegt werden wollte.

So reich an Inhalt, ſo kühn und großartig war die erſte Revolution, daß Frankreich unvermögend war, ſie durchzuführen und unter der Laſt ſeiner Aufgabe zuſammenbrach. Es gelang den Feinden, den Königen, dem Adel und dem Clerus, das übrige abſolutiſtiſche Europa gegen Frankreich zu verbünden, und die Revolution, die nicht über die Grenzen Frankreichs hinausgegangen, erlag der Coalition. Es gelang, den revolutionären Krater von Paris zu ſchließen. — Mit welchem Erfolge, das zeigt die Geſchichte.

Indeß machten die Prinzipien der erſten Re-

volution ideell ihren Weg unaufhaltſam weiter. Ihre Rechtmäßigkeit, ihre Wahrheit, die Nothwendigkeit ihres Erſcheinens läugnet heute faſt Niemand mehr. Nur wer jetzt offen reaktionär iſt, wird der Erklärung der Menſchenrechte, wie ſie Robespierre aufgeſtellt hat, ſeine Unterſchrift verſagen. Solche Fortſchritte hat ſeit damals der ſiegreiche Gedanke gefeiert! —

Als die Revolution nun nach fünfzigjähriger Unterbrechung faktiſch in Frankreich wieder erſchien, war es natürlich, daß eine große Partei unmittelbar an das Jahr 1793 anknüpfte und in Robespierre's Menſchenrechten, die ihre praktiſche Durchführung noch zu gewärtigen haben, die Keime aller Reformen erblickte. Es war dieß die große Partei der einfachen, der radikalen Republikaner.

Aber, — wer wundert ſich darob? — die Zeit war bereits über die Prinzipien des Konvents und des Jahres 1792 hinausgegangen! Es hatte ſich gezeigt, und die ganze moderne Geſchichte iſt da, es zu beweiſen: daß die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetze und dem bürgerlichen Rechte,

wie ſie die erſte Revolution in Frankreich und unſere Revolution in Deutſchland dekretirt hat, illuſoriſch und eine reine Fiktion iſt, ſo lange nicht für alle Staatsbürger die Gleichheit der Lebensbedingungen hinzutritt. Es hatte ſich gezeigt, daß im Schooße einer und derſelben Geſellſchaft, welche für Alle gleiches Geſetz und gleiches Recht anerkennt, Herren und Knechte, Ausbeutende und Ausgebeutete, mit einem Worte Freie und Sklaven fortbeſtehen und ſich ſogar durch Generationen fortpflanzen, ſo lange nicht die Gleichheit der Lebensbedingungen für alle Menſchen feſtgeſetzt iſt. Es hatte ſich gezeigt, daß die einſeitige politiſche Befreiung Nichts hilft, ja daß ſie den Menſchen nur in deſto bittreren Widerſpruch mit den bevorrechteten Klaſſen ſtellt, ſo lange die andere materielle Befreiung nicht hinzutritt. Und von dem Augenblicke an, wo dies klar erkannt wurde, war die Partei der politiſchen Reformer nicht mehr die äußerſte. Zu dieſer Partei, welche die Urſache der menſchlichen Noth und Unfreiheit einzig und allein in den Inſtituten der Kirche und Monar-

chie auffinden wollte, trat bald eine zweite Partei, welche tiefer nach den Urſachen der materiellen Unfreiheit der Maſſen forſchte und ſie beſonders in den Verhältniſſen von Kapital und Arbeit fand, die wir noch ſpäter zu entwickeln Gelegenheit finden werden.

Eine ungeheure Erſcheinung war mit einem Male, durch die Erkenntniß obiger Wahrheit, ins Leben getreten. Zu den Männern der politiſchen Revolution traten nun plötzlich die Männer der ökonomiſchen Revolution, die Sozialreformer. —

Ich ſage hiermit nichts „Aufregendes.“ Ich analyſire nur, ich zeige nur, was vorhanden iſt, ſage, was als ein im Schooße der Menſchheit vor ſich gehender Prozeß ſeine Entwicklung durchmachen muß. Ja, Gleichheit der Lebensbedingungen fordert die neue Welt, und ſie fordert ſie als eine unerbittliche Conſequenz, dieſe Demokratie, die ihr ſelbſt, kurzſichtige Thoren, gutgeheißen und ratifizirt habt, ohne des Wortes Tiefe und Bedeutung zu kennen! Nein, es wird kein Scherz getrieben mit den Worten „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit,“ die ihr

allenthalben auf die Mauern geſchrieben und auch als eure Deviſen aufgenommen habt! Dieſe Worte haben eine große, eine furchtbare Bedeutung, ſobald das Volk geſonnen iſt, ſie nicht nur für eine Phraſe zu halten! Wie, wenn Alles zuſammentrifft zum Beweiſe, daß das Volk nur frei ſein könne, wenn es mit Euch auf demſelben Niveau ſteht; daß die Gleichheit nur dann wahrhaftig ſei, wenn es mit Euch die gleichen Bedingungen des Lebens theilt; daß die Brüderlichkeit endlich nur eine Wahrheit werden könne in einer Welt der Gleichen? — Schreckt ihr zurück vor den Loſungen der Demokratie, die ihr ſelber verkündigt habt? Thoren! um eures eigenen Heils willen müßt ihr die Welt weiter entwickeln. — Um aus dem jetzigen Chaos, das Proletariat heißt, die Demokratie als geordnete Welt herauszugeſtalten, müßt ihr nothwendig die Gleichheit der Lebensbedingungen ſetzen. Ihr müßt ſie ſetzen, um eine Welt, deren politiſche Form nicht mehr im Einklange ſteht mit ihrem zurückgebliebenen Inhalt, allmählig einer vernünftigen Organiſation entgegen zu führen; ihr müßt ſie ſetzen um

Eurer ſelbſt willen, um Euch vor den Gefahren der Demokratie zu ſchützen, die Euch, wie ſie jetzt iſt, verſchlingen würde.

Seht ſelbſt, wohin Euch die einſeitige, die halbe Proclamation der Gleichheit geführt hat und antwortet ſelbſt: iſt es nicht zur neuen Barbarei? Euer allgemeines Stimmrecht, ſo lange nicht ein Zweites, die geiſtige und materielle Freiheit Aller, hinzutritt, fördert den Unſinn zu Tage und liefert Reſultate, die Euch ebenſowenig als das Volk befriedigen können! Abermals iſt die Inſurrection, der Kampf, der Krieg mitten in der Geſellſchaft. Auf die conſequenten Forderungen der Maſſen habt ihr abermals nur die alte Antwort: „Kanonen“. Aber wie lange werden ſie hinreichen? Je mehr wir den Engpaß beſchauen, in den wir gefallen ſind, deſto mehr bangt uns und wir müſſen ſagen: Ja, dieſe Zeit des Durchgangs iſt furchtbar, iſt entſetzlich und ſie ſtellt die Bildung, die Civiliſation von Jahrhunderten in Frage. Wie können wir aus dem Dilemma herauskommen? Einzig und allein indem wir conſequent ſind und den zweiten Schritt thun, nachdem wir den

ersten gethan: indem wir die materielle Befreiung der Massen vollenden, nachdem wir die geistige dekretirt.

Gleichheit der Lebensbedingungen schaffen, das ist das Ziel der sozialistischen Schulen, welche es auf verschiedenem Wege erreichen wollen, der ganze Zweck des Sozialismus und dessen letztes verwegenstes Wort. Ob klar herausgesagt, ob dunkel empfunden, liegt es allen sozialistischen Bestrebungen zu Grunde. In der Losung selbst finden die verschiedenen Parteien, die progressiven Demokraten, Socialisten und Communisten ihre Einheit; das Wie des Erreichens allein spaltet sie.

Aber wie schafft man für Alle die Gleichheit der Lebensbedingungen und wie ist diese Gleichheit zu verstehen? — Mit dieser Frage treten wir mitten in das große Problem der Zeit, mitten in das Problem der Socialreform herein. — Wir werden hier zuerst bemerken, daß der ganze moderne Socialismus von der Losung des Rechts auf Arbeit, das ist des Rechts jedes Menschen, durch Arbeit zu leben, ausgegangen ist. Wahrhaft tief-

ſinnig hat die Vernunft des Volks in dieſer großen Deviſe den Ausgangspunkt der ganzen Gedankenbewegung, den Schlüſſel des ganzen Gebäudes aufgefunden.

Je mehr wir über dieſes Wort nachdenken, das — ſo einfach es iſt — principiell Alles zuſammenfaßt, je mehr müſſen wir über die wunderbare Logik der Maſſen in Verwunderung gerathen.

Die Möglichkeit, aller Lebensbedingungen theilhaftig zu werden, die Möglichkeit menſchenwürdiger Thätigkeit und Entwickelung wurzelt ganz und vollſtändig in einer Potenz: der Arbeit.

Arbeit iſt an und für ſich ſchon der Prozeß, der das Weſen jedes Menſchen zur Geltung, zur Entwickelung bringt; Arbeit iſt ferner die Grundbedingung des Eigenthums. Ohne Arbeit gibt es kein Eigenthum, keinen Beſitz. Ohne Eigenthum aber gibt es keine Freiheit, keine Perſönlichkeit, keine Selbſtbeſtimmung, keine Möglichkeit körperlicher und geiſtiger Ausbildung. Als neues Glied dieſer Kette geht endlich die Erziehung hervor. Ohne Eigenthum gibt es keine Erziehung, ohne Erziehung wiederum hat

der Staatsbürger keine Möglichkeit in der Hand, durch Arbeit Eigenthum zu erwerben.

Erziehung und Eigenthum ſind die Lebensbedingungen, die für alle Menſchen gleich werden müſſen, in deren Beſitz Jeder geſtellt werden muß; alle drei entwickeln ſich aus einem Principe: der Arbeit. Das Volk alſo und die Sozial-Reformer, die das Recht auf Arbeit fordern, fordern ſomit ein Recht auf Eigenthum, ein Recht auf Erziehung. Arbeit, Eigenthum, Erziehung: dieſe drei Begriffe fließen auseinander, ergänzen ſich gegenſeitig. Jedes Glied der großen menſchlichen Geſellſchaft in den Beſitz dieſer drei Potenzen zu ſetzen und Jeden dadurch wahrhaft zu befreien, das iſt die große Forderung der Zeit.

Begreifen wir nun, was die Loſung des Arbeiterechts bedeute, dieſe ſakramentale Loſung des franzöſiſchen Proletariats, die zuerſt auf den Barrikaden des Februar ausgeſtoßen wurde, die ganze Revolutionszeit erfüllte und abermals auf den weit furchtbarern Barrikaden des Juni wieder erſchien? Alle, die bisher von der Noth und Laſt der Armuth gebeugt, zur Eigenthumsloſigkeit

und Unwiſſenheit verurtheilt waren; Alle die bisher wie Sträflinge ſiebenzehn Stunden des Tages ſich abgemüht, ohne zu einem Eigenthum für ſich ſelbſt und zu einer Erziehung für ihre Kinder gelangen zu können; Alle die bisher den unendlichen Reichthum der Erde mit ihrer Hände Arbeit und Kunſtfleiß geſchaffen, um ſelbſt aus ihm heraus nur das zu erringen, was ein baares Leben erhält, ſie Alle riefen: „droit au travail“ und glaubten mit Recht in dieſer Loſung die ganze Emancipation ihrer Zukunft finden zu können. —

Aber das Recht auf Arbeit iſt nur ein Prinzip, man darf dabei nicht ſtehen bleiben. Wie realiſirt man es?

Im verzeihlichen Irrthum wandte ſich das Proletariat zuerſt an den Staat; es ging von der Anſchauung der Communiſten aus: daß der Staat die Arbeit garantiren müſſe, kommanditiren könne. — Iſt der Staat nicht reicher, als alle Capitaliſten, iſt er nicht ſcheinbar ehrlicher, als ſie alle? Iſt es nicht ſeine Beſtimmung, alle Staatsbürger mit gleicher Liebe zu umfaſſen?

Nun zeigt es ſich aber bald, daß der Staat

nimmermehr das Haupt induſtrieller oder agrikoler Unternehmungen werden könne, ohne der Privatinduſtrie Conkurrenz zu machen und ſie allmälig zu ruiniren. Geſetzt, der Staat übernähme es, den Arbeitern, die arbeitslos ſind, Arbeit zu geben, er würde, da er der einzige Arbeitgeber im Staate wäre, der das Arbeitgeben nicht ausſchlagen könnte, bald derjenige induſtrielle Unternehmer ſein, der die meiſten Arbeiter hätte und die meiſte Arbeit lieferte. Bald würde die Privatinduſtrie nicht mehr im Stande ſein, ſich neben ihm zu halten, der Staat würde alle Kapitalien in ſich aufhäufen.

So würde der Staat, wenn er auch nur mit mäßigem Arbeitgeben angefangen hätte, bald mit vollen Segeln in den Communismus einlaufen, der Alles in die Hände des Staats giebt und den Staat zum Herrn und Beſitzer alles Bodens und aller Kapitalien macht.

Hätte ſich das Loos des Arbeiters bei dieſem Wechſel der Ordnung gebeſſert? Nein! Er hätte den Herrn gewechſelt, er hätte ſtatt den Privatmann den Staat zum Herrn erhalten.

Das Prinzip der Lohnarbeit wäre geblieben. Der Charakter der Arbeit, wie ſie jetzt beſteht, und der darin liegt, daß der Arbeiter einen furchtbar großen Theil des Arbeitswerthes, den er liefert, in die Hände einer nichtarbeitenden Klaſſe abliefert; dieſer Charakter hätte ſich nicht geändert. Die jetzt beſtehende Theilung der Geſellſchaft in zwei Hälften, die eine, welche arbeitet und nicht beſitzt, und eine, welche beſitzt und nicht arbeitet, wäre ſomit nicht gehoben worden. Die Scheidung zwiſchen Capital und Arbeit bliebe dieſelbe, der Arbeiter würde eben ſo wenig, als im alten Staat, Beſitzer ſeines Produkts und Arbeitsgewinnes, Beſitzer des vollen Werths ſeiner Arbeit werden. An der Stelle der jetzigen nichtarbeitenden Kaſte der Capitaliſten würde eine neue nichtarbeitende Kaſte, die Kaſte der Nationalbeamten und Ueberwacher der Arbeit, treten, und abermals wäre es die Arbeit, welche dieſes neue Paraſitenthum ernähren müßte. Die Menſchheit hätte ſich nur in einem verhängnißvollen Cirkel bewegt.

Darum fort von dieſer Anſicht, die nur eine neue Auflage des alten Autoritäts-Staats

bieten kann! Wie dort eine Verfaſſung oktroyirt wurde, wird hier Brod oktroyirt. Zweck der Geſchichte iſt es aber, den Autoritätsſtaat aufzuheben in der Freiheit, in der vollen, unbegränzten Freiheit, mit einem Wort in der Herrenloſigkeit, ich möchte ſagen in der Anarchie. Jeder Verſuch, den Staat zu ſtärken, ihn als neue Autorität aufzuſtellen, muß als ein Attentat auf die Bewegung der Menſchheit, als ein Attentat auf die Freiheit betrachtet werden. Was ich durch Verleihung erhalte, und wäre es auch vom Staate, erhält mich in der Knechtſchaft; nur daß ich mir durch eigene Kraft die Mittel meines Lebens zu ſchaffen, das iſt: zu nehmen vermag, erhält mich frei. Es gilt alſo nicht, die Arbeit, dies große und einzige Mittel, ſich die Lebensbedingungen zu nehmen, einer neuen Feudalität, der Feudalität des Staates zu unterwerfen; es gilt die Arbeit von ihren letzten Feſſeln gänzlich zu befreien, nur dann wird die Selbſtherrſchaft, die Souverainität Aller kein leeres Wort ſein.

Das Recht auf Arbeit, wie wir es auffaſſen, iſt aber nicht blos das Recht jedes Menſchen,

durch ſeine Arbeit zu leben. Damit wäre wenig geboten! Wie leben? Als Nationalwerkſtätten-Arbeiter, bei nicht größerem Lohne, als ihn jetzt der Arbeiter einer gewöhnlichen Fabrik hat, bei Fortdauer der Unmöglichkeit ſich ſelbſt zu bilden oder ſeine Kinder zu erziehn? Das wäre höchſtens das Recht jedes Menſchen, in einem civiliſirten Staate nicht Hungers ſterben zu dürfen. Aber das Recht auf Arbeit bedeutet für Denjenigen, der wie wir dem progreſſiven Geiſt der Revolution gefolgt iſt, weit mehr. Es bedeutet das Recht jedes Menſchen ſich durch Arbeit die Gleichheit der Lebensbedingungen mit allen Andern verſchaffen zu können, ſomit jedem Andern gleich und wahrhaft frei werden zu können.

In dieſer Faſſung, welche die einzige richtige ſein kann, erhält das Recht auf Arbeit, das in ſeiner erſten Form ein höchſt kümmerliches war, eine neue, weit großartigere Bedeutung und erhebt ſich zu einem neuen ſozialen Rechte, wie es der Größe und Würde der neuen Revolution angemeſſen iſt.

III.

Damit aber die Arbeit im Stande sei für alle Menschen die Gleichheit der Lebensbedingungen zu schaffen, damit sie wahrhaft produktiv werde und alle Menschen frei machen könne, müßte sie zu erst selbst frei sein. Frei, in dem Sinne, als es jedem freistehen müßte, seine Kraft und Thätigkeit zu üben und die zur Arbeit unentbehrlichen Bedingungen: Arbeitsstoffe und Arbeitsinstrumente zu benützen. Nur die Arbeit müßte produktiv sein; alles Uebrige: Boden und Capital müßte in die Kategorie der Produkte zurücktreten. Die Arbeit müßte aus dem Zustand in welchem sie sich jezt befindet und in welchem einige Einzelne als wahre Könige der Arbeit sie beherrschen, in einen neuen

Zuſtand eintreten, wo ſie die freiwillige Thätigkeit jedes Einzelnen wäre.

Wenn wir nun an die Frage gehen wollen, welches wohl die künftige Form der Arbeit ſein werde und zwar mit fataliſtiſcher Nothwendigkeit ſein müſſe, ſo wird es gerathen ſein, zuvor einen Blick zurückzuwerfen und nach den vorhergegangenen Formen der Arbeit zu fragen. Wir werden aus einem, wenn auch nur flüchtigen Ueberblick der Geſchichte der Arbeit erſehen, daß dieſe ebenſo wie ihr Produkt, das Eigenthum, in einer fortwährenden Umwandlung begriffen war, die ganz weſentlich den Charakter einer allmäligen Befreiung an ſich trug. Nachdem wir die Feſſeln aufgezählt haben, die von der Arbeit bereits abgeworfen und zerſchmettert worden ſind, wird es uns klar werden, welches die letzte Feſſel ſei, die ihr noch bleibt und die ſie noch abzuwerfen habe. Wir werden damit einen Begriff gewonnen haben von der Form, in welcher die Arbeit einſtmals erſcheinen wird.

Die erſte Periode der Arbeit war die, in welcher die große Majorität der Menſchen und ihre ganze Arbeitskraft von einer kleinen, aber

ſtarken und intelligenten Minorität in Beſchlag genommen wurde. Dieſe Zeit, die Zeit der Sklaverei oder der vollkommenen Ausbeutung hat unläugbar beſtanden; ſie hatte als korrelate Begriffe die abſolute Monarchie und abſolute Autorität der Kirche. Mit den Menſchen und ihrer Arbeitskraft war auch der ganze Boden im Beſitze Einzelner und wurde von der großen Majorität zu Nutzen und Vortheil dieſer Wenigen bearbeitet. In dieſer Zeit war der Arbeiter nichts Anderes, als ein Arbeitswerkzeug in der Hand ſeines Herrn; dieſer konnte es nach Belieben zertrümmern, d. h. der Herr hatte über den Arbeiter das Recht des Lebens und des Todes.

Allmälig mit dem Vorrücken der Cultur ging der Arbeiter aus dieſem Zuſtande in einen andern über, in den Zuſtand der Unterthänigkeit und des Lebensverbandes. Dieſer Zuſtand hat ſich aus der Zeit her, da er allgemein war, noch hier und da in zurückgebliebenen Ländern erhalten. Sein Character iſt leicht zu ſtudieren. Der Arbeiter iſt hier kein Sklave mehr, der mit ſeiner ganzen Arbeitskraft und mit Allem, was

er produzirt, seinem Herrn angehört, er ist ein wenn auch nur einigermaßen sich selbst bestimmendes Wesen geworden. Zwar läßt sich der Herr noch von ihm ernähren, erhält ihn in Respekt und Gehorsam, richtet ihn und kann ihn ins Gefängniß werfen, aber der Herr hat kein Recht mehr über sein Leben, kann ihn nicht nach Belieben kaufen. Der Arbeiter ist von nun an nur insoferne ein Kapital in der Hand seines Herrn, als er von den sieben Tagen der Woche mit einer Anzahl von Tagen ihm angehört.

Auch dieser Zustand, der in der Zeit menschlicher Unwissenheit ganz ruhig ertragen und als ein vernünftiger hingenommen wird, hat sich überlebt. In den meisten Ländern Europas ist der Arbeiter kein Frohnknecht mehr. Die Lasten sind von ihm abgefallen; er steht nicht mehr unter gutsherrlicher Gerichtsbarkeit. Der Arbeiter hat mit seinem ehemaligen Herrn gleiche bürgerliche Rechte. Ist er darum schon wahrhaft frei? —

Das wird sich zeigen. —

Wir sehen sogleich, daß der Arbeiter, der formell freigesprochen ist, in der Anwendung sei-

ner Arbeitskraft auf die Arbeitsstoffe abhängig geblieben ist von denen, die aus jener vergangenen Zeit her Besitzer des Bodens oder der Kapitalien waren. Boden und Kapital sind aber die zwei Bedingungen der Arbeit. Nicht so viel, so oft und so lange als er es will und möchte kann der Arbeiter seine Thätigkeit üben, er ist genöthigt, sich dem Besitzer der Kapitale, Rohstoffe, Arbeitsmittel ꝛc. für eine beliebige Zeit zu verkaufen. Je nachdem dieser es verlangt, arbeitet er oder arbeitet nicht.

Er gehört nicht mehr wie der antike Sklave oder der moderne Leibeigene zum Grund und Boden seines Herrn, aber er kann ohne dessen Einwilligung überhaupt Nichts produziren. Die Möglichkeit des Lebens durch Arbeit liegt nicht im Arbeiter selbst, in seinen starken Armen, in seinem tüchtigen Kopf, in seiner Kraft, und seiner Lust zum Arbeiten, sie liegt außer ihm, im Belieben dessen, der ihn gemiethet, der die Kapitale in der Hand hat und in der Kraft dieser Kapitale gegenseitig. Der, der arbeitet, ist abhängig von dem, der nicht arbeitet und durch den Kapitalbesitz des Arbeitens enthoben ist.

Doch noch ein anderes Kennzeichen der Sklaverei findet ſich im jetzigen Arbeiterſtande. Nicht für ſich produzirt der Arbeiter das, was er produzirt; er ſteht zu ſeinem Werke im Verhältniſſe einer Maſchine. Nicht ihm gehört die Leinwand, die er webt, der Stahl, den er hämmert, überhaupt das Produkt, das er zu Stande bringt. Er ſchafft nicht um zu ſchaffen, er ſchafft um zu leben. Erſt wenn er zu ſchaffen, zu arbeiten aufgehört, fängt er zu leben an. Das Kapital hat Herrenrecht auf das Produkt und verwerthet es nach dem Preiſe des Marktes, nicht aber der Arbeiter. Er iſt gleichbedeutend mit dem Hammer, dem Spaten, dem Webſtuhl. Er iſt ein Arbeitswerkzeug, das man gemiethet, ein Zugehör der Maſchine, die ſich der Herr erbaut hat.

Dadurch hat aber die Arbeit aufgehört, für den Arbeiter irgend einen Reiz zu haben und iſt eine Plage geworden. Das iſt das Widerwärtigwerden der Arbeit, das ein neues Kennzeichen der modernen Arbeitsform iſt.

Das Kapital iſt ein wahres Königthum. Es zieht ſich zurück und ſeine Unterthanen, deren einzige Lebensbedingung der Verkauf ihrer

Kräfte, ihrer Arbeit iſt, und die nicht in ſich ſelbſt die Mittel, ſich zu genügen, tragen, gehen unter. O, ſpreche man von der Freiheit des Arbeiters in unſern Tagen! Er hat nicht einmal die karge Freiheit, ſich mit ſeinem Meiſter frei über das Ausmaas des Lohnes verſtändigen zu können. Er geht zu Grunde, wenn ihn das Kapital nicht beſchäftigt. Ein Einziges bleibt ihm ungeſchmälert: er kann Hungers ſterben, ſo oft es ihm gefällt.

Das ſind die Umbildungen des Sklaven in den Leibeigenen und des Leibeigenen in den Proletarier. Man ſieht, es iſt nicht zu viel, wenn man ſagt, der Arbeiter habe in den drei Phaſen, die er durchgemacht hat, nur eine Fiktion gewonnen.

Aber der wahre Charakter der modernen Sklaverei liegt in etwas ganz Anderem. Nicht bloß, daß der Arbeiter nur mit der Erlaubniß derjenigen arbeiten kann, welche im Beſitze des Bodens und des Kapitals ſtehen und ihm ſeine Arbeit abkaufen; der Arbeiter muß auch noch dieſe Erlaubniß, arbeiten zu können, mit einem furchtbaren Tribute bezahlen, der gewiſſermaßen

eine Steuer der Arbeit an die Souveränetät des Kapitals iſt. Unter den verſchiedenen Formen der Rente, der Intereſſen, des Profits, der Miethe und des Pachtzinſes gibt der Arbeiter ſeinen Tribut an die dominirende Kaſte ab, die ihm zu arbeiten erlaubt. Der Lohn, den der Arbeiter erhält, ſteht keineswegs in irgend einem Verhältniſſe zum Werthe und zu dem Preis der gelieferten Waare.

Der Lohn des Arbeiters beträgt meiſt nur ſo viel, als die Unterhaltskoſten des Arbeiters. Daß der Arbeiter als Arbeitsinſtrument am Leben erhalten werde, das iſt's, um was es ſich handelt. Geſetze des Verkehrs, Verhältniſſe des Marktes, die ganz unabhängig ſind von den Perſönlichkeiten der Kapitaliſten und nur durch das Spiel der Kapitale gegen einander beſtimmt werden, regeln den Lohn. Der Arbeiter, in einen Kreis von Nothwendigkeiten gebannt, ſteht wie unter dem Stempel einer Luftpumpe, die ihm nach Geſetzen, von denen ſie ſelbſt Nichts weiß, die Lebensluft zumißt und abmißt. Dabei iſt kein Menſch anzuklagen; die Maſchine iſt ſo gebaut, ſie funktionirt.

Worin liegt der Grund des Unheils, die Urſache alles Böſen? Es liegt darin, daß das Kapital aus ſich ſelbſt heraus für die kleine Anzahl derer, die es beſitzen, durch ſeine Conſtituirung als Kapital, eine ewige Quelle des Reichthums wird. Bei Tag und Nacht, ob ihr Herr abweſend ſei, ob er wache oder ſchlafe, ob er tanze oder zeche, arbeitet für ihn das Kapital; wie eine Pumpe ſchöpft es fremde Arbeit aus und vermehrt ſich ſelbſt in ſteter Progreſſion nach unerbittlichen Geſetzen. Auf der einen Seite wird die Arbeit ausgeſogen durch den Zins, den ſie als Tribut der Souveränetät des Kapitaliſten zu zahlen hat, auf der andern vermehrt ſich das Kapital. Man erlaube mir ein Beiſpiel. In England, wo die Maſchine unſerer jetzigen geſellſchaftlichen Organiſation die höchſte Ausbildung erreicht hat, ſind ſiebenzehn Pairs im Beſitze von jährlich vierunddreißig Millionen Francs Renten. Andererſeits hat man im Parlament nachgewieſen, daß es viele Arbeiter gebe, welche wöchentlich nur acht und einen halben Penny (8½ Pence = 26 kr. rhein.) ungefähr 92 Centimen verdienen.

Somit hat Jeder der ſiebenzehn Reichen das Einkommen von vierzigtauſend Arbeitern. Einer von ihnen, der Herzog von Northumberland, bezieht ein Einkommen jährlich von 3,500,000 Francs, alſo — 9,589 Francs täglich, er hat alſo täglich ebenſo viel wie achtzigtauſend Arbeiter. —

Nun aber kann dieſer Pair ſein Kapital von 70 Millionen Franken anlegen. In zwanzig Jahren hat es ſich verdoppelt, in vierzig vervierfacht; er kann ſiebzig Millionen verthun und hinterläßt deſſenungeachtet noch ein gedoppeltes und vervierfachtes Vermögen ſeinen Erben. Durch eigene Arbeit hat er keinen Heller hinzugethan, aber ſein Sohn, ſein Neffe erben neue Millionen. Scheint Ungerechtigkeit darin zu liegen? Das Kapital iſt einmal ſo organiſirt.

Uebrigens darin, daß dieſer Eine ſo reich iſt, wie tauſend Andere, liegt die Ungerechtigkeit nicht. Das Kapital des Herzogs von Northumberland könnte gerecht angeſammelte Arbeit ſeiner Väter ſein. Die Ungerechtigkeit liegt in etwas Anderm. Der müßige Reiche, der immer ausgibt ohne zu produziren, ſollte einmal auf

den Punkt kommen, ſein ganzes Vermögen ausgegeben zu haben, indeß der Arme, der ewig arbeitet, einmal zu Vermögen gelangen ſollte. Es iſt gerade das Umgekehrte der Fall. Der Reichthum des Reichen iſt in ſich ſelbſt Quell ewig neuen Reichthums, der Arme bleibt arm durch den Tribut, den er zu zahlen hat.

Man würde es für eine große Ungerechtigkeit halten, wenn der Reiche den Armen erhalten ſollte, ohne daß der Arme etwas dafür thäte. Man würde dies in hohem Grade unmoraliſch nennen. Auch geſchieht dies nicht. Es geſchieht das Entgegengeſetzte: der Arme erhält den Reichen.

Der Zins, der in der jetzigen Anordnung der Geſellſchaft den Kapitalien ewig zufließt, iſt ein Ausdruck für fremde Arbeit. In der Kiſte vermehrt ſich das Geld nicht. Woher fließt es den Kapitaliſten zu? Aus fremder Arbeit. Die Thätigkeit derer, welche arbeiten, nährt die, welche müßig ſind. Was haben die Oekonomiſten darauf zu erwiedern, welche die Arbeit als Baſis des Eigenthums anerkennen? Nach ihrer

Definition muß die Rente des Kapitaliſten Diebſtahl am Eigenthum des Arbeiters ſein.

Nun aber findet Eins ſtatt. —

Je zahlreicher aber die Kapitalien werden und je mehr ſie anwachſen, deſto mehr muß ſich die Arbeit ſelbſt berauben, und ſich ſelbſt des Nothwendigen entſchlagen. Mit andern Worten: je mehr Paraſiten im Lande ſind, deſto weniger hat die Arbeit und der Arbeiter zu conſumiren.

Wir ſtehen hier bei der Entdeckung eines furchtbaren Geſetzes. Es iſt in Kürze formulirt dieſes: Vermehrung des Kapitals einerſeits, bedingt auf der andern Seite Vermehrung des Pauperismus. Wachsthum des Kapitals hegt Wachsthum des Proletariats.

Die Oekonomen des Kapitalismus läugnen dies: Nein! ſagen ſie, die Intereſſen von Kapital und Arbeit ſind ſolidariſch. Je blühender, je reicher das Kapital, deſto beſſer ergeht es dem Arbeiter. Viel Kapital ſetzt viel Nachfrage nach Arbeitern, viel Nachfrage ſetzt gute Löhne.

Trauriges Sophisma! Viel Kapital bedeutet nichts Anderes als viel Spoliation, viel

Ausſaugung der Arbeit! Was nutzt das Steigen der Löhne, wenn ſich zugleich die Preiſe der unumgänglichſten Lebensmittel vermehrt haben? Wodurch kann das Kapital anders ſteigen, als durch den Profit und woher ſoll der Profit anders kommen, als vom Abzug vom Taglohn? Kapital überhaupt iſt aufgehäufte, zurückgelegte Arbeit, ſie kann ſich nur dadurch aufhäufen und zurücklegen, daß ſie der Konſumtion des Andern entzogen iſt.

Uebrigens zeigt die Erfahrung nur zu deutlich die Wahrheit dieſes traurigen Satzes. Wir brauchen nicht weit zu gehen. In England, wo die jetzige geſellige Ordnung zur höchſten Blüthe gekommen iſt, in England gibt es fünf Millionen Menſchen, die nicht ganz 34 Centimes täglich zu verzehren haben. In Frankreich hat eine Bevölkerung von ſieben Millionen täglich nicht volle fünf und zwanzig Centimes zu verzehren. Das ſind Thatſachen. Vergebens würde alle Macht des Staates, alle Philanthropie der Beſitzenden dieſen Verhältniſſen entgegenkämpfen wollen. Sie ſind nothwendige Reſultate der jetzigen ſocialen Organiſation. Vergebens wäre

es auch, Steuern auf die Reichen zu legen. Sie würden nur die Arbeit, die Quelle alles Reichthums verstopfen. Der innere Mechanismus der industriellen und ökonomischen Maschine muß ein anderer werden, wenn dieser Auspumpung der Menschheit ein Ende gemacht werden sollte. Die Gestalt des Kapitals selbst muß transformirt werden, wenn es nicht, indeß es sich selbst bereichert, Andere verarmen machen soll.

„Wie es ist," sagt Ramon de la Sagra sehr schön, „gleicht das Kapital einem jener ungeheuren Räderwerke, welche unter ihren eisernen Rollen Alles zerstampfen, was darunter kömmt. Mittlere und kleine Capitalisten, Landbesitzer, Gewerbsleute, Arbeiter, Alle werden unter dem ehernen Rollwerk des Kapitals zermalmt und nichts bleibt übrig, als der starke Cylinder und der Staub des Proletariats, — der ungeheure Reichthum und der Pauperismus."

Da ständen wir nun. Fragen wir nun noch, warum ein Zehntheil der Menschen alle Güter des Lebens besitzt, Reichthum, Bildung und Glück, während neun Zehntheile zu maßloser Arbeit, Hunger, Noth, Unwissenheit und Ent-

behrung verurtheilt sind? Fragen wir, warum der Arme arm bleibt, trotz aller Noth, und warum der Reiche, der nichts thut, täglich reicher wird? Fragen wir noch, woher es komme, daß Reichthum und Noth zwei unzertrennliche Genossen, zwei sich gegenüberstehende Phantome, ewig einander entgegentreten und gleichzeitig ins Ungeheure anwachsen? — Suchen wir nicht, wenn wir dies je gethan, den Grund von Arm und Reich, den Grund des Reichthums und des Elends auf Erden, den Grund endlich aller Ungleichheiten in der angebornen Verschiedenheit menschlicher Anlagen und Fähigkeiten, in unveränderlichen Naturgesetzen, im Fleiß und im Müßiggang, in der Sparsamkeit und dem Talente des Einen, in der Verschwendung und der Talentlosigkeit des Andern. Kein unabänderliches Naturgesetz ist hier anzuklagen; das sociale Uebel der Ungleichheit, die ganze Noth der Zeit hat ihren Grund nothwendig in den socialen Einrichtungen und in der eben bestehenden Organisation der ökonomischen Verhältnisse. — Nicht Gott und nicht die Natur, sondern die Menschheit selbst ist Ursache ihrer Leiden.

Der Zins in seinen verschiedenen Formen ist die Fessel der Arbeit. Versuchen wir jetzt zu bestimmen, mit welchem Gewichte er in jetziger Zeit auf der Arbeit lastet. Ein düsteres Bild wird sich da vor unseren Augen ausbreiten: wir werden die Menschheit erblicken, wie sie, selbst ein gigantischer Proletarier, mit Ketten an den Händen dahinschreitet, unter der Last gebeugt, die ihr Jahrhunderte aufgebürdet haben. Wir werden sehen wie sie als Sysiphus den furchtbaren Stein wälzt, der immer wieder zurückrollt. Aber wir werden auch erkennen, wie sie die Ketten brechen, die Last sich von den Schultern nehmen könne. Ein rascher Sprung, und sie befreit sich aus dem Zauberkreis, in welchem sie geglaubt den ewig herabrollenden Felsen emportragen zu müssen.

Nehmen wir Frankreich. Frankreich produzirt alljährlich für seinen ganzen Unterhalt die Summe von neun Milliarden.

Wohin geht diese Summe?

Von den neun Milliarden, welche die französische Arbeit aus sich herausproduzirt, gehen sechs Milliarden und dreihundert Millionen als

Zins an das Kapital und an die Staatskaſſen ab. Wenn man eine volle Milliarde auf die unentbehrlichen Koſten des Staatshaushalts rechnet, ſo bleiben noch immer fünf Milliarden übrig, mit denen die Arbeit den Paraſitismus des Kapitals ernährt. Fünf Millionen Rentiers und Kapitaliſten leben ohne zu arbeiten im Schooße einer Nation von fünfunddreißig Millionen; eine Million dreimalhunderttauſend Bedienten ſtehen im Gefolge dieſer fünf Millionen, und 700,000 Mann Soldaten oder Polizeileute beſchützen ſie im Genuſſe ihrer Lebensgüter. Rechnet man nun noch ſechs Millionen Kranker, Bettler und Hülfsbedürftiger, fünf Millionen Proletarier-Kinder und wenigſtens halb ſo viel Individuen, welche durch die Stockungen der Arbeit außer Stand geſetzt ſind, ſich durch eigene Kraft zu ernähren, ſo finden wir, daß in dieſem Staate von fünfunddreißig Millionen Einwohnern ſich dreiundzwanzig Millionen unthätiger und nichtarbeitender Menſchen befinden, welche von zwölf Millionen Arbeitern ernährt werden.

Fünf Milliarden! das iſt die Summe, welche alljährlich allein in Frankreich die Arbeit an das

Kapital bezahlt. Dreiundzwanzig Millionen Menſchen! das iſt die Zahl derer, die von fremder Arbeit ernährt werden. Bei ſolchen Verhältniſſen kann die Arbeit, ſo ſehr ſie ihre Kräfte auch anſtrenge, nur Proletarier erzeugen: das ſieht man klar. —

IV.

Auf dieſe Baſis gegebener Thatſachen ſtellt ſich nun der Sozialismus von heutzutage. Was ſagt er? Er ſagt folgendes:

Durch die Fiktion der Produktivität des Kapitals, dieſe ganz willkührliche und in der ſozialen Organiſation der jetzigen Geſellſchaft ruhende Annahme geht die Hälfte alles Produktes der Geſellſchaft unter der Form und dem Namen von Pacht, Rente, Miethe, Intereſſen, Profit, Agio, fortwährend in die Hände einer Kapitaliſtenkaſte über, welche, wie die Nationalökonomie es nennt, durch ihr „Arbeitsinſtrument“ produzirt.

Dieſer Zins, der ein ewiger Tribut der Arbeit an das Kapital iſt, beträgt in Frankreich alljährlich fünf bis ſechs Milliarden.

Dieſer Abfluß der Arbeitsprodukte von ihren

natürlichen Besitzern an eine bevorrechtete Kaste ist die Ursache der unnatürlichen Spaltung der Gesellschaft in zwei feindliche Lager, die Ursache aller menschlichen Ungleichheit, die Ursache der Sklaverei der Arbeiterclasse, mit einem Worte: der Noth auf Erden. Die Spaltung der Gesellschaft in Arme und Reiche führt die Nothwendigkeit der Armeen und der Polizei mit sich. —

Was muß nun geschehen?

Das Proletariat muß von diesem Zins von fünf Milliarden, welche die Arbeit dem Kapital bezahlt, entlastet werden. Die Entlastung des Proletariats von dem Zinse, den es fortwährend dem Capitale zu zahlen hat, ist die letzte Forderung der Sozialisten.

Ist aber, wird man fragen, diese Entlastung möglich? Gewiß! die Menschheit ist ihre eigene Vorsehung; sobald es ihr ernstlicher Wille ist, sich von den Uebeln zu befreien, die auf ihr lasten, ist diese Befreiung auch immer möglich. Hat nun in Frankreich z. B. die politische Revolution innerhalb weniger Stunden in einer einzigen denkwürdigen Nacht alle feudalen Rechte abzuschaffen vermocht, die durch Jahrhunderte

zu Gunsten einer einzigen privilegirten Kaste auf alle übrigen Klassen der Gesellschaft den furchtbarsten Druck ausübten, warum sollte die soziale Revolution nicht ebenso mit einem Schlage die Feudalrechte des Capitals aufzuheben vermögen, die einer unendlich kleinen Minorität, der capitalistischen zu Nutz und Frommen, so furchtbar auf der ungeheuren Majorität lasten?

Denken wir uns, daß der Staat parallel mit dem Privatkredit, der sich nur zu hohen Zinsen hergibt, den sozialen Credit organisire, der jedem Arbeiter, der seine Arbeitskraft oder seine Arbeitserzeugnisse als Hypothek anzubieten hat, das ihm nothwendige Arbeitsinstrument, das Capital, zu den mäßigsten Zinsen und endlich unentgeldlich darleihe: und die soziale Revolution ist auf ganz friedfertige, unblutige und wahrhaft progressive Weise erfüllt.

Was wäre die Folge dieser Maaßregel?

1. Jene Summe von fünf Milliarden, welche die Arbeit allein in Frankreich dem Capitale ab-

tritt, würde bei denen bleiben, welche ſie durch ihre Arbeitskraft produziren.

2. Die ganze Kaſte, welche heutzutage vom Capitale lebt, würde genöthigt werden ſich an der Arbeit ſelbſt zu betheiligen und folglich jene fünf Milliarden ſelbſt zu produziren, die ſie jetzt aufzehrt ohne ſie erarbeitet zu haben.

3. Würde durch die Aufhebung aller capitaliſtiſchen Zölle, das iſt aller Zölle auf die Produktion, Conſumtion und Circulation die Arbeit, das heißt der nationale Reichthum verdoppelt werden *).

Die ganze Summe des geſchaffenen Werths würde ſomit beinahe vervierfacht.

Mit der Maaßregel der Herabſetzung und endlichen Aufhebung des Zinſes erhält die Welt eine neue Geſtalt. Wenn jemals das Wort des Pſalmiſten wahr geweſen: et renovata facies terrae, es wäre hier der Fall; das Angeſicht der Erde würde verjüngt werden. Abermals ſähe ſich die Welt eine andere über Nacht geworden, wie dies der Fall war nach Erfindung der Preſſe oder der

*) Siehe Proudhon Argument à la Montagne.

Erfindung des Pulvers! Arme Welt! der man weis gemacht hat, ſie ſei nicht zu verjüngen und ſie müſſe ihre Revolution im Schneckengange durchmachen; ſie würde über ſich ſelbſt erſchrecken!

Die Proclamation des ſozialen Kredits wäre die eingreifendſte revolutionäre That, die je die Welt durchſchüttert. Die Kluft zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen Eigenthümer und Beſitzloſem, die ganze Spaltung der Geſellſchaft in Menſchen, welche arbeiten ohne zu erwerben und Menſchen, welche erwerben ohne zu arbeiten, würde verſchwinden. Die beſitzende Kaſte ſtiege nicht plötzlich von der ſozialen Stufenleiter hinab, aber die untern ſtiegen raſch und gleichmäßig hinan. Bald gäbe es nur eine einige und gleiche Geſellſchaft. Die Capitaliſten behielten ihr Capital, ihr Eigenthum bis auf das kleinſte Titelchen; nur die reproduzirende Eigenſchaft ihres Capitals hätte ſich ermäßigt, bis ſie ganz aufgehoben ſein würde. Dafür genöſſen ſie alle ſozialen Vortheile, die ihnen die erneuerte, aller Steuern und Zölle entlaſtete Geſellſchaft bietet, welche nicht mehr der Schauplatz der Ausbeutung und der Noth iſt. Militär und Polizei, dieſe Stützen des Feudal-

und Bourgeoisſtaates würden als unnütz wegfallen. Politik, Kunſt und Sitten würden neue Formen anziehn.

Die Proſtitution, eine Tochter des Pauperismus, würde verſchwinden.

Der Luxus, die Künſte würden einen großartigen ſozialen Charakter annehmen.

Die Ueberreſte der alten Welt würden, ſich ſelbſt überlaſſen, ungeſtört in der neuen fortleben.

Wollte der Capitaliſt in ſeiner exceptionellen Stellung beharren, welche darin beſteht, zu leben ohne zu arbeiten, ſo wäre auch dies ihm nicht verwehrt, nur müßte er ſich darein finden, daß ſein Capital, ſein angeſammeltes Produkt einmal „alle würde", ſich nach und nach aufzehrte und nicht ewig durch fremde Arbeit erneuerte. Die „Bourgeoiſie" ſelbſt hätte Nichts zu fürchten, ſie hätte in dem Theile, welcher zugleich arbeitet, nur zu gewinnen. Sie behielte wohl lange noch die Schlüſſel der Produktion in der Hand und würde die Arbeit ſo lange organiſiren, als die neue Geſellſchaft noch der Leitung bedürfte. Die Entlaſtung der Welt geſchähe im Vortheil Aller, mit Ausnahme der ſtrengkapitaliſtiſchen

Kaſte, der Umſonſt-Eſſer, die, nachdem ſie ihre Capitalien aufgezehrt hätten, ans Arbeiten gehn müßten.

Was jetzt die Sozialiſten wollen, das weiß nun alle Welt. Sie wollen weder Gott, noch die Familie, noch das Eigenthum abſchaffen, ſie wollen weder die Gütergemeinſchaft noch die Weibergemeinſchaft einführen! Alle dieſe ſchrecklichen Dinge, der Söhne Belials würdig und ſo lange ſchon der Schreck der Philiſter, ſind Erfindungen der Polizei geweſen! Es handelt ſich auch nicht darum, National-Werkſtätten oder Phalanſtere zu gründen und dem Staate die Arbeit zu übertragen, wie man ſo lange geglaubt hat.

Eine Nationalbank, welche zu ein, und endlich zu Null pCt. ausleiht, das iſt die Löſung der ſozialen Frage und die letzte Forderung des Sozialismus, — daß ſie keine Utopie iſt, wird uns Frankreich in den nächſten Jahren belehren.

Wir ſind hier bei dem letzten Wort des Sozialismus angelangt. Es heißt: Organiſation des Credits. In dieſer Forderung hat

ſich die ganze ſozialiſtiſche Partei Frankreichs geeinigt und ſie ſieht in ihr die ganze Entwicklung des Sozialismus liegen. Von Proudhon, der dieſe Verhältniſſe zuerſt klar dargelegt, hat die ganze Bergpartei die Herabſetzung und endliche Aufhebung des Zinſes in ihr Programm aufgenommen. Differenzen über die Art der Organiſation werden bald ausgeglichen ſein.

Wird man jetzt noch ſagen, die Sozialiſten ſeien nicht zu verſtehen und ſie verſtänden ſich ſelbſt nicht?

Von nun an iſt der Sozialismus keine Sphinx mehr, die ihres Räthſels Löſung ſelbſt nicht weiß. Die Löſung des Räthſels iſt gefunden. Nachdem der Sozialismus ſeine primären, gewiſſermaßen embryoniſchen Formen durchgemacht, ſteht er jetzt, ein Kind der Zeit, in Schmerzen geboren, da, und Jeder weiß, was er von ihm zu halten habe. Freiheit der Arbeit, Emancipation der Arbeit von allen Feſſeln, von allen Hinderniſſen, die ſich der unbegränzten, der unerſchöpflichen Ausdehnung der Produktion entgegenſtellen, das iſt es, was der Sozialismus fordert, und wenn er dies erreicht haben wird,

wird er das Problem der Aufhebung des Proletariats vollendet haben.

Alle früheren Deviſen des Sozialismus fallen jetzt, wie abgelegte Kleider zurück. Aus der Forderung: „Jeder Menſch hat ein Recht auf Arbeit", geht die beſſere, die gründlichere hervor: „Jeder Arbeiter hat ein Recht auf Benutzung des Arbeitsinſtruments: des Capitals, ein Recht auf Credit." Wenn man früher ſagte: „Jeder Menſch im Staate hat das Recht, durch Arbeit zu leben", ſo ſagt der neue Sozialismus: „Jeder Arbeiter hat das Recht, in den Beſitz des vollen Arbeitswerthes zu gelangen und durch Arbeit ſich die Gleichheit der Lebensbedürfniſſe mit allen andern Menſchen erringen zu können. Daß dies nur dann erreicht werden könne, wenn die Arbeit vollkommen von der Herrſchaft des Capitals befreit, und das Capital ſeine Eigenſchaft als reproduzirendes, ſich durch fremde Arbeit ewig erneuerndes Produkt vollkommen verloren haben wird, iſt klar. Endliche und definitive Abſchaffung des Zinſes, den die Arbeit dem Capitale bezahlt, iſt das letzte Wort des Sozialismus.

Nun noch ein Wort:

Daß der ſoziale Kredit, wenn er einmal vollkommen organiſirt ſein wird, ein unentgeltlicher ſein müſſe, liegt auf der Hand. Macht ſich die ganze Geſellſchaft zum Banquier, ſo kann ſie es nur zu ihrem eigenen Vortheil, d. h. zum Vortheil Aller ſein.

Sie muß ihre Vortheile unter Alle vertheilen und dies kann nur auf zwei Arten geſchehen. Entweder: Indem ſie den Zins ſo niedrig ſtellt, daß er nur die Adminiſtrationskoſten der Nationalbank deckte und indem ſie alle Conſumenten, d. h. alle Bürger an dem wohlfeilen Markte, der dadurch erfolgte, Theil nehmen ließe.

Oder indem ſie das Produkt der Eskomptirung auf die öffentlichen Ausgaben verwendete und ſomit die Steuern aufhebe.

Beides läuft auf den unentgeltlichen Kredit hinaus. — —

Man miſcht das Zetergeſchrei über das Eigenthum in jede Beſprechung des Sozialismus. Sehen wir uns nun das Eigenthum an, in wie weit es durch die Sozialiſten verletzt wird. Da es das Produkt der Arbeit iſt, und ſonach der jedesmaligen Form der

Arbeit entſprechen muß, ſo mußte es nothwendig alle Phaſen mit durchmachen, die die Arbeit durchgemacht hat; es mußte verletzt werden, ſo oft die Form der Arbeit verletzt, d. h. eine andere wurde. Auch ſind, wie wir bald ſehen werden, alle Revolutionen nur dageweſen, um die Eigenthumsverhältniſſe zu verändern, indem ſie die Form der Arbeit veränderten. Als der Sklave frei wurde und ſein Herr das abſolute Recht auf ſeine ganze Arbeitskraft verlor, konnte dies offenbar nicht ohne Verletzung des Eigenthums geſchehen. Dieſer Prozeß ereignet ſich noch heutzutage, und in der That ſehen wir, daß ſich eben jetzt noch die franzöſiſchen Plantagen-Beſitzer über die Eigenthums-Verletzungen beſchweren, welche die franzöſiſche Republik an ihnen ausgeübt. —

Als der Lehens-Verband gelöſt wurde und der frohnende Arbeiter unentgeltlich oder gegen eine geringe Entſchädigung ſeiner Zehnten und Laſten aller Art entbunden wurde, war dies abermals nichts anders, als eine Eigenthumsverletzung. Auch hören wir den Feudalismus von allen Seiten jammern, daß eine revolutionäre Rotte, der Nichts

heilig iſt, alle geheiligten Rechte ihres Eigenthums verletze. Aber was iſt nicht Alles Eigenthums-Verletzung? die Abſchaffung aller Kaſten, Unterſchiede und Privilegien durch die franzöſiſche Revolution, die Gleichheits-Erklärung aller Bürger vor den Steuern, die Abſchaffung des Adels, die Verjagung der Könige, was ſind ſie? Eigenthums-Verletzungen, lauter Eigenthums-Verletzungen! Wir ſehen es: das was vor Jahrhunderten Eigenthum war, iſt jetzt kein Eigenthum mehr; das Eigenthum iſt in ewiger Transformation begriffen. Ohne jemals aufzuhören, wird es ſtets ein anderes, den Stadien parallell, in denen die Menſchheit ſich befindet. Ewig, wie die Menſchheit ſelbſt, iſt es, wie die Menſchheit ewig ein Anderes.

Einſt hatte das Eigenthum als nothwendiges Correlat die Sclaverei — die Sclaverei iſt verſchwunden. Später als Correlat die Leibeigenſchaft — die Leibeigenſchaft iſt nicht mehr. Jetzt hat das Eigenthum als Correlat das Proletariat — das Proletariat, das ſeinen Grund in der reproduzirenden Eigenſchaft des Capitals hat; auch dieſe Form wird aufhören. Das

Prinzip des Eigenthums wird dauern und alle Revolutionen überleben, die Form des Eigenthums als zinstragendes Capital iſt etwas vergängliches und wird und muß verſchwinden, ſobald die Dienſtbarkeit der Maſſen aufhört. —

Napoleon II.

15. März.

Eines iſt gewiß, der Neffe des großen Mannes wird, wenn er jemals Kaiſer werden ſollte, weder Moskau erobern, noch an der Berezina Pferdefleiſch eſſen, wie ſein Onkel es gethan. Seine Wünſche ſind beſcheidener, ſein Ehrgeiz iſt honetter. Von Zeit zu Zeit eine Revue paſſiren, ſich in den elyſäiſchen Feldern oder im Bois de Boulogne als tüchtiger Jockey zu zeigen, die Polka mit ſchönen Comteſſen tanzen, und die jährlichen Eine Million, zweimalhundert tauſend Franken, die ihm die Kammer votirt hat, in Luſt und Freude verzehren, das iſts, was er ſich vorgenommen hat, das iſts, was er erfüllen wird. —

Mit den Legitimiſten, die ſein Onkel zu Fall gebracht, wird er ſich ſo gut als möglich vertragen. —

Was aber die heilige Allianz der Könige, vom Kaiſer aller Reußen bis zum künftigen Kaiſer aller Deutſchen hinab, anbelangt, ſo wird er ſein Möglichſtes thun, ſich ihnen gefällig zu erweiſen und ſich von ihnen acceptiren zu laſſen.

Wenn ihn dann das Militär zum Kaiſer ausrufen ſollte, nicht etwa, weil er ein großer Feldherr iſt, ſondern weil er keiner iſt, und ſein erhabenes Haupt mit einer Krone ſchmücken wollte, ſo wird es ihm lieb ſein und er wird Nichts dagegen haben. Inzwiſchen lungert er auf den Sammtkiſſen ſeines Pallaſtes, legt ſich ein kleines Harem an und präſidirt gähnend von Zeit zu Zeit den Miniſterrath. Er denkt: „Deus nobis haec otia fecit.“ — —

Man denke ſich einen jener ſteifen, abgelebten, frühzeitig alt gewordenen engliſchen Dandys, wie man ſie an den grünen Tiſchen von Baden-Baden oder Homburg ſtehen ſieht, und man wird ſich ein Bild von ſeiner republikaniſchen Majeſtät, Herrn Louis Napoleon machen

können. Seine blöden Augen glotzen ins Unbestimmte, seine zurückweichende Stirne zeigt einen großen Mangel an Gehirn. Man glaubt eine Figur aus einem Wachsfiguren-Cabinet oder das Modell von einem Schneiderladen vor sich zu sehen. Keine auch nur die geringste Aehnlichkeit mit dem großen Onkel, wenn nicht etwa die, daß er seinen rechten Arm automatisch hinter dem Rücken trägt. Oeffnet nun dieses traurige Individuum den Mund, so ist der Eindruck ein noch jämmerlicherer. Mit einem fremden Accent stammelt er einige Worte. „Très flatté, très flatté“, „sehr schmeichelhaft, sehr schmeichelhaft!“ das ist gewöhnlich seine ganze Rede. Man meint einen auf den Thron geborenen König vor sich zu haben. —

Und das ist der Mann, zu dessen Wahl die ganze große Geschichte des letzten Jahres führte! — das ist das Haupt, das sich diese französische Nation gegeben. — O! man möchte wüthend werden über Männer, die das allgemeine Stimmrecht am unrechten Orte anwenden ließen, gleichsam als ob sie es für alle Ewigkeit lächerlich machen wollten. Aber davon wollten wir heute

nicht ſprechen. Das Volk war noch unfrei und unmündig, es konnte ſomit nur als ein Unfreier und Unmündiger ſprechen. Aber eben durch den Prozeß, den ſie durchmacht, realiſirt ſich die Vernunft des Volks. Es iſt alle Hoffnung vorhanden, daß es davon gar bald den Beweis abliefern werde. Dann wird das Volk aller Wahrſcheinlichkeit nach durch das Medium ſeiner Vertreter ausſprechen, daß die Form der jetzt geſchaffenen Conſtitution demokratiſch entwickelt werden müſſe, daß es Thorheit war, in einem Präſidenten das monarchiſche Prinzip noch zu ſchaffen und die Ernennung dieſes Präſidenten dem allgemeinen Stimmrecht zu übertragen, das ſtets nur eine lokale Beſchränkung haben kann. Die Präſidentſchaft wird fallen, wie die Monarchie; doch davon ein anderes Mal. Heute will ich erzählen, was man bisher von Herrn Louis Napoleons Leben und Thaten weiß. Man wird daraus erſehen, daß die Gegenwart dieſes Menſchen nur ein Fortführen ſeiner glorreichen Vergangenheit ſei.

Louis Napoleon iſt vor allen Andern ein Schutzherr der Börſe. Er iſt durch eine An-

zahl Banquiers an die Gewalt gekommen; es ist nun an ihm die Reihe, diejenigen zu beschützen, die früher ihn beschützt.

Es gibt in Paris ein herrliches Haus, das wie zum Hohn, in der Form eines griechischen Tempels gebaut ist und auf prangenden Säulen ruht. In diesem Hause, das täglich in den Mittagsstunden von Tausenden von Menschen besucht wird — Enkeln des alten Shylock — warmen Vertheidigern des „Eigenthums und der Familie", diesen zwei Grundpfeilern der Gesellschaft, die von den Republikanern so schnöde angegriffen werden; — in diesem Hause jubelt man, wenn die auswärtigen Könige über die Freiheit ihrer Völker triumphiren, jubelt man bei jeder Demüthigung, die dem Namen der französischen Republik zugefügt wird. Dies Haus ist leer und traurig bei jedem Siege der Freiheit, vollgedrängt und festlich bei jeder Niederlage. Es lebt vom Tode der Völker. Es ist der Thermometer der nationalen Schmach — die Börse.

Das Volk von Paris hat einen wahren Abscheu vor diesem Hause und den Vertheidigern

des Eigenthums, die darin umgehen. Es weis, daß das Geschäft dieser Menschen ein ewiges Sich Bereichern auf Kosten Anderer ist. Wie oft hat das Volk von Paris in den ersten Tagen der Republik bei seinen Umzügen die Gäste dieses Hauses, wenn sie neugierig auf den Treppen erschienen, mit dem Rufe: „A bas les voleurs! Nieder mit den Dieben!“ begrüßt. Dem Volk von Paris ist dieser Pallast ein Tempel der Niederträchtigkeit. Es kann nicht vergessen, daß hier die Course um 3 Franks stiegen, als die Kosacken in Paris einzogen.

Herr Louis Napoleon ist anderer Ansicht als das Volk von Paris. Er hielt es für seine Pflicht, gleich in den ersten Tagen seiner Regierung das Haus zu besuchen, das dem Arbeitervolk von Paris so verhaßt ist; er wollte damit der spekulanten Partei, die dort regiert, ein Zeichen seiner höchsten Zuneigung und des Eingehens in ihre Politik geben. Herr Thiers, der große Vertheidiger des Eigenthums und dessen Schwiegervater, Herr Dosne begleitete ihn die breite Treppe hinan und führten ihn in allen Räumen des Hauses umher.

Das „Vertrauen“, das dieſer Beſuch in den Gemüthern der honetten Leute, die eben dort verſammelt waren, hervorbrachte, iſt unbeſchreiblich. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich dieſe angenehme Gemüths-Verfaſſung bis auf jene, welche etwas abſeits auf dem Asphalt des Vaudeville Theaters und der Rue Vivienne Geſchäfte machten. Die Courſe ſtiegen ſogleich um ein Namhaftes.

Dieſer erſte Beſuch war das erſte Zeichen eines innigen Einverſtändniſſes zwiſchen Herrn Louis Napoleon und der Börſe; es hat ſich ſeitdem ungeſtört erhalten. Sobald dem Präſidenten der Republik eine telegraphiſche Nachricht vom Kriegsſchauplatz in Ungarn oder Italien zukömmt, ſchickt er nach Herrn Achilles Fould und ſetzt dieſen vor allen Andern davon in Kenntniß. Je nachdem die Nachricht günſtig oder ungünſtig iſt, ſpekulirt Herr Fould auf das Fallen oder Steigen der Papiere und ſieht ſich am andern Tage um ein Bedeutendes reicher. —

Es iſt wohl kein Zweifel, daß die Gevattern unter einander den Profit theilen. So war es

unter Louis Philippe und Thiers, ſo iſt es noch. Und Louis Napoleon, der arme Teufel, kann wenn er lange noch Präſident bleibt, trotz aller Verſchwendung in der er lebt, noch dahin kommen, ſeine Schulden zu bezahlen.

Eine andere Beſchäftigung neben dem Börſenſpiel war für Herrn Louis Napoleon in der erſten Zeit das Revuepaſſiren, obwohl er dazu gar nicht berechtigt war. Mit einem phantaſtiſchen Stern auf der Bruſt und einem großen Federhut auf dem Kopfe, wie ein Kunſtreiter, erſchien er vor der Fronte der Soldaten. Aber dieſe Paraden überſtiegen bald die Kräfte des Präſidenten. Hier und dort erwartete man eine Anrede, er ſollte einen Orden austheilen und dabei einige Worte ſprechen. Alles dies verunglückte durch die Ungeſchicklichkeit Louis Napoleons dergeſtalt, daß die ihn begleitenden Offiziere ſelbſt in Lachen ausbrachen. Um dem Militär nicht alle Achtung vor dem Präſidenten zu rauben, mußten dieſe Paraden gar bald aufgegeben werden.

Seitdem ergibt ſich der Präſident harmloſeren Thaten. Er tanzt und gibt Bälle und beſucht Bälle. Von Zeit zu Zeit erſcheint er in der kö-

niglichen Loge des Opernhauſes, unabänderlich im ſchwarzen Frack und weißer Cravatte, den rechten Arm hinter dem Rücken. Die Pracht ſeiner Feſte iſt ohne Gleichen; man muß darüber die Moniteurs der Ariſtokratie, die engliſchen Journale, die „Morning-Poſt“ oder den „Chronicle“ leſen.

Napoleon der Große hatte nicht mehr Glanz und Pracht in ſeinen Sälen. Da gibt es Möbel nach der Mode der großen Kaiſerzeit, improviſirte Gärten, fabelhafte Candelaber, ſchöne Damen in Gaze und Sammt. London und Petersburg iſt zufrieden.

Und wenn der Ball verbrauſt iſt, eilt der Präſident zu noch ſtilleren Thaten. Ein Pavillon, der ſich in der Nähe des Palais Elyſée Bourbon, in einem abgeſchloſſenen einſamen Garten erhebt, beherbergt ſechs ſchöne Damen von zweideutigem Rufe. Sie leben ſehr zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit erſcheinen ſie mit aller Pracht einer eleganten Parüre auf den Bällen des Jardin d'Hiver, tanzen mehr oder minder den Cancan und erregen allgemeines Erſtaunen. Schon Mancher, von ihrer Schönheit und ihrem auf-

fallenden Mangel an Sprödigkeit gereizt, wollte ihnen folgen, wenn sie nach dem Balle ihrem Wagen zueilten. Aber ein Erfahrener sagte: „Es ist unnütz. Ce sont les Dames de la présidence."

Man sieht der Präsident amüsirt sich, wie ein geborener König. . . .

Was thut es, daß der Staatsschatz leer ist, daß die Steuerpflichtigen von Steuern erdrückt sind, daß ein Elend ohne Maaß und Grenzen das Proletariat mit Hunger und Hungerpest heimsucht! Zahlt, Unglückliche, zahlt, und wenn ihr Nichts mehr habt, tragt eure Habe ins Leihhaus! Die Arbeit feiert, der Credit ist todt und dreimalhunderttausend Armen, die in Paris von Unterstützung leben, entzieht man die kärgliche Brodration unter dem Vorwande, daß die Stadt nicht länger so große Kosten zu tragen im Stande sei. Aber im Palais des Elysée Bourbon blitzen die Fenster, duften die Blumen, erdröhnt die Musik. Der Präsident, von fünf Millionen Arbeitern gewählt, wiegt sich auf weichen Kissen und tanzt mit Gräfinnen und Prinzessinnen. . .

Und doch scheint es mir, als sei es fatalistisch, daß dieser Mensch noch zur Herrschaft

kommen mußte. Seine Beſtimmung iſt, die Legitimitäts-Idee in den Gemüthern der Gläubigen zu Grunde zu richten und ſie hier ganz und vollkommen zu degradiren. Ihm iſt es aufgetragen worden: ihre Hohlheit, ihr Nichts, ihren Unſinn muß er Europa beweiſen. Seine Beſtimmung iſt, zu zeigen, daß die Erblichkeit eines Staats-Amts und einer Staats-Inſignie, — ſei es ein Thron oder ein Scharfrichter-Beil — in unſern Tagen Thorheit iſt. Wie der Blutsverwandte des größten Mannes ein Thor ſein könne, wie, nach Hamlet's Ausdruck, die Aſche eines Helden dazu kommen könne, nur dazu zu taugen, ein Faß zuzuſpünden, das lerne an Louis Napoleon Frankreich und die Welt aufs deutlichſte.

Der Cultus Napoleon war das große Idol in allen franzöſiſchen Herzen; Louis Napoleon lehrt nun alle Menſchen, daß man ſeine Verehrung nicht auf die Nachkommen übertragen dürfe. Das arme, gute Volk! Es ließ ſich von einer alten Liebe bethören. Es meinte, der Neffe müſſe einen Blutstropfen vom Onkel in ſeinen Adern tragen. Es ſuchte ſein Ideal von Größe, Macht und Glück in Einem, der Nichts war!

Es muß ſo gehn. Wie der einzelne Menſch enttäuſcht werden muß, ſo müſſen, um mündig zu werden, auch die Völker enttäuſcht werden. So werden ſie gezeitigt und mit erfriſchten Kräften ſtreben ſie weiter.

Die Miniſter.

Wir haben den Halbgott des Palais Elyſée gezeichnet, ſehen wir uns nun ſeine Miniſter, dieſen Kreis von Geſtirnen an, der die leuchtende Sonne umgibt.

Als Louis Napoleon zur Präſidentſchaft berufen wurde, da hatte die Contrerevolution bereits geſiegt und auf den rauchenden Trümmern der Republik gaben ſich zwei große Parteien, die Orleaniſten und Legitimiſten die Hände. Die Kraft von Paris war gebrochen. — Mord und Hunger hatte die Reihen der Republikaner gelichtet, zwölftauſend Arbeiter der Vorſtädte waren nach Afrika und in die Bagnos von Cherbourg transportirt worden. Die Stifter der Republik, darunter auch ehemalige Mitglieder der

proviſoriſchen Regierung, wie Louis Blanc und Albert, waren im Kerker oder im Exil. Was fehlte noch der Partei der Orleaniſten und Legitimiſten? Sie brauchte gelehrige Werkzeuge, die das Werk der Contrerevolution weiter zu führen, die in ihrer Anzahl viel geringeren Imperialiſten zu betheiligen und die Dinge einer vollſtändigen Reſtauration entgegenzutreiben verſtünden.

Vor allen andern galt es, der Aſſemblée nationale den Boden unter den Füßen zu unterminiren, ſie als die Urſache aller Stockungen im ökonomiſchen Leben darzuſtellen, ſie den Reaktionären als ein ſündiges Ueberbleibſel der Revolution, allen Andern als ein unfähiges Conventikel zu ſchildern und endlich gegen ſie den ſtillen Krieg durch Petitionen einzuleiten, der ihre Auflöſung herbeiführen ſollte. Es galt die Republik bei allen denen, die ſonſt für ſie begeiſtert geweſen, ſo ſehr verhaßt zu machen, daß ſie, an jeder geſellſchaftlichen Verbeſſerung verzweifelnd, ſich zu jeder beliebigen Stunde zur Monarchie zurückführen ließen. Es galt, die Allianz zwiſchen Legitimiſten und Orleaniſten noch

ſeſter zu ſchließen, nach welcher der kinderloſe Graf von Chambord den Grafen von Paris, den Enkel Louis Philippes an Kindesſtatt annehmen würde. Die Imperialiſten, die Anhänger Louis Napoleons waren ein Hinderniß. Aber die Unfähigkeit ihres Götzen würde ihnen die Hände binden; — vorerſt galt es, ſie nicht ins Miniſterium kommen zu laſſen und Louis Napoleon ſelbſt im Bewußtſein des Volkes abzunützen. Nur Zeit gewonnen und Alles übrige würde ſich finden. —

Herr Thiers war der Menſch, der die Fäden dieſes Complottes in den Händen hatte. An ihm war es, den Präſidenten in ſeine Gewalt zu bekommen: er erreichte dies, indem er ſein Gläubiger wurde. Nun hieß er ihn die Miniſter ſchaffen.

Natürlich konnten ſich nur Leute, die weder Achtung noch Namen zu verlieren hatten, zu dem Werke anbieten, das man von ihnen verlangte. Hätten ſich Leute von Ehre hergegeben, gegen die Vertretung des Landes zu konſpiriren, die Mäckler der Contrerevolution zu machen, die gehorſamen Diener der royaliſtiſchen Emigration

in London und Frohsdorf zu sein, indeß sie scheinbar die Minister Louis Napoleons waren? Thiers konnte somit nur anonyme Burschen werben, Leute, die Nichts zu verlieren hatten, geldgierige Gesellen, für einen guten Sold erbötig, die Republik an ihren Henker zu liefern, hohle Patrone ohne Ueberzeugung, aber krank von Ambition, die achtzehn Jahre lang schon dem Portefeuille nachgelaufen und bereit waren, für den Preis desselben Alles zu thun, mit einem Worte, die wahren Exkremente aller royalistischen Parteien. Auch verlangte er von ihnen nichts anderes als eine eiserne Stirn für jeden Schimpf und eine willige Hand für jede That. Werkzeuge sollten sie sein und nichts Anderes.

Herr Leon Faucher, der Minister des Innern, war vorher ein armer Schriftsteller, der als Publicist verunglückt war, und sich aus Verzweiflung auf die Nationalökonomie geworfen hatte. Er war in England gewesen und hatte die Gewohnheit angenommen, aus zehn englischen Büchern einen französischen Artikel zu compiliren, den er dann mit großer Mühe in den „Siecle", oder in die „Revue des deux Mondes" brachte.

Da dieſe Artikel in der Regel mit ſehr viel Ziffern geſpickt und ſo langweilig waren, daß Niemand ſie zu Ende geleſen hatte, ſo wurde Herr Leon Faucher hier und da für einen Gelehrten gehalten. Er war für Cobden und den Freihandel: das war Alles, was man von ihm wußte; und dieſe Spezialität, dieſe Marotte gab ihm eine kümmerliche Berühmtheit. Unermüdlich erſchien er auf dem Felde der nationalökonomiſchen Literatur wieder, immer als Lückenbüßer auf der letzten Seite der großen Blätter, nie fand er einen Leſer, der nicht über ſeinen Artikel eingeſchlafen wäre.

Wer hätte in dieſem Ritter von der traurigen Geſtalt einen künftigen Miniſter herausgefunden? Gewiß Niemand! Aber Thiers entdeckte in ihm ſchätzbare Gaben der Intrigue und wußte ihn an ſeinen Platz zu ſtellen. Faucher täuſchte ihn nicht, er entwickelte in ſeinem Amte eine Geſchicklichkeit, die Niemand vermuthet hätte. Auch iſt er raſtlos thätig. Die Conſpiration, der Petitionskrieg gegen die Aſſemblée nationale iſt ſein Werk. Er ſetzt alle republikaniſch geſinnte Beamte ab und erſetzt ſie durch die Creaturen

Louis Philipp's und Duchatel's. Er ordnet Hausausſuchungen durch ganz Frankreich an und ſpürt nach ſozialiſtiſchen Schriften. Er löſt die Mobilgarde auf, in der er den letzten Reſt der Revolution ſieht und befördert nur royaliſtiſche Officiere. Nie hat ein erbärmlicherer Betrüger in einem großen Lande und nach einer großen Revolution dem Bewußtſein einer großen Nation dermaßen Hohn geſprochen, noch nie hat ein Menſch den Namen einer republikaniſchen Regierung dermaßen mit Füßen getreten. Noch nie hat irgend ein Miniſter eines Staats, nicht einmal Herr von Schmerling, der treue Diener der Krone, ſolche Schmähungen hinnehmen müſſen, wie ſie Herr Leon Faucher faſt in jeder Sitzung der Kammer zu Theil werden. Mehrere Male iſt er wahrhaft auf dem Pranger geſtanden, man hat ihn mit Anklagen, wie einen ſchlechten Schauſpieler mit faulen Aepfeln und ſtinkenden Eiern beworfen. Er tritt doch nicht ab. Er iſt feſt entſchloſſen, auch mit der Minorität Miniſter bleiben zu wollen. Ich habe ſolche Scenen des Kampfes zwiſchen Faucher und der Kammer geſehen, die wirklich entſetzlich

waren. Faucher erröthet nicht, er ergrünt. Mit todtbleichem, oder vielmehr meergrünem Geſicht ſteht er da, im allgemeinen Sturm ſich an die Tribüne klammernd. Schaum ſteht auf ſeinen Lippen, ein kalter Schweiß bedeckt ſeine Stirn; trotz ſeines ſchwarzen Fracks und ſeiner weißen Halsbinde hat er das Ausſehen eines Verbrechers vor Gericht. Er ſtottert ſeine Worte voll kalten giftigen Haſſes und das Wort „die Republik“ erſtickt ihm in der Kehle.

Herr Odillon Barrot gehört nicht zu jenen feilen Subjekten, die im Dienſte der Grafen von Frohsdorf und Louis Philippes am Sturz der Republik arbeiten; er iſt die ehrliche Maske die man dieſem Miniſterium von Betrügern vorgebunden. Mit ſeinem ehrlichen Namen deckt er all ihre Kabalen und Nichtswürdigkeiten. Ein alter, hohler Phraſenheld, der achtzehn Jahre lang Oppoſition gemacht hat, handelt er jetzt, da er nach ſo langem Kampfe das Portefeuille erhalten hat, nicht anders als die, die er früher bekämpft. Man nennt ihn den Olympier, den Jupiter tonans. Keiner ſpielt ſo gut als er die edle Entrüſtung, den moraliſchen

Zorn, Keiner hat so edle Gefühle in so hohlen Worten. Keiner weiß so schöne Reden ohne eine einzige Idee zu halten. Von seiner eigenen Rhetorik berauscht, mit verschwimmenden, gen Himmel gewendeten Augen, mit einer ungeheuren Stimme, die wie durch ein Sprachrohr daher kömmt und auf jedes Wort einen ungeheuren Nachdruck legt, als wollte es jede Sylbe der Beherzigung von Mit- und Nachwelt empfehlen, sagt er die größten Banalitäten, mit der grandiösesten, der erhabensten Grandezza. Er ist das lebendige Abbild unseres Gagern, des großen Generalissimus der Bornirtheit. Wie dieser ist er unerreichbar in der Kunst der Attitüden. Wie dieser scheint er sagen zu wollen, wenn er seinen Arm ausstreckt: „Seht, diese Arme schützen Pergamus.“ Wie dieser scheint er zu denken, wenn er seine leere Rede in großen Worten dahinrollen läßt: Seht, ich könnte den Blitz aus den Wolken auf Euch herniederfallen lassen, aber ich schone Euch noch! Die Majestät des großen Basses und der großen Gesten, durch welche Gagern in die Walhalla deutscher Größe getragen wird, findet ihres Gleichen nur in Odillon

Barrot. Vor beiden liegt die Mittelmäßigkeit im Staube und fragt: Iſt dies nicht Zeus Chronion?

Aber Odillon Barrot und Gagern haben noch mehr Berührungs-Punkte. Wie dieſer große Patriot aus der Paulskirche, dieſer unermüdliche Redner von der Größe, Herrlichkeit und Machtfülle des Vaterlandes, das er hinterher verrathen und mit jeder Schmach bedecken läßt, ſo hat auch Herr Odillon Barrot nie große Worte genug für die Größe und Herrlichkeit Frankreichs, indeſſen er ſich heimlich mit allen mehr oder minder abſoluten Regierungen abfindet, Italien verräth und durch ſeine Politik Frankreich zu einer Macht zweiter Größe herabwürdigt. Gagern und Odillon Barrot, beide führen ewig das Wort „wahre Freiheit, wahrer Fortſchritt“ im Munde, beide ſind die ſchönſte Inkarnation des Doktrinarismus. Sie kamen ans Ruder, nachdem ſie beide berühmte Männer der Oppoſition geweſen und verwenden jetzt alle Mühe darauf, ſich ſelbſt zu widerlegen und die Revolution zu Grunde zu richten, die ſie ans Licht gebracht.

Man weiß, wie Herr Odillon Barrot der

Anſtoß zur Revolution wurde, indem er mit ſeinen Collegen vom linken Zentrum die Reformbankete organiſirte; man weiß auch, wie die Revolution über ihn hinwegſchritt, indem ſie über eine Erweiterung des monarchiſchen Rechtsboden hinaus zu einem vollkommnen Bruch mit der Monarchie und zur Republik führte. Nur eine ſchlechte Elektoral-Reform lag im Sinne dieſes ehrenwerthen Doktrinärs. Dieſe ſollte durch eine Agitation erreicht werden, die ſich ſtreng in den Gränzen des loyalen Widerſtandes zu bewegen hätte. Von dem Augenblick an, als nun das Miniſterium Guizot-Duchatel das Banket in den Champs Elyſées unterſagte, das Geſetz gegen Zuſammenrottungen anſchlagen ließ und der Nationalgarde verbot, ſich ohne requirirt zu ſein, zu verſammeln, war das Banket, das er ſo impoſant vorbereitet hatte, in Odillon Barrots Augen eine revolutionäre That. Es verging ihm der Appetit, ſich zu Tiſche zu ſetzen und er ließ durch ſein Journal ankündigen, daß die Oppoſition auf das Banket verzichte, und ſich begnügen würde, eine Anklage des Miniſteriums wegen Verletzung des Verſammlungs-Rechtes auf

dem Bureau des Kammerpräsidenten niederzulegen. —

Aber die republikanische Partei, die bisher im Hintergrund geblieben, die an dieser legalen Agitation gar keinen Theil genommen hatte, die sogar in der Person Ledru-Rollins davon ausgeschlossen worden war, blieb wachsam auf ihrem Posten. In den Bureaus der „Reform" versammelten sich die Chefs der Sectionen: Floccon, Rèy, Baune, Thoré, Lagrange, Caussidière und Albert, und organisirten, trotz des Rückzugs der Repräsentanten, den Schritt vom Scheinwiderstand zur Revolution.

Daher am andern Morgen die Arbeiterzüge auf den Boulevards zu den Champs Elysées hinab, die Arbeiterzüge auf den Quaien und die Züge der Studenten vom Pantheon daherkommend, welche die ersten Barrikaden aufwarfen, die ersten Scharmützel lieferten und der Anstoß der wahrhaft revolutionären Bewegung waren.

Am 24. Februar hatte der König auf Verlangen Thiers Herrn Odillon Barrot zu sich rufen lassen, um ein Kabinet zu bilden. So sollte

er es endlich doch erhalten, dies Portefeuille, nach dem er achtzehn Jahre lang in Tantalusqualen geschmachtet, dieses Portefeuille, um dessentwillen er so lange ohne Rast und Unterbrechung den bittern Kampf der Kammerdebatte gekämpft! Sein Gegner Guizot lag im Staube und er stand auf den Stufen zur Macht. Welcher Triumph, welche Genugthuung! Am Abend vorher hatte die Füsilade vor dem Palaste der Minister 60 Leichen hingestreckt. Der Racheschrei war erschollen; die Tücher, ins Blut der Gefallenen getaucht, hatten die ganze Arbeiterbevölkerung von Paris zu den Waffen gerufen. Die Stadt war voll Barrikaden, die ganze Nacht hindurch hatte die Glocke gestürmt. Herr Odillon Barrot und Thiers sollte das empörte Meer wieder mit Proclamationen zur Ruhe bringen. Wie sicher war Herr Odillon Barrot, daß sein volksthümlicher Name, seine Popularität alle Gemüther befriedigen würde!

Enttäuschung! Auf die Proclamationen der Minister erscholl die Antwort: „Es ist zu spät!“ — Hatte er nicht das Volk zum Bankette bestellt, und war vor der Drohung Guizot's zurückgewichen?

Nicht mehr die conſtitutionelle Monarchie, die Republik war es, die die bewaffneten Männer ſendete, die hinter den Barrikaden die Marſeillaiſe und das Lied der Girondiſten ſangen.

Man zerriß die Proclamation mit dem Namen des Mannes, der ſein Lebenlang die Miniſter nur darum angegriffen, um ſeine Perſon an die Stelle zu ſetzen, die nicht mehr war, als die Perſon aller andern Perſonen. Vorüber war es mit den Banketthelden, die beim Glaſe Wein den Toaſt auf die Wahlreform gebracht. — „Republik", das war die Loſung.

Das Porteſeuille, das Ziel eines achtzehnjährigen Strebens, entfiel den Händen, die es ſchon hielten.

Odillon Barrot hatte die Revolution hervorgerufen. Da ſpielte ſie ihm einen Streich und führte zu ganz andern Conſequenzen, als er gedacht, zu ganz andern Conſequenzen, als ſein Herz begehrte und ſein Verſtand begriff. Sie machte ihm einen Strich durch die Rechnung und warf ihn wie ein unbrauchbares Werkzeug zurück ins Dunkel der Vergeſſenheit. Als ob er nie ein großer Oppoſitionsmann geweſen wäre! O es mußte ein bitterer Haß gegen

die Revolution in ſeiner Bruſt Wurzel faſſen! Alle ſeine ſtaatsmänniſche Weisheit und Vorſicht war zu Schanden geworden durch dieſe Springfluth, die ſo unerklärlich über die kunſtvoll aufgerichteten Dämme daher kam und eine ganze Welt neuer Ideen und neuer Kräfte auf die Bühne der Ereigniſſe ſchleuderte.

Odillon Barrot war ein conſtitutioneller Monarchiſt aus vollſter Ueberzeugung, er hatte ſie von jeher für die vollkommenſte Regierungsform gehalten.

Er ſelbſt war die Inkarnation conſtitutionell-monarchiſcher Anſchauungen. Theilung der Gewalten, Spiel der Gewalten, Gleichgewicht der Kammern, Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit des Staatsoberhaupts, Verantwortlichkeit der Miniſter, alle dieſe ſchönen Erfindungen des Doktrinarismus waren bei ihm heilige Glaubensartikel. 18 Jahre lang hatte er von dieſen tönenden Phraſen gelebt und ſie begeiſtert im Munde geführt. Nun kam die Republik und machte Alles zu nichte. Die Einheit der Gewalt waren ihre erſte Bedingung, die Einheit der Volksvertretung, die Unterordnung der exekutiven Gewalt unter die

legislative, die Verantwortlichkeit und Absetzbarkeit aller Beamten, auch der höchsten, ihre nothwendigen Consequenzen. — Wie mußte Odillon Barrot sich in seinen heiligsten Ueberzeugungen gekränkt fühlen!

Die Götter haben sich seiner erbarmt.

Er hat es doch erhalten, dies heißersehnte Portefeuille, aber auf welchem Umwege! Ein Jahr mit furchtbaren Kämpfen und mit einer blutigen Niederlage der revolutionären Partei, wie sie in den Annalen der Geschichte noch nie da war, liegt zwischen seinem ersten und zweiten Ministerium. Louis Napoleon statt Louis Philippe hat es gegeben, das ist der ganze Unterschied. Wunderbare Ironie des Zufalls! Ist es nicht, als ob die ganze Geschichte des Jahres 1848 auf einen Ministerwechsel hinauslaufen sollte? . . .

Alles, was nun Herr Odillon Barrot an den frühern Ministern bekämpfte, macht er jetzt selbst. Das System, für das er nicht genug Verwünschungen, nicht genug Anklagen, nicht genug Blitze und Donner hatte, ist jetzt das seinige geworden. Guizots Auffassung der Re-

gierung als absolut repressive Gewalt, die dem ehrenwerthen Mann früher ein Gräuel war, ist jetzt die seinige. Alles, was er thut und treibt, ist ein Plagiat der Guizot'schen Politik. Jeder seiner Schritte ist eine Verläugnung seiner vieljährigen parlamentarischen Vergangenheit, ein Dementi auf eine seiner Reden.

Im September 1834 wurden die berühmten Gesetze gegen die Association und das freie Versammlungsrecht erlassen und Odillon Barrot bekämpfte sie. Heute erläßt Odillon Barrot ganz ähnliche Gesetze gegen die Clubbs.

Im September 1834 knebelte Guizot die Presse. Barrot wetterte wieder. Heute thut er deßgleichen: er knebelt die Presse durch Cautionen und Prozesse.

Im Jahre 1831 läßt das französische Ministerium Polen und Italien im Stich. Barrot wetterte. Im Jahr 1849 intriguirte Barrot als republikanischer Minister Frankreichs gegen die Republik in Florenz und Rom und will zu Gunsten des päpstlichen Stuhls Krieg und Verheerung gegen ein republikanisches Volk tragen.

Widerlegt er seine Vergangenheit? Nein, so

handelt jeder Doctrinär. Odillon Barrot ſteht jetzt ſelbſt an Guizots Stelle, ein neuer Guizot.

Aber Guizot's Politik war eine große Politik und ſie war Original. Sie wuchs aus einer ſtarken und unbeugſamen Natur heraus, die jeden Fortſchritt in der Entwicklung der Völker läugnete und aus Prinzip ſtationär war. Sie war eine Fortſetzung der Politik Machiavell's.

Die Politik Odillon Barrots iſt eine Copie und eine ſchlechte Copie, eine Copie ohne Geiſt und ohne Kraft. Wie er es trieb, das hat Herr Odillon Barrot dem Miniſter Guizot abgeguckt, dieſem Feind, den er ewig bekämpfte. Von ſeiner großen, ehernen Seele hat er auch keinen Funken in ſich. Er verhält ſich zu ihm, wie ſich der Affe verhält zum Menſchen. — Wie muß der Exilirte von Claremond ſeinen ehemaligen Gegner verachten! —

Wir kommen nun zur dritten Perſon der miniſteriellen Trias, zum Miniſter des Unterrichts und des Cultus, zum ehrwürdigen Fallour. Wie er, der Legitimiſt und Vertraute des Hofes von Frohsdorf, dazu kömmt, Miniſter der

Republik zu ſein, muß man Herrn Thiers fragen, der ihn ins Miniſterium gebracht; gewiß hat es ſeine guten Gründe. Daß er aber eher Miniſter unter Philipp II. von Spanien, als in der franzöſiſchen Republik ſein ſollte, iſt gewiß. Mit geſenktem Haupte und gottgefälligem Lächeln auf dem jugendlichen Antlitz beſteigt Herr Fallour die Tribüne. Er iſt ein Zögling der Jeſuiten. Wenn er an dem Bureau des Herrn Marraſt vorbei kömmt, da meint man, er werde ſeinen Finger ins Tintenfaß, wie in den Weihkeſſel tauchen und damit das Zeichen des Kreuzes machen. Er ſpricht nicht, er predigt. Salbungsvoll hält er ſeine Rede und lächelt ſüßlich und erträgt die Vorwürfe der Verſammlung für den Hohn, den er ihr zu bieten pflegt, mit der Demuth des Frommen, der für irdiſche Trübſal im Jenſeits belohnt wird.

Der charakteriſtiſche Zug in Herrn Fallour iſt — nicht die Lakaienhaftigkeit Fauchers oder die Hohlheit Odillon Barrots, es iſt jeſuitiſche Scheußlichkeit und Blutgier. — Herr Fallour iſt Schriftſteller; er hat jene Leidenſchaft des Schreibens, die Talleyrand bei einem Staatsmann

ſo ſehr zu tadeln fand. Seine Bücher waren unbekannt geblieben; erſt jetzt, da er Miniſter geworden, holt man ſie hervor und man findet in ihnen manchen Aufſchluß über das, was in dieſer Pfaffen-Seele wohnt. —

Vorerſt iſt Fallour ein Vertheidiger der heiligen Inquiſition. Er iſt der Anſicht, daß die kirchliche oder monarchiſche Autorität eines Landes Tauſende exterminiren dürfe, damit der Reſt „in dem Frieden der Orthodoxie verbleibe.“ Die Toleranz, ſagt er, iſt nur eine Tugend für Jahrhunderte der Skepſis.

„Wenn ehemals die Kirche den in Irrlehren verhärteten Sünder der Geſellſchaft zum Opfer brachte, ſo war Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß zugleich mit ſeiner Perſon auch der Irrthum ſterbe.“

Es iſt wahr, ſagt Fallour weiter, daß die heilige Inquiſition die Sünder zur größern Ehre Gottes verbrannte, zwickte, und mit dem Glüheiſen traktirte, aber indeß ſie die Leiber auf die Tortur ſpannte, erwies ſie den Seelen den größten Dienſt. „So oft,“ ſagt er wörtlich, „die Kirche das Blut von Sündern und Irrlehrern zu ver-

gießen für gut fand, that ſie es nur aus größter Sorgfalt für die Seelen der Schuldigen."

So ſpricht der Miniſter der „Culten" in der franzöſiſchen Republik. Kein Beichtvater Karls IX., kein Anordner der Bartholomäusnacht könnte anders geſprochen haben.

Ein ſeltſames Schickſal hat mit dieſem blutgierigen Pfaffen ſein Spiel getrieben. Fallour hat, indem er den Antrag auf Schließung der Nationalwerkſtätten innerhalb dreier Tage ſtellte, die ſiziliſche Vesper der Juniſchlacht hervorgerufen! — —

Von Rullieres, dem Miniſter des Kriegs, iſt wenig zu ſagen. Unter dem Regimente Louis Napoleons, wo man nur an einen Krieg zu denken ſcheint, an den Krieg gegen das Proletariat, hat er noch nicht Gelegenheit gefunden, ſeine Talente zu erproben. Doch ſcheint er die Herren Faucher und Fallour in ihren Plänen gegen die Republikaner ergänzen zu wollen. Er hat bei der franzöſiſchen Armee, die in Paris einquartiert iſt, eine eigenthümliche Art ausge-

zackter und zugeſpitzter Kugeln eingeführt, durch die jede Wunde tödtlich wird.

Dieſe Erfindung iſt die letzte und ſchönſte Blüthe der honetten und gemäßigten Republik.

Die Guillotine.

17. März.

Die honette und gemäßigte Republik hat heute die Guillotine reſtaurirt. Die zwei Menſchen, die man als die Mörder Brea's bezeichnete, Dair und Lohr, ſind hingerichtet worden.

Schon in aller Frühe wirbelten die Trommeln. Zwanzigtauſend Mann Fußvolk, Artillerie und Cavallerie verließen die Kaſernen und beſetzten die weite Ebene in der Nähe der Barrière Fontainebleau. —

Dort zwiſchen zwei Freiheitsbäumen — o Hohn! — ſtand die Guillotine aufgerichtet, die Guillotine, die das Volk im Februar zertrümmert hatte. Der Morgen ſtieg ſafranfarbig empor und warf ſein grelles, ſeltſames Licht auf

das grauſige Gerüſte und ſein mörderiſches Werkzeug.

Hunderte von Neugierigen hatten ſich ſchon in kompakter Maſſe verſammelt, Tauſende kamen nach und harrten nun ſtill der Dinge, die da kommen ſollten. Als wenn der Froſt des Morgens jeden überliefe, war Alles ſtille und düſter. —

Da kam eine altmodiſche gelbe Kutſche daher gerollt, ein würdiger alter Herr mit weißen Haaren und ein junger Menſch ſtiegen heraus. Es war der alte Scharfrichter Samſon, der Hoheprieſter des geſetzlichen Mordes. Er hatte ſeinen Sohn mitgebracht, denn die Kunſt ſoll, ſo lange die Wohlgeſinnten herrſchen, nicht ausſterben in ſeinem Hauſe. —

Um ſieben — eben ſchlug es von einem benachbarten Thurme — kam ein zweiter Wagen, von einer zahlreichen Eskorte umgeben, heran. Diesmal war's ein Zellenwagen. Die zwei Verurtheilten ſtiegen heraus, von mehreren Geiſtlichen begleitet.

Dair, der Wahnſinnige aus Bicêtre, ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren mit

irrem unſtäten Auge und ſehr kärglichem Haar, benahm ſich ſehr muthig. Er ſtieg, ohne geführt zu werden, die Stufen des Schaffots hinauf.

„Im Namen der franzöſiſchen Republik!“ rief er aus, „Bürger, ich bin unſchuldig an dem Tode des Generals Brea. In dieſem Augenblicke, wo ich vor Gott erſcheinen ſoll, ſage ich es Euch: Ich ſterbe, weil ich den General habe retten wollen! —“

Er wollte weiter reden, da wirbelten die Trommeln. Er wurde auf den Block gelegt und das Beil ſank nieder. —

Lahr benahm ſich weit verzagter. Ein bleicher, ſchwacher Menſch, brach er bei den erſten Schritten, die er aus dem Wagen heraus thun wollte, in ſich zuſammen und mußte zum Schaffot faſt getragen werden.

Sein Geiſt ſchien ganz abweſend, als ob er jeden Augenblick aus dem Leibe treten wollte.

Er murmelte nur immer vor ſich hin: Jeſus Maria, Jeſus Maria! — Faſt bewußtlos wurde er auf den Block gelegt. Ein Trommelwirbel — und das Beil fiel.

Aber der Sohn des Scharfrichters hatte den

Unglücklichen nicht in die rechte Lage gebracht. Der Blutſtrom ſchoß in ſchiefer Richtung hervor und ſprang ihm dermaßen ins Geſicht, daß er am ganzen Leibe mit Blut übergoſſen erſchien. Es war ein gräulicher Anblick.

Aber das Opfer war todt. Die Gerechtigkeit war zufrieden. Die gemäßigte Republik hatte die zwei Köpfe erhalten, die ſie begehrte.

Ich durchſchritt auf dem Heimwege meine theuere Rue Mouffetard. Sie ſah finſterer aus als je. Die Blouſen ſtanden in Gruppen herum und erzählten.

„Weißt Du," hörte ich einen ſagen, „daß es heute ein Jahr iſt, wo die Arbeiter von Paris die große Demonſtration gemacht?"

„Freilich," ſagte er, „und heute?"

„Heute richten ſie die Guillotine auf, die wir, das Volk, wir, die man Blutgierige (buveurs de sang) nennt, im Februar zertrümmert hatten!

„Ich nehme die Mörder Brea's nicht in Schutz", ſprach ein Dritter. „Es iſt Geſindel geweſen, das ihn umgebracht. Aber man muß nur bedenken, wie und wo die That geſchah!

Während eines Straßenkampfs, der drei Tage lang gedauert hatte, indeſſen einige Gaſſen unter den Kartätſchen ſpielten, wurde Brea und ſein Adjutant ermordet. Und die Leute glaubten an Verrath! Nun aber frage ich: Wird man nicht auch gerichtliche Verfolgung einleiten gegen die Herren der Nationalgarde, die Tauſende und aber Tauſende von Gefangenen in jenen Tagen hier und dort an einer beliebigen Straßenecke füſilirten?“

Ich ging weiter ohne mehr zu hören. Einige Schritte weiter ſtand ein Stummer in einem Kreiſe von Menſchen und erzählte in ſeiner Zeichenſprache die ganzen Umſtändlichkeiten der Hinrichtung. Nie habe ich den moraliſchen Ekel, das Grauen vor einer entſetzlichen That ſo ſprechend ausgedrückt geſehen, wie auf dem bleichen blöden Geſicht dieſes armen Unglücklichen. Er ſchilderte auf ſeine Weiſe das Schaffot, die Henker, das Wirbeln der Trommeln, die Kutſche des alten Samſon und die Zellenwagen der Verurtheilten, dann die Rede vom Gerüſte herab, das Niederknieen, das Verbinden der Augen und den Fall des Beils.

Man ſah, dies arme taubſtumme Weſen, ein halber Fremdling im menſchlichen Leben, begriff nicht die Gräuel der civiliſirten, der gebildeten Geſellſchaft.

„Das iſt ein böſer Tag", ſprach ein Blouſenmann aus dem Volk, als der Stumme ſeine Erzählung geendigt hatte, „das Volk wird ſein noch lange gedenken! Vielleicht koſtet er einſt das Blut manches ehrlichen Mannes!" . . . .

Wir müſſen nun noch erzählen, unter welchen Verhältniſſen dieſe Hinrichtung ſtattfand. — Am Abend vorher war ein Ball beim Präſidenten geweſen. Die ganze elegante Diplomatie war zu einem Feſte verſammelt, ſo glänzend, wie Louis Napoleon noch ſelten eines gegeben.

Mitten in einem Geſpräche mit einem Kreiſe junger Damen, wurde der Präſident herausgerufen. Man ſagte ihm, daß der Erzbiſchof von Paris draußen ſtehe und ihn auf einige Augenblicke zu ſprechen begehre. —

Der Präſident ging hinaus.

„Ich komme", ſagte der Erzbiſchof zu Louis Napoleon, „in Angelegenheit der zwei zum Tode

Verurtheilten. Präſident! Sie haben das Begnadigungs-Recht!“ . . . . . .

„Sehr ſchmeichelhaft, ſehr ſchmeichelhaft, aber wirklich“. . . . .

„Herr Präſident!“ . . . . . .

„Sehr ſchmeichelhaft, aber ich kann wirklich nicht. Die Miniſter erlauben es mir nicht.“ —

Die Tanzmuſik erklang, der Präſident bemerkte, daß er zum Walzer zurück müſſe. Er ließ den Erzbiſchof ſtehn und verſchwand.

Um dieſelbe Morgenſtunde, in welcher die Köpfe der Unglücklichen fielen, erloſchen die Lichter im Palaſt des Präſidenten. Der Ball war aus, der Neffe Napoleons ging ſchlafen.

Ob er wohl bedachte, daß er auch einſt ein Mörder geweſen? daß er zum Tode verurtheilt war und ſein Leben nur einer Begnadigung verdankte? —

Armand Barbès.

5. April.

Wahrhaft wohl thut es dem Auge, von den offiziell großen Männern unſerer Tage hinweg, von jenen „praktiſchen Köpfen“, die den „Verhältniſſen Rechnung tragen“, das „eben Erreichbare“ wollen, und unſre große Revolution ſo gern recht klein herab, auf einen Rechtsbodenerweiterung oder einen Miniſterwechſel zurückſchrauben möchten, wahrhaft wohl thut es, ſage ich, von all den Lamartine's, Gagern's und Cavaignac's unſerer Tage hinweg, auf jene großartigen Utopiſten hinüberzublicken, die unſerer Zeit ihren radikalen Charakter erhalten wollen und ſo frech ſind, der Welt zu ſagen, die Bewegung dieſer Zeit, die nach einem vollen Jahre ſich nicht zur

Ruh gelegt, nein, nur verallgemeinert hat, sei wirklich eine Zeit, die nicht nur erschüttere, sondern auch umwerfe.

Als Männer, die uns für die Zukunft aufgespart sind, stehen sie noch halb verhüllt im Hintergrunde; nachdem sie in der Flitterwoche unserer Revolution die Leiter der Bewegung waren, sind sie wieder zurückgesunken und die Contrerevolution hat sie in den Kerker oder ins Exil geschickt. Sie sind zurückgetreten mit der Woge der Zeit, aber immer kehrt ihr Name wieder, er wird eine Losung, ihr Leben selbst und ihre Person fast eine Mythe, immer erleuchteter und immer lebendiger im Volksbewußtsein werden sie und ihr Märtyrerthum, und wenn die Revolution wieder ihren Tag findet, da sind sie berufen hervorzutreten in ganzer Gestalt und in voller Größe.

Ein solcher Utopist ist in Deutschland Hecker, ein solcher Utopist ist Armand Barbès in Frankreich. Wie jener in seiner Schwärmerei, in seiner frischen, gesunden Kraft und seinem, ich möchte sagen lyrischen Schwunge eine Personifikation Deutschlands und der Republik, so ist dieser mit

seinem Feuer, seiner Energie, seiner Ritterlichkeit und seinem beinahe christlichen Märtyrerfanatismus die Personifikation Frankreichs und des Sozialismus. Beide sind mythisch geworden.

„Hecker und die Republik!“ ruft der Arbeiter, der Turner, der Student in Deutschland. „Vive Barbès et la sociale!“ ruft der Ouvrier in Frankreich. Ein Zufall gibt den Beiden noch das gemeinschaftliche Schicksal, daß sie ihrem Vaterlande, wenn ihm die Stunde schlägt, übers Meer zukommen werden.

Als am 12. Mai 1839 die Insurrektion in den Gassen von Paris niedergeschmettert und überwunden war, da hob man hinter einer Barrikade an einer Ecke der Straße einen jungen Menschen auf, dem eine Schußwunde am Kopfe die Besinnung geraubt hatte. Man brachte ihn in Gewahrsam und da ergab es sich, daß er Barbès heiße, aus Carcassone gebürtig, Besitzer eines sehr bedeutenden Vermögens, und derjenige sei, der als Chef der geheimen Gesellschaft der Jahreszeiten, den ganzen Aufstand geleitet hatte.

Der Prozeß kam vor den Pairshof und Barbès bekannte sich als denjenigen, der alle Ver-

antwortlichkeit der Insurrektion auf sich nehmen müsse. Alle übrigen, die vor den Schranken ständen, erklärte er, hätten nicht gewußt, wozu sie eingeladen gewesen, er habe die Munition ausgetheilt und das Signal zum Kampfe gegeben. Durch seine moralische Gewalt über die Mitglieder der geheimen Gesellschaft habe er sie gezwungen, Theilnehmer an einem verzweifelten Kampfe zu werden, der keine Chance des Gelingens gehabt, auf ihn müßte das ganze Gewicht der Strafe fallen. Nach seinem Gefühle wären alle Andern unschuldig. Nachdem er diese Erklärung gegeben, fügte er hinzu, daß er vor eine Jury gestellt sein wolle, daß er den Pairshof als sein Gericht nicht anerkenne und auf alle weitern Fragen, die man ihm stellen würde, nicht Rede stehen würde.

Barbès energische Rede, seine schöne Gestalt, seine Jugend, die Würde seiner Haltung rührte alle, die bei der Gerichtsverhandlung gegenwärtig waren. Auch die Richter schienen die Gewalt des Mannes zu fühlen, der da als Verbrecher vor ihnen stand. Als ihm der Todesfall eines Officiers, Drouineau, der im Kampfe ge-

fallen, als ein Mord imputirt wurde, da entfuhren Barbès einige stolze entrüstete Worte, dann schwieg er wieder.

So dauerte der Prozeß mehrere Tage fort. Barbès, seiner Erklärung getreu, antwortete nicht auf die Fragen des Präsidenten. Einmal nur, von den Inquisitoren gedrängt, brach er das Stillschweigen.

Wenn, sagte er, der Indianer besiegt ist, wenn ihn das Unglück und das Kriegsrecht in die Hände seines Feindes geworfen, da denkt er nicht daran, zu leeren Worten seine Zuflucht zu nehmen, da denkt er nicht daran, sich zu vertheidigen. Er fügt sich und bietet sein Haupt dem Messer, das ihn scalpiren will.

Der Präsident, Herr Pasquier, erhob sich entrüstet über diese Bemerkung. Der Angeklagte, so meinte er, habe recht, sich mit einem Wilden zu vergleichen.

Barbès blieb ruhig. „Nicht der," erwiederte er gelassen, „ist der unbarmherzige Wilde, der sich scalpiren läßt; der ist es, der ihn scalpirt."

Der Prozeß war zu Ende. Das Urtheil wurde gesprochen. Es lautete für Barbès und

Blanqui, der in derſelben Inſurrektion betheiligt geweſen, auf Tod; Tod durch die Guillotine.

Die Nachricht von Barbès Verurtheilung erfüllte ganz Paris mit Trauer und Bedauern. Die Gaſſe ſtand voll Menſchen, die Werkſtätten wurden geſchloſſen. Da — es war am 13. Juli — erſchien auf dem Vendomeplatz bei der Chancellerie ein Zug von wohl dreitauſend Menſchen, alle baarhaupt, und in ruhiger Ordnung. Es waren Studenten, und ſie kamen, um für Barbès Gnade zu erbitten.

Auch andere Züge, Züge von Arbeitern in Blouſen kamen von den Vorſtädten herab und bewegten ſich der Deputirtenkammer zu. Auch ſie wollten Barbès Begnadigung erbitten. Sie wurden von Reiterpatrouillen zerſtreut.

Indeſſen nun ganz Paris an ſeinem Schickſal theilnahm, dachte Barbès in ſeinem Kerker nur an die Frage der Republik und an den Nutzen, den ihr ſein Tod vielleicht bringen könne. Er betrachtete ſich ſelbſt als ein auserkornes Opfer und fühlte ſich glücklich im Gefühle, daß aus ſeinem Blute ein Saatkorn für die Freiheit aufgehen würde. Barbès hat die zwei Tage, die

er als zum Tode Verurtheilter verlebt, in einer kleiner Broſchüre geſchildert, die unter dem Titel: „Deux jours de condamnation à mort“ erſchienen iſt; es iſt ein Büchlein voll wunderbarer Züge. Kein chriſtlicher Märtyrer in den erſten Tagen der Kirche, kein feuriger Ketzer des Mittelalters kann mit mehr Hingebung dem Tode entgegen gegangen ſein, als dieſer begeiſterte Schüler der großen Revolutionäre des verfloſſenen Jahrhunderts. Ein ganzes Leben voll Kampf und Ringen, der ganze Drang einer edlen Perſönlichkeit, die er daran geſetzt hat, die Menſchheit aus Noth, Unwiſſenheit und Elend herauszureißen, der ganze göttliche Wahnſinn der Reformatoren liegt in wenig Seiten vor uns aufgethan.

In der letzten Nacht lag Barbès ſchlaflos auf ſeiner Lagerſtätte. Da hörte er, wie die zwei Wächter unter einander zu ſprechen anfingen. „Armer junger Menſch!“ ſagte der Eine, „Es wäre beſſer geweſen, die Kugel, die ihn getroffen, hätte ihn getödtet.“ Dieſe Worte rufen Barbès wieder zur Beſinnung. Zum erſten Mal befällt ihn die ganze Realität der Hinrichtung. Er er-

innert ſich, daß er gehört, daß das Bewußtſein noch nach der Exekution Sekunden, ja Minuten lang fortlebe in dem guillotinirten Körper, und zum erſten Male grauſt ihm vor dem Tode.

Da bricht die Helle durchs Fenſter. Die zur Hinrichtung beſtimmte Stunde iſt nahe. Schritte ertönen im Gange, die Riegel klirren. Barbès wirft ſich nieder: O St. Juſt, ruft er, Robespierre und Couthon! und du, mein Vater, du meine Mutter, die mich in ihrem Schooſe getragen, blickt auf mich! Die Stunde meiner Glorie naht.

Ein Beamter tritt ein.

Barbès iſt begnadigt.

Ja begnadigt, aber zu lebenslänglicher Gefangenſchaft! . . .

Barbès kam auf den Mont-Michel. Dort auf dem Spielberg Frankreichs, auf einem nackten Felſen im Angeſicht des wilden ewig rollenden Meeres, in einer finſtern Kaſſematte verbringt er acht volle Jahre. Die Haft macht aus dem kräftigen Jüngling einen frühgealterten Mann, ſein Haar wird ſpärlich, ſein Antlitz hager. Man hört nichts von ihm. Nur von Jahr

zu Jahr etwa darf ein Freund ihn beſuchen, Louis Blanc etwa, oder Georges Sand, oder ſeine Schweſter.

„Acht Jahre," ſo ſchließt Barbès die Erzählung ſeiner zwei Tage, „und aus dem Jüngling, der ich war . . . Nein, keinen Vorwurf, Dir, o Herr! Mehr als je glaube ich an Dich und an Dein Walten. Aber wenn die Prüfung, die auf unſerm armen Frankreich laſtet, ihrem Ende nahe, wenn es Dir, o Herr, gefiele, dieſer Heimath der Aufopferung und der Gleichheit wiederzugeben die Miſſion, die ſie ſo lange getragen — dann, Herr, wirf auch einen Blick auf mich. Kraftlos iſt meine Stimme worden, fleiſchlos mein Arm, der Gedanke in mir iſt wie eine Flamme, die zittert, aber mein Herz und meine Seele ſind noch das Herz und die Seele eines Braven, und ehe ich dies Leben verlaſſe, um anderswo eine andere Form zu übernehmen und andere Pflichten, wollte ich, daß Du, o Herr, mich führteſt in die letzte große Schlacht zwiſchen Gut und Bös und daß es mir vergönnt ſei, wenigſtens einen Streich zu führen im heiligen Namen Frankreichs und der Gleichheit!"

So ſchrieb er gegen das Ende ſeiner Gefangenſchaft.

Die Februarrevolution kam und die Riegel des Mont-Michel ſprangen. Barbès kam nach Paris. Er ſtiftete ſogleich mit Lagrange, Hervé und Andern den Clubb de la Revolution, der in der Salle Montesquieu reſidirte. Das Feuer ſeiner Rede, ſeine Energie, ſeine Begeiſterung riß alle hin; allabendlich war der Clubb förmlich belagert. Barbès ward Hauptmann in der 12. Legion der Nationalgarde, und ſpäter Volksvertreter, mit hunderttauſend Stimmen gewählt.

Da kam der 12. Mai heran, die Demonſtration zu Gunſten der Polen ſollte am folgenden Morgen ſtattfinden und es wurde debattirt, ob ſich der Clubb daran betheiligen ſollte. Barbès war dagegen. So arg auch die proviſoriſche Regierung gefehlt hatte, ſo wenig auch die neue Nationalverſammlung verſprach, er war mit ihr gegangen und wollte die geſetzlich anerkannte Volksgewalt geſtützt wiſſen. Aber die Manifeſtation, der Zug des Volkes findet doch ſtatt. Barbès kann ihn nicht verhindern. Was thut Barbès? Er, der gegen die Bewegung war,

wirft ſich in dieſelbe, um ſo viel es noch in ſeiner Hand liegt, ſie leiten und zügeln zu können.

Es war dies eine That, ſo groß und ſchön, wie man es nur von ſeinem Herzen erwarten konnte.

Bei den Ereigniſſe vom 15. Mai findet nun eine ergreifende Scene ſtatt.

Rey, ein alter Freund und Genoſſe von Barbès, hat die Wacht am Repräſentantenhauſe, eben als das Volk davor erſcheint. Barbès tritt zu ihm hin:

„Laß uns hereintreten," ſagte er.

„Barbès," ſpricht Rey, „Du biſt mein Freund nicht mehr, denn Du verlangſt von mir etwas, was gegen meine Ehre iſt . . ."

„Rey," wiederholte Barbès, „laß uns ein."

Aber ſchon kletterten die Leute über die Gitter, es ward von innen aufgeſchloſſen, Rey umzingelt, das Volk bricht in die Deputirtenkammer ein.

Die weitern Vorgänge ſind bekannt.

Barbès wurde im Hotel de ville verhaftet und kam nach Vincennes.

Nach dreimonatlicher Freiheit wieder im Kerker, im Kerker der Republik. . . .

Nun haben wir ihn in Bourges gesehn, abermals vor einem exceptionellen Gerichte und abermals hat er es verschmäht sich zu vertheidigen.

Nur zweimal hat er gesprochen. Einmal ist er in Entrüstung losgebrochen bei Lesung der Anklageakte, als man an die Stelle kam, wo nach seinem Antrag auf eine Zwangsanleihe von einer Milliarde auf die Reichen, eine Stimme ausgerufen haben soll: Nein Barbès, eine Stunde Plünderung! Im Namen des Volks, im Namen Frankreichs protestire ich gegen die Infamie dieser Schmähung! rief er.

Kein Zeuge fand sich, der den Ausruf gehört zu haben vorgab.

Das zweite Mal sprach er beim Schluß der Verhandlungen, unmittelbar bevor die Richter ihr Urtheil sprechen sollten. Der Standpunkt den er der Nationalversammlung gegenüber eingenommen, die Motive seines Verhaltens an jenem verhängnißvollen 15. Mai sind darin auf's klarste und in den edelsten Formen ent-

wickelt. Wir ſetzen einige Stellen dieſer Rede hieher. Noch einmal ſollte die große Stimme dieſes Mannes zum franzöſiſchen Volke ſprechen, ehe ſie für lange wieder im Kerker oder im Exil verſtummen ſollte.

„Ihr, meine Richter, ſprach Barbès, ſeid der Ausdruck einer Kaſte, die durch die Nothwendigkeit der Intereſſen feindlich gegenüber ſteht den Prinzipien, denen ich mich geweiht. Abſolutes Recht des Capitals über den Menſchen iſt euer Geſetz, gleiches Recht jedes Bürgers auf die Güter der Geſellſchaft — das iſt das meine. Wie könnten wir, die von entgegengeſetztem Standpunkt ausgehn, aufeinanderſtoßen, ohne in Kampf zu gerathen wie zwei Wolken, die mit entgegengeſetzter Elektricität geladen ſind?

„Die Nothwendigkeit das zu vertheidigen, was ihr für euer Recht haltet, nöthigt euch, mich zu vernichten. Der Drang jedes Privileg zu vernichten, um die Menſchheit dem phyſiſchen und moraliſchen Elend zu entreißen, das auf ihr laſtet, zwingt mich euch anzugreifen — doch nein! Eure Perſon greife ich nicht an, nur die Ungleichheit bekämpfe ich in euch.

„Ihr ſeid die Stärkern, vernichtet mich! Viel-

leicht bin ich noch ſchuldiger, als man es euch in dieſer Debatte geſagt hat, und da ein Verdienſt darin liegen kann, hier die ganze Wahrheit zu ſagen, hört meine ganze Beichte! Vor einem Jahre, meine Herrn, haben Sie nicht geglaubt, daß Sie geſchworne Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts werden würden. Aber dieſe Souverainität des Volks, was iſt ſie? Ein Mittel um einen Zweck zu erreichen! Der Zweck iſt der wahre Souverain! Auf ihn beziehen ſich alle Thatſachen. Die, welche ſich von ihm entfernen, ſind die Verbrecher.

„Wenn nun bei dieſem hochherzigen franzöſiſchen Volke, deſſen Ziel es iſt, fort und fort zu ſchreiten nicht zur Herrſchaft über die Welt, wie einſt die Stadt des Capitols, aber zur vollen und ganzen Verwirklichung des Geichheitsprinzips, ſich eine Macht vorfindet, die die Nation in der Ungleichheit der Vergangenheit feſtbannen will, heißt es dann nicht dem wahren Souverain, dem Zwecke gehorchen, wenn man dieſe rebelliſche Macht zwingen will, den wahren Weg zu gehn, oder ſie gewaltſam zertrümmert? Dieſer Pflicht gehorchte das Volk und die Commune

von Paris, als ſie am 3. Mai 1793 die girondiſtiſche Majorität aus den Convente trieben. Und dieſe würde ich nicht zu erfüllen ſäumen, indem ich mich gegen eine Nationalverſammlung bewaffnete, die trotz ihres Urſprungs aus dem allgemeinen Stimmrecht, ſich auf der alten Bahn der Louis Philippiſtiſchen Zweihundert-Franken-Kammer fortſchleppte."

Barbès ſagt weiter, wie er ſich der Demonſtration vom 15. Mai entgegengeſtemmt, weil er ſie gefährlich für das öffentliche Wohl gehalten. „Ich trat ihr," ſagte er „bis Mittags entgegen, als ich aber die Ereigniſſe des Tages, und die Ueberſchwemmung der Nationalverſammlung ſah, als ich die Abgeordneten ſtumm auf ihren Bänken erblickte, wie eine Heerde, in deren Hürde ein Löwe eingebrochen, da glaubte ich die Gelegenheit gefunden, etwas thun zu können für die heilige Sache des Volks und gleichſam als eine Stimme der Menge innerhalb und außerhalb der Aſſemblée richtete ich einige Worte an die Verſammlung: ich wollte nichts gewinnen als einige revolutionäre und ſoziale Maaßregeln. An der Verſammlung ſelbſt rütteln

wollte ich nicht — nicht aus Prinzip, aber weil ich glaubte, daß ſolch ein Schritt kein Chancen des Gelingens haben könne. Hätte ich es alſo vermocht, ich hätte das berüchtigte Wort der Auflöſung von den Lippen deſſen zurückgehalten, der es ausſprach.

„Als ich nun aber ſah, wie die Abgeordneten die Kühnheit dieſes Dekrets ſo zu ſagen rechtfertigten und hinnahmen, als ich ſie ihre Sitze und den Saal verlaſſen ſah, da griff in meiner Seele das Bewußtſein einer höheren Pflicht und einer neuen Hoffnung Raum. Die Anarchie ſchien vor der Thür zu ſtehen, da alle vorher conſtituirten Gewalten gebrochen ſchienen. Jetzt galt es ein Land vor Gefahr ſchützen und unter dem guten Glück der Stunde eine Gewalt organiſiren, die nicht wanken würde auf der republikaniſchen Bahn. Ich ging alſo ins Hotel de ville, nicht fortgeriſſen von Haufen, aber von Zeit zu Zeit ſtille haltend um zu ſehen, ob das Volk mir folge.

Für dies Verbrechen — ich wußte wohl, daß wenn ich beſiegt würde, es in Ihren Augen ein Verbrechen ſein werde — für dies Verbre-

chen, ſage ich, müſſen Sie mich verurtheilen, meine Herren. Wohlan! jetzt, da ich meine theuerſten Hoffnungen zuſammenbrechen geſehn, jetzt, da mein Vaterland ſich in den größten Schmerzen wund ringt und ſich mit Leib und Seele windet, wie auf dem glühenden Roſte Quatimozin, indeß man wie zum Hohn den heiligen Namen der Republik mißbraucht — jetzt iſt es keine Strafe mehr für mich, in einem Kerker zu modern. Werden doch die Mauern mich verhindern, ein Weh mitanzuſehn, das ich zu lindern machtlos bin. Nur aber, vergieb mir, theures Frankreich, daß ich dir im ganzen Leben nichts — nichts genutzt!

„Ihr aber, meine Brüder, Unterdrückte aller Nationen, für die ich nichts thun konnte, vergebt auch ihr mir! Niemand, nein Niemand wünſcht es mehr als ich, Eure Feſſeln zu brechen. Es lebe die demokratiſche und ſociale Republik!“

Wir ſchließen mit der Anführung dieſer wunderbar beredten Zeilen. Ob ſie irgend Jemanden kalt laſſen können, weiß ich nicht, mir ſcheint, ſie ſind der Pulsſchlag eines der edelſten Herzen, und nicht ohne tiefe Rührung konnte ich ſie

leſen. Glaubt man nicht in dem Manne der in der düſtren Gerichtshalle, vor der ſchwarzen, geſpenſtigen Schaar der Richter alſo ſpricht, einen Märtyrer der erſten Chriſtenheit, einen jener glorreichen Ketzer zu erblicken, deren Bild uns durch die Tradition hinterlaſſen iſt? Kein Savonarola, kein Huß, kein Hieronymus von Prag vor dem Concil zu Conſtanz, hatte, den brennenden Scheiterhaufen vor den Augen, mehr Muth, mehr Todesverachtung, mehr leuchtenden Glaubenseifer gefunden.

Sie haben ihn verurtheilt! Ihn und ſeinen Freund Albert zu lebenslanger Deportation, zur Deportation nach Guyana, dem todtbringenden Lande, deſſen Clima kein Europäer widerſteht. Es iſt gut; mögen ſie Hoſiannah ſingen und ſich gerettet glauben. Ihr Sieg iſt nicht von langer Dauer. Der Spruch: „Laßt alle Hoffnung fahren", ſteht nicht mehr über dem Portale unſerer Spielberge, unſrer Forts von Vincennes, unſrer Bagnos. Wir leben, Gott ſei gedankt, in ſchnelle dahin ſchreitenden, in revolutionären Zeiten.

Dem Dulder aber, der in die Verbannung geht, werden tauſend Stimmen zurufen: Nein,

dein Leben war nicht nutzlos. In einer Zeit, wo den Thatſachen und den Prinzipien gegenüber, die Mehrzahl der Menſchen ſo ſchwach und klein iſt, iſt das Beiſpiel einer großen Seele die größte, die theuerſte Belehrung. Du vermehrſt die Zahl jener großen Opfer, die auf dem rauhen Pfade der Menſchheit liegen, wie könnteſt du nutzlos ſein?

Soziale Schulen.

1) Die Communiſten.

Die Contrerevolution in Frankreich begann mit der Loſung: Mort aux Communistes! „Tod den Communiſten!“ das war der Ruf, der im April 1848 von Mund zu Mund ging. Sogleich bewaffneten ſich die Nationalgarden und ſchwuren, eher auf den Trümmern von Paris ſterben zu wollen, als die Communiſten zur Herrſchaft gelangen zu laſſen. Die entſetzlichſten Gerüchte wurden abſichtlich verbreitet und im paniſchen Schrecken, der an der Tagesordnung war, fanden ſie Glauben. Aus Furcht vor den Communiſten ging bald die ganze Bourgeoiſie von Paris zur offenen Reaktion über.

Wo ſaß indeſſen der Communismus? fürchtete man ſich vor dem Papa Cabet, der auf ſeiner monotonen Drehorgel ewig das Wort „Fraternite“ ableierte und damit eine kleine Schaar ſocialiſtiſcher Mucker für ſich gewonnen hatte? fürchtete man ſich vor den Fourieriſten, die bis dahin auf dem Quai Voltaire ein ſtilles verborgenes Leben geführt hatten? Gewiß nicht! Wenn es jemals irgendwo harmloſe und unſchädliche Utopieen gegeben hatte, ſo waren es die geweſen, die man in den Schulen Cabets und Victor Conſiderants vortrug. Was man als Communismus auffaßte, das war die Commiſſion im Luxembourg, wo Louis Blanc und Albert präſidirten, und das Problem der Organiſation der Arbeit debattirt wurde. Einige Schriftſteller und einige Arbeiter, Vidal, Jules, Lechevalier, Dupoty, Mallarmet waren es, die ſich dort neben Louis Blanc hören ließen, und die Bourgeoiſie las zu ihrem großen Schrecken ihre Reden im Moniteur. Hinter der Commiſſion aber ſtand, das wußte man, das Arbeitervolk von Paris. Was war begreiflicher, als daß die Bourgeoiſie, bei ihren Begriffen von Communismus

fürchtete, eines Morgens expropriirt und entheirathet zu erwachen?

Was wollten die Communiſten? Wollten ſie, wie man es glaubte, die Gütergemeinſchaft und die Gemeinſchaft der Frauen einführen? Wollten ſie ſich in die Güter der Reichen theilen und das Proletariat in die Paläſte einquartieren? Es thut Noth, daß man es herausſagt, was die Communiſten wollten, man wird ſehn, daß auch die radikalſten unter ihnen an keine gewaltſame Enteignung und Neuvertheilung der Güter dachten.

Zu noch größerem Troſte der Furchtſamen kann man hinzufügen, daß der Communismus faſt ganz aufgegeben iſt und innerhalb der ſozialiſtiſchen Partei eine große Bewegung vom Communismus hinweg zu geſünderen Theorien ſtattgefunden hat.

Communismus iſt Centraliſation und einheitliche Organiſation der Arbeit durch den Staat. Wie ſollte ſie vor ſich gehn?

Der Staat ſollte allmälig den ganzen Boden aufkaufen. Nicht expropriiren ſollte er die Gutsbeſitzer, er ſollte ihnen ihr Land abkaufen und

ſie je nach ihrem Wunſch und Bedürfniß in Amortiſirungsſcheinen bezahlen. Sobald dies geſchehen, ſollte die Arbeit in der Commune organiſirt, das heißt, im Intereſſe der Commune gemeinſchaftlich betrieben werden.

Eben ſo wie der Boden, ſollten allmälig auch die Fabriken Staatseigenthum werden. Auch hier ſollten die Beſitzer nicht enteignet, ſie ſollten durch Obligationen entſchädigt werden, die auf die in Beſchlag genommenen Fabriken hypothezirt wären und die ſogar, wie Louis Blanc wollte, Intereſſen tragen ſollten. Die Rückzahlung ſollte abermals progreſſiv nach Wunſch und Bedürfniß der Beſitzer in jährlichen Renten geſchehn.

Wären nun die Angelegenheiten zwiſchen Staat und Eigenthümern geordnet, ſo ſollte der Staat nun mit den Fabrikarbeitern verhandeln. Er würde ſie auffordern, ſich zu aſſociiren und überließe ihnen die Fabriken ſammt ihren Maſchinen. Der Lohn wäre je nach dem Uebereinkommen der Arbeiter für alle gleich oder ungleich nach ihrer Hierarchie. Der Profit würde zwiſchen alle Arbeiter gleich repartirt werden.

Aber die aſſociirten Körper dürften nicht par-

tiell von einander geſondert bleiben, wenn ſie ſich nicht gegenſeitig Concurrenz machen ſollten. Alle Werkſtätten müßten alſo untereinander verbunden werden. Von Staatswegen würde vorerſt der Erzeugungspreis der Produkte unterſucht und beſtimmt werden; dann, je nach der induſtriellen Lage der Welt, würde die Summe des erlaubten Profits über den Erzeugungspreis hinaus feſtgeſetzt werden. So würde man bald zur Gleichheit der Preiſe innerhalb des Kreiſes einer und derſelben Induſtrie gelangen und die Concurrenz zwiſchen den einzelnen Werkſtätten einer Gattung verhindern. In alle Ateliers derſelben induſtriellen Gattung würde, da die Lebensverhältniſſe nicht überall im Lande die gleichen ſind, nicht gleiche, aber proportionelle Arbeitslöhne feſtgeſetzt werden. Endlich müßte die Solidarität zwiſchen den verſchiedenen Induſtrien und zwiſchen allen Mitgliedern der Geſellſchaft hergeſtellt werden. Es würde die Totalſumme des Profits jeder Induſtrie gezogen und dieſe Summe zwiſchen der Geſammtheit aller Arbeiter vertheilt werden. Ein Adminiſtrations-Ausſchuß ſtünde an der Spitze der geſammten Induſtrie.

Die Zügel aller Induſtrien wären in ſeinen Händen vereinigt; durch ihn geſchähe die Repartition in der großen ökonomiſchen Haus-Ordnung des Staats. —

Das ſind in aller Kürze die Reform-Pläne der Communiſten. Der Staat iſt bei ihnen Alles. Er überwacht die Produktion, die Cirkulation und Conſumtion alles Reichthums. In ſeinen Händen hält er Induſtrie, Agrikultur und Capital. Er iſt die große Seele, die Alles faßt und hält, durch die Alles lebt und Alles gedeiht. Er iſt allwiſſend, er iſt allgütig und allmächtig. Er nährt die Jungen der Raben auf dem Felde und kleidet die Lilien in die Farbe der Unſchuld. Er macht Regen und macht Sonnenſchein. Mit einem Worte: der Staat iſt Gott, iſt Demiurg.

Bittre Ironie! Die Welt will ſich aus den Feſſeln der alten Autorität befreien, und ſie ſchafft ſich gleich eine neue. Sie wirft einen Deſpotismus ab und ſtürzt ſich begierig in einen neuen, in eine zehnmal ärgere Sklaverei, ſchafft ſich ein zehnfach ärgeres Joch! Sie will die Arbeit aus ihrem jetzigen geknechteten Zuſtand, der der konſtitutionellen Monarchie voll-

kommen entſpricht, emancipiren, will ſie demokratiſiren, und ſtürzt ſie in den Abſolutismus, in den Abſolutismus der Staats-Gewalt zurück. Welch unheimlicher Zauber liegt denn in dieſem induſtriellen Himmel, wo das Brod nicht erworben, aber oktroyrt wird, wo die Sonne der Staats-Gnade über den Fleißigen wie über den Faulen, über den Starken wie über den Schwachen ſcheint, wo die Höllenqual der Langeweile durch den ewigen Singſang der Brüderlichkeit übertäubt werden ſoll? Immer aufs Neue ſtürzen ihm wieder die Maſſen der Hungernden und Nothleidenden entgegen! Aber iſt es mit dem Himmel ſelbſt anders? Der Communismus iſt ein neues Chriſtenthum. —

Wir haben es bereits geſagt: der Character der Arbeit, als Lohn-Arbeit, würde durch den Communismus nicht geändert werden. Der Arbeiter hätte, wenn der Staat die Commandite der Arbeit übernähme, vorerſt nur den Herrn gewechſelt. Die Bedingungen der Arbeit wären dieſelben geblieben; nimmermehr würde der Arbeiter zum vollen Arbeits-Werthe gelangen.

Das Loos des Arbeiters unter ſeinem Herrn

iſt ſchwer, ſein Loos, wenn der Staat Herr geworden, würde gewiß noch ärger ſein. In ſeine großen Kaſernen eingeſchloſſen, ſähe er ſich vermuthlich bald von allen Seiten bewacht und beaufſichtigt. Der Trommelwirbel rieſe ihn zur Arbeit, der Trommelwirbel vielleicht beim Sinken der Nacht wieder in ſein Haus zurück. So war es bei den Nationalwerkſtätten. Würde es dem Arbeiter geſtattet ſein, ſich frei zu aſſociiren, Clubbs und Geſellſchaften zu bilden, Blätter zu leſen, die den induſtriellen Generälen, den Häuptern des Staats mißliebig wären? Ein neues Disziplinargeſetz würde wohl bald darüber wachen. Das Paraſitenthum der jetzigen Geſellſchaft wäre nur verſetzt worden. Es wäre dorthin übertragen, wo es ſich bis jetzt noch nicht eingeniſtet hat. Mit einem Male würde eine neue Bureaukratie entſtehen, die Bureaukratie der Arbeit. Wieder ſäßen die Müßigen oben an, die Arbeit ausbeutend und ſie beherrſchend; die Arbeiterwelt bliebe, was ſie geweſen.

Würde die Arbeit in den einzelnen Werkſtätten gut von Statten gehn? Wir wiſſen, daß die Arbeiten, die vom Staate übernommen werden,

50 pCt. mehr koſten als ſie werth ſind. Es iſt ſchlimm genug, daß der Staat bereits Poſtmeiſter, Tabaksfabrikant, Briefträger, Salzverkäufer, Porcellanmanufakturiſt ꝛc. iſt, er liefert uns ſeine Dienſte und Waaren zehnmal theurer als jede Aſſociation ſie liefern würde. Wie, wenn er noch Schneider, Schuſter u. ſ. w. wäre?

Da die Arbeit ſchlecht und fahrläſſig ſein würde, ſo würde ſich gar bald ein Schaden herausſtellen. Wer würde ihn tragen? das Atelier? Es wäre mit den übrigen ſolidariſch verbunden. Alſo die ganze Geſammtheit, der Staat. Die Organiſation der Arbeit auf dieſem Wege wäre die Organiſation des allgemeinen und ſolidariſchen Ruins.

Die Communiſten wollen die Gleichheit der Löhne. Man erkennt ſie daran als neue Chriſten. Die Gleichheit der Löhne iſt eine Hauptforderung des Chriſtenthums und kömmt zu verſchiedenen Malen in Parabeln der heiligen Schrift vor. Die Männer in der Wüſte ſammeln in großer Anzahl Manna; ſie erhalten deſſenungeachtet doch keine größere Ration als alle Andere; die Arbeiter des Weinbergs kom-

men zu verſchiedenen Stunden und doch erhalten diejenigen, die den ganzen Tag gearbeitet, nicht mehr vom „Vater des Hauſes“ als die, welche um die Mitte oder gegen das Ende des Tages gekommen. So iſt es auch in der kommuniſtiſchen Welt. Sie fordert aus „Gerechtigkeit“ die Gleichheit der Löhne. Mir iſt dieſe ſcheinbare Gerechtigkeit der Höhepunkt von Ungerechtigkeit, oder — wäre etwa die Gleichheit der Löhne bei vorhandener Ungleichheit der Arbeit gerecht? Wie? der ſchlechte Arbeiter ſoll bezahlt werden wie der fleißige, der nachläßige wie der tüchtige, der brave wie der Lump? Zurück zu den erſten Chriſten und den Kirchenvätern, zurück zu Thomas Morus, Campanella und Morelly, ihr guten Leute, die ihr dies fordert, wir bauen die Welt nicht auf die Liebe, wir erbauen ſie auf der Gerechtigkeit!

Die Gerechtigkeit aber fordert, daß nicht jedem ein gleiches Maaß werde, ſondern daß jedem werde nach ſeiner Arbeit, nach ſeinen Werken.

2) Louis Blanc.

Wir kommen nun auf Louis Blanc. Ohne es zu ſagen, iſt er Communiſt. Sein Syſtem führt, wenn es ſich nicht als Communismus ankündigt, zum reinen, zum vollſtändigen Communismus. Ja, es iſt deſſen glänzendſter Ausdruck.

Louis Blanc findet die Urſache des Pauperismus, der von Tag zu Tag mehr Brodloſe gebiert, in der Conkurrenz. Die Conkurrenz iſt ſchuld, daß die Löhne immer ſchmäler und immer ungenügender werden, den Arbeiter zu ernähren. Die Conkurrenz iſt die progreſſive Gebährung des Proletariats und der immer mehr anwachſenden Verarmung; denn jeden Tag erhebt ſie ſich auf den Trümmern irgend einer zu

Grunde gerichteten Industrie und entwertheten Arbeit, Arbeitszeit und Kapital. Die Konkurrenz monopolisirt die Maschinen, diese großen Entdeckungen des Geistes und läßt sie nur zum Wohle Einzelner funktioniren; sie macht die Hebel der ökonomischen Welt, welche der Triumph des menschlichen Erfindungsgeistes sind, zum exklusiven Eigenthum Einzelner, indeß sie das Eigenthum der Gesammtheit sein sollten. Die Konkurrenz ruft endlich unter den Arbeitern selbst einen ewigen Krieg hervor und indem er die Arbeit entwerthet, bedingt er fieberhafte, krankhaft gesteigerte Produktion.

Die Konkurrenz, sagt Louis Blanc, ist die Ursache des Bösen; die Konkurrenz soll aufhören und zwar durch ein Zauberwort: die Association. —

Der Staat kaufe die Fabriken ihren Besitzern ab, sagt Louis Blanc, und überlasse sie den Associationen, deren Entstehen er begünstigt. Er verbinde alle Associationen untereinander, und alle großen Nationalwerkstätten, die sich sonst Concurrenz machen würden, werden so ein einziges ungeheures Atelier. Der industrielle Staat

wird bald ein einheitlicher großer Hanshalt, eine einzige große Familie, wo das was unten produzirt wird, unaufhörlich von oben herab nach Bedürfniß und Gerechtigkeit vertheilt wird. Ein Gleiches iſt es mit dem Ackerbau.

Auf allen Punkten ſeines Gebiets bildet der Staatsackerbau Colonien. Induſtrielle Armeen trockenen Sümpfe aus, bewäſſern und bebauen wüſte Ländereien. Die Landwirthſchaft wird überall auf Staatskoſten zu Gunſten der geſammten Commune betrieben. So mehrt ſich die Arbeit, ſo mehrt ſich der Ertrag. So wird allmälig ein irdiſcher Himmel geſchaffen.

Das ſind im Allgemeinen die Umriſſe von L. Blancs Syſtem. Es lieſ't ſich gut, aber iſt es ausführbar? Ich glaube, daß er darnach gar wohl zu den Communiſten und zwar zu den radikalſten gezählt werden muß, obgleich Herr Thiers, der über die Sozialreformer ſchreibt, ohne etwas von ihnen zu wiſſen, ihn in ſeinem Buche „über das Eigenthum" von den Communiſten abgeſondert behandelt. — Wenn der Staat alleiniger Fabrikant und Landbebauer geworden,

was fehlt da noch zum Communismus. Ich glaube, Nichts!

Aber iſt es wahr, daß die Concurrenz die Mutter des Pauperismus iſt? Concurrenz iſt — wir wollen es nicht vergeſſen — gleichbedeutend mit Freiheit, und außerhalb der Concurrenz gelangen wir nur zu Einem: dem Monopol. Der Kern der Concurrenz iſt ein edler, im Menſchenherzen unauslöſchlicher: es iſt der Egoismus, es iſt der Ehrgeiz. Auf der Concurrenz, auf dem Wetteifer der Kräfte beruht der Fortſchritt der Welt. Würde nicht, wenn es möglich wäre die Concurrenz zu vernichten, die Welt in ein Todesſtarren verfallen, würde nicht, wenn dem Einzelnen das Recht genommen wäre, allein und nach eigenem Gutdünken, weder vom Staate noch von ſeinen Mitbürgern überwacht, zu ſchaffen, zu erfinden, zu arbeiten, wie und mit welchen Kräften er will, würde nicht dann die neue Welt eine Welt neuer aber tauſendmal ärgerer Sclaverei ſein?

Aber die Urſache des Pauperismus liegt nicht in der Concurrenz. Die Uebel, die man der Concurrenz häufig zuſchreibt, haben ihren Grund in einer ganz andern Inſtitution: in der Eigen-

ſchaft des Kapitals als Potenz, die ſich durch fremde Arbeit unaufhörlich ſelbſt vermehrt. Nehmen wir dem Kapital die zinstragende, d. h. ſich durch fremde Arbeit unaufhörlich vermehrende Kraft, ſo werden wir alle jene Uebel ſchwinden ſehen, die wir jetzt irriger Weiſe der Concurrenz zuſchreiben, und welche Folgen des Kapitals ſind. Wie in allem übrigen wird ſich unſere Rettung darin finden, daß wir das Princip der Freiheit ganz durchführen. Wir werden die Uebel der Concurrenz beſeitigen, wenn wir die Möglichkeit des Concurrirens auf alle Arbeiter ausdehnen und Alle in den Stand ſetzen, Concurrenten zu ſein.

Wir ſehen: der Communismus iſt ein völliger Umſturz deſſen, was beſteht, ohne doch eine ganz neue Kraft hereinzubringen; er iſt die Umkehr der Welt, nichts Anderes. Er fängt damit an, den Armen zu geben, was er den Reichen genommen; es iſt dies eine ſehr leichte Sache. Eine neue Kraft in die ökonomiſche Welt aufzuſtellen, Reichthum zu ſchaffen aus dem Nichts, wie es jede neue Schöpfung will — das vermag er nicht. Er wäre keine Bereicherung der Welt, er wäre ihre Verarmung.

Da der Communismus ein völliger Umſturz und kein Fortbilden des Beſtehenden iſt, ſo könnte er nur durch den Terrorismus eingeführt werden. Die Communiſten verhehlen dies ſich ſelbſt ſo wenig wie den Andern: ſie wollen den Terrorismus. Aber der Terrorismus, der revolutionäre, wie der contre-revolutionäre iſt unfruchtbar; er hält nur auf, man ſchafft Nichts mit ihm. Ideen haben, Ideen von zwingender, befruchtender Gewalt, das iſt die Kunſt, das iſt die große Sache! Mit Pulver ſchießen, terroriſiren, dekretiren oder guillotiniren, das kann Jeder; aber es hilft Nichts, bei Windiſchgrätz ebenſowenig, wie bei einem Carrière von Nantes.

Ein neues Prinzip aufſtellen, es dekretiren, es mit Gewalt durchführen wollen, hilft gar nichts. Wenn es nicht ſchon vorbereitet iſt in den Geiſtern, wenn es keine Fortentwickelung des bereits vorhandenen iſt und mit Nothwendigkeit aus den gegebenen Zuſtänden hervorgeht, wird es nimmermehr in die Welt der Thatſachen zu übertragen ſein.

Für ſich ſelbſt und dann für die wenigen

Menſchen, die man lieb hat, arbeiten, arbeiten, wenn man Luſt hat und wie man Luſt hat, von ſich ſelbſt nur abhängig zu ſein, und ſich von Niemanden, ſei es von meinem Nebenmenſchen, ſei es von dem Unding „Staat“ überwachen zu laſſen; — dies iſt, was wir wollen, was wir Alle im Grunde des Herzens tragen, und was wir uns von keiner Macht der Erde werden ausreden laſſen. Unſer Garten, der zwölf Schritte im Gevierte hat, aber uns individuell angehört, iſt uns lieber, als der große ſoziale Park, worin wir mit tauſend Nachbarn herumgehen, die wir nicht kennen und nicht lieben. Das Mehr an Arbeit, was wir geſchaffen, ſoll uns ein Mehr an Genüſſen bringen, wir ſind nicht geſonnen, es mit unſern Aſſociirten zu theilen. Jetzt werden wir von den Kapitaliſten ausgebeutet, und der Kapitaliſt, welcher lebt ohne zu arbeiten, lebt von uns und unſerer Arbeit. Im communiſtiſchen Staate würde unſer Aufſeher und der Faule und Ungeſchickte uns ausbeuten und von unſerer Arbeit leben. Ich ſehe nicht ein, daß wir dabei gewonnen hätten.

Hätte auch der Communismus durch das

Zuſammenlegen und durch die Corporation der Kräfte das Mittel gefunden, den Reichthum gemeinſam zu machen, es wäre noch wenig. Die Kunſt liegt darin, den Reichthum allgemein zu machen und das iſt etwas ganz Anderes. In einem Omnibus fahren, als in einem Symbol des Sozialismus, will wenig bedeuten, denn dies Symbol der Gemeinſamkeit iſt auch ein Symbol gemeinſamer Entſagung. Jeden in die Möglichkeit verſetzen, nach Belieben in einem individualiſtiſchen Kabriolet fahren zu können, das iſt die Kunſt, und das muß gelöſt werden. Daſſelbe gilt von Wohnung, Tafel und allen Bedürfniſſen des Lebens; alle, wenn ſie gemeinſam ſind, ſind nicht ſowohl Zeichen allgemeinen Wohlſeins, ſondern gemeinſamer Entſagung, gemeinſchaftlicher Entbehrung. Daß Jeder ſeinen eigenen Haushalt, ſeinen eigenen Tiſch, ſein eigenes egoiſtiſches Belieben haben und daß er dazu gelangen könne, das iſt die große Sache.

Aber der Communismus würde den Reichthum nicht einmal gemeinſam machen können. Er würde ihn ruiniren. Indem er die individuelle Freiheit des Menſchen binden, die Con-

currenz aufheben würde, würde er die Quelle der Arbeit und somit die Quelle des Reichthums selbst zustopfen. Unsere jetzige Bureaukratie, die ein einigermaßen communistisches Institut ist, kann uns eine Probe liefern, wie die dem Staate einverleibte und vom Staate besoldete Arbeit sein würde. Mit einem Ausgabebudget von Milliarden Einnahmen von Millionen erhalten, das wäre das letzte Resultat des Communismus.

Begreifen wir jetzt das Fatum? Sehen wir jetzt ein, warum der erste Akt der sozialen Bewegung in Frankreich gefallen ist und fallen mußte?

Die erste Periode der französischen Revolution hatte einen Zug zum Communismus, und der Communismus ist es, der die erste Periode der französischen sozialen Bewegung zu Grabe getragen hat.

Wäre es nach dem Wunsche der Arbeiter gegangen, die im Februar ans Hotel de Ville kamen, nach Wunsch der Arbeiter des Luxembourg, nach Wunsch L. Blancs und Alberts, die Arbeit wäre jetzt dem Staate einverleibt und der Unitarismus der Arbeit eingesetzt.

Der Boden wäre ganz oder großentheils wenigſtens Eigenthum des Staats; der Staat wäre Landbebauer, Fabrikant und Handelsmann. In ungeheuren Kaſernen würde eine zahlloſe Arbeiterwelt wohnen, zu gleicher Stunde zur Arbeit gerufen, zur gleichen Stunde um den gemeinſamen Mittagstiſch verſammelt. Wären ſie glücklich, dieſe Arbeiter, trotz ihrer gemeinſamen Küche, ihrer gemeinſamen Tafel, ihren gemeinſamen Wohnungen und gemeinſamen Wäſche? Wären ſie glücklich, ſelbſt mit ſelbſtgewählten Aufſehern und Oberaufſehern, ſelbſt bei ihrem Profit, den ſie täglich, wöchentlich unter ſich nach Gerechtigkeit repartiren würden?

Ich fürchte: Nein!

Nun läßt ſich aber Eines ſagen, in aller Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe: Louis Blanc iſt bereits in Frankreich abgethan.

Er charakteriſirt bereits eine überwundene Epoche. Alles ſieht jetzt ein, daß die Arbeit dem Staate anvertraut, einer der verderblichſten Irrthümer iſt; daß jede neue Funktion, die man dem Staate überträgt, indem ſie das Prinzip

der Autorität ſtärkt, nur zur Monarchie, zum Deſpotismus führen müſſe.

Louis Blanc's Wahn war der, daß man mit Dekreten und Schrecken etwas aufbauen könne. Er hatte nie Achtung vor der Freiheit des Individuums. Früher war er der Anſicht geweſen, daß die ſoziale Reform unter jeder Regierungsform zu realiſiren ſei und daß dieſe im Grunde ganz gleichgültig wäre. Er war ſogar dahin gekommen, die Cenſur gut zu heißen und zu vertheidigen. Natürlich! hat man einmal dem Staate die Autorität zuerkannt, eine Entwicklungsſphäre zu überwachen, ſo hat dieſe Ueberwachung keine Gränze mehr.

Louis Blanc hatte vor Allem Sinn für das materielle Elend. Brod ſchaffen, das war ihm Alles, ſelbſt Brod unter dem Monopol, unter der Feudalität des Staates und in neuer Leibeigenſchaft. Die Freiheit achtete er zu wenig und opferte ſie einem Syſtem, das er frühreif in die Welt hineingeworfen.

Und doch hat Louis Blanc große Verdienſte. Ihm bleibt der Ruhm, zuerſt die Loſung des droit au travail ausgeſprochen und damit dem

revolutionären Proletariat ein Princip gegeben zu haben, als es über alle Schranken hinüberbrechen wollte. Hätte es keine ſolche prinzipielle Formeln gegeben, wohin wäre die revolutionäre Kraft des Volkes gegangen? Wahrlich, die Bourgeoiſie war blind und thörigt, als ſie ihn anklagte! ſie war dumm bei all ihrer Barbarei, als ſie ihn zum Gegenſtand ihres bitterſten Haſſes nehmen, als Aufwiegler des Volkes erſchießen wollte und thatſächlich nach ihm ſchoß. Unzähligemale hatte er ſie gerettet, unzählige Mal in jenen erſten Tagen der Revolution, als Alles im Chaos lag, durch die Ueberzeugungskraft ſeiner Rede und durch die Prinzipien, die er dem Volke brachte, einen Brand gelöſcht, der nahe daran war, Alles zu verzehren!

Daß die Zeit durch große Irrthümer hindurch mußte, daß ſie den Charakter eines Eisgangs gehabt, wo der Drang der angeſchwollenen Waſſer hier und da ein Stück Ufer, ein Stück fruchtbares Land mit ſich fortreißen und ſich eine falſche Bahn brechen wollte, war nothwendig und konnte nicht anders ſein. Jede Revolution und Bewegung hat etwas Elementariſches.

Jahrelang hatten die Regierungen Nichts gethan, um das Proletariat heraus zu reißen aus Noth und Unwiſſenheit; ja die Noth und Unwiſſenheit der Maſſen war eben der Grund geweſen, auf welchem man die Staatsgebäude am feſteſten aufbauen zu können glaubte. Dem Arbeiter, der arbeiten will und keine Mittel zur Arbeit hat, Kredit zu ſchaffen, ſein Alter vor Noth und Elend zu ſchützen, darauf hatten die Regierungen nicht gedacht. Die Regierungen beſchäftigten ſich nicht mit ſo ignobeln materiellen Fragen; ſie hatten ganz andere Dinge im Sinne, als da ſind Gebietsausdehnungen, Rivalitätsfragen, Unterſuchung über die Uniformirung der Heere u. ſ. w. Die ſozialen Unterſuchungen waren mit Interdikt belegt; an die Kritik der beſtehenden Arbeits- und Eigenthums-Verhältniſſe zu gehen, war ein Hochverrath an der Souverainität der Bourgeoiſie. —

So iſt's noch immer. Iſt's ein Wnnder denn, wenn uns die Revolution mitten im Chaos findet, wenn der falſche Weg für den rechten gilt, wenn der ein Gott für das Proletariat iſt, der ihm Brod verſpricht, und wäre es auch unter

neuer Monarchie, unter härterem Deſpotismus, als derjenige war, unter dem wir bisher gelitten? —

Fahrt fort zu handeln, wie ihr bereits gehandelt! Fahrt fort, nichts Anderes zu betreiben, als die Repreſſion, die Zurückdrängung der großen Fragen! Unterdrückt die Diskuſſion, verbietet die freien Aſſociationen, knebelt die Kritik, ſtützt euch auf die Kanonen, verwehrt es mit einem Worte der Demokratie, ſich zu organiſiren, und ihr werdet eines Tages ſehen, wohin euch dies Syſtem geführt! Die geordnete Kraft rettet die Welt, von der ungeordneten iſt Alles zu fürchten. —

Wird Louis Blanc wieder auf der Bühne der Revolution erſcheinen? Ich glaube kaum. Es ſcheint ein Geſetz zu ſein, daß diejenigen, die an der Macht waren, und nicht durchzudringen im Stande waren, verurtheilt ſind unterzugehen und nicht mehr genannt zu werden. Das was da iſt, iſt einmal nur! Louis Blanc und ſein Pylades Albert ſogar, Ledrü Rollin und Cauſſidière, alle dieſe Namen, einſt ſo glänzend, werden aller Wahrſcheinlichkeit nach in der

nächſten Revolution Nichts mehr zu ſagen haben. Andere Gedanken, als ſie gehabt, andere Perſönlichkeiten ſind an der Tagesordnung, andere Banner flattern in den Lüften.

Wenn es einſt hieß: „Droit au travail!“ ſo heißt es jetzt: „droit du travail!“ Wenn einſt die Loſung war: „Abolition de l'exploitation de l'homme par l'homme!“ ſo iſt jetzt die Loſung: „Abolition de l'usure!“ —

Es iſt kaum anzunehmen, daß Louis Blanc von ſeinen Ideen abgehen werde. In ſeinem kleinen Leibe lebt eine diktatoriſche, abſolutiſtiſche Seele. Ein großes Talent der Darſtellung, voll Feuer, Energie und Geiſt iſt er doch auf einen ziemlich kleinen Kreis von Ideen beſchränkt und wiederholt ſich immer. — „Aufhebung der Conkurrenz und unitariſche Organiſation durch den Staat,“ das iſt ſeine Ueberzeugung und er wird ſchwerlich je davon ablaſſen. Eitel auf ſeinen frühreifen Ruhm, von unermeßlichem Ehrgeiz beſeſſen, wird er, wenn die Revolution in Frankreich wieder aufgenommen werden ſollte, zuverläſſig in den bitterſten Conflikt kommen mit Allen, die jetzt die Bewegung der Geiſter leiten,

namentlich mit Proudhon, der ihn früher ſchon auf's Heftigſte angegriffen, ja ihn wie einen dummen Jungen behandelt hat.

Sei dies wie immer. Sein Name bleibt der Geſchichte. Er war der Erſte, der die Revolution in Frankreich als eine ſoziale auffaßte, das iſt ſein Ruhm und bedingt ſeine Größe. Er iſt gewiß einen falſchen Weg gegangen, aber er war überzeugt, und wie er aus dem Volke hervorgegangen war, ſo lebte ein Herz fürs Volk in ſeiner Bruſt. Es iſt unmöglich, ſeine Reden an die Arbeiter des Luxembourg zu leſen, ohne von der Wahrheit ſeiner Bewegung überzeugt zu werden, und den Herzſchlag herauszufühlen, der in dieſen prachtvollen Improviſationen liegt. „Das iſt ein Menſch, der helfen wollte," wird man ſagen müſſen „und der es redlich meinte!" Louis Blanc! Sein Name iſt gewiſſermaßen die Ueberſchrift des erſten Capitels der ſozialen Revolution in Frankreich, und man wird es einſt wie eine Mythe leſen, daß die Arbeiter der Nationalwerkſtätten Louis Blanc, dem Schriftſteller und Miniſter, und ſeinem Freunde, dem Arbeiter Martin, genannt Albert, eines Ta-

ges einen Spaten als Ehrengeſchenk überbrachten mit der Inſchrift: „Aux premiers ouvriers de la France!“ —

3) Pierre Leroux.

Das Haupt der myſtiſchen Sozialiſten, des letzten Ueberreſts der Saint Simoniſten, iſt der ſtruppichte Philoſoph Pierre Lerour. — Hat er ein Syſtem? Gewiß, er hat es in 30 Bänden entwickelt, aber ſo vag, ſo verworren, daß man die Grundzüge kaum herausfinden kann aus dem Wuſt von politiſchen, theologiſchen, metaphyſiſchen, myſtiſchen und nationalökonomiſchen Thatſachen. Hat er eine Schule? Sie liegt als formloſe, nebligte Maſſe da und es iſt wenig Beſtimmtes darüber zu ſagen. —

Pierre Lerour tritt in dreifacher Eigenſchaft, als Philoſoph, Religionsſtifter und National-Oekonom hervor. Er iſt darin das lebendige Abbild der Triade, von der er immer ſpricht;

ſie heißt bei ihm: „Connaissance, — Sentiment, — Sensation," — Bewußtſein, Gefühl, Sinn findet er allenthalben. Dieſe Trias iſt in Gott, ſie iſt in den Menſchen vorhanden. — Sie iſt auch im Pierre Lerour als Autor.

Pierre Lerour will eine neue Welt ſtiften. Er will ſie ausarbeiten nach drei Seiten hin: in der Metaphyſik, in der Moral (Politik) und in der National-Oekonomie. Aber Pierre Lerour iſt kein Denker, kein Philoſoph im deutſchen Sinne, er iſt ein Gefühls-Menſch, der philoſophiſch phantaſirt. Er nimmt Ideen her, um deren anfängliche Begründung er ſich eben nicht viel kümmert und baut mit ihnen weiter. Mit viel Erfindung und etwas Zwang wird auf dieſe Weiſe ein Syſtem zu Wege gebracht.

Die Triade, die Dreieinigkeit von Bewußtſein, Gefühl und Sinn — das iſt Pierre Lerour's Grund-Idee. — Als Philoſoph hat er den Begriff eines Gottes, indem ſich dieſe drei Termini gleichfalls darſtellen. Er kömmt darauf zur Idee einer unſterblichen Fortdauer des Ichs, das zwar nach dem Tode des Leibes mit Vergeſſenheit umhüllt wird, aber dennoch fortlebt, um eine pytha-

goräiſche Wanderung durchzumachen. Das „Ich" Pierre Lerour geht durch eine Reihe von Stadien hindurch und kömmt am Ende ſeiner Reiſe wieder zum Bewußtſein alles deſſen, was es durchlebt hat, wo es dann mit einem Blicke Alles überſieht. Ein Aehnliches nimmt Pierre Lerour auch von der Menſchheit an. Ohne deſſen bewußt zu ſein, macht ſie eine Reihe von Stadien durch; je höher ſie ſteigt, zu deſto klarerem Bewußtſein des Durchlebten kommt ſie. Einmal ſteht ſie am Ziel. Mit einem großen Bewußtſein überblickt ſie den ganzen Weg vor ſich, den ſie durchſchritten. Sie fühlt, daß alle Phaſen, die ſie durchlebt, zuſammengehören und wird in dieſem Gefühle ſelig. —

In ſeiner Politik und Moral, die er natürlich aus ſeiner Metaphyſik ableitet, hält Pierre Lerour das Prinzip der Gleichheit feſt. Er entwickelt die Gleichheit aller Menſchen und zwar ſehr ſchön — aus dem metaphyſiſchen Grundſatze, daß alle Menſchen gleichen Urſprung und gleiche Beſtimmung haben und alle gleich berufen ſind, wenn auch mit verſchiedenen Mit-

teln und Talenten, zum Ganzen der Menſchheit beizutragen.

Wenn aber, wie Lerour annimmt, alle Menſchen ſolidariſch ſind, wenn die Menſchheit in ihrer Geſammtheit eigentlich das Leben eines einzigen Menſchen leben ſoll, ſo kann dies nur durch das Wirken Aller für einander und miteinander geſchehen und dies nennt Lerour die Brüderlichkeit. Praktiſche Vorſchläge, wie unter gegebenen Verhältniſſen die Brüderlichkeit der Menſchen und ihre Gleichheit herbeizuführen ſei, gibt Lerour nicht, doch will er die Aſſociation in allen Communen eingeführt wiſſen. Er fällt darin mit Saint Simon zuſammen. Aber Saint Simon ſtellte in der Aſſociation, die er ſich dachte, die Forderung: „Jedem nach ſeiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken. „Lerour, ein Fortſetzer Saint Simon's, iſt gegen dieſe Formel, weil ſie nach ſeiner Anſicht eine neue Ariſtokratie, eine Ariſtokratie nach den Fähigkeiten und Arbeiten begründe. Das Prinzip der Vertheilung liegt bei ihm im wahren Bedürfniſſe. Jedem nach ſeinem wahren Bedürfniſſe! Das iſt nach Lerour das Ziel der menſchlichen

Gesellschaft. Wie und von wem dies wahre Bedürfniß ermessen werden solle, das fehlt hier abermals.

Die Gleichheit aller Menschen ist das Prinzip, auf welches Pierre Lerour immer zurückkömmt; aber die Grundlage der Gleichheit ist bei ihm nicht die Gleichheit des rein Menschlichen, die Grundlage ist Gott und die Religion. Nur mittelst einer neuen Religion sagt Pierre Lerour, kann die Menschheit sich selbst und die Möglichkeit einer neuen Existenz finden. Priesterlich sagt er: „Liebt Gott in euch und in den Andern, liebt euch durch Gott in den Andern, liebt die Andern durch Gott in euch.“ Aber, wer und was ist Gott, was fordert er, wie soll er geliebt werden, wie erkenne ich ihn in mir und in den Andern? Das Alles läuft auf Mystik und Magnetismus hinaus. Die wahre Philosophie hat damit nichts zu schaffen.

Etwas, was Pierre Lerour noch von den Saint Simonisten erhalten hat, ist seine Vertheidigung der Frauenemanzipation. Dies hängt mit seiner schwärmerisch-mystischen, seiner Priester-Natur zusammen und hat ihn mit Georges

Sand zuſammengeführt. — Das Weib, das ewig Weibliche, das Prinzip der Liebe, Gott, der die Liebe iſt, das Alles bildet nach Pierre Leroux eine Kette. — Lauter Dinge, die mir zu hoch ſind. —

Pierre Leroux kömmt endlich, wie alle Saint Simoniſten, zu einer Verklärung des Ackerbau's. Die Idylle des irdiſchen Friedens wird das letzte Ziel der Welt.

Pierre Leroux iſt kein Genie, weit entfernt, nicht einmal ein bedeutendes Talent, aber er iſt einer der edelſten, der reinſten und der beſten Menſchen Frankreichs. Jedes ſeiner Worte athmet die unendliche Liebe zur Menſchheit und die Furchtloſigkeit eines Religionsſtifters. Man kann wohl ſagen: er überſtrömt von Güte, Wohlwollen und Menſchenfreundlichkeit. — Mit einer Art von Extaſe im Blick und Gebärden ſpringt er oft die Tribüne der Aſſemblée hinan, um ſein Syſtem zu entwickeln; er ſcheint die feſte Ueberzeugung in ſich zu tragen, daß er nur gehört und verſtanden zu werden braucht, um die Welt einer beſſern Zukunft entgegenzuführen. Aber die Verſammlung behandelt ihn, ſo oft er

auf der Rednerbühne erſcheint, mit jener frechen, herzloſen Ironie, die wahrhaft empörend iſt. Lerour läßt ſich lange nicht ſtören; unter dem unwilligen Murren und Gelächter der Verſammlund verſucht er ſein Syſtem der Organiſation der Arbeit u. ſ. w. zu entwickeln, endlich wird der Lärm immer ärger. „Bürger!“ ruft Pierre Lerour, „ich ſehe Sie haben ſichs vorgenommen, mich nicht zu Worte kommen zu laſſen. Doch bin ich gewiß, daß ich Sie überzeugen würde“... Noch lauteres Lachen ſchallt ihm entgegen. Vergebens bittet er, beſchwört er die Verſammlung, bis er endlich entmuthigt, mit einem ſchmerzlichen Zuge um den Mund die Papiere fallen läßt, aus denen er ſeine Reden abgehalten. Oft erleichtert ſich dann ſein volles Herz in einem Strom von Thränen. —

4) Proudhon.

„Proudhon! ruft Conſiderant, was auch dein Name unter den Menſchen ſein möge, du haſt noch einen andern geheimen und weit furchtbareren Namen, er heißt Zerſtörung! Nein, ich, dein Gegner, nehme dir nichts von deiner Größe! Ich erkenne in dir eine der größten und furchtbarſten Zuchtruthen, die die Vorſehung einer Welt gebunden, die ſich in allen Orgien der Habſucht und des Egoismus corrumpirt hatte. Ich erkenne in dir jenen geheimnißvollen und ſokroſankten Charakter wieder, den de Maiſtre in der Welt der Thatſachen, im Krieg erblickte und den er perſonificirt wiederfand in der Geſtalt des Scharfrichters."

Ich ſchicke dieſe Worte V. Conſiderants vor-

aus, denn ich gehe nicht ohne Scheu an die Beſprechung eines Mannes, der auf den Schultern der Bewunderung wie des Haſſes emporgetragen, einſam daſteht, eine Welt für ſich, der verwegenſte Ausdruck der Zeit, gleichſam eine Geſtalt von Erz, die keine Waffe eines Gegners bisher noch zu ritzen vermocht. Auch ich erkenne in ihm eine geheimnißvolle, eine fataliſtiſche Erſcheinung. Fataliſtiſch dünkt es mir, daß alle Ideen, welche heutzutage das franzöſiſche Proletariat durchdringen, ihren Ausdruck finden mußten in dem ſo außerordentlichen Kopfe eines wahren Proletariers, der, nachdem er ſich vom Druckergehülfen emporgerungen zum Philoſophen, zum Metaphyſiker, nachdem er nun mit aller Aufopferung und Hingebung, deren ein Menſch fähig iſt, das verzweifelnde Volk der Werkſtätten herbeiruft zum Bau einer neuen Welt. Fataliſtiſch und geheimnißvoll iſt auch mir ſein Erſcheinen; aber ich erkenne in ihm nicht blos, wie V. Conſiderant, den einſeitigen Zerſtörer. Ich weiß, daß man nichts verneint, ohne etwas zu bejahen, daß man nicht zerſtören kann, ohne zu bauen, ich weiß, daß aller Fortſchritt der Menſchheit darin

beſteht, daß ſie in ewiger Arbeit unabläſſig die Hinderniſſe zerſtört, die ſie ſich ſelbſt unabläſſig wieder aufbaut, und in dieſer Zeit iſt mir der größte Zerſtörer der Vergangenheit auch der größte Baumeiſter der Zukunft.

Was will Proudhon zerſtören? Den letzten Altar der Welt, denſelben, der noch die meiſten Gläubige zählt, die jetzige Form des Eigenthums, die, wie er ſich ausdrückt, nur denkbar iſt durch die Dienſtbarkeit und die ewige Spoliation der Maſſen. Die jetzt beſtehende Form des Eigenthums iſt ihm ein Gräuel, ein ſoziales Unrecht, ein Inſtitut zu ewiger Ausbeutung der ungeheuren Majorität, zu Nutz und Gunſten einer kleinen Minderzahl; und gegen dies Inſtitut richtet ſich nun der Kampf eines ganzen Lebens. Adversus hostem aeterna autoritas esto! „Gegen den Feind ſei ein ewiger Proteſt die Pflicht.“ Dieſes Wort der zwölf Tafeln Rom's hat er als Epigraph auf ſein erſtes Buch geſchrieben und er hält daran mit fanatiſcher Beharrlichkeit und wird daran halten, ſo lange ſeine furchtbare Hand die Feder zu führen vermag. Der Feind, den er meint,

iſt das Eigenthum in ſeiner jetzigen Form.

„Ich meinestheils, ruft Proudhon, werde treu bleiben dem Zerſtörungswerke, das mir aufgetragen iſt, ich werde mich nicht aufhalten laſſen, die Wahrheit zu verfolgen durch Schutt und Trümmer. Ich haſſe das halbgethane Werk, und — man darf mirs glauben, ohne daß ich es ſage — wenn ich es gewagt, Hand anzulegen an die heilige Arche, ſo werde ich mich nicht damit begnügen, nur den Deckel zu zertrümmern! Die Myſterien müſſen enthüllt werden im Sanktuar der Ungerechtigkeit, die Geſetztafeln des alten Bundes zerſchlagen und die Reliquien des alten Cultus vorgeworfen werden den Säuen und ihren Ferkeln. Eine Charte iſt uns gegeben worden, der Stolz des Siegers und ein Triumph ſeiner Weisheit, wohlan! von dieſem Codex wird kein Artikel auf dem andern bleiben!“

Nach Proudhon kann das Eigenthum nur eine rechtmäßige und vernünftige Baſis haben: die Arbeit. Jeder kann rechtmäßig nur das beſitzen, was er erarbeitet hat. Eigenthumsrecht iſt das Recht, das Produkt, den

vollen Werth ſeiner Arbeit, aber auch nur dieſen, zu genießen und frei darüber zu verfügen. Die Arbeit, nichts mehr und nichts weniger, gibt nach Proudhon ein Recht auf Eigenthum; ein Eigenthum, das nicht von Arbeit herkömmt oder ſich ohne Arbeit erhält, iſt Diebſtahl.

Die Arbeit als Baſis und Princip des Eigenthums anzuerkennen, ſteht in der That allen Begriffen unſerer Zeit am nächſten. Die Rechtmäßigkeit eines Beſitzes von der Eroberung, von der erſten Beſitzergreifung herzuleiten, wird uns eine immer zweideutigere Sache. Selbſt die conſervativſten Schriftſteller, Horace Say, Auguſte Comte, der Akademiker Blanqui, Herr Thiers ſogar finden keine andere Baſis des Eigenthums als die Arbeit; aber Proudhon zeigt uns, daß, ſobald wir dies gethan, wir uns in ein Netz von Schwierigkeiten verwickelt haben und mit allen Eigenthumsverhältniſſen der Zeit in Widerſpruch gerathen.

„Du haſt gearbeitet, Eigenthümer, ſagt Proudhon. Biſt du auch ſicher, daß nicht vielleicht ein Anderer für dich gearbeitet habe? Wie aber

kömmt es dann, daß dieſer, indem er für dich arbeitete, das verlor, was du gewonnen haſt, ohne zu arbeiten?

„Du forderſt Zinſen für die Ueberlaſſung eines Capitals in Form von Geld, Haus, Feld? Aber das Capital wird nur fruchtbar durch Arbeit. An und für ſich iſt jedes Capital weſentlich unfruchtbar. Wie kannſt du dir nun für die arbeitsloſe, vollkommen unthätige Gebrauchsüberlaſſung des Capitals, den Zins, den Tribut der Arbeit bezahlen laſſen? Die Arbeit und ihr Produkt iſt unverletzlich. Wie kannſt du ſie berauben?"

„Capital, erwiedern die Vertheidiger des Zinſes, iſt angehäufte, zurückgelegte Arbeit, es ſetzt frühere Arbeit voraus und iſt ſomit berechtigt, einen Zoll auf die Arbeit von Heute und Morgen zu legen." Die Kraft dieſer Logik iſt eine ſchwache. Was beweiſt, ruft Proudhon, die Priorität des Capitals zu ſeinen Gunſten? Capital iſt Arbeit von geſtern, warum genießt ſie ein Privilegium vor der Arbeit von heute? Auch die Wiſſenſchaft, die Kenntniß eines Ge-

ſchäfts iſt angehäufte Arbeit, iſt Capital; wer hat je gehört, daß ſie eigens verwerthet wird? Hier wird immer nur auf die Arbeit Rückſicht genommen.

Denken wir uns zwei Menſchen, die von allen capitaliſtiſchen Vorurtheilen frei ſind. Der Eine bedarf einer Hütte und wendet ſich an ſeinen Nachbar, den Zimmermann, dieſer lieferte. ihm ſeine Arbeit in drei Tagen zu 4 Franken täglich, gleich 12 Franken. Der Andere, um dieſe Arbeit zu bezahlen, verfertigt ein Paar Schuhe, welche gerade denſelben Werth, d. h. 12 Franken vorſtellen. Iſt in dieſem Handel einer der beiden Contrahenten verletzt? Gewiß nicht, ſie haben gleiche Werthe unter einander ausgetauſcht. Hätte nun der Zimmermann dem Schuſter geſagt: Hier iſt eine Arbeit im Werthe von 12 Franken, aber Du wirſt mir den Werth von 14 bezahlen, weil meine Arbeit früher fertig iſt als die Deinige; — würde nicht der Schuſter mit Recht erwiedern: die Schuhe, die ich Dir vor ſechs Monaten geliefert, koſteten 9 Franken, ſie gelten jetzt nicht mehr als ſie damals galten. Warum ſoll Deine frühere Arbeit jetzt

mehr werth ſein? Bemerke, würde der Schuſter hinzufügen, wie ich in dieſem Handel beeinträchtigt werde! Jeder von uns Zweien hat 12 Franken produzirt, wenn nun Deine 12 Franken Dir 14 Franken eintragen ſollen, können meine 12 Franken für mich nur 10 Franken ſein. So wirſt Du reich und ich werde arm. Das iſt die ſoziale Ausbeutung, der Grund von Reichthum und Elend!

Angenommen, ein Eigenthümer überträgt mir die Gebrauchsüberlaſſung ſeines Hauſes oder ſeines Feldes gegen Pacht oder Miethe; in einem gewiſſen Zeitraum werde ich ihm den vollen Werth ſeines Hauſes oder ſeines Feldes zurückbezahlt haben. Wird nach jetzt beſtehenden Rechtsverhältniſſen dies Haus oder dies Feld mein eigen ſein? Keineswegs! Ich und meine Nachkommen könnten es hundert Jahre lang in Pacht oder Miethe behalten, könnten es zwanzig und hundert Mal in ſeinem vollen Werthe bezahlt haben, nach der beſtehenden Ordnung der Geſellſchaft würde es ihnen doch nicht zufallen. Woher und warum dies Privilegium des Kapitals?

Der Vertheidiger der Rechtmäßigkeit des Zinſes ſagt: Für den Zins, den Du in der Form von Intereſſen, Miethe oder Pacht bezahlſt, haſt Du Etwas erhalten; es iſt die Nutznießung des Eigenthums. Es iſt nur recht und billig, daß Du für dieſe Gebrauchsüberlaſſung etwas bezahlſt.

Proudhon erwiedert: Wohl wird mir durch die Ueberlaſſung vom Kapital in Form von Geld, Haus oder Feld die Nutznießung einer Sache überlaſſen; wenn aber die Sache rechtmäßig vor ſich gehen ſollte, ſo müßte Nutznießung gegen Nutznießung vertauſcht werden. Dies geſchieht aber nicht. Auf der einen Seite wird mir eine Nutznießung überlaſſen, auf der andern trete ich ein Eigenthum ab. Für die Nutznießung gebe ich ein Eigenthum her. So entſteht Reichthum einerſeits durch Spoliation des Andern.

Die Läugnung der Rechtmäßigkeit des Zinſes in ſeinen verſchiedenen Formen iſt Proudhons erſte, die Läugnung der Rechtmäßigkeit des Beſitzergreifens des Bodens

durch eine kleine Minorität iſt die zweite Conſequenz.

Wenn nur dasjenige Eigenthum iſt, was ich durch Arbeit geſchaffen; wie kann der Boden, den ich nicht geſchaffen habe, Eigenthum ſein? Wie kann ich ferner für die Benutzung der Urſtoffe, die mir von der Erde unentgeldlich geliefert werden, mir von demjenigen an den ich ſie überlaſſe, einen Zoll geben laſſen? Nehmen wir an: ein Menſch überlaſſe ein Stück Erde einem Andern. In zwanzig Jahren hat dieſer die Arbeit bezahlt, deren es bedurfte, um dieſen Boden fruchtbar zu machen, durch die hinzugekommene Arbeit iſt das Feld fruchtbarer als je — und der Pächter muß es ganz und voll dem Eigenthümer zurückgeben! Er hat alſo die Arbeit bezahlt und giebt ſie zurück! Daß der Pächter verpflichtet war, die vorhergegangene Arbeit zu bezahlen iſt ganz richtig, daß er durch dieſe Abzahlung doch nie Eigenthümer werde, iſt ſoziales Unrecht.

Läugnet Proudhon einerſeits die Rechtmäßigkeit der Produktivität des Capitals für deſſen

Beſitzer und deſſen Erneuerung durch fremde Arbeit, läugnet er anderſeits die Rechtmäßigkeit der Beſitznahme und permanenten Occupation des Bodens durch eine Minorität von Menſchen, führt er mit einem Worte den Begriff des Eigenthums einzig und allein auf die Arbeit zurück, ſo hat er offenbar das Eigenthum in ſeiner jetzigen Conſtituirung zertrümmert.

Aber in demſelben Augenblicke, als er die jetzige Form des Eigenthums zerſtört, hat er auch ſchon ideell eine neue Form deſſelben aufgeſtellt, die Form des Eigenthums, das der Arbeit entſpricht. Das Eigenthum ſo transformiren, daß es der volle Werth der Arbeit werde, der Arbeit völlig entſpreche, das iſt nun das, was Proudhon bezweckt. Herſtellung der Identität zwiſchen Eigenthum und Arbeit, Abſchaffung des Zinſes, den jetzt die Arbeit dem Capitale zahlt.

Rückkehr des Bodens in den Beſitz der großen Gemeinſchaft, ſind nun die drei daraus hervorgehenden Forderungen.

Durch die völlige Entlaſtung das Proletariats,

ſoll die Befreiung der Arbeit zu Stande kommen. — Faſſen wir nun die Bedeutung des Worts „la proprieté c'est le vol!“, das Proudhon in ganz Europa zum Gräuel aller Wohlgeſinnten gemacht hat? Ja, das Eigenthum deſſen, der nicht arbeitet, das Eigenthum des Cavaliers, der den Schweiß ſeiner Bauern am grünen Tiſche verſpielt, ſein Pallaſt, der nur dadurch glänzen kann, daß rings herum die Hütten frieren, ſeine weiten grünen Wälder, wo nur er allein das knorrige Holz ſchlagen darf auf zwölf Meilen in der Runde, der Wein in ſeinen Kellern, von der Noth des armen Winzers gekeltert, — das alles iſt für Proudhon Raub, ſozialer Raub! Er nennt es ſo in ſeiner wilden energiſchen Sprache, und hat er Unrecht? Hält er darum den Cavalier, den Rentier, den Capitaliſten für einen Dieb? Er zweifelt nicht daran, daß dieſer ein Biedermann ſein könne! Aber er nimmt das ſoziale Verhältniß, wie es iſt und ſagt: Hier iſt Ausbeutung! hier lebt der Reichthum auf Koſten der Arbeit! hier iſt Raub! „Wenn ich ſage: Sclaverei iſt Mord, ſo verſteht mich Jeder“, ruft Proudhon. „Warum verſteht mich Niemand, wenn

ich ſage: Das Eigenthum in ſeiner jetzigen Conſtituirung iſt Diebſtahl?"

Um den Zins abzuſchaffen, um die Arbeit zu entlaſten, um den Boden in den Beſitz der Gemeinſchaft zurückzuführen, gäbe es verſchiedene Mittel. Proudhon ſuchte ein friedliches, ein wahrhaft conſervatives und erdachte die Volksbank. Es ſollte ein Mittel ſein, um auf ganz ruhige, reformatoriſche Weiſe, ohne das Princip des Eigenthums ſelbſt zu gefährden, das Eigenthum wohlthätig umzubilden, ſo daß es wahrhaft die Baſis der Geſellſchaft werden könne, indem es Allen ein Eigenthum gäbe. Es ſollte der Verſuch gemacht werden, einen Keim in die alte Geſellſchaft zu legen, der, indem er Wurzeln ſchöſſe, ſie allmälig auseinander triebe, um eine neue und ſchönere Welt hervortreten zu laſſen. Ein Staat im Kleinen, in das Herz des großen Staates gepflanzt, ſollte dieſen allmälig abſorbiren, bis er ſich an deſſen Stelle ſetzen würde.

Das Princip von Proudhons Volksbank iſt die Unverzinslichkeit der Ka-

pitalien. Proletariat, erzeuge dein eigenes Creditmittel! Arbeiter, creditirt euch zinslos! Das ist der Inhalt der ganzen Gedankenbewegung, aus der die Bank hervorgegangen? Alle Creditoperation und die ganze Circulation der Werthe auf einen Tausch zurückführen, bei welchem man der Beihülfe des Geldes entbehren würde, das ist es, was Proudhon realisiren will.

Alle andern Banken haben die Production der Werthe zum Zweck, die Volksbank beabsichtigt nur die Circulation der Werthe zu organisiren, und ist gebaut auf das freiwillige und gegenseitige Uebereinkommen von Producenten und Consumenten. Sie gibt ein Papiergeld aus, zu dessen Annahme sich alle Theilnehmer der Bank verpflichten. Dies Papiergeld, diese Banknoten sind keine Anweisungen auf Geld, welche die Bank dem Vorzeiger auszuzahlen verpflichtet ist, sie sind Anweisungen auf Werthe und Producte, welche die Theilnehmer der Bank einander auszahlen. Sie cursiren statt des Geldes, sie sind durch die Annahme der Betheiligten Geldeswerth. Es kömmt nur darauf an, daß ein großer, ein ungeheurer Kreis

von Theilnehmern ſie annimmt, ſie als Geld acceptirt, und in demſelben Maaße, als ſich die Anzahl der Theilnehmer vermehrt, vermehrt die Bank die Ausgabe der Noten.

Alles, wir ſehen dies klar, löſt ſich in einer Creditoperation auf. Denken wir uns, es gäbe kein Geld mehr in der Welt, oder es wäre, wie etwa in Oeſterreich, ſeit einem Jahre bereits verſchwunden, Jeder müßte Jedem creditiren. Jeder würde einkaufen nach dem Maße, in dem er produzirte, Jeder würde creditiren; da er aber dafür ein Equivalent an Waare zurückzöge, wäre Niemand Niemanden etwas ſchuldig, oder mit andern Worten, er wäre ſeinem Nebenmenſchen und Nebenproducenten nur das ſchuldig, was nun wieder dieſer ihm ſchuldet. Das Credit Production wird Debet Conſumtion, der Credit des Einen ein Debet eines Andern, das Credit aller Betheiligten das Debet aller Betheiligten.

Das iſt nun in aller Kürze der Organismus der Volksbank. Denken wir ſie nur als Mittelpunkt, als Axe in einem großen Netze von Arbeiterаſſociation ſtehend, und wir werden die dieſer Maſchine innewohnende revolutionäre Kraft

nicht verkennen. Iſt einmal ein großer Kreis von Producenten und Conſumenten gegeben, der die Noten anſtatt Geldeswerth aceeptirt, ſo iſt bald alles geregelt. Mit der Kraft ihrer Anziehung reißt dann die neue Maſchine auch widerſtrebende Kräfte in ihr Bereich. Das gemünzte Geld verſchwindet nicht ſo bald, es bleibt für den kleinern Produktentauſch, für die Bezahlungen von Dienſtleiſtungen, aber an die Seite dieſes ſchwerfälligeren Mediums tritt die Volksbanknote, ungefähr ſo wie die Kraft des Pulvers hinzutrat zum Säbel, zu der ſchwereren Waffe der Vorzeit. Wie die Circulation flüſſig wird, ſteigt die Production, mehrt ſich die Conſumtion. Das Kapital, durch die Erneuerung des neuen Creditinſtituts bedrängt, ſchmiegt ſich und ſieht ſich endlich gezwungen, ſich zu niederen Zinſen darzuleihen. So wird allmälig die Arbeit des ungeheuren Tributs entlaſtet, den ſie dem Kapital zu zahlen hat.

Für Proudhon liegt die ganze Löſung des Sozialismus in der Volksbank.

Sie ſoll durch Aufhebung des Zinſes auch

zur Aufhebung der Miethe, der Bodenrente und des Nettoeinkommens führen.

Sie soll, indem sie das Geld, das Zeichen der Werthe abschafft, den wahren Werth der Producte an die Stelle des veränderlichen Zeichens setzen.

Sie soll durch Vernichtung der Bodenrente das Privilegium der Besitzergreifung des Bodens durch die Minorität vernichten.

Sie soll endlich jeden Arbeiter in den Besitz seines wahren Arbeitswerthes bringen und somit die Arbeit wahrhaft befreien.

Sie soll, indem sie das Anhäufen der Producte nutzlos macht, angehäufte Producte schnell wieder in die Circulation bringen und somit die Consumtion unendlich beschleunigen.

Von diesem Augenblick an, sagt Proudhon, wären alle Bedürfnisse der Menschheit erfüllt.

Die Entwickelung aller dieser Consequenzen aus dem Institut der Volksbank heraus müssen wir Proudhon selbst überlassen. Niemand kann es ihm nachthun. Er hat dies mehrmals schon gethan, aber nirgends so kurz, bündig und energisch, wie in seinem Revolutionsprogramm, mit

dem er ſich als Candidat im Seinebezirk ankündigte. Wir ſetzen es — da es wenig bekannt iſt — hierher.

Proudhon's revolutionaires Programm.

I. Decret:

Bankreform.

In Anbetracht, daß der direkte Tauſch ohne Herbeiziehung des Geldes, ohne Intereſſe, auf dem natürlichen Rechte beruht und von allgemeinem Nutzen iſt:

1) wird die franzöſiſche Bank zu ihren früheren Attributen die einer Tauſchbank (Volksbank) hinzufügen;

2) die Eskomptirungs-Commiſſion für alle Gewerbsleute, Unternehmer u. ſ. w., welche an der Volksbank theilnehmen, iſt proviſoriſch auf 1 pCt. feſtgeſetzt;

3) die Commiſſion mit Einſchluß der Intereſſen beträgt für alle Gewerbsleute, Unternehmer u. ſ. w., welche die alte Art des Tauſches und der Zirkulation unter Garantie durch Geld vorziehen, fünf pCt."

Heißt das: Papiergeld ſchaffen? Heißt das Zwangs-Courſe ohne Pfand? Iſt das Communismus, Expropriation, Confiskation, Banqueroute? Iſt das nicht hundertmal beſſer als die betrügeriſche Converſion der Sparkaſſen-Einlagen in Staats-Renten, als der Aufſchub der Verfallzeit der Treſorſcheine, der Verſchub der Verfallzeit der Wechſel, Luxusſteuern und die Einziehung der Erbſchaft in den Seitenlinien und alle dieſe erpreſſenden Maaßregeln und dahin abzielenden Unternehmungen, deren ſich unſere konſervative Regierung ſeit dem 24. Februar ſchuldig gemacht? —

Die Beſitzer des baaren Geldes werden ihre Thaler behalten. Wir wollen ſie ihnen nicht nehmen. Wir wollen ſie gar nicht. Mögen ſie damit nach Belieben ſchalten, ſie einkaufen, ſie einwechſeln, ſie einſchmelzen, kein Menſch wird Etwas dagegen einzuwenden haben. — Es iſt die Frucht ihrer Arbeit und Induſtrie. Aber da der Handel frei iſt, da die Republik keinerlei Feudalitäts-Rechte anerkennt, da die Conkurrenz das natürliche Heilmittel des Monopols iſt, wie dürften da die Capitaliſten etwas

dagegen einwenden, wenn ſich die Producenten an ihren Unternehmungen nicht betheiligen? Wir werden ſie nicht verhindern, ihre Induſtrie auszuüben. Wir verbieten ihnen keineswegs das Leihen auf Zinſen, wir unterdrücken nicht den Gebrauch der Münze, wir verletzen weder die Freiheit, noch das Eigenthum. Wir verlangen blos, daß man eine Conkurrenz beſtehen laſſe zwiſchen dem monarchiſchen und individualiſtiſchen Prinzip, das die Münze vorſtellt, und zwiſchen dem republikaniſchen und gegenſeitigen, das der Tauſchbank zum Grunde liegt. Wir verlangen, daß diejenigen, welche nicht mehr den Capitaliſten für die Zirkulation ihrer Produkte einen Zins zahlen wollen, auch nicht gezwungen ſeien, ihn zu entrichten, wenn ſie ſich anders behelfen können. —

II. Decret:

Converſion und Zurückzahlung der Schuld.

Der Staat iſt die Geſammtheit der Bürger. Ueberdieß — vom Standpunkt des Budgets aus — iſt der Staat der Verwalter eines bedeutenden Theils des öffentlichen Vermögens.

Daraus ergiebt sich für den Staat die Verpflichtung, im Interesse der Bürger, die er vertritt, einestheils die Mittel der sparsamsten Verwaltung zu finden, anderseits alle mögliche Reduktion der Ausgaben vorzunehmen.

Nun aber findet der Staat in den Anleihen der Volksbank zinslose Capitalien. Folglich ist es für ihn eine Verpflichtung, sich die Zurückzahlung der öffentlichen Schuld angelegen sein zu lassen, oder wenigstens die Conversion der Renten, welche nun schon bald die Höhe von 400 Millionen erreicht haben werden. — Anderseits wäre es auch nicht gerecht, daß während die Capitalisten, welche einen Theil ihres Vermögens im Handel stecken haben, die Interessen derselben verlieren, oder wenigstens durch die Conkurrenz der Volksbank gezwungen wären, ihren Zinsfuß auf ein Prozent oder ½ % herabzusetzen, — die anderen Capitalisten, welche dem Staate geliehen haben, in Folge eines grundlosen Vorrechts fortfahren, drei, vier, vier einhalb und fünf Prozent zu beziehen. Daraus ergiebt sich für den Staat folgende Consequenz der Gerechtigkeit. Er muß die Staats-Renten,

ſo lange er noch nicht an die vollſtändige Rückzahlung denken kann, einſtweilen mit den Prozenten der Eskompte ins Gleichgewicht bringen.

Ich wollte ſonach, daß das Gouvernement auch folgendes Dekret erließe, welches eigentlich nur ein Corollar des erſten iſt:

„in Anbedacht, daß der Staat durch die Gründung des unmittelbaren Tauſches aller Produkte, ohne Dazwiſchentritt des Geldes, ohne Intereſſen, wie jeder Bürger die Möglichkeit hat, ſich die Fonds zu einem Prozent höchſtens zu verſchaffen;"

„in Erwägung, daß es gerecht und billig iſt, daß die Steuerpflichtigen, deren Capitale bisher in Handels- und Induſtrie-Unternehmungen ſtacken und die jetzt aus ihren Geldern keinen Gewinn ziehen können, Anſpruch auf rechtmäßige Entſchädigung erhalten;"

in Erwägung, daß das Geſetz für Alle gleich ſein muß; verordnen wir:

„Die Staats-Renten, welche den Zinsfuß von 3, 4, 4½ und 5 pCt. tragen, werden nach dem Zinsfuß der Tauſchbank und bis zu ihrer vollſtändigen Tilgung in einprozentige Renten verwandelt."

„Die Ausführung des gegenwärtigen Geſetzes iſt dem Miniſter der Finanzen anvertraut.“

Ich frage Euch nochmals, Wähler, iſt das Bankerott? iſt das Expropriation? iſt das Communismus? Iſt das eine Phalanſtere? —

Seid ihr gewiß, daß die gegenwärtige Regierung, wenn ſie die Schuld nach dem alten Schlendrian erſetzt, ſtatt ſie zurückzuzahlen, oder mindeſtens die Rente herabzuſetzen, wie ſie es gewiß kann und ich es vorſchlage, nicht in einen Staats-Bankerott verfallen wird, in dem Handel, Capital, Arbeit und Staat zugleich zu Grunde gehen werden?

Die Rentiers, die Einzahler in Sparkaſſen, die Gemeinden, die Beſitzer der Schatzſcheine, ſollen ſtatt der üblichen 5 pCt. blos 1 pCt. erhalten! — Wer zweifelt daran und wo iſt das Ueble davon? — Sind wir denn gezwungen, zu fünf vom Hundert anzuleihen, wenn wir es zu ein pCt. können? Müſſen wir den Beſitzern der Sparkaſſenbücher für die Mühe, welche ſich der Staat gibt, ihre Erſparniſſe aufzubewahren, fünf pCt. bezahlen? Und da wir uns durch die Organiſation des unmittelbaren und zinsloſen

Tauſches in der Stellung eines Anleihers befinden, dem zwei Capitaliſten ihr Geld antragen, der eine zu fünf, der andere zu einem Prozent, — könnte man uns ungerecht nennen, daß wir dem billigeren Preiſe den Vorzug geben? —

Die Rentiers, die Beſitzer der Sparkaſſenbücher, die der Schatzſcheine und alle Gläubiger der ſchwebenden Schuld ſollen zurückbezahlt werden und zwar vollſtändig. Wir können es mit Leichtigkeit, ja noch mehr, wir bereichern uns ſogar durch dieſe Zurückzahlung. Man möge gar keinen Abzug eintreten laſſen, das Eigenthum ſei geachtet. Aber die Arbeit ſei frei! —

III. Decret.

Hypothekar-Credit.

Wenn der Staat, wenn die Geſammtheit der Bürger das unbeſtreitbare Recht hat, ſich ihrer Schulden zu entlaſten, ja ſogar den Gläubiger zu wechſeln, wenn dieß ihnen Vortheil gewährt, ſo muß auch jedem einzelnen Bürger, welcher ſich in demſelben Falle befindet, daſſelbe Recht zuſtehen. Fügen wir noch, wie ſchon früher, hinzu, daß die dem Staate geliehenen Capita-

lien und die auf den Handel verwandten, nach der Errichtung der Tauſchbank nicht mehr produziren als ein Prozent, woraus es ſich als billig und gerecht ergiebt, daß die Capitale, welche in der Induſtrie und im Ackerbau beſchäftigt und auf Hypotheken geliehen ſind, auf denſelben Zinsfuß zurückgeführt werden. Was ungerecht ſein würde, das wäre der Fall, wenn die Hypothekar-Gläubiger, die doch wie alle Bürger an der durch die Erniedrigung des Eskomptes und Verminderung der Steuern entſtandenen Wohlthat Theil nehmen, nicht auch zu ihren Betreff zur National-Wohlfahrt mit beitragen. — Folglich würde ich noch folgendes Dekret vorſchlagen:

„In Anbetracht der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Eigenthums;

„In Anbetracht daß der Banqueroute aus dem Wörterbuche der franzöſiſchen Sprache geſtrichen werden muß;

„In Erwägung deſſen, daß der Zins der Eskompte und der der Staats-Renten proviſoriſch auf das Maximum von 1 pCt. geſtellt worden ſind; —

daß dieſe Ziffer als der geſetzliche Zinsfuß

angeſehen werden muß, bis auf neue Ermäßigung; —

daß ſich daraus eine ungeheure Verbeſſerung in Conſumtion und Handel ergeben muß; —

daß die Darleiher auf Hypothek ſo wie alle andern Bürger aus dieſer wichtigen Verbeſſerung Vortheil ziehen; —

daß es folglich gerecht iſt, daß ſie auch ihren Antheil zum öffentlichen Wohlſtand beitragen; —

wird verordnet:

„Der Staat garantirt allen, die auf Hypothek geliehen haben, die Zurückbezahlung ihrer Capitalien.

„Dieſe Rückzahlung wird entweder durch jährliche Raten von 5 pCt. bewerkſtelligt werden oder durch eine dem Schuldner anſtehende Abzahlung, wenn dieſer es mit einem Male thun will.

„Bis zur vollſtändigen Abzahlung erhält der Capitaliſt jährlich von der ſchuldigen Summe 1 pCt. als Intereſſe (Capital-Renten).

„Die Ausführung gegenwärtigen Dekrets iſt den mit Hypotheken belaſteten Bürgern anvertraut, die den Statuten der Volksbank beitreten.“

Die Umwandlung der hypothekariſchen Schulden in nach jährlichen Raten zurückzahlbare Schulden und ohne die Intereſſen von 1 pCt. würde für den ganzen Staatshaushalt eine Oekonomie von 1200 Millionen hervorbringen.

Wo iſt da auch nur ein Schatten von Ungerechtigkeit? Könnten ſich die Capitaliſten beklagen? Würden ſich die Schuldner eines Betrugs ſchuldig machen? Können wir Produzenten verurtheilt ſein, ewig die Oberlehensherrlichkeit des Capitals zu dulden? . . .

Durch die Tauſchbank übernimmt der Tauſch, von allen Zöllen befreit, ſelbſt die Verrichtungen des Kapitals, die Verrichtungen des Geldes. Nun aber iſt die Concurrenz frei, und das nicht blos unter den Induſtriellen, ſondern auch unter den Kapitaliſten. Welches menſchliche oder göttliche Geſetz ſollte uns der Wohlthat dieſer Concurrenz berauben können? Und da dieſe wohlthätige Concurrenz alle Bedingungen der Production und des Tauſches, wie eine unerwartete Erfindung, wie eine bewegende Kraft, deren Wirkung unendlich iſt, deren Erhaltung nichts koſtet, — verändert und die geſellſchaft-

liche Oekonomie umstürzt: — im Namen welches Prinzips wollte man uns auch, nur für eine einzige Minute, den Gewinnst dieser Erfindung verlieren machen?

IV. Decret.

Verfalltermine und Rückzahlungen.

„Die Bank escomptirt in gemünztem Geld und nimmt fünf vom Hundert, in Tauschbons eins vom Hundert; — folglich muß aus denselben früher bereits aufgestellten Betrachtungen jeder Theilnehmer der Tauschbank bei allen Einzahlungen von Obligationen, die von ihm vor der Stiftung der Bank unterschrieben waren, eines Abzugs (remise) genießen, der gleich ist der Differenz zwischen dem zu Gunsten des Gläubigers stipulirten Zins und der Commissionsgebühr der Volksbank für die ganze Zeit, von der Stiftung der Bank bis zum Termin der Obligationen."

Hier geschieht ganz dasselbe, wie bei einer Reduction der Steuern. Nehmen wir an, daß ein Regierungsdecret plötzlich, wie dies im Jahr 1847 für die Kornzölle der Fall war, die Trans-

ſitzölle an der Grenze u. ſ. w. aufhübe. Jeder Conſument hätte das Recht, was auch ſeine Verbindungen mit Fabrikanten und Lieferanten ſeien, von denſelben eine proportionelle Preisverminderung an Producten und Dienſtleiſtungen anzuſprechen.

Die Stiftung der Volksbank iſt ein außerhalb der Vorherſicht der Parteien gelegenes Ereigniß, welches plötzlich den Zoll fürs Kapital vermindert, und welches folglich unmittelbar allen zu ſtatten kommen muß, welche Kapitale an- und ausgelichen, dann allen Käufern auf Termine, ſelbſt Speculanten auf öffentliche Fonds. Wo wäre da eine Ungerechtigkeit?

V. Decret.

Hausmiethen.

Das bürgerliche Geſetzbuch unterſcheidet zwiſchen liegenden und beweglichen Gütern.

Die politiſche Oekonomie, welche die Güter nicht nach ihrer äußeren Geſtalt, ſondern vom Geſichtspunkt der Production aus anſieht, bringt ſie alle in dieſelbe Kategorie als Kapitale.

Die Identität der Kapitale vom Geſichts-

punkt der Production aus, und des Rechts, das ſie dem Beſitzer geben, daraus ein Einkommen zu ziehen, iſt insbeſondere zwiſchen den Hausbeſitzern und den Actionären einer Commanditegeſellſchaft fühlbar.

Eine Actiengeſellſchaft bildet ſich zur Erbauung einer Gaſſe, eines Quartiers zu Miethe und Ausbeutung der Häuſer. Nach dem Artikel 518 unſeres Code civil ſind dieſe Häuſer von Natur unbewegliches Gut und jeder Eigenthümer iſt demnach Eigenthümer von unbeweglichem Gute. Aber die Actie, welche das Eigenthum darſtellt, iſt ihrer Natur nach beweglich, ſo daß der Eigenthümer nach gutem Rechte und in Bezug auf denſelben Gegenſtand als Beſitzer beweglichen und unbeweglichen Gutes daſteht. Die Volksbank wird dieſem Mißverhältniß ein Ende machen. Sie ſagte:

„In Erwägung, daß vollkommene Gleichheit beſteht zwiſchen einer Geſellſchaft, die ſich zur Ausbeutung eines Bergwerks, und zwiſchen einer Geſellſchaft, die ſich zur Erbauung eines Hauſes bildet, und vollkommene Gleichheit beſteht zwi-

ſchen einem Kapital in einer Maſchine oder in einem Hauſe angelegt;

„In Erwägung, daß die Erbauung eines Hauſes nichts anderes iſt, als eine Reihe von Tauſchverträgen zwiſchen Architekten, Steinmetzen, Maurern, Zimmerleuten, Tiſchlern, Schloſſern, Glaſern u. ſ. w. und daß der Kapitaliſt alle ihre Dienſtleiſtungen kauft;

„In Erwägung, daß mittelſt der Volksbank ſich alle Produzenten als Kapitaliſten anſehen können und müſſen, und daß es ihnen möglich iſt, einzeln oder collectiv mittelſt Credit gegen Caution, Darlehen gegen Obligationen u. ſ. w. die Arbeit der zum Häuſerbau nöthigen Arbeiter zu erhalten und ſomit ſich wohlfeil bequeme Wohnungen zu ſchaffen;

„In Erwägung, daß die Reduction des Zinſes auf dem Circulationsinſtrumente gleichmäßig eine äquivalente Reduction der Staatsrenten auf hypothekariſche Obligationen und Actien herbeigeführt hat, und daß eine analoge Reduction des Zinſes der den Häuſern zu Grunde liegenden Kapitalien eine nothwendige Conſequenz iſt,

und daß es ungerecht wäre, wenn es anders gehalten werden könnte;

„Wird:

„der Preis der Miethe auf dem ganzen Gebiete der Republik auf ein Prozent vom gegenwärtigen Werthe des Hauses ermäßigt;

„eine Commission von Sachverständigen, Architekten und Ingenieuren in Begleitung des Maire und der Eigenthümer u. s. w. wird den Werth der Gebäude und den Zustand, in dem sie sich befinden, abschätzen, davon den rechtmäßigen Zins bestimmen und den Miethwerth jedes einzelnen Lokals festsetzen;

„der Zins (die Miethe) auf diese Weise bestimmt, wird vom Miethsmann bis zur Liquidation und vollständigen Rückzahlung des Hauses bezahlt werden, wo dann der Staat auf einen neuen Plan die definitiven Maßregeln treffen wird;

„die Eigenthümer, die den Statuten der Volksbank nicht beigetreten sind, können weder höhere Miethe verlangen, als ihnen durch die Untersuchungscommission zugestanden worden ist, noch dürfen sie Bezahlung der Termine in ge-

münztem Gelde mehr als die Hälfe verlangen.“ —

Dieſes Dekret trägt ſeine Rechtfertigung in ſich ſelbſt.

Von dem Tage an, da es in Kraft getreten iſt, erhebt das in den Häuſern ſteckende Kapital keinen erpreßten Tribut mehr von der Production, ſondern es amortiſirt ſich ſelbſt. Die Miethe ſinkt allenthalben um 25 bis 30 Prozent. Die ganze Bevölkerung wird einer ungeheuren Laſt enthoben. Der Eigenthümer hat ſich nicht zu beklagen. Er nimmt, wie alle Andern, an der allgemeinen Preisermäßigung Theil, er muß, wie alle Andern, die Concurrenz tragen, welche der Tauſch dem Kapitale macht.

VI. Decret.

Pacht- und Bodenrente.

Wenn die Reform der Taxen und Zölle, welche die Production belaſten, die Circulation hemmen und die Conſumtion beſchränken, durch die vorhergeſchickten Dekrete auf breiter Baſis eingeführt ſein wird, dann wird der Zeitpunkt gekommen ſein, den Pachtzins zu ermäßigen, die

Bodenrente aufzuheben, mit einem Worte, den Boden frei zu machen.

Der Pächter darf in keinem engern Verhältniſſe gelaſſen werden, als der Handels- und Gewerbsmann, der Grundbeſitzer darf kein Privilegium behalten, das fortan mit der Oekonomie des Staates unverträglich iſt, auch darf das Land nicht mehr der Miſere des Pachtverhältniſſes und der Cultur im Kleinen, und der Routine überlaſſen bleiben. Ich werde alſo, ohne über die letzte und fernere Form der landwirthſchaftlichen Verhältniſſe etwas verfügen zu wollen, indem ich mich einzig und allein auf eine Uebergangsepoche beſchränkte, folgendes Dekret vorſchlagen:

„Der Pacht für Aecker, Wieſen, Weingärten u. ſ. w. wird für die nächſten zwanzig Jahre um 25 pCt. herabgeſetzt.

Die Pachtzeit (baux) wird auf drei Jahre hinaus verlängert.

Der Werth der verpachteten Beſitzungen wird berechnet, indem man den Pacht als x pCent des Kapitals annimmt.

Wenn durch die Summe der jährlichen Ra-

tenzahlungen der Eigenthümer in den Beſitz des Werthes ſeines Grundſtücks gelangt iſt, der durch eine Prämie von 20 pCt. noch vermehrt worden, wird der Boden der centralen Agrikulturgeſellſchaft anheimfallen, welche durch die Gründung von lokalen landwirthſchaftlichen Geſellſchaften die Organiſation des Feldbaus vornehmen läßt.

Da die Verpflichtung des Bebauens die Conditio sine qua non des Rechts auf Bodenbeſitz iſt, würde jedes unbebaute Land ebenfalls an die Geſellſchaft fallen."

Hat dieſe Operation des Zurückkaufs, die eine nothwendige Conſequenz der Zinsaufhebung, der Rückzahlung der Staatsſchuld u. ſ. w. iſt, etwas gemein mit der Gütergemeinſchaft und dem agrariſchen Geſetze? Durch die Aufhebung der Taxen, die den Bauer niederdrücken, werden ſich die Arme wieder der Landwirthſchaft zuwenden und der Bauer, der fortan die Möglichkeit haben wird vom Ertrage der Erde zu leben, wird nicht mehr der Stadt zuwandern, die ihn nicht erhalten kann. So wird ein Gleichgewicht der Funktionen, ein Gleichgewicht zwiſchen den

Produkten, endlich die Gleichheit des Vermögens entstehen. Dann werdet ihr verstehen, daß das Eigenthum, gerecht auf den Begriff der Arbeit zurückgeführt, nichts anders bedeute, als Recht auf Consumtion, und ohne mehr als ich selbst Communist zu sein, werdet ihr sagen, daß die propriété, das Einkommen im Namen des Kapitals, das letzte der feudalen Rechte und ein Diebstahl sei." —

So weit Proudhon in der Auseinandersetzung der Consequenzen seiner Volksbank, wenn sie ein Staatsinstitut geworden wäre. Nur in diesem Falle würde sie, das hat Proudhon oft erklärt, die Kraft ihrer Prinzipien beweisen können. Indessen ist der Versuch einer Volksbank im Kleinen auf rein freiwillentlichen Zutritt der Betheiligten gegründet, an den Hindernissen der Regierung gescheitert. Proudhon ist zu dreijährigem Gefängnisse verurtheilt worden, und hat, da er fern von seiner Bank nicht die Verantwortlichkeit ihrer Geschäfte übernehmen wollte, den Plan aufgegeben. Nicht die Bank selbst,

der Verſuch dazu iſt fehlgeſchlagen. Aber aus dem momentanen Aufſchub ihrer Realiſation wird man keinen Schluß auf ihre Unmöglichkeit mit einigem Rechte machen dürfen. Das Ganze muß der fernern Prüfung vorbehalten bleiben. Eines ſcheint mir gewiß: wenn Proudhons Prinzipien wahr ſind, ſo werden die Hinderniſſe ſie nur aufgehalten haben. Sie werden vielleicht in etwas veränderter Form wieder erſcheinen, die Kraft der Dinge ſelbſt wird ſie wieder zu Tage bringen.

Die Sozialiſten der Bergpartei.

Laſſen wir die Schulen und ihre Syſteme! Ueberblicken wir den Gang, den die ſoziale Bewegung in Frankreich genommen hat, ſo werden ſie uns als die einzelnen Meilenſteine auf der Bahn des Fortſchritts erſcheinen, als die einzelnen Glockenſchläge, die ertönten und wieder verhallten, um den Gang der Zeit anzukündigen.

Viele Syſteme ſind gekommen, um wieder zu verſchwinden. Die St. Simoniſten ſind jetzt nichts mehr als eine Erinnerung, die Fourieriſten bilden eine zurückgezogene, wenig beachtete Gemeinde, die noch beim Grabe ihres Meiſters wacht, aber allen Einfluß auf die Welt der Thatſachen verloren hat. Auch Louis Blanc und ſeine Schule iſt kaum noch vorhanden. Was waren ſie, dieſe Schulen? Die einzelnen Phaſen der

sozialreformatorischen Idee und gewissermaßen ihre embryonischen Formen! Aber unaufhaltsam vorwärts geht die Zeit, immer massenhafter wächst die soziale Bewegung und es läßt sich vorher sagen, daß kaum ein Jahr vergeht, ehe sie wieder mit aller Macht und allem Nachdruck ihre Forderungen stellen wird.

Will man nun recht das Niveau kennen lernen, auf welchem die Sozialisten-Frage in Frankreich im allgemeinen Bewußtsein steht, so muß man das Programm zur Hand nehmen, das die Bergpartei gleichsam als ihr Testament an ihre Nachfolger hinterlassen hat. Wir werden an demselben den großen Fortschritt erkennen, den der populäre Sozialismus seit dem Februar und Mai des vorigen Jahres gemacht, wir werden auch den Einfluß sehn, den Proudhon durch Hervorhebung der Creditfrage auf die sozialistischen Meinungen genommen hat. Die verderbliche, communistische Ansicht, daß der Staat die Arbeit commanditiren könne, ist ganz zurückgetreten, auf die Centralisation der Banken und Herabsetzung des Zinses der größte Nachdruck gelegt. Erschreckt nicht, gute Leute, und glaubt

nicht mehr, daß die „rothe Republik" euch Nationalwerkstätten und die Gütergemeinschaft bringen werde! Das Programm des Berges hat davon kein Wort verlautbart!

Das Recht auf Arbeit bedeutet nunmehr für die Sozialisten der Bergpartei auch nichts anderes, als das Recht des Arbeiters auf das Arbeitsinstrument, den Credit.

Das Programm spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Ohne Eigenthum gibt es keine Freiheit, keine Souverainität; das Eigenthum ist die Garantie des Lebens. Weit entfernt es zu läugnen und es zu zerstören, sind wir gekommen, um es zu bestätigen und es zu bestärken, indem wir es aus einem Privilegium Einiger, zu einem Rechte Aller machen, d. h., es Allen zugänglich machen wollen. Als Privilegium war es bedroht, als Recht für Alle ist es gerettet. Seine ausschließlichsten Vertheidiger sind es eben, die es am meisten läugnen, denn sie läugnen es für die Mehrzahl der Bürger in Frankreich, für zwei auf dreie. Wir wollen Eigenthum für Alle. Wie? Durch Arbeit. Wir erkennen Allen ein Recht auf Ei-

genthum durchs Recht auf Arbeit. Was aber iſt das Recht auf Arbeit? Recht auf Credit; was aber ein Recht auf Credit? Recht auf das Mittel der Arbeit, auf Capital.

Der 13. Artikel der Conſtitution hat Creditinſtitute verſprochen; der Credit iſt die Circulation des allgemeinen Reichthums, der Lebensgeiſt im Staate. Wie das Herz das Blut in die Glieder des Leibes ſchickt, muß der Staat den Bürgern Credit austheilen, die ihm denſelben durch die Steuer zurückgeben. Der Staat muß den öffentlichen Credit organiſiren, er muß durch ein gutes Syſtem von Cantonal- und Departementalbanken, die untereinander in einer Nationalbank verbunden ſind, den Privatkredit erſetzen, der ſich durch Mißtrauen, Uebelwillen, oder weil er nicht ausreichte, zurückgezogen hat, er muß im Großen das thun, was die Bank von Frankreich mit einem beſchränkten, ſchlecht geſicherten und wucheriſchen Capitale thut. Der Staat muß ausleihen, ſtatt zu leihen, denn er iſt reicher als die Leihenden, er muß ausleihen auf bewegliches, wie auf unbewegliches Gut, auf gegenwärtige, wie auf künftige Produkte.

Auf dieſe Weiſe muß er den Zins des Geldes zum Sinken bringen, die Agrikultur, Induſtrie und den Handel der feudalen Ausbeutung der Capitaliſten entreißen, er muß die Thätigkeit des ſozialen Organismus erneuen und allen aſſociirten oder noch iſolirten Bürgern Arbeit, das heißt Eigenthum und Freiheit geben.

Dieſe Banken würden, indem ſie alle Commandite-, Escompte-, Wechſel- und Aſſecuranzgeſchäfte machten, mittelſt ihres legitimen Gewinnſtes eine allmälige Reduktion der Steuern herbeiführen, denn um die Noth zu vernichten und Eigenthum zu ſchaffen muß man nicht blos die Arbeit vermehren, man muß auch die Beſteuerung vermindern, der Staat darf nicht mit der einen Hand wegnehmen, was er mit der andern giebt. Das Syſtem der Beſteuerung muß alſo vom Grund aus geändert werden, und nach dem Prinzip der Gleichheit muß jeder nach Maaßgabe ſeines Vermögens einen Theil an den Staatslaſten tragen. Das Steuerſyſtem muß proportionell und progreſſiv ſein. Heutzutage iſt es weder eines noch das andere, oder vielmehr, es iſt proportionell und progreſſiv im verkehrten

Sinne, ſo daß im Verhältniſſe der Bürger, je ärmer er iſt, deſto mehr bezahlt."

Als Prinzip ihrer äußern Politik ſtellen die Sozialiſten der Bergpartei die Brüderlichkeit und Solidarität aller Völker auf. Jedes Volk das im Kampfe gegen Tyrannei Frankreich anruft, wird bei dieſem innerhalb der Grenzen der Möglichkeit Hilfe durch Diplomatie und Waffen finden. Alle Völker ſind ſolidariſche Bürger der großen menſchlichen Republik, frei, gleich und brüderlich wie die Bürger Eines Staates. Der Allianz aller Könige ſetzt ſie die Allianz aller Völker und aller Revolutionen entgegen.

Die übrigen Forderungen der Bergpartei ſind endlich die der deutſchen Demokratie: allgemeines und direktes Stimmrecht, Einheit der Staatsgewalt bei Unterſcheidung der Funktion; die Executive abberufbar und der geſetzgebenden Gewalt unterworfen; kein Präſident; Freiheit der Gedankenäußerung in jeder Form, ob individuell oder collektiv, permanent oder periodiſch, durch Preſſe oder Wort; Beſoldung des Clerus durch ſeine Gläubigen. Abſchaffung der Todesſtrafe, Ausbeutung der Eiſenbahnen, Ca-

näle, Bergwerke durch den Staat. Demokratiſche Organiſation der Heere. Völlige Abſchaffung aller Zölle, welche die unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe, Salz, Getränke u. ſ. w. belaſten. Es ſind die Forderungen einer Partei, welche die Geſellſchaft einer durchgreifenden Reform entgegenführen will, durch folgerechte Ausbildung der Demokratie, ohne die jetzigen Grundlagen durch andere durchwegs verſchiedene erſetzen zu wollen. Jede Diktatur, jede terroriſtiſche Maaßregelung iſt ſomit verworfen und beſeitigt.

Tagebuchblätter.

I.

21. März.

Iſt denn dieſe Zeit dazu verdammt, mit ihren Männern wie mit ihren Ereigniſſen die Parodie der Vergangenheit zu ſein?

Im Angeſichte der Conſtitutionsverletzungen, des Hohns, der der Volksvertretung vom Miniſterium ins Geſicht geſchleudert wird, im Angeſicht der unerhörten Herausforderungen des Präſidenten und des Uebermuths der Majorität, kam heute der republikaniſchen Hälfte der Nationalverſammlung der Gedanke, die Scene vom Ballſaal zu erneuern. Wie damals ſtand Bailly auf der Tribüne. Doch als es darauf ankam, den Schwur zu leiſten, daß man bei einander blei-

ben und die Rechte des Volks vertreten wolle — da liefen Sieyès und Mirabeau zurück und Bailly ſelbſt war einer der erſten, der wieder abſtimmte mit den Prälaten und Ariſtokraten.

„Die Clubbs ſind unterſagt," hat geſtern die Nationalverſammlung beſchloſſen. Es iſt durch dieſen Beſchluß die Verfaſſung verletzt, die den Bürgern das freie Verſammlungsrecht gewährleiſtet. Die Royaliſten triumphiren; das Volk, und alles was republikaniſch geſinnt iſt, fühlt und ſpricht es aus, daß bei jedem Verfaſſungsbruch durch die Regierungsgewalt oder die Majorität, die Inſurrection, die „heiligſte der Pflichten" ſei. Unruhe erfaßt die ganze Stadt.

Auch hat ſich die Linke zu einem ſolennen Schritt entſchloſſen. Im Namen der Majorität der Commiſſion tritt Cremieur auf die Tribüne. Wenn, ſo ſpricht er, die Majorität der Nationalverſammlung Willens iſt, die Conſtitution zu verletzen, darf ihr die Minorität auf dieſem Boden folgen? Die Majorität dieſer Commiſſion iſt nicht dieſer Anſicht. Die Commiſſion hatte einen Geſetzesvorſchlag zur Regelung des Ver-

eins- und Verſammlungsrechts vorbringen wollen. Von dieſem Augenblick an zieht ſie ihn zurück. Sie wird auch keinen Theil mehr an den Verhandlungen nehmen.

Man geht an die Abſtimmung über den zweiten Paragraphen des erſten Artikels. Vierhundert zweiundzwanzig Volksrepräſentanten ſtimmen ab, die übrigen enthalten ſich der Abſtimmung. Die Verſammlung iſt nicht mehr beſchlußfähig, die Vollendung des Geſetzes unmöglich.

Die Rechte iſt wüthend, aber ſie bleibt ruhig und geht zur Discuſſion eines andern Paragraphen über.

Plötzlich verſchwindet die Minorität, ſie begibt ſich in den ehemaligen Saal der Deputirten, der ſo lange ſchon verlaſſen ſtand.

Feierlicher Augenblick! Von nun gibt es zwei Parlamente, dicht neben einander und mit einander im Kampfe. Im Saale der Republik ſitzt das Parlament der Royaliſten, im monarchiſchen Deputirtenſaale tagt die Republik. Für ganz Frankreich ſcheint ein ernſter Moment gekommen.

Im republikaniſchen Parlamente nimmt Cremieux abermals das Wort. Die Conſtitution,

ſagt er, iſt verletzt. Dahin hat endlich die unausgeſetzte Arbeit der Contrerevolution geführt. Am heutigen Tage iſt auch den Zeitungsverkäufern verboten worden, ihre Blätter auf der Straße auszulegen und zu verkaufen! Die Reaction geht im raſchen Schritte. Heute ſind es die Clubbs, an die ſie die Hand legt, morgen wird es das ganze Verſammlungsrecht ſein. Wird nicht bald auch die Preſſe an die Reihe kommen?

Was hat die Minorität der Verſammlung bei ſolcher Sachlage zu thun? Sich jeder Abſtimmung zu enthalten? Mit gekreuzten Armen daſitzen, indeß die Uebrigen berathen? Das Nichtabſtimmen iſt der geſetzliche Widerſtand der Minoritäten gegen verfaſſungsbrüchige Majoritäten. Aber dann bleiben auch alle Verhandlungen unterbrochen, kein Geſetz kommt mehr zu Stande, die Nationalverſammlung exiſtirt nicht mehr. Von dieſem Augenblicke an iſt die Revolutionsfrage geſtellt und das Volk muß entſcheiden.

Noch hat Cremieux nicht geendet, da verlaſſen die Mitglieder der Commiſſion, die ihren Platz neben der Tribüne genommen hatten und gewiſſermaßen das Bureau bildeten, ihre Sitze

und reißen aus. Dies ist das Zeichen zur allgemeinen Retirade. Senard, Goudchaux, Louis Perne und Lagarde treten auf und sprechen die Bedenken aus, die ein so gewagter Schritt bei ihnen erweckt. Sie fühlen, daß sie nicht eine Verantwortlichkeit übernehmen können und rathen, der Republik zu Liebe, zurückzufahren, und den Gang der Verhandlungen nicht länger zu unterbrechen.

„Der Republik zu Liebe sich fügen" wird von nun an allgemeine Losung. Cremieux selbst spricht in diesem Sinne. Es wird die Frage gestellt, ob die Minorität in die Nationalversammlung zurückkehren solle und die ganze Partei der National bejaht sie mit großer Majorität.

Der alte Saal der Deputirtenkammer ist nicht lange Ballsaal geblieben. Das Parlament der Malcontenten räumt seine Bänke und kehrt schaarenweise in die Assemblee nationale zurück. Dort beginnt eine neue Abstimmung. Viele Mitglieder der Linken nehmen an ihr Theil.

Endlich erscheint auch Cremieux, um seinen Zettel in die Urne zu werfen.

Armes Volk! Das sind deine Vertreter!

II.

24. März.

Wie verfährt der Parlamentarismus mit den sozialen Rechten der Gesellschaft?

Die rechte Seite der Nationalversammlung sagt: Die sozialen Rechte sind unverträglich mit der Ordnung und öffentlichen Wohlfahrt des Staats, sie müssen aus den Verfassungen gestrichen werden.

Die linke Seite sagt: Um dieser sozialen Rechte willen sind die Revolutionen gemacht worden, sie sind die Grundlage, auf welche hin der Waffenstillstand zwischen den kämpfenden Parteien geschlossen wurde. Sie müssen als unverletzbare Forderungen der Zeit aufrecht erhalten werden.

In den zahlreichen Verſammlungen, die jetzt unſere Parlamente heißen, ſind die Centren immer die ſtärkſten. Sie ſagen: Wir müſſen die beiden Gegenſätze von rechts und links vereinigen. Wir müſſen die ſozialen Rechte feſtſtellen, aber ſolche Beſchränkungen hinzuthun, die ſie aufheben. Die Freiheit geben, und dann machen, daß ſie illuſoriſch wird, das iſt Staatsweisheit. Dieſe Faſſung der Dinge wird in der Regel auch immer angenommen.

Auf dieſe Weiſe hebt man in Deutſchland die Frohnden auf, auf dieſe Weiſe gewährleiſtet man die Freiheit der Preſſe und das Verſammlungsrecht, auf dieſe Weiſe hat Frankreich einen Bürgern Arbeit, Hülfe und Erziehung gewährleiſtet. Mit dem Verſammlungsrecht iſt heute beinahe ein Gleiches geſchehen.

Durch das Verbot der Clubbs war die Conſtitution verletzt worden. Die Aufregung darüber war groß, die Bergpartei verharrte in ihrem Beſchluſſe, an den Abſtimmungen kein Theil zu nehmen; das Volk zeigt eine drohende Haltung. Wie iſt nun zu machen, daß die Conſtituttion, die verletzt iſt, wieder nicht verletzt ſei?

Das Centrum der Nationalverſammlung hat zum Paragraphen: „Die Clubbs ſind verboten,“ einen zweiten hereingebracht, der alſo lautet: „Als Clubbs werden nicht betrachtet alle öffentlichen Verſammlungen, die ſich mit politiſchen Gegenſtänden beſchäftigen, wenn eine vorläufige Anzeige ihrer Sitzungen an die Polizeipräfectur in Paris, in den Departements bei den Maires und den Präfecten abgegeben worden iſt.“

Nun ſtanden aber früher ſchon die Clubbs unter polizeilicher Aufſicht. Sind nun die Clubbs aufgehoben, oder ſind ſie geſtattet? Iſt die Conſtitution verletzt oder nicht verletzt? Die Frage iſt ſchwer zu beantworten.

III.

28. März.

Seit Monaten ſchon leben wir nicht mehr in Paris.

Wir leben in Ungarn, wo ein Volk von vier Millionen Helden von drei Seiten angegegriffen, ſich gegen einen dreifachen Feind vertheidigt — unverzagt, ob der weiße Czar, der Schirmvater der Fürſten, der wahre „König der Könige" immer neue Heere ſende, — hunderttauſend Mann an die untere Donau, und achtzig tauſend an die galliziſche Grenze, indeß eine Reſerve von dreimalhunderttauſend Mann ſich auf Deutſchland heranwälzt.

Wir leben in Italien, das entkräftet, getheilt, von Parteien zerriſſen, ſich aufrafft zum letzten

Ringen und zwiſchen Heute und Morgen die entſcheidende Schlacht um Tod und Leben kämpft.. Armes Italien! es hat ſeine heilige Sache in die Hände eines Königs und Verräthers legen müſſen.

So iſt der Kampf entbrannt zwiſchen Abſolutismus und Demokratie! Wie zwei erbitterte Spieler ſitzen die Beiden einander gegenüber und ſpielen ihr furchtbares Schach mit Millionen von Menſchenleben, auf dem weiten, unermeßlichen Felde der Erde, das der erwachende Frühling eben mit neuem Grün geſchmückt hat! Furchtbare Zeit der Ungewißheit! Wer gedächte nicht in ihr jenes Bildes — von ich weiß nicht welchem Maler — wo ein ſchöner, blonder Jüngling mit einem Teufel Schach ſpielt? Auch in dieſer Zeit ſpielt die Sache der Menſchheit Schach mit der „Sache Gottes". Wie dort der Jüngling den Glauben, die Hoffnung, die Liebe und manches andere ſchöne Symbol gegen ſeinen finſtern Gegner ins Feld ſchickt, ſo ſchickt hier die junge Demokratie ins Feld die freie Selbſtbeſtimmung der Völker, die feſſelloſe Vernunft, die Brüderlichkeit der Nationen untereinander, die Gleich-

heit und Gleichberechtigung aller Menſchen. Aber der Abſolutismus hat ſeine furchtbaren Truppen, die Gewalt aus uralter Zeit ererbt, die Trägheit und Unwiſſenheit der Maſſen, den Gehorſam der Knechte, die traditionellen Künſte des Lugs, das Gold und die Kanonen!

Hin und her geht das Glück des Spiels, hin und her ſchwankt die Waage der Hoffnungen, Verluſte und Siege jagen einander — und den Zuſchauer ergreift eine unermeßliche Qual. —

Heute heißt es nun: Italien ſei vernichtet, die Nachricht von Carl Alberts Niederlage, Flucht und Abdikation iſt hier angekommen.

Wie ein Hoheprieſter, der dem Herrn ein Gebet darbringen will, iſt Odillon Barrot auf die Tribüne geſtiegen und hat der Nationalverſammlung den Inhalt zweier ſoeben erhaltenen Depeſchen mitgetheilt.

„Carl Albert habe die Rathſchläge Frankreichs nicht befolgt“ (Frankreich hatte alſo gerathen, Italien ſeinem Schickſal zu überlaſſen) „und ſomit habe der Feldzug den Ausgang gehabt, den das Miniſterium voraus geſehen.“ (Den es gehofft, wäre richtiger geweſen.)

„Doch würde das franzöſiſche Miniſterium die Freiheit und Unabhängigkeit Piemonts zu wahren wiſſen.“

Die Nationalverſammlung, dieſelbe Verſammlung, die am 24. Mai — alſo vor noch nicht einem Jahre — ſich für die Unabhängigkeit Italiens und die Wiederherſtellung Polens ausgeſprochen, hatte auf die verleſenen Depeſchen nichts zu erwiedern. Niemand ſprang auf die Tribüne der Republik, um zu fragen, ob denn Rom, Toskana, Sicilien nachſtürzen ſollen, ob denn Frankreich nicht durch die Anerkennung ihrer neuen Staatsformen dieſe Schweſterrepubliken ſchützen ſolle vor Mord und Verwüſtung?

Alles blieb ſtumm. Doch wars kein Verſtummen des Schreckens. Es war das Schweigen der Gleichgültigkeit. Die Kammer fing ohne weiteres eine Debatte über eine Eiſenbahnlinie nach dem Süden an, als ob ſie dafür ſorgen wollte, daß die Koſacken und Croaten ſchneller nach Paris kommen könnten. . . .

So begünſtigen die Verhältniſſe, ja die Götter ſelbſt, dich, o Louis Napoleon, Schützling des Czaren, Schutzherr der Banquiers, Invaliden

und Börſenſpekulanten! Die Avantgarde der Koſacken ſteht ſchon ganz nahe an Frankreichs Grenze, immer näher und näher umſchließt die ſiegreiche heilige Allianz den Boden der Republik. Du ſiegſt Galliläer! Nun fehlt nur noch, daß die Armee dich, Louis Napoleon, eines Tages zum Kaiſer ausrufe, nicht etwa darum, weil du wie dein Onkel das Schwert gezogen, ſondern weil du es in der Scheide behalten!

IV.

17. April.

Iſt er klar der Verrath? Klar der Bund des franzöſiſchen Miniſteriums mit den abſoluten Mächten? klar der Eintritt Louis Napoleons in die heilige Allianz der Fürſten, in welcher Oeſterreich, Rußland und Neapel ſich die Hände reichen?

Frankreich intervenirt in Rom, Frankreich reſtaurirt den heiligen Vater!

O, es war ſeit langer Zeit ſchon vorbereitet. Sie haben nur noch gezaudert, um es zu wagen, bis daß die Lombardei, daß Mailand, daß Genua beſiegt ſei! Seit drei Monaten iſt Rom eine Republik und Herr Louis Napoleon hat deſſen Geſandten nicht empfangen. In Gaeta,

im Lager der Cardinäle, saß der Abgeordnete Frankreichs. Dort wurde ein Congreß gehalten, dort wurde beschlossen, die Republik zu stürzen und den heiligen Vater durch Waffengewalt wieder einzusetzen! Es ist eine längst schon abgekartete Geschichte!

Warum schickt Frankreich eine Armee nach Rom? Ist es etwa, um die Souveränetät der römischen Republik gegen Oesterreich und Neapel zu vertheidigen?

Herr Odillon Barrot sagt selbst, daß das Ministerium alle Solidarität Frankreichs mit den italienischen Republiken von sich abweise. Also um Oesterreich und Neapel zu schützen? Um Oesterreich abzulösen, damit es seine Armee für Ungarn verwenden könne, um Neapel behülflich zu sein, das seine Armee zu Hause und in Sicilien braucht.

Ein Drittes gibt es nicht.

Es kann also nur das Zweite sein.

Und doch, wie hat sich Herr Odillon Barrot mit jesuitischer Zweideutigkeit hin und her gewendet! Das Ministerium, sagt er, fürchtet

nicht aus der zurückhaltenden Stellung herauszutreten, welche ihm die Verhältniſſe anweiſen, wenn es verſichert, daß es die Truppenmacht Frankreichs nicht gebrauchen wolle, den Römern eine Regierung aufzuerlegen, eine republikaniſche ſo wenig als eine andere Regierung. Die Intereſſen Frankreichs würden gewahrt werden. Alles Uebrige war nichts als ein unzuſammenhängendes Chaos verworrener Phraſen von der Nothwendigkeit diplomatiſcher Zurückhaltung und dem Vertrauen, das man ins Miniſterium ſetzen könne.

Ledru Rollin trat auf; die Römer hatten Recht, ihn zum römiſchen Bürger zu ernennen; er war groß wie ein Römer.

In der ſonderbaren Rede, die wir da gehört haben, ſagte er, hat mich ein Wort frappirt: Reſtauration des Papſtes! Einerſeits hat das römiſche Volk, indem es die Republik proclamirte, die weltliche Würde des Papſtes abgeſchafft, indem es durch eine feierliche Erklärung ihm die geiſtliche vorbehielt. Andererſeits will der Papſt unter dem Schutze fremder Bajonette in ſeine Staaten zurückkehren. Auf der einen

Seite ſteht die Souveränetät des römiſchen Volks, auf der andern die Prätentionen des heiligen Vaters! Wohlan, Sie, Herren Miniſter, nehmen Partei für die päpſtliche Reſtauration gegen die Souveränetät des Volks. Anerkennen Sie die Souveränetät des Volks? war nun Ledru-Rollins Frage an die rechte Seite des Hauſes. Anerkennen Sie das Recht eines Volkes zur Selbſtbeſtimmung? Von dem Augenblick an, wo Sie dieſe anerkennen, hat der Papſt nicht mehr Recht in Rom zu herrſchen, als Heinrich V. in Paris, und das römiſche Volk iſt der einzige rechtmäßige Souverän.

Muß ich Ihnen in Erinnerung bringen, fragte Ledru-Rollin weiter, daß die römiſche Revolution jedenfalls legaler vorgegangen iſt, als die franzöſiſche im Februar? Nicht auf den Barrikaden, nicht durch eine diktatoriſche Commiſſion iſt die römiſche Republik proclamirt worden, das Volk hat eine conſtituirende Verſammlung gewählt und dieſe hat ſich beinahe einſtimmig für die Republik erklärt. Und Sie ſagen, indem Sie die Reſtauration des Papſtes herbeiführen woll-

ten, gebrauchten Sie nicht die franzöſiſchen Truppen gegen die Freiheit eines andern Volks?

Nein, rief er, Sie können es nicht läugnen, Sie ſchmieden Verrath, Sie ſtürzen den fünften Artikel unſerer Conſtitution um!

Hier iſt entweder Krieg oder Verrath, war Ledru-Rollins letztes Wort. Er hat Recht. Der Verrath liegt offen da, ſie aber wollen ihn nicht ſehen. Erſt die Revolution außen herum tödten, um endlich die Revolution und die Republik in Frankreich ſelbſt ſtürzen zu können. Das iſt, was ſie wollen.

Die Expedition nach Civitavecchia wurde mit 388 Stimmen gegen 161 angenommen.

So iſt der letzte Lappen gefallen, der Frankreichs Schmach verhüllte. Die Schande, die Erniedrigung hat jedes Maß überſchritten. Frankreich, die Bourgeoisrepublik, wird die Alliirte Rußlands, Oeſterreichs und der Bourbonen und bringt die Knechtſchaft, den Krieg und den Mord über Jene, denen ſie vor einem Jahre die Freiheit und Unabhängigkeit verſprochen.

Segle hin nach Civitavecchia, franzöſiſche Flotte, trage das Banner der Schmach über das

blaue Meer! Eine Stadt voll Helden wird im Kampfe gegen dich fallen. Soldaten der Republik, Söhne der Krieger von Arcole und Marengo, ihr ſeid jetzt Alliirte der Croaten und Neapolitaner!

Du aber Pio Nono, milder Kirchenfürſt, kehre heim! Die Leichen der Republikaner werden die Stufen zum heiligen Stuhle. Es iſt recht ſo; das Papſtthum muß in dieſen Tagen entlarvt werden, wie die Monarchie; das Blut und die Flüche der Sterbenden kommen über die Elenden, die es ſo weit gebracht. . . .

V.

25. April.

Es war nicht genug, daß ſie die Republikaner in die Kerker und in die Bagnos ſchickten, nicht genug, daß ſie Barbès, Blanqui, Raspail und Albert verurtheilten, nicht genug, daß ſie die Guillotine reſtaurirten; Eines fehlte noch: die Elenden, welche Miniſter der franzöſiſchen Republik heißen, mußten noch die Republik an den Pranger zu heften verſuchen.

Sie haben es heute gethan!

Mein Weg führt mich durch die Cité. Ich komme zum Platze des Palais de Juſtice und finde alle Zugänge von Militär beſetzt. Nur allmälig, wie ſich von der andern Seite Leute

entfernen, werde ich auch auf den Platz zugelaſſen. Was giebt es dort?

Dem Juſtiz-Pallaſte gegenüber, dicht vor dem Gitter mit den vergoldeten Zacken, ſtehen ſechs Pfähle im Viereck in die Erde geſchlagen. Alle Pfähle, ſchwarz angeſtrichen, wie von einem alten Trauer-Gerüſte abgenommen, und auf den ſechs ſchwarzen Pfählen hängen ſechs ſchwarze Tafeln mit Inſchriften.

Was bedeuten dieſe Pfähle? —

Der Pallaſt gegenüber iſt der Pallaſt der „Juſtiz"! Die ſechs Pfähle ſind „Schandpfähle."

Und welches ſind die Namen derer, die man hier auf den Pranger geſtellt? —

Louis Blanc, der Miniſter der proviſoriſchen Regierung.

Cauſſidière, der Präfekt von Paris, der zum Volksvertreter gewählt wurde mit zweimalhunderttauſend Stimmen!

Vier andere Namen noch: Napoleon Chancel, Seigneuret, Laviron und Houneau, ſtehen an dieſe angereiht.

Es waren die Männer, die ſie beim Prozeß von Bourges in Contumaz verurtheilt hatten! . . .

Das Volk füllte den Platz in dichten Massen; düsterer Grimm lag in jedem Auge. Es ging ihnen zu Herzen, den Blousenmännern; das sah man, und die Dragoner zu Pferde merkten es auch, denn sie verhielten sich ruhig, trotzdem daß sie mit samt ihren Pferden immer mehr in die Ecke des Platzes getrieben wurden. — „Nein! das ist zu viel", hörte ich einen Ouvrier neben mir zu seinem Nachbar sagen: „Louis Blanc auf dem Pranger! Louis Blanc, den wir so oft auf den Armen getragen haben! und Caussidière, Marc Caussidière!" . . .

„Es sind Herausforderungen, die man dem Volk zuschleudert," murmelte ein Zweiter, „wir müssen sie an uns vorübergehen lassen, bis es Zeit ist." —

Noch stand ich da inmitten des Haufens und dachte nach über dies Volk, das in seinen heiligsten Ueberzeugungen, in allen Männern, die es verehrte und liebte, so verhöhnt und beschimpft worden, über das Volk, dem man wie Christo alltäglich den bittern Schwamm darreicht — da geschah etwas, das wie ein Sonnenstrahl war an einem finstern Tage. Ein Mann in einer

Blouſe war vorgetreten und hatte vor den Schandpfahl Louis Blanc's einen Strauß mit friſchen Blumen hingelegt! Mit einem Male iſt das Schweigen gebrochen: „Vive Louis Blanc!“ tönt es tauſendſtimmig und, wie von einem einzigen ſympathetiſchen Gedanken durchzuckt, ſtrömt alles Volk dem Blumenmarkt zu, der ſich ganz in der Nähe befindet.

In einem Nu iſt Alles aufgekauft, was dort an Blumen und Immortellenkränzen vorhanden iſt! Beide Hände voll Blumen und Sträuße, kehrt die Menge, Männer und Frauen, zurück. Nun regnet es Kränze, regnet es Blüthen! Jeder Pfahl erhält ſeine Immortellen-Kronen und der ganze Pranger wird wie ein Altar von Blumen!

Beſchämt und wüthend ſtürzt nun eine Schaar von Polizeidienern hervor. Sie nimmt die Tafeln hinweg und räumt den Platz. Das Volk aber nimmt die Immortellenkränze und hängt ſie an die Aeſte eines Freiheitsbaums. Von zweitauſend Lippen mindeſtens tönt der Ruf: „vive la république démocratique et sociale!“ — dann zerſtreut ſich die Menge.

Selten hat mich Etwas ſo tief gerührt, wie dieſes Gericht des Volkes dem Gerichte der regierenden Gewalten gegenüber. Die Niederträchtigen! Da hatten ſie die Prangerſtrafe eigens wieder heraufbeſchworen, die Prangerſtrafe, die von der Republik für aufgehoben erklärt war. Sie hatten die Namen zweier Lieblinge des Volkes an den Schandpfahl geheftet, um Allem, was ſie von Haß, von Grimm, von Erbitterung gegen die Republik im Herzen tragen, Luft zu machen — auf die grellſte, höhnendſte Weiſe! — Und das Volk antwortet ihnen mit Blumen.

Oh, die Reaktion iſt toll. Ihr Haß raubt ihr die Sinne, ſie weiß nicht mehr, was ſie thut. Sie hat nicht lange mehr zu leben. —

VI.

27. April.

Je näher der Zeitpunkt der Wahlen heran rückt, um ſo mehr klärt ſich die Stellung der Parteien auf. Die Politik der Regierung hat einen ungeheuren Einfluß auf ſie genommen; welch ein Wechſel ſeit dem Antritt der Präſidentſchaft durch Louis Napoleon! Man kann wohl ſagen, in dieſer Periode ſcheinbarer Ruhe iſt eine der größten Revolutionen vor ſich gegangen!

Im Januar ſchien die Republik beinahe vernichtet; ihre legale Exiſtenz war eine ſcheinbare, von der man alle Augenblick erwarten konnte, ſie würde durch einen Sturm umgeblaſen werden. Die Bourgeoiſie äußerte ganz offen ihre

monarchiſchen Sympathien: „Frankreich will einen König haben! Frankreich iſt nicht republikaniſch!“ hörte man auf jedem Schritte. Und wer ſoll König von Frankreich ſein? fragte man dann wohl. „Das gilt uns gleich, war die Antwort, derjenige ſoll es ſein, der die Sozialiſten vernichtet!“

Welche Beſchuldigungen fielen nicht von der Bourgeoiſie auf die Republik! Dieſe republikaniſche Staatsform wurde als eine ſolche geſchildert, die mit Ordnung, Frieden und Geſetzlichkeit unverträglich ſei.

Die Republik nicht mit Ordnung und Geſetzlichkeit vereinbar! Als ob es nicht klar wäre, daß die wahrhafte Republik die einzige Staatsform ſei, in welcher die Revolutionen unmöglich werden! In der konſtitutionellen Monarchie iſt ewiger Conflikt der Gewalten, ewiger Kampf, ewiger Anlaß zu Inſurektion und Umſturz; dort wo jedes einzelne Geſetz aus der Vereinbarung, aus dem zweideutigen Compromiß zweier natürlichen Gegner, Volk und Krone, hervorgeht, wird die periodiſche Wiederkehr der Revolutionen eine Nothwendigkeit ſein; in der Rupublik, welche die

Einheit der Staatsgewalt zur Bedingung hat, in der Republik, wo Recht, Gewalt und Ordnung aus Einem Principe, dem allgemeinen Stimmrecht, hervorgeht, muß die Ruhe, ſobald die Staatsform ſelbſt von außenher nicht mehr angegriffen wird, unerſchütterlich feſtſtehn. Wie kann es dort Kampf und Zwieſpalt geben, wo eine ſouveräne Kammer der Ausdruck aller Rechts- und Machtvollkommenheit in der Geſellſchaft iſt und eine nach der Zeit und den Bedürfniſſen wechſelnde Executivgewalt, der Kammer unterthan und ihr verantwortlich, ihre Beſchlüſſe vollzieht?

Von der Schwäche der republikaniſchen Partei überzeugt, anderſeits auf die monarchiſchen Sympathien der Bourgeoiſie vertrauend, wagte Louis Napoleon das Attentat vom 29. Januar, das durch einen Handſtreich das Kaiſerreich aufrichten ſollte. Das Projekt ſcheiterte, durch die Ungeſchicklichkeit des Präſidenten, durch die ſchlechte Anlage des Plans und die Klugheit des Volks, die dem gebotenen Anlaß eines Kampfes aus dem Wege ging.

Von dieſer Zeit an wächſt die Erbitterung

der Regierung gegen die Revolution und ihre Consequenzen. Sie schließt die Klubbs, bringt Gesetzentwürfe ein, die das Versammlungsrecht knebeln, beschränkt den öffentlichen Verkauf der Journale, hält Hausdurchsuchungen, ordnet willkürlich Verhaftungen an, restaurirt die Guillotine und verfolgt die republikanische Presse mit wahrhafter Wuth. Quos perdere vult Jupiter dementat. Endlich tritt das Ministerium offen in die Pläne der heiligen Allianz ein und beschließt die Intervention zu Gunsten des Pabstes. Die französische Republik beschließt die Vernichtung der römischen, damit ist die Contrerevolution bei ihrer letzten Consequenz angelangt.

In den Geistern aber ist ein ungeheurer Umschwung eingetreten. Die Bourgeoisie wenigstens in Paris und in ihrem intelligenteren Theile auch auf dem Lande ist aufrichtig republikanisch geworden. Die Augen sind ihr aufgegangen; sie weiß jetzt, wohin sie die Reaktion eigentlich führen möchte. Was kann auch die Bourgeoisie, wenn sie sich von ihrem Schrecken erhohlt hat und zur richtigen Erwägung der Thatsachen gekommen ist, anders sein, als republikanisch?

Die Republik beſteht de jure et facto; wie kann die Bourgeoiſie, die ſich von jeher auf die Legalität und auf die beſtehende Thatſache zu ſtützen gewohnt war, anders als die Republik erhalten wollen? Nur über die Ruinen eines Bürgerkriegs wäre die Monarchie wieder zu gewinnen; ſoll die Bourgeoiſie ſich an den wahnſinnigen Plänen der Legitimiſten betheiligen, die ihrer Marotte der Legitimität zu Liebe den inneren Krieg und die fremde Hilfe nicht verſchmähen? Und wie kann man endlich erwarten, daß ſich die Monarchie in Frankreich erhalten werde, nachdem ſie dreimal bereits geſtürzt? Seit dem Tode Louis XVI. hat kein Fürſt über Frankreich geherrſcht, der auf dem Throne geboren wäre!

Uebrigens, was wären die Segnungen, welche die Monarchie den Franzoſen zu bieten hätte? Zwei Kammern, Cenſus, das königliche Veto, die Cenſur? Wahrlich, man iſt ungerecht gegen die franzöſiſche Bourgeoiſie, wenn man glaubt, daß ſie an ſolchen mittelalterlichen Inſtituten der Reaktionspartei irgend einen Gefallen finden könnte! Sie hat kräftig in das Vive la Réforme

eingestimmt, als es den Kampf gegen das Ministerium Guizot galt. Daß nur der Adel und die Capitalistenkaste über Steuern und Militär zu verfügen habe, steht nicht in ihrem Katechismus. Und was die königlichen Vorrechte anbelangt, so begreift sie nicht, wie ein Einzelner berechtigt sein könne, zum Willen der Nation Nein sagen zu dürfen.

Anderseits hat sich der Schreck der Bourgeoisie vor den Sozialisten gelegt. Sie sieht ein, daß sie, weit entfernt durch die sozialen Institutionen, wie die Sozialisten im Sinne haben, in ihrem Eigenthum beeinträchtigt zu werden, durch diese Institutionen nur gewinnen würde. Lastet nicht auch auf dem arbeitenden Theile der Bourgeoisie der Druck der capitalistischen Kaste? Würde ihr die Organisation des Credits nicht auch zu statten kommen? Muß sie nicht endlich Hand in Hand gehn mit jener Partei des entschiedenen Fortschritts, die indem sie die Solidarität aller Revolutionen anerkennt, beitragen will zur Abkürzung des großen revolutionären Processes, der, ob früher oder später, doch durchgemacht und zu Ende geführt werden muß? Im natio-

nalen Ehrgefühl begegnet ſich der ganze beſſere Theil der Franzoſen und der will nicht, daß kommende Jahrhunderte von Frankreich ſagen ſollen, es habe, nachdem es den Völkern das Signal und den Anſtoß der Bewegung gegeben, ſie nach einander verrathen, oder hilflos verbluten laſſen.

Die ſoziale Bewegung iſt der Inhalt der franzöſiſchen Revolution und ihre Berechtigung. Ja, nur weil ſie die Sozialform in ihrem Schooße trägt, verdient ſie zu leben, nur inſofern ſie dieſe realiſirt, wird ſie legitim. Sie unterſcheidet ſich durch dieſen Inhalt von den übrigen Revolutionen, die nur einen Miniſterwechſel oder einen Thronwechſel zur Folge haben und bei denen es beſſer wäre, „ſie wären nie geweſen."

Die Sozialreform, dieſer Zweck, dieſer Inhalt der franzöſiſchen Revolution, war ſchon vom erſten Tage der Bewegung an angedeutet, erſt allmälig trat er deutlich hervor; jetzt wächſt er mit jedem Tage. Wir ſehn alſo, die Revolution in Frankreich geht vorwärts, ſie breitet ſich aus und gewinnt an Umfang, wiewohl ſie eben nicht auf den Straßen erſcheint und Kämpfe veranlaßt.

In dieſem Augenblicke vertreten acht große Journale blos in Paris die Sache der Sozialreform, die ganze Jugend iſt dafür gewonnen, alle progreſſiven Geiſter ſind zu den Sozialiſten übergegangen. Umſonſt organiſirt die Partei der Conſervativen ihre antiſozialiſtiſche Propaganda, umſonſt ſchießt ſie ungeheure Summen zuſammen und verbreitet unentgeldlich ihre Zeitungen und Traktätchen. Die Zukunft gehört den Sozialreformern, und ſollten auch die nächſten Volksbewegungen in Frankreich noch nicht ihren Sieg herbeiführen. Sehn wir uns die Banquette, die Arbeiteraſſociationen, die Journale, dieſe ganze ungeheure Agitation an, und wir werden begreifen, welchen ungeheuren Weg die Ideen der Sozialreform ſeit den Saint-Simoniſten von Menilmontant, ja ſeit Louis Blanc und dem Arbeiterparlamente gemacht hat.

Die conſequenteſte Oppoſition gegen die ſozialiſtiſche Partei bilden die Legitimiſten. In Paris und in den intelligenteren Städten haben ſie gar nichts zu ſagen; aber ſie werfen ſich auf die Provinz, bearbeiten die Bauern. Ihre Baſis iſt die Unwiſſenheit des Landvolks.

Der Süden Frankreichs iſt der Heerd ihrer

Thätigkeit. Dort, wo ſie im Jahre 1815 die Terreur blanche, den ſogenanten „weißen Schrekken", organiſirten, dort, wo die Truphemy's und Treſtaillon's wütheten, dort, wo der Clerus noch den meiſten Einfluß auf die Bevölkerung ausübt, dort finden ſie noch Gläubige für die Monarchie von Gottes Gnaden, Adel und Prieſterherrſchaft. Unter dem Namen der Ordnungsarmee, l'Armée de l'Ordre, iſt eine Verbindung, welche Waffen und Munition beſitzt, über den ganzen Süden Frankreichs verbreitet, bereit bei günſtiger Gelegenheit eine Reſtauration der Monarchie zu verſuchen. Daß dieſe ohne fremde Hülfe von einer neuen heiligen Allianz nicht möglich ſein wird, verſteht ſich von ſelbſt und wird auch von den Legitimiſten ſelbſt eingeſtanden.

Die Legitimiſten ſelbſt ſind in zwei Theile geſpalten. Die Einen ſind erklärte Abſolutiſten, Vertheidiger des göttlichen Rechts der Monarchie, ohne volksthümlichen Beigeſchmack. Sie predigen die Vernichtung der Sozialiſten und die gewaltſame Reſtauration durch fremde Hülfe. Ihre Journale, meiſt in den Provinzen, ſtehen offen auf der Seite des Czaaren und der deutſchen

Fürſten. Ihr Hauptblatt in Paris iſt die Union monarchique, ihr Hauptklubb das Comité Paſtoret.

Die milderen Legitimiſten wollen die Herſtellung der Monarchie nicht durch Waffen, ſondern durch das allgemeine Stimmrecht. Sie ſind repräſentirt durch die Gazette de france und den Clubb Duphot, in welchem Larochejaquelin präſidirt. Die Seele der Gazette de france war noch vor kurzem der jüngſt verſtorbene Abée de Genoude. Er hatte ſich eine Theorie gezimmert, die er den Apell à la nation nannte und täglich in kleinen Verſikeln in ſeiner Zeitung abſang. Die Monarchie, behauptete er, iſt das Princip des franzöſiſchen Volks, aber es darf dem Volke nicht aufgedrungen werden, das allgemeine Stimmrecht wird es zur Erſcheinung bringen, indem es, ob früher, ob ſpäter, Heinrich V. auf den Thron ſeiner Väter ruft.

Wenn man nun dem Abée de Genoude einwarf, was man auch unſerer Reichsverſammlung hätte einwerfen können, die erblich-monarchiſche Wahl und das allgemeine Stimmrecht ſeien logiſch ſich widerſprechende Begriffe, ſo flüchtete er ſich immer wieder zum franzöſiſchen „Inſtinkt“,

der monarchiſch und legitimiſtiſch ſei und nie und nimmermehr von den Bourbonen laſſen könne.

Wir haben alſo in Frankreich zwei ſchroff gegeneinander ſtehende Heereslager. In dem Maaße als die Revolution wächſt, wachſen ſie und alle intermediären Parteien verſchwinden. Bald werden die Anhänger des National genöthigt ſein mit dem Berge zu gehn, wie hingegen wieder die Anhänger der Monarchie nach dem Zuſchnitte Louis Philippes ſich den Legitimiſten in die Arme werfen werden. Was iſt inzwiſchen aus jener phantaſtiſchen Fraktion geworden, die ſich mit ihren Sympathien an einen Namen klammerte, mit den Bonapartiſten? Dem furchtbaren Ernſte der Zeit gegenüber verblaßt ihre Bedeutung immer mehr und mehr. Auch ſie ſind in zwei Hälften, in Monarchiſten und Republikaner geſpalten, auch ſie werden genöthigt ſein, von ihrem perſönlichen Cultus der Familie Bonaparte hinweg ſich unter die Fahnen der zwei großen Parteien zu ſtellen, welche Ideen vertreten.

Die franzöſiſche Revolution wächſt; die neue

Kammer wird der Ausdruck des Kriegszustandes sein, in welchem sich die Gesellschaft befindet. Zwei Berge, ein rother und ein weißer und dazwischen ein Abgrund, das wird die legislative Versammlung werden.

Zum Schluſſe.

28. April.

Ich verlaſſe Paris.

Ich habe, ſo viel es mir in flüchtigen Abriſſen möglich war, geſchildert, was ich in vier Monaten in dieſem großen Heerde der Geiſter geſehen, wo alle Mächte der Vergangenheit mit allen Mächten der Zukunft im Kampfe liegen, einſtweilen noch in einem peinlichen Waffenſtillſtand gebunden, bald wieder in offenem Kampfe hervorbrechend, um das Loos der nächſten Jahrhunderte zu entſcheiden. Wird es mir nun vergönnt ſein, zu ſagen, wie ich die Bewegung in Frankreich mit der Bewegung in den andern Ländern Europas in Verbindung denke, wie ich das Ineinandergreifen der großen Kämpfe auf-

faſſe, die zuſammen dies Wunder der Geſchichte, die europäiſche Revolution, conſtituiren?

Ich werde kurz ſein. In dieſen Tagen, wo man noch an Herzklopfen leidet, kann man nicht anders als kurz ſein. Kaum daß man ſchreiben kann, indeſſen die Hand zittert, die Geſchichte mit ihren ungeheuren Flügelſchlägen bis in unſere ſtille Stube hineinrauſcht und unſere verwegenſten Combinationen anticipirt.

Was bisher auf Erden herrſchte, war die Autorität. Wie ſoll ich dich definiren, Autorität, furchtbare Gewalt, die bis heute die Menſchen getheilt in Prieſter und Laien, in Herren und Knechte, in Ausbeutende und Ausgebeutete?

Auf der einen Seite biſt du eine Fiction, die hohle Prätention der Vergangenheit, eine ewige Norm für alle Zeiten gefunden zu haben und für ſie auch fürderhin Gültigkeit und Verehrung zu verlangen, das heißt ein wahres Nichts, das ſich einen transcendentalen Urſprung beilegt und täglich deutlicher ſeine thönernen Füße zeigt, ein hohler nichtsſagender Fetiſch.

Auf der andern Seite biſt du etwas unendlich Reelles. Du biſt der Grund der Macht von

Menſchen über Menſchen, der Grund der Tyrannei der Einen und der Knechtſchaft der Andern. Du wirfſt uns in Ketten, du zerſchmetterſt uns und dir lobſingen die Donner der Geſchichte. Ueberall in anderer Form iſt deine Natur allenthalben dieſelbe. Du verlangſt blinden Gehorſam, blinden Glauben und Unterwerfung unter dein Gebot. Die Kritik, die dich für hohl erklärt, beſtrafſt du als Ketzerei, Majeſtätsbeleidigung Verbrechen — es iſt überall dasſelbe.

Du erſcheinſt unter dreierlei Formen. Ich nenne ſie gleich. Sie ſind Kirche, Monarchie und Kapital.

Ihr Reich iſt's, das bisher die Welt erhalten.

Es bricht zuſammen!

Was wird der Morgen bringen? . . .

I.

Die erste Form der Autorität ist die Kirche. Niemals vielleicht war sie in so starrer, in so absolutistischer Form erschienen, als im Katholicismus. Hier hatte sie den Schlüssel zu Himmel und Hölle und beherrschte die Welt. Wer nicht an sie glaubte, wurde stumm gemacht auf dem Scheiterhaufen oder in den Kerkern der heiligen Inquisition. Sie verschenkte Welttheile, sie führte Kriege, sie zürnte, und vor ihr, der größern Herrin, mußte sich sogar die monarchische Autorität beugen.

Die Welt hatte mehrmals schon religiöse Autorität gesehen, nie war sie so hart und despotisch erschienen, als im Christenthum. In der heidnischen Welt war es erlaubt, fremde Götter zu verehren, ein neuer Gott machte dem alten

keine Concurrenz. Ein Einzelner konnte ſich erlauben, über irgend eine Liebesgeſchichte der Götter anderer Meinung zu ſein als die Prieſter. Es hatte nichts zu bedeuten! Eine ſchöne Anarchie herrſchte im Schooße der Meinungen.

Wie anders war es im Chriſtenthum! Die kleinſten Meinungsverſchiedenheiten, über das Empfängniß Mariä zum Beiſpiel, von Einem gepredigt, von einer Sekte geglaubt, ſetzten gleich eine neue Religion. Und dieſe mußten entweder zu heimlichen Tempeln flüchten, oder ſich gefaßt machen, ihren Glauben mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Wo iſt die kirchliche Autorität hingekommen? Sie iſt kaum noch vorhanden! Ihre Liquidation, im Mittelalter durch alle jene proteſtirende Geiſter begonnen, die für den menſchlichen Geiſt das Recht der freien Kritik forderten, von Luther zuerſt anerkannt, von Descartes und Kant fortgeſetzt, zieht zu Ende. Wie ein altes bankerottes Handelshaus endet ſie, die Kirche, die einſt die ganze Welt beherrſcht und ihre Papiere, Beichtzettel und Bannbulle, ſind faſt außer Cours geſetzt.

Gleich allen übrigen heiligen Bergen, gleich dem Olymp, dem Horeb und dem Sinai ſind auch die ſieben Hügel Roms eingeſtürzt; die Kirche iſt, nachdem ſie zwanzigmal die einzig wahre und einzig ſeligmachende war, zum zwanzigſten Male untergegangen, diesmal vermuthlich, um nie mehr aufzuſtehen.

In dieſen Tagen kann man wohl ſagen, iſt jeder Menſch ſein eigener Papſt. Jeder ſtellt ſich ſelbſt ſeinen Glauben auf, hört ſich ſelbſt zur Beichte, excommunicirt ſich ſelbſt, und nimmt ſich ſelbſt wieder in den Kreis der Gläubigen auf, wenn er ſich ſelbſt wieder vor ſich ſelbſt rein gewaſchen. Was iſt dieſer Zuſtand? Offenbar Anarchie. Es erkennt Niemand einen Herrn der Geiſter mehr, der unter ihnen eine bindende Gewalt hätte. Und doch iſt Friede unter den Menſchen in Bezug auf kirchliche Sachen, ja, aber darum iſt Friede, weil die Geiſter herrenlos ſind.

In einer Zeit, wo die Kirche ideal längſt ſchon zertrümmert war, mußte ihr ſichtbarer Ueberreſt, der Papſt, ebenfalls zertrümmert werden. Es iſt geſchehen, der Pabſt iſt geflohen und

die Republik herrſcht in Rom. Aber die Conſequenzen gehen weiter. In dieſer Zeit, wo ſich alles entlarvt, wo die Monarchie und das Kapital es ſo recht darthun, wie ſie auf der Sklaverei, dem Elende und Unwiſſenheit der Maſſen fußen, mußte auch die Kirche ſich endlich entlarven.

Sie thut es in Pius IX.

Pius war noch der beſte Papſt, den man ſeit Jahrhunderten auf dem Stuhle St. Petri geſehen, er war der Ausdruck der gutherzigen Impotenz, der Ausdruck des ſeichten, hohlen Liberalismus. Was geſchieht? Die Nothwendigkeit der Dinge treibt den „beſten" der Päpſte dazu, die innerſte Weſenheit des Papſtthums und der Kirche zu enthüllen. Der liberale Pius IX. flüchtet ſich an den Hof des Bourbonen von Neapel, der Schwärmer für Italiens Freiheit wird ein Bundesgenoſſe Oeſterreichs. Er, der ſonſt mit den Demokraten geliebäugelt, excommunicirt jetzt die Demokraten. Bald kehrt derſelbe, der ſich weigerte, gegen Oeſterreich Krieg zu führen, „weil der Vater der Gläubigen das Blut ſeiner Kinder nicht vergießen dürfe", über die blutigen

Leichen ſeiner eigenen Bürger ins Land zurück, und bringt dem Herrn auf den Trümmern Roms ein Gebet des Dankes dar.

Faſſen wir die Nothwendigkeit dieſer Erſcheinung?

Die Kirche und das Papſtthum müſſen ganz entlarvt werden, ehe ſie für immer und alle Zeit in ſich zuſammenbrechen. Monarchie und Kapital, der Abſolutismus und die Bourgeoisrepublik müſſen ihre Verwandtſchaft mit der Kirche darthun, müſſen den heiligen Vater wieder einſetzen; dann erſt kann das Maaß der Conſequenz voll werden.

Wenn die Füße des Papſtes roth ſein werden von den Leichenſtufen, über die er hinweggeſchritten, wenn franzöſiſche Kabylenſchlächter und neapolitaniſche Generale ihn wieder auf den heiligen Stuhl werden geſetzt haben, dann erſt wird dem Papſtthum der letzte Schleier gefallen ſein.

II.

Die zweite Form der Autorität iſt die Autorität einzelner bevorrechtete Menſchen und die daraus hervorgehende Autorität einzelner bevorrechteter Geſchlechter.

Die Monarchie und der aus ihr hervorgehende Adel.

Von Anfang an, zur Zeit menſchlicher Unwiſſenheit, die den blinden Glauben und die vollſtändige Ausbeutung der Arbeit zu Correlaten hat, iſt dieſe Autorität abſolut, d. h. die Monarchie iſt Despotismus und kann nichts anders als Despotismus ſein. Im Mittelalter iſt der König Statthalter Gottes auf Erden, ein unumſchränkter Herr über Land und Volk. Er hat ſein Gebiet als Erbeigenthum von Gottes

Gnaden. Er ist Schuld an bösem Wetter, Pest, Mißwachs und Ausbleiben der Häringe, als mystisches Wesen kann er sogar durch bloße Berührung Kröpfe und Fallsucht heilen. Er gebietet unumschränkt, sein Wille ist Gesetz, er ist die einzige, freie und unabhängige Persönlichkeit in einer Welt von Sclaven.

Im Verlauf der Zeiten, wie sich die Unwissenheit der Masse allmälig lichtet und Viele sich als gleichberechtigt neben dem König erkennen, verliert der König einerseits seine vielen mystischen Gaben und muß sich andrerseits einen Kreis von Menschen als gleichberechtigt heranziehn. Es bildet sich der Adel, der von nun auch bei der Abfassung der Gesetze sein Wort mitzureden hat. Der Kreis der Souverainität hat sich erweitert. Der Fürst ist nun nicht mehr der Träger der gesammten Vernunft im Lande, die Großen des Reiches sind neben ihm für vernünftig erklärt, sie erhalten einen Antheil an der Herrschaft, werden berathende und beschließende Gewalt. So fest hier auch die monarchische Autorität noch bestehen mag, ihre Liquidation hat doch schon begonnen.

Aber bald entwickeln ſich die Dinge weiter.

Das erſte große Zeichen der immer weiter greifenden Liquidation der monarchiſchen Autorität iſt das Konſtitutionellwerden der Könige. Was iſt damit geſchehn? Das Bürgerthum, eine ganze große Kaſte der Geſellſchaft, hat ſich einen Antheil an der Staatsgewalt erobert.

Von nun an hat nicht nur der Adel, das heißt die Geburtsvorzüglichkeit und der große Grundbeſitz berathende und beſchließende Stimme im Staate, das Capital, der induſtrielle Beſitz, das größere Eigenthum hat ſich mit hinzugedrängt. Die Bourgeoiſie beſchließt die Auflage der Steuern, ſie macht Geſetze und erkennt der Geſellſchaft gewiſſe Rechte, z. B., Preßfreiheit, Verſammlungsrechte u. ſ. w. an, in ſoweit die Ausübung dieſer Rechte der Bourgeoiſie ſelbſt lieb iſt und in ihren Intereſſen liegt.

Aber von dem Augenblik des Konſtitutionellwerdens an iſt die Autorität der Könige gebrochen. Ein Stein hat das Idol getroffen und mit dem zerſchmetterten Idol ſtürzt die ganze Kirche zuſammen. Wenn früher das Produciren eines

Königs, als eines irdiſchen Halbgottes, der Zweck eines ganzen Staates war, ſo iſt jetzt in den Augen der vernünftigen Mehrzahl der König ein Mittel geworden, Ordnung, Eigenthum und Sicherheit, richtiger geſagt den Statusquo der alten Herrſchaft zu erhalten. Mit dieſem Mittelwerden iſt nur die Monarchie gerichtet, der Purpur iſt fadenſcheinig geworden, der Fürſt, früher ſich ſelbſt Zweck, wird bald eine bloße Regierungsinſtitution, nicht weſentlicher als zum Beiſpiel die Gensdarmerie, weil er höher oben ſteht.

Er, der früher ein Weſen von trancendentalem Urſprung war, wird nun bald zum gewöhnlichen Menſchen entkleidet und treten nicht außergewöhnliche Geiſtesgaben für ſeine Autorität in die Schranken, ſo iſt er bald im allgemeinen Bewußtſein nur ein Stück der großen Regierungsmaſchine, das gelegentlich durch ein anderes erſetzt werden könnte.

In Deutſchland iſt die monarchiſche Autorität faſt ebenſoſehr vernichtet, als die kirchliche. Daß ein Menſch das Vorrecht haben ſoll, durch ſein königliches Veto den Beſchluß der National-

verſammlung zu nichte zu machen, daß dieſer Menſch berechtigt ſein könne, eigenmächtig und aus allerhöchſtem Belieben Krieg und Frieden zu erklären und durch ein Privilegium geſchützt ſein könne, für die Fehler und Verbrechen, die er in ſeinem Amte verübt, zur Verantwortung und Strafe gezogen zu werden, das alles iſt von der unendlichen Maſſe des Volkes für ebenſo unvernünftig und mit dem Geiſte der Zeit für unerträglich erkannt worden, als daß ein Papſt über ein Land einen Bannſtrahl auswerfen, ſich die Schlüſſel zu Himmel und Hölle anmaßen könne.

Wie kömmt es alſo, wird man fragen, daß die monarchiſche Autorität noch auf ziemlich feſten Füßen aufrecht ſteht, indeß die kirchliche Niemand mehr tyranniſirt, als etwa einige alte Weiber?

Es iſt das Charakteriſtiſche, daß jede, wenn auch innerlich ſchon halb todte Autorität noch eine Zeit lang den ganzen Gewaltapparat in Händen behält, mit dem ſie die frühere Zeit beherrſcht. Finanzquellen, Soldaten, Behörden und tauſend andere Mächte geben noch lange der ab-

gelebten Autorität einen Schein von Gewalt, wenn ſie ihn auch längſt nicht mehr hat.

So iſt es mit der kirchlichen, ſo iſt es mit der monarchiſchen Autorität.

Aber indeß der Gewaltapparat der Kirche allmälig zu Grunde ging, erhielt ſich der Gewaltapparat der Monarchie ungeſchwächt. Die Bannſtrahlen erloſchen, aber die congreveſchen Raketen blieben in Wahrheit. Die Scheiterhaufen gingen aus, aber das Criminalgeſetzbuch gegen Hochverrath blieb in Wirkſamkeit.

Hätte die Kirche ein ſo großes und mächtiges Gewaltapparat zu Handen wie die Monarchie, ſie herrſchte noch ebenſo despotiſch wie dieſe, trotzdem daß ſie halb todt iſt. Es wird dies aus einer ganz einfachen Annahme hervorgehn. Geſetzt, die Pfaffen wären Soldaten, die Dome Feſtungen, die Klöſter Kaſernen, die Roſenkränze Bomben und die Breviere Patrontaſchen, wäre nicht die Kirche heute noch ſo ſtark, als die Monarchie? Gewiß. Es würde vermuthlich in dieſem Falle jeder, der an der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters Pio IX. zweifelte und dies öffentlich zu äußern wagte, zu Zwangsarbeit in

ſchweren Eiſen begnadigt werden, wie jetzt Einer, der an einer anderen monarchiſchen Unverletzlichkeit zweifelt, und Jeder, der an den Exzeſſen des heiligen Gregor von Nyſſa oder des heiligen Ambroſius eine hochverrätheriſche Kritik geübt, würde ſein Heil in der Weite ſuchen müſſen, wie Einer, der die oktroirte Verfaſſung des Miniſteriums Brandenburg kritiſirt.

Die Verſchiedenheit des Gewaltapparats, den ſie noch in den Händen hat, das iſt es, was uns ſchützt, daß die kirchliche Autorität nicht mit gleicher Barbarei als die monarchiſche auf uns laſte.

In Deutſchland ſteht die ideelle Vernichtung des Königthums im grellen Widerſpruch mit der Stärke des Gewaltapparats, den ſie noch in Händen hat. Man kann ſicherlich nicht vom deutſchen Volke behaupten daß es ſeine Fürſten liebe; die Monarchie hat keine Baſis mehr in den Gemüthern und doch hält die Monarchie noch immer den Gewaltapparat der vergangenen Zeit als eine noch immer fürchterliche Waffe in der Hand. Der Gehorſam der Soldaten und terroriſtiſche Maaßregeln langen noch aus für

einige Zeit, vielleicht für einige Jahre, und so halten sich die Throne. Die Monarchie ist todt, aber die Könige leben noch.

Ganz ähnlich wie in Italien die Entlarvung der Kirche vor sich geht, geht in Deutschland die Entlarvung der Monarchie vor.

Der gute deutsche Bürger hatte sich vorgestellt, daß sich seine angestammten Fürsten würden gutwillig constitutionell machen lassen, und daß nachdem er sie unschädlich gemacht, er wieder im früheren Liebesverhältniß mit ihnen würde leben können. Daß es eben so leicht sei durch gute Worte einen Löwen dazu zu bewegen, daß er sich seine Zähne ausreißen lasse, als einen König zu bewegen, daß er sich seine von Gott ihm eigenhändig übertragenen Hohheitsrechte nehme lassen — das sah der ehrsame deutsche Bürger nicht ein. Er blieb vor den Thronen stehn und glaubte die Könige, die ihr Lebenlang absolut regiert, würden nun gutwillig dem Volke die Souverainität überlassen. Zu welchen staatsmännischen Erperimenten half uns dieser Glaube! In Berlin hatte der Kampf zwischen Volk und Krone in jener denkwürdigen Nacht des 18.

März zu einem Waffenstillstand geführt, Volk und König stellten ihren Kampf ein, der König aus Motiven der Klugheit, weil sein „herrliches Kriegsheer“ bei fortgesetztem Kampfe hätte unterliegen müssen und sein Leben auf dem Spiele stand — das Volk weil es naiv und deutsch war.

„Mein Volk hat großmüthig an mir gehandelt“ sagte damals der fromme König.

Aus dem Waffenstillstand zwischen Volk und Krone ging ganz natürlich der Vereinbarungsstandpunkt hervor. Vereinbarung! Eine schöne Basis, eine Verfassung darauf zu erbauen! Ein ganzes Volk, ein Volk von Millionen läßt sich darauf ein mit der phantastischen Willkür eines Einzeln zu vereinbaren! Armes Volk! Als die Monarchie sich von ihrem Schrecken erhohlt und ihre Kräfte wieder gesammelt hatte, warf sie ihre Vereinbarungslarve hinweg und oktroirte, was ihr eben beliebte.

Dem Entlarvungsprozeß der Monarchie in Preußen ist ein ähnlicher in allen übrigen deutschen Ländern gefolgt. Sie, die vor kaum einem Jahre noch die Souverainität des Volks anerkannt, hat allenthalben wieder das allerhöchste

Belieben des Abſolutismus als Prinzip aufgeſtellt, und im Namen ihrer transcendentalen Rechte die Volksvertretungen aufgelöſt.

Es iſt nicht genug.

Noch iſt die Larve der Monarchie nicht ganz gefallen. Die freiſinnige, konſtitutionelle Monarchie wird noch aller Orten den Abſolutismus in verwegenſter Form, das Ruſſenthum, ins Land rufen müſſen.

Erſt wenn in den Hauptſtädten Deutſchlands die Jungfrauen von den Koſaken des Don geſchändet werden ſein,

Wenn die Leibgarden aller deutſchen Fürſten mit den Truppen des Czaren fraterniſirt haben werden,

Wenn die Knute eingeführt ſein wird als deutſches Polizeimittel:

Dann erſt wird das Maaß voll ſein, und dann erſt wird Hoffnung vorhanden ſein, daß du, o Deutſchland, langſamſtes Volk der Erde, die Weſenheit der Monarchie begriffen haben wirſt!

III.

Ich komme jetzt zur dritten und letzten Autorität auf Erden. Es ist das Capital.

Mehrmals schon im Verlaufe dieses Buches haben wir davon zu sprechen Gelegenheit gefunden; es wird unnütz sein, darauf zurückzukehren. Wir haben gezeigt, wie das Capital ein wahres Königthum ist, indem es seinem Besitzer ein Recht auf Müßiggang verleiht und ihn ohne Rücksicht auf seine Arbeit und Intelligenz ernährt; wir haben gezeigt, wie das Capital Herr der Arbeit ist und die Arbeit ewig anspornt, indem es sie ewig beraubt, wir haben ferner gezeigt, wie das Capital für seinen Besitzer doppelt fruchtbar wird, indem es ihm nebst dem Zinse noch den Credit gibt, der der capitallosen

Arbeit in der jetzigen Organisation der Gesellschaft nie zu statten kömmt.

Auf den Einwand der Vertheidiger des Capitals, welche behaupten, das Capital, weit entfernt die Arbeit zu lähmen, vermehre die Produktion, weil es ein ewiger Anstoß zur Produktion sei, haben wir erwiedert, daß dies wahr wäre, wenn das Darleihen der Capitale zinslos geschähe und die angehäuften Produkte ohne einen Tribut auf die Arbeit zu legen in den Kreislauf der Produktion zurückträten, daß es aber unwahr ist, so lange das Darlehn eines Capitals, bestehe es in Boden oder Geld, von der Arbeit verzinst werden müsse.

Wir haben endlich die ungefähre Berechnung aufgeführt, mit welcher die Socialisten Frankreichs die Last aufzustellen suchten, mit der das Capital in Frankreich auf der Arbeit lastet.

Nach dem Sturze der kirchlichen Autorität, welche die Menschen in Priester und Laien trennte, nach dem Sturze der Monarchie und des Adels, welcher zwischen den Bürgern desselben Staates Bevorrechtete und Rechtlose unterschied, ist das Capital als letzte, mächtigste und drückendste Au-

torität übrig geblieben, als letzte Urſache der Ungleichheit auf Erden. Im Laufe der Jahrhunderte hat ſich der Kaſtenſtaat vereinfacht. Gab es im Alterthum Patricier, Plebejer, Freigelaſſene und Sclaven, im Mittelalter Clerus, Fürſten, Bürgerthum und Volk, ſo gibt es jetzt nur zwei Kaſten von Menſchen: Capitaliſten und Arbeiter. Die erſten ſind Menſchen, welche ohne zu arbeiten immer reicher werden, die zweiten ſind Menſchen, welche, indem ſie fortwährend arbeiten, fortwährend zur Ernährung jener nicht arbeitenden Claſſe beitragen. Die Conſtitution des Capitals als Produkt, das ſich durch fremde Arbeit ewig erneut, iſt ſchuld an dieſer Theilung der Geſellſchaft.

Wir haben gezeigt, wie Capital und Pauperismus in ſteter Progreſſion ſind, wie Vermehrung des Capitals, Vermehrung des Proletariats iſt; das Umſichgreifen der Folgen dieſes furchtbaren Geſetzes bringt den ganzen Widerſpruch zu Tage, der zwiſchen der vorgerückten Bildung der Maſſen und den ökonomiſchen Verhältniſſen beſteht, in welche ſie gebannt ſind. Wie kömmt es, frägt gar bald der Proletar, daß

wir, die Reichthum säen, nur Elend ernten? Wie kömmt es, daß in einer Welt, die aller Güter und Schätze voll ist, die ungeheure Mehrzahl der Menschen des Nöthigsten, ja des Unterhaltes und der Kleidung entbehrt und für sich und in ihren Kindern zur Unwissenheit verdammt ist? Wie kömmt es, daß in einer Gesellschaft, die täglich klarere Begriffe von Gut und Bös erhalten sollte, sich alle Laster der Noth so furchtbar vermehren?

Die Zertrümmerung der vorhergegangenen Autoritätsformen begünstigt die Entwicklung dieser Fragen und das Weitergreifen der Empörung. Mit dem Sturze der Kirche ist die Entsagung vernichtet, die von einem jenseitigen Leben den Ersatz für alle Nöthen des jetzigen erwartete, mit dem Sturze der Monarchie ist die hierarchische Ordnung der Gesellschaft vernichtet, die ein so fester Damm gegen das Andrängen der unteren Klassen ist. Die Eroberung gleicher politischer Rechte mit ihren Herrn hat das Gleichheitsgefühl der arbeitenden Klassen wunderbar gehoben; wie dies Bewußtsein erstarkt, wird es auch der Drang, in allmäliger, aber steter Annäherung

auch die materielle Gleichheit zu erringen, ein Drang, der, ob er auch an den Geſetzen des Capitals ſcheiterte, immer unaufhaltſamer und unbezwinglicher anwächſt.

So organiſirt ſich der Kampf gegen das Capital; in Frankreich iſt er ſchon da, in den übrigen Ländern Europas ſteht er vor der Thüre. Er äußert ſich durch den Kriegszuſtand der Kaſten, durch die feindliche Stellung, die die Bourgeoiſie und das Proletariat gegeneinander einnehmen, durch den unbeſtimmten Drang der Maſſen, aus einem Zuſtand herauszukommen, der mit ihrer geiſtigen Entwicklung nicht mehr verträglich iſt. Furchtbare Geſetze begünſtigen ſein Anwachſen und ſeine Verbreitung.

Der materielle Zuſtand der Arbeiter wird immer troſtloſer. Indeß die Preiſe der Lebensmittel fortwährend ſteigen, nehmen die Löhne langſam aber fortwährend ab; in dem Maaße als die Capitale anwachſen und die kleineren fortwährend und unerbittlich von den größeren verſchlungen werden, wird die Produktion immer maſſenhafter auf einzelne Punkte hingedrängt. Die Armuth, ſonſt auf weiten Flächen verbrei-

tet und gewissermaßen dünn gesät, ballt sich nun riesig in den großen Städten zusammen, und Stockungen und revolutionäre Krisen setzen von nun an das Leben ganzer Arbeiterarmeen auf's Spiel. Es ist dies alles furchtbar, aber eine nothwendige Consequenz der Constitution des Capitals.

Aus der Noth der Zeit hervor werden dann die sozialen Systeme geboren. Es sind Versuche, den Katastrophen, welche im Anzug stehn, durch theoretische und wissenschaftliche Lösungen zuvorzukommen. Aber es liegt ein Fluch auf ihnen. Einerseits verschließen die regierenden Parteien ihr Ohr vor ihren Prophezeiungen der Reformen wie vor ihren Resultaten, anderseits überzeugen die Systeme selbst nur wenige, so lange sie nicht erprobt worden sind. Die Kurzsichtigkeit sieht in den Systemen selbst den Grund aller Aufregung, in welcher sich die leidenden Klassen der Gesellschaft befindet, sie nimmt die Symptome des vorhandenen Uebels für des Uebels Ursache. Wo die Aerzte massenweise erscheinen, da kann man auch versichert sein, daß starke Epidemicen herrschen; wie kann man glauben daß so

viele sozialistische Schulen, so viele Aerzte der Gesellschaft in Frankreich erscheinen würden, wenn der soziale Organismus nicht tief erkrankt wäre?

Selbst gemäßigte Leute bekämpfen die Autorität des Capitals. Sie wollen der Gewalt, mit der es auf der Gesellschaft lastet, durch beschränkende Maaßregeln entgegen treten. So entstehn die Vorschläge zu proportionellen und progressiven Steuern, zu Luxussteuern und Steuern auf das Nettoeinkommen. Es ist dies der Constitutionalismus gegen die Autorität des Capitals angewendet. Im Gegensatz dazu hat der Sozialismus in Frankreich den unverzinslichen Credit durch den Staat, den gegenseitigen Credit der Arbeiter, kurz die Abolition der Renten aufgestellt.

Die Zeitbewegung und die soziale Reform gehn auf die Aufhebung des Capitals als zinstragendes Produkt los, die Feinde der Zeitbewegung und sozialen Reform schieben dafür die Aufhebung des Eigenthums unter, und da in dieser Zeit das Capital die einzige, in dem Herzen Aller wahrhaft lebendige Autorität ist, so gewinnen sie mit dieser Unterstellung die furcht-

ſamen und egoiſtiſchen Seelen, die ſonſt nichts mit ihnen zu thun haben möchten.

Wenn wir erkennen wollen, wie tief die monarchiſche Autorität geſunken iſt, ja wie ſehr ſie den Glauben an ſich ſelbſt verloren hat, ſo wird dies daraus hervorleuchten, daß ſie ſich, wo ſie angegriffen iſt, hinter der Autorität des Capitals verſteckt und durch dieſe ſich retten will. „Geliebte Unterthanen! Euer König wird zurückkehren, euer bedrohtes Eigenthum zu ſchützen und zu retten", das iſt der ganze Inhalt aller Proclamationen, die heute zu Tage die Monarchie hinauswirft, wenn ſie mit Hilfe der Contrerevolution in ein Land zurückzukehren ſucht, aus welchem ſie durch die „kleine aber verwegene Rotte" vertrieben wurde. Das Eigenthum, immer wieder das Eigenthum! Von der Heiligkeit des Throns, von der Legitimität der Obrigkeit, welche von Gott ſelbſt eingeſetzt iſt, iſt nie mehr die Rede. Die Monarchie giebt ſich ſelbſt nur als eine Schutzwehr des Eigenthums.

Andrerſeits iſt das Capital die einzige Autorität geworden, für welche die Bourgeoiſie noch ihr Leben aufs Spiel ſetzt. Ueberall ſieht ſie es

bedroht, überall ist sie entschlossen es auf das Äußerste zu vertheidigen. Die Pariser Bourgeoisie, die für Louis Philippes Thron keinen Schuß Pulver dahin gab, kämpfte mit dem Muthe und dem Ingrimm des Löwen, um der Gefahr von Progressivsteuern zu entgehn, die ihr vielleicht eine siegreiche Juni[schlacht auferlegt hätte.

Wir haben von den Entlarvungen der Kirche und der Monarchie gesprochen. Wie die Kirche und die Monarchie, hat sich auch das Capital entlarvt.

Was ist die Grausamkeit der Bourgeoisie in der Juni[schlacht, was ihr Verrath des Proletariats in allen revolutionären Städten, was ihre offene Allianz mit der Reaktion? Jede Woche, was sag ich — jeder Tag mit seinen blutbefleckten Blättern liefert uns einen Beleg zu jenem furchtbaren Prozesse, den die Nachwelt instruiren wird und der Entlarvung des Capitals heißt.

Hinweg ist der rührend patriarchalische Schleier, der einst das gebildete, ehrsame und sittige Bürgerthum überwallte! In Deutschland wie in Frankreich haben wir es kennen gelernt. Die Kaste

der Kapitaliſten, ſie täuſcht uns nicht mehr! Wie berühmt war ihre Humanität! Und nun haben wir ſie geſehen, dieſe Humanität, in den Parlamenten und auf der Straße nach den Siegen der Monarchie, und uns graut vor ihr! Ihr erleuchteter Freiſinn ſchwärmt für Rußland, ihre Vaterlandsliebe freut ſich, wo die Jugend einer Hauptſtadt unter den Kartätſchen niederſinkt, ihre Liebe der Aufklärung trifft in Frankreich die ſocialiſtiſchen Schriftſteller mit Strafen, wie ſie weder die Monarchie noch die Kirche jemals für ihre erbittertſten Gegner gehabt. Was nützt es ſich darüber Illuſionen zu machen? Die ſtreng kapitaliſtiſche Kaſte iſt heutzutage offen auf der Seite der abſolaten Revolutionspartei.

IV.

Novus ab integro saeclorum nascitur ordo.
Virg.

Durch die Zertrümmerung der drei großen Formen der Autorität sind uns nun mitten im Schooße der europäischen Gesellschaft drei Zerstörungsprozesse gegeben, die mit einer Großartigkeit ablaufen, wie sie wohl niemals einer geschichtlichen Bewegung eigen war.

Der Zerstörungsprozeß der Kirche, im Mittelalter begonnen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, ist seinem Ende nahe. Wenn er heutzutage noch einmal mit seinen letzten Ueberresten activ in die Weltbewegung eingreifend hervortritt, so ist es gewissermaßen nur um seine in-

nere Verwandtſchaft mit den übrigen Formen der Autorität darzuthun.

Der Zerſtörungsprozeß der Monarchie durch Vernichtung des Rechts von Gottes Gnaden und des Legitimitätsglaubens, in der erſten Revolution begonnen, durch das Conſtitutionellwerden der Könige fortgeführt, ſteht in den verſchiedenen Ländern je nach dem Entwickelungsgrade der Völker in verſchiedenem Grade der Intenſität. In Deutſchland ſteht er auf dem Höhepunkt ſeines Verlaufs, in Frankreich iſt er beinahe abgethan und lebt nur noch nach in der Präſidentſchaft, welche eine nachgebildete und kurzathmige Monarchie iſt.

Der Zerſtörungsprozeß des Kapitals endlich, durch die Thatſache herbeigeführt, daß die ökonomiche Baſis der jetzigen Welt immer unzulänglicher wird, die Menſchheit in ihren körperlichen und geiſtigen Bedürfniſſen zu befriedigen, ſteht erſt im Beginne ſeiner Entwickelung. In Deutſchland iſt der Kampf gegen die Herrſchaft des Kapitals beinahe unbekannt, in Frankreich, wo er ſich durch den Belagerungs- und Kriegszuſtand der Kaſten charakteriſirt, wächſt er mit jedem Tage.

Den Kampf der neuen Anschauungen, neuen Interessen und neuen Bedürfnisse gegen die drei Formen der Autorität bedingen die drei großen Revolutionen der Neuzeit: die religiöse, politische und soziale. Alle drei stehen unter einander in Verbindung, alle drei unterstützen einander. Sie sind ganz wesentlich nur verschiedene Phasen, welche die Gesellschaft, je nach der Höhe ihrer Entwickelung, durchzumachen hat. Jedes Volk, das die religiöse und politische Revolution bestanden, wird bald auch die soziale zu bestehen haben.

Die politische Revolution erscheint in doppelter Form.

Bei den noch am wenigsten entwickelten Völkern gilt es, sich nach Racenunterschieden zu scheiden und als freie, selbstständige und zur Selbstbestimmung berechtigte Individuen hinzustellen. Ihre freigewordene Kraft und ihr erwachtes Bewußtsein empören sich dagegen, daß eine Regierung über sie herrschen solle, die nicht aus dem Schooße ihrer eigenen Nationalität hervorgewachsen. Wenn sie früher das Eigenthum fremder Fürsten gewesen, so ringen sie jetzt darnach, sich

frei zu machen von den Völkern, mit denen ſie unter gemeinſchaftlichem Despotismus zuſammengelebt. Ihre politiſche Revolution hat die Färbung einer nationalen. Sie fordern die Gleichberechtigung aller Nationalitäten zur Selbſtregierung.

Anderswo ſträubt ſich das gereifte Bewußtſein eines Volks gegen die tyranniſche Annahme, daß ein einzelner Menſch und eine einzelne Familie, im Beſitz eines unbegreiflich gewordenen Rechts, durch die Willkür ſeiner Intereſſen oder ſeiner gottbegnadeten Laune dem vernünftigen Willen von Millionen hindernd oder vernichtend entgegen treten könne. Die Nation fordert die vernünftige Herrſchaft des Volkswillens, die politiſche Revolution iſt ihrem Inhalt nach demokratiſch. Man kämpft um die Gleichheit aller Bürger, ſelbſt der mit der Leitung der Staatsgeſchäfte Vertrauten vor dem Rechte und den Geſetzen.

Die ſoziale Revolution, wir haben es ſchon mehrmals geſagt, iſt die zuhöchſt ſtehende, umfangreichſte und aller Wahrſcheinlichkeit nach letzte Revolution. Sie geht aus der Erkenntniß

hervor, daß alle Freiheit und Souverainetät des Volkes fiktiv und illuſoriſch ſei, ſo lange nicht jedem Bürger des Staates die Mittel geboten ſind, zur Entwicklung aller ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte zu gelangen. Sie fordert Eigenthum und Erziehung für alle Menſchen ohne Ausnahme. Ihre Loſung iſt Gleichberechtigung aller Menſchen, nach Maaß ihrer Arbeit, an allen ſozialen Gütern.

Die drei Revolutionen, die religiöſe, politiſche und ſoziale ſind Ausflüſſe eines und deſſelben Prinzips. Wer ſich für die eine entſcheidet, muß ſich für beide andern entſcheiden, denn die eine geht mit logiſcher Conſequenz aus der andern hervor. Jede iſt ein abgeſchloſſener Kreis, je nach der Bildungsſtufe des Volks, das ſie durchmacht, alle drei ſind immer höher ſteigende Palingeneſieen der Menſchheit.

Jede Revolution iſt der Kampf der weiteren, mehr Recht und mehr Menſchen umfaſſenden Berechtigung gegen die engere, weniger Recht und weniger Menſchen umfaſſende. Darin, daß das neue Prinzip weiter und umfaſſender iſt, als das ältere, liegt ſeine Berechtigung.

Indem aber die Revolution ihr neues Prinzip aufſtellt, tritt ſie aus dem Zerſtörungsprozeß heraus und wird aufbauend.

Der Kirche, d. h., der Autorität und dem Monopole des Glaubens gegenüber, das einer einzelnen Kaſte: den Prieſtern, die abſolute Gewalt über die Seelen überträgt, ſtellt die kirchliche Revolution das Princip des freien Gedankens, der freien Kritik auf.

Der Monarchie, d. h. der Autorität und dem Monopole der Gewalt, das die Regierung des Staats in die Hände geburtsvorzüglicher Menſchen legt, ſtellt die politiſche Revolution das Prinzip der Volksſouverainität, des vernünftigen Geſammtwillens auf.

Dem Capitale gegenüber, oder der Autorität und dem Monopole des Eigenthums gegenüber, welches Eigenthum nur für eine andere Kaſte: die Bourgeoiſie, anerkennt, ſtellt endlich die ſoziale Revolution das Prinzip und das Recht der Arbeit, d. h. das Eigenthum für Jeden auf.

Wir ſehen, jede der drei Revolutionen iſt eine wahrhaft progreſſive und ſomit wahrhaft legitime. Jede ſucht den Kreis der Freiheit und

Selbſtſtändigkeit, kurz der Souverainität in der menſchlichen Geſellſchaft zu erweitern. Jede iſt ein Vorrücken zur Gleichheit; die Vollendung der ſozialen Bewegung würde die Realiſirung einer Geſellſchaft von freien, gleichen und ſomit brüderlichen Menſchen ſein.

Indeſſen entwickeln ſich dieſe Zerſtörungsprozeſſe mit fataliſtiſcher Nothwendigkeit. Die Baſis aller Autorität, der Glaube, iſt vernichtet und ſomit iſt die Autorität, um ſich zu erhalten, auf die bloße Gewalt reduzirt. Auf der Gewalt allein gefußt, kann ſich aber kein Inſtitut erhalten, und was ideal vernichtet iſt, muß auch in der Welt der Thatſachen vernichtet werden. Alles was die ſinkenden Autoritäten von nun an erhalten ſoll, wird ihnen ſelbſt zum Verderben und beſchleunigt nur ihre Vernichtung. Das Papſtthum ſinkt in Trümmer, indem es ſich dem Bewußtſein der Zeit noch einmal aufdringen will, die Monarchie zerſtört ſich ſelbſt, indem ſie die Volksvertretungen auflöſt, die Hauptſtädte bombardirt und ein Schreckensſyſtem einführt, das die letzten Anhänglichkeitsſpuren vernichtet. Das Kapital endlich ruinirt ſich ſelbſt, indem es

ſich dem Verkehr entzieht, und das Proletariat auszuhungern verſucht. Nur die kurzſichtige Bornirtheit kann, wenn ſie den großartigen Zerſtörungsprozeß der Zeit überblickt, an die Möglichkeit einer Reſtauration glauben. Es wäre leichter einem Mädchen die verlorne Jungfrauſchaft zu reſtauriren, leichter die geborene Frucht wieder in den Mutterleib zurückzubringen, als die Revolution mit der ganzen ungeheuren Folge ihrer Conſequenzen ungeſchehn zu machen. Was ſich reſtauriren läßt iſt der Schein. Die Wangen des Leichnams kann man ſchminken, dem Leichnam ſelbſt ein Schwert in die Hand geben und ihn auf den Thron ſetzen; ſeinen Tod ſelbſt zurücknehmen vermag keine Macht des Himmels und der Erde. Man reſtaurirt den Papſt! Sein Segen bleibt in Rom und in der Welt auf ewig nutzlos. Man reſtaurirt die Könige! Die Monarchie bleibt todt in den Herzen der Völker. Man ſchütze das Capital! Wer erhält die Dienſtbarkeit in den Maſſen?

Die Bourgeoiſie ſieht in der ſozialen Reform, wie ſie die nächſte Zukunft zu realiſiren verſuchen wird und zu realiſiren verſuchen muß, den

Untergang der Bildung, der Künste, der Wissenschaften, mit einem Worte der Civilisation. Das ist natürlich! Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat die privilegirte Kaste der Gesellschaft ihr Bestehen für identisch gehalten mit Ordnung, Bildung, Civilisation, identisch mit dem Bestehen der Welt. Als die Ketzer das Prinzip der freien Kritik der kirchlichen Autorität gegenüber in Anspruch nahmen, sahen die Vertheidiger der alten Gesellschaft in ihnen die Vernichter alles Heiligen. Die kirchlich herrenlose Welt war für sie die Barbarei. Erinnern wir uns, daß zu Ende des Mittelalters ein Buch unter dem Namen de auferibilitate Papae erschien. Der gelehrte Verfasser bewies darin, wie die Welt, so bald sie den Papst unterdrücken würde, vom Christenthum zum Deismus, vom Deismus zum Pantheismus, vom Pantheismus endlich zum Pyrrhonismus übergehen würde, in welchem die Menschen nicht mehr von Thieren zu unterscheiden sein würden. Wohlan! Die päbstliche Autorität ist vernichtet und wir erkennen jetzt in der Revolution, die uns von ihr befreite, eine wahrhaft progressive Bewegung.

Als ſpäter die Revolution ſich gegen die feudalen Rechte kehrte, wiederholte ſich dasſelbe Schauſpiel. Adel und Clerus hielten die Aufrechthaltung ihrer Privilegien und Vorrechte für identiſch mit der Aufrechthaltung der Welt und weiſſagten den Sturz der Bildung, das Zerreißen aller Bande, wenn es für jeden Bürger gleiches Recht und-Geſetz geben ſollte. Wiederholt ſich nicht heute, da die Frage de auferibilitate regum geſtellt iſt, daſſelbe wie damals, als man über die Entbehrlichkeit des Pabſtes disputirte? Wie viele politiſche Theologen beweiſen uns nicht, daß wir durch Annahme der Republik von einem Schreckenszuſtand in den andern ſinken würden, bis wir in die Anarchie der Barbarei gelangen würden! Wir wiſſen was wir von dieſen Prophezeiungen zu halten haben.

Die ſoziale Reform bedeutet nichts Geringeres, als eine Erneuerung der Welt, ſie trifft eine ganze, ungeheure Kaſte der Geſellſchaft nicht minder ſchmerzlich in ihren Ueberzeugungen und Intereſſen, als dereinſt die religiöſe Revolution den Clerus, die politiſche Revolution den Adel traf. Sollte ſie nicht eben ſo viel

Feinde zählen, wie jene vorausgegangene Revolution, und nicht über gleiche Hindernisse hinwegstürmen müssen, wenn dereinst ihr Banner sich glorreich entfalten soll?

Wir aber wissen, daß eine neue Zeit kommen muß, und wenn auch eine ganze Generation im Kampfe darüber untergehn sollte. Wir haben gesehen, daß nachdem in der alten Gesellschaft nur ein Einziger frei, selbstständig, souverän gewesen, die Freiheit, die Selbstständigkeit, die Souverainität übergegangen ist zuerst auf eine Kaste von Wenigen, die sie den Adel nannten, dann auf eine zahlreichere Kaste, welche die Bourgeoisie ist. Wir haben gesehn, daß bei jeder dieser Ausbreitungen des Rechts und der Gleichheit Kunst, Wissenschaft, Poesie, die ganze Sphäre des menschlichen Geistes erweitert wurden. Was soweit gediehen, muß weiter entwickelt werden. Die Freiheit, Selbstständigkeit und Souverainetät muß sich ausdehnen auf die ganze Gesellschaft. Dein Reich muß kommen für Alle, heilige Gleichheit!

Inzwischen wollen wir sehn, ob eure Kanonen auf die Dauer stärker sein werden, als unsere Prinzipien!

Der

Sohn des Atta Troll.

Ein Winternachtstraum.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1850.

BIBLIOTHECA
REGLA.
MONACENSIS.

Caput I.

Nicht Perſepolis, nicht Theben,
Theben mit den hundert Thoren,
Memphis nicht, die Stadt der Sphinxe
Wo die Pharaonen thronten,

Keine Stadt, die je geweſen,
Auch in keinem Märchen eine —
War wohl herrlich wie Paris
War im März des großen Jahres.

Welches Wogen auf und nieder
Die Boulevards! Die ganze Menſchheit
Ledig ihrer Pädagogen
Macht Vacanz und geht ſpazieren.

Macht Vacanz und geht ſpazieren,
Singt und lacht und commerſchieret,
Singt ihr neues Gaudeamus —
Das Mourir pour la patrie!

Ja Mourir! ein Lied vom Sterben
Singt das holderwachte Leben!
So auch iſt ein Lied von Thränen
Jugend, ſtets Dein erſtes Lied!

Lieder ſingend, Fahnen ſchwenkend
Pflanzt man junge Freiheitsbäume,
Pflanzt ſie an den Ufern eines
Niagaraſtroms von Menſchen!

Hoch darüber ſteht die Sonne
Pomphaft! Dieſe gute Dame
Hat die ſchönſte Strahlenrobe
Angethan zu dieſem Feſt!

8

Alles ſieht ſie, alles freut ſie!
Stadt und Strom und Menſchenmenge
Weiten Platz, gewundne Gaſſe
Ueberſieht ihr Mutteraug'.

Jede kleine Roſenknospe
Auf dem Häubchen der Griſette,
Jedes Tuch mit blut'gen Spuren
Auf der Stirne eines Helden,

Jede helle Siegesthräne
In dem Aug' des Proletars
Sieht ſie; vor der Juniſäule
Raucht der Thron Louis Philippe's.

Caput II.

Auf dem Platze der Baſtille
Rauſcht es freudig wie ein Meer.
Hier in Röcken, dort in Blouſen
Drängt ſich buntgemiſchtes Volk.

Rock und Blouſe durcheinander!
Fern iſt noch die böſe Zeit
Wo ſich beide Kleidungsſtücke
Fürchterlich bekämpfen werden.

Aus dem Meer von Röcken, Blouſen,
Hebt ſich eine Rednerbühne
Mit den trikoloren Fahnen
Aller Völker ausgeſchmückt.

Deutſchlands ſchwarzrothgoldnes Banner
Lang verfehmt und lang verborgen
Hat zu Frankreichs und Italiens
Trikoloren ſich geſellt.

Und im Volk, das unten kreiſet
Welch' entflammte Feſtgeſichter!
Delegaten aller Völker
Feiern ein Verbrüdrungsfeſt.

Redner ſteigen auf die Bühne
Donnern laute Apoſtrophen,
Schwinden wieder, — aus dem Volke
Tönt der Girondiſtenchor!

Schönes Schlachtlied! Jede Rede
Schließt es ab, ein kühner Schlachtruf
Sich zum freud'gen Kampf zu rüſten
Gegen Throne und Tyrannen! —

„Völker," tönt es, „o erhebt Euch,
Folget Frankreichs hohem Beiſpiel!
Düngt des Freiheitsbaumes Wurzeln
Mit dem Blut der Tyrannei."

„Deutſchland! nur zu lang geduldet
Haſt den Fußtritt du der Fürſten,
Raff dich auf! der eignen Freiheit
Folgt der Welt Befreiung nach!"

Kenntlich an der zack'gen Mütze
Steigt ein Pole auf die Bühne:
Ach er ſieht im Glanz der Tage
Seines Volkes Auferſtehung.

Hohe Rührung faßt die Maſſen
Thränen ſtürzen aus den Augen,
Nicht blos Frankreich brach die Kette,
Ganz Europa bricht ſie mit!

Fahnen flattern, Mützen fliegen,
Doch wie ſich das Chaos lichtet
Wird man auf der Rednerbühne
Einen neuen Gaſt gewahr.

Eine liebliche Griſette
Sieht ihn von erhöhtem Platze;
Zu dem Freunde, zierlich lachend,
Spricht ſie: Sieh nur, welch' ein Bär!

S' iſt ein Deutſcher, ſpricht der Nachbar,
Ihm gleicht Mancher über'm Rheine;
Doch in ſolcher rauhen Hülle
Birgt ſich oft ein edles Herz!

Seltſam wahrlich iſt das Aeußre
Des Barbaren, dicht bebartet
Iſt ſein Antlitz, doch ſein Auge
Zeugt von weicher Schwärmerei.

„Tief verwundet im Gemüthe
Haben, ſpricht er, ihn die Reden
Dieſes Tags, und laut und mächtig
Proteſtirt er gegen ſie!

Sprechen darf er, denn geduldet
Hat er viel, und wahrlich Niemand
Wird in ihm, dem Exilirten,
Einen Fürſtenknecht vermuthen.

Aber drum nur lauter künden
Muß er es: ob andre Völker
Wanken in der Pflicht der Treue —
Deutſchland hält an ſeine Fürſten!

Denn in ſeinem deutſchen Herzen
Iſt der Deutſche tief monarchiſch,
Liebt die Fürſten, — viele hat er —
Und er liebt ſie drum noch mehr!“

Dumpfes Murmeln in den Maſſen
Regt ſich bald bei dieſen Worten,
Ein „herunter!“ tönt bedrohlich
Mahnend, hier und dort hervor.

Doch der Redner ſtreicht die langen
Braunen Locken aus der Stirne,
Wartet, bis der Sturm ſich leget
Und fährt dann gelaſſen fort:

„Seht mich an, ein Recht zu ſprechen
Hab ich, da ich viel geduldet,
Ja, um Deutſchland's Willen trag' ich
Dreizehn Jahre des Exils!

Und ſo ſag' ich euch: monarchiſch
Iſt der Deutſche, liebt die Fürſten;
Trüg' er wohl umſonſt im Herzen
Was ihr nie begreift — die Treue?

Den gemäßigt ruh'gen Fortſchritt
Mag er gern, — ſoweit die Fürſten
Ihn erlauben — doch die Sprünge
Läßt er Affen und Franzoſen."

Ja, den Affen und Franzoſen!
Dieſes Wort, es zündet ſchrecklich —
Nieder, nieder mit dem Dulder!
Tönt es bald in wildem Chor.

Von der Bühne niederſteigen
Muß der Redner, ihn empfangen
Wie er bei den Seinen landet,
Welche Flüche, welche Püffe!

Halb geſchoben, halb getragen
Wird er aus dem Kreis geworfen;
Gern verläßt er eine Stätte
Wo man ſo die Dulder ehrt.

Caput III.

Nicht allein nach Hauſe ging ich
Von dem Platze der Baſtille.
Mir zur Seite ging ein theurer
Deutſcher Dichter, Heinrich Heine.

Tiefnachdenklich mir zur Seite
Wandelte der kranke Dichter,
Brummte leiſe, und bedeutſam
Schüttelt er das greiſe Haupt.

Doktor, ſprach ich mit Beſorgniß
Was bekümmert Ihre Seele?
Konnte jenes Redners Unſinn
Sie mit Unmuth ſo erfüllen?

Schweigſam blieb der theure Dichter,
Sprach dann: zwiſchen Erd' und Himmel
Giebts der Dinge viel, von welchen
Nichts die Philoſophen träumen.

Nur die Unſchuld der Griſetten
Ahnt ſie oft, die tiefen Räthſel,
Und in hingehauchtem Ausſpruch
Nennt ſie ſie, halb unbewußt!

Doktor, ſprach ich, ganz vergebens
Müh' ich mich Sie zu verſtehn.
Denn bisher mir unbekannt
War die Unſchuld der Griſetten.

Er darauf: ſo hätten Sie
Unſre Nachbarin vergeſſen?
Wie ſie auf den Redner hinwieß
Mit dem Ausruf: „Welch ein Bär!“

Ahnungsmacht der Unſchuld eigen!
Jener Redner braunbebartet
Iſt ein Bär, und iſt kein Andrer
Als der Sohn des Atta Troll.

Jenes Troll, den der Laskaro
Einſt gefällt ſo liſt'ger Weiſe,
Jenes Troll, den ich beſungen
Auf vierfüſſigen Trochäen! —

Doktor, ſprach ich drauf, ich fürchte
Arg verſtört hat Sie die Nachtluft,
Denn ein Menſch war jener Redner,
Aber Atta Troll ein Bär.

Ja ein Bär, wenn auch an Tugend
Und an Weisheit überlegen
Wie ein hohes Wunder, allen
Bären, die die Welt geſehn.

Er darauf: nur eine ſchmale
Scheidewand trennt Thier' und Menſchen.
Menſchen werden oft zu Thieren,
Thiere werden manchmal Menſchen.

Von dem Dahlmann weiß es jeder
Daß er manchmal wird zum Uhu,
Und des Nachts nach Fledermäuſen
Ausgeht zum Kiffhäuſerberge.

Biedermann ſtaunt von den Gänſen
Die das Capitol gerettet,
Bally ehrt als ſeinen Ahnherrn
Sancho Panſa's würd'ges Langohr.

Von den großen Meeresſchlangen
Hat die Wiſſenſchaft bewieſen
Daß ſie nur in's Meer gefall'ne
Stücke ſind aus Beſeler's Reden.

Doch der junge Atta Troll,
Ward ein Menſch aus einem Bären,
Ich, der ich beſang den Vater,
Sollt' ich nicht den Sohn erkennen?

Caput IV.

Weiter bei dem Glaſe Grog
Sprach der Dichter: Armer Troll!
Einen herrlicheren Dulder
Sang noch keine Odyſſee.

Doch nur abgeriſſne Kunde
Habe ich. Dies Material
Laſſ' ich dem Homer der Zukunft
Gerne ab zu niederm Preis.

Nach dem Tod des wackern Vaters
War nicht ſeines Bleibens mehr
In den heimathlichen Bergen
Und ſo zog er aus nach Deutſchland.

Ohnehin von deutſchem Urſprung
War das alte Haus der Troll-
Bärenhäuter, und ihr Stammbaum
Ging hinauf bis zu Tuiskon.

Denn nur ein ſymbol'ſcher Bär
War der Atta ſtets geweſen,
Eigentlich war er Tendenzbär
Und ein deutſcher Autochtone.

Gravitätiſch von Geberde,
Grobianiſch von Geſinnung,
Und im Fortſchritt äußerſt mäßig,
Kein Talent doch ein Charakter.

Stattliche Verwandten hatte
Unſer Held, er dachte ihrer,
Endlich ſucht er einen auf
Der als Hofrath lebt in Marburg.

Statt des fremden welſchen „Atta“
Gab man ihm den Namen Michel,
Traun ein ſchöner Nam'. Er zieret
Trefflich jeden Biedermann.

Griechiſch lernt er und lateiniſch
Faſt als Knabe ſchon, ihn ſchmückte
Frühen Alters jede Tugend
Welchen einen Edlen ziert.

Für Gymnaſtik ſehr begabt
War der Jüngling. Auf der Schule
Welche ſpäter er bezog,
Ward er bald der beſte Turner.

Auf dem Reckbaum und der Stange
Kam ihm keiner gleich, auch ward er
Ein Puriſt in deutſcher Sprache,
Wenn auch eben nicht in Wäſche.

Frisch, fromm, frei und waldursprünglich
Blieb sein Wesen. Welch' ein Bursche
War er, wenn er in der Kneipe
Saß mit aufgeschürzten Aermeln!

Doch die Burschenschafterei
Brachte Manchen schon zum Falle,
In das Attentat von Frankfurt
Ward er mit hinein gezogen.

Ja er war bei jenem großen
Sturm auf die Constablerwache
Als der Doktor Ludwig Schneegans
Deutscher Kaiser werden sollte!

Was des Attentates Ende
Brauch ich Ihnen nicht zu melden;
Unser Held, der mit dabei,
Mußte über'n Rhein sich flüchten.

Welches Schickſal! Bei dem Franzmann
Den er haßt und tief verachtet
Muß er für's verfehmte Haupt
Eine Zufluchtsſtätte ſuchen.

Hören muß er welſchen Laut,
Sehen muß er welſche Sitte
In dem ſünd'gen Babylon
Er, der Keuſche, muß er leben.

Kämmen muß er ſich das Haar
Waſchen ſich, ſogar raſiren —
Dieſer ſchnöde Aufenthalt
Macht ihn immer mehr zum Menſchen!

Von dem bitterm Brod der Fremde
Hat der Dante ſchon geſprochen,
Unſer Dulder muß das blut'ge
Beefſteak des Exils verſpeiſen!

Für die allgemeine Zeitung,
Wo ihn Laube protegirt,
Fängt er mälig an zu ſchreiben
Das Exil macht ihn zum Autor!

Die Grandezza ſeines Vaters
Hat der Sohn, in zott'ger Hochbruſt
Die Geſinnung und das Pathos
Und die ungeheure Stimme!

Für den Fortſchritt, der gemäßigt,
Steht er ein mit vollem Nachdruck,
Aber zwingt man ihn zum Laufen
Wird er wild und beſtialiſch.

Heimath! wenn ich an dich denke
Füllen Thränen meine Augen!
Ich befürchte Atta Troll
Wird ein Volksmann noch in Deutſchland.

Caput V.

Eine feuerrothe Chaiſe
Rollt durch Frankfurts ſchwarzes Thor,
Und in ihrem rothen Bauche
Birgt ſie einen großen Gaſt.

Ruhlos wirft ſich hin und wieder
Dieſer Gaſt und mißt die Straßen,
Blickt mit einem tiefen Seufzer
Zur Conſtablerwache aufwärts.

Ach! an dieſem Blick nach oben
Haſt du ihn, mein Herz, erkannt!
Unſer Dulder iſt's aus Frankreich,
Und er eilt zu Deutſchlands Hilfe!

Denn die grauſe Anarchie
Drohet alles zu verſchlingen!
Kaum, daß man im Oberland
Hecker's Aufſtand hat bewältigt!

Schlimmer faſt ſteht's um Berlin!
Wird das Volk auch nächſtens wieder
Auf die „thränenreichen Bitten"
Achten, ſeiner Königin?

Nun, in ſolchen ſchweren Zeiten
Iſt ein Parlament von Nöthen,
Das in ein geſetzlich Strombeet
Leitet die empörte Flut.

Stehen wird es und nicht wanken
Ueber Fürſten, über Völker!
Nach zwei Seiten hin bekämpfen
Wird's die grauſe Anarchie.

Fürſten, die ihm nicht gehorchen,
Wird es ſtrafen als Rebellen,
Doch den Aufruhrdrang im Volke
Straft es als rebelliſch auch.

Daß in ſeinem Schooße alle
Männer glichen unſerm Helden!
Deutſchlands Ehre wär' gerettet,
Deutſchlands Größe wär' gegründet! —

Seinem Parlament entgegen
Lacht das alte, ſchmucke Frankfurt,
Aus den Fenſtern aller Häuſer
Lachen Fahnen, ſchwarzrothgold.

Selbſt die Bundestagsgeſandten
Lachen, und die alten Juden,
Die die Politik betreiben
Von dem Standpunkt der Procente,

Wunderbar! Im Römerſaale
Lachen ſelbſt die Kaiſerbilder,
Weil man ſie für's Parlament
Düſſeldorfiſch überpinſelt.

Aus der feuerrothen Chaiſe
Vor dem Haus der Thurn und Taxis,
Von den Seinen längſt erwartet,
Tritt nun unſer wackre Troll.

Schluchzend in den Armen liegt er
All den alten Burſchenſchaftern
Den Soirons und Eiſenmännern —
Und der edle Gagern weint!

Caput VI.

Wer nach beiden Seiten hin
Will die Anarchie bekämpfen,
Kann wohl füglich nirgendwo
Hin ſich ſetzen, als ins Centrum.

Dorthin ſetzt ſich unſer Troll
Auf dem breiten, tücht'gen Hintern,
Blickt mit Brummen und mit finſter-
Grimmem Blick nach beiden Seiten.

Mit der Rechten nichts gemein
Haben will der wackre Kämpe,
Denn die Rechte glaubt nicht an die
Souverainität des Volkes.

Und an dieſe hält er feſt —
Wenn er gleich nicht will verkennen,
Daß die Fürſten freilich auch in
Mancher Hinſicht ſouverain ſind.

Schnöde Rechte! o er haßt ſie,
Sie beſtreitet dieſem Hauſe,
Daß es aus ureigner Macht
Deutſchland zu geſtalten habe.

Daran aber hält er feſt —
Wenn er gleich nicht will verkennen,
Daß das „Haus" zu ſchaffen habe,
Nur, worein die Fürſten willigen.

Süßes Wort, Vereinbarung!
Lispellaut in Föhrenhainen
Seufzer, den die holde Braut
In die Abendlüfte hauchet —

Unſer Troll begehrt nach dir,
Liebevoll ſich zu vereinbar'n
Mit den angeſtammten Fürſten —
Darnach ſehnt ſich ſein Gemüth!

O wie ſtört in dieſem Drang
Roh und irdiſch ihn die Linke,
Welche ohne Ziel und Maaß
In die Anarchie hineinſtürmt!

Dieſe will nicht erſt befragen
All die lieben, wackren Fürſten,
Die jetzt, auf dem Bauche liegend
Alleſammt ſich ſcheintodt ſtellen.

Statt ſamaritaniſch ſie
Zu frottiren, und zu ſalben
Würde ſie — wie gerne — ihnen
Einen Tritt noch appliciren!

Einen nur, nicht mehr bedarf es,
Und es flieht ihr ſchwaches Leben!
Dann mit der Revolution,
Mit der Rieſin gilt's zu bauen!

Aber ſolche Anſicht führet
Zu Convent und Terrorismus,
Sie verabſcheut unſer tücht'ger
Mann der Mitte, Michel Troll.

Wie er daſitzt, ſcheint an ſeinem
Breiten, ſouveränen Hintern
Revolutionär mir eine,
Legitim die and're Hälfte!

Caput VII.

Wenn der große Heinrich Gagern
Eine große Rede hält,
Dann begiebt ſich faſt ein Wunder
In der Seele unſers Trolls.

Thränen düſtern ſeine Augen,
Seufzer ſchwellen ſeine Bruſt,
Und dem Parlament entrückt ihn
Dieſer Stimme Wunderlaut.

Wohin ſchweift ſein irres Denken?
Dieſer monotone Baß
Scheint ihm wie der Ton der Trommel,
Die zum Tanz den Bären lockt.

Ja dies iſt die große Trommel,
Iſt das große Kupferbecken,
Wo das Hohle mit dem Leeren
Sich ſo angenehm verbindet!

Welche Tiefe, welche Breite,
Welche einfach hohe Würde,
Welche Fülle der Geſinnung
Liegt in dieſem einen Ton!

Ja dies iſt der Bärenführer
Deutſcher Größe, deutſcher Würde!
Wo iſt Einer, welcher nicht
Gern nach dieſem Takte tanzte?

Ja dies iſt der Bärenführer
Deutſcher Größe, deutſcher Würde!
Giebt's wohl ſchönere Muſik
Als dies hehre Bum, Bum, Bum?

In der Seele unſres Helden
Wogen ſeltſam die Gedanken
Und ein weiter Marktplatz ſcheint
Ihm die Kirche von St. Paul.

Ringsum die Verſammlung dünkt
Ihm ein Chor erſtaunter Jugend,
Welche reglos in Entzücken
Auf den Bärenführer blickt.

Längſt entſchlummerte Geſittung
Regt ſich in des Wackren Seele,
Und der Kunſtgebrauch des Vaters
Wacht phantaſtiſch auf im Sohn.

Dumpfe Töne des Entzückens
Stößt er aus der zott'gen Hochbruſt,
Reckt die Glieder — und allmälig
Hebt er gar zu tanzen an.

Staunend ſehn die Profeſſoren
Ihren ſeltſamen Genoſſen,
Der begeiſtert hingeriſſen
Rythmiſch Arm' und Beine regt!

Caput VIII.

Schon ſeit Wochen in den Wochen
Liegt das deutſche Parlament.
Deutſchland wird ein Oberhaupt,
Deutſchland einen Herrn erhalten.

An des Parlaments Beſchlüſſe
Wird er nicht gebunden ſein —
Scheint dies auch ein wenig thörigt,
Iſt's doch konſtitutionell.

Aber welches Oberhaupt
Soll das Parlament erküren?
Ach mit dieſer Frage kann
Unſer Held nicht fertig werden.

Wär' es nicht, daß Gagern's Rede
Ihn entflammt mit hoher Kühnheit,
Würde er des Wählens Mühe
Gern den Fürſten überlaſſen.

Aber hinter ſeinem Meiſter
Bleibt kein Schüler gern zurück,
Und es reizt ein kühner Griff
Um ſo mehr, wenn er gefahrlos.

Hin und her Gedanken wiegend,
Wandelt unſer Held umher;
Fremde Anſicht zu vernehmen,
Geht er in den Hof von Augsburg.

Fromme Männer walten dort,
Gotterleuchtete Gemüther,
Dieſe hier kaſteien ſich —
Andre liegen in Verzückung.

Edel ſieht man dort (aus Würzburg)
Der nach frommer Siedlerweiſe
Nie ſich wäſcht und auch am Leib
Nie ein Ungeziefer tödtet.

Mit entflammtem Kürbisantlitz
Präſidirt der fromme Laſſaulx,
Laſſaulx, der als beſter Winzer
In des Herren Weinberg ſchafft.

Und er ſpricht · vernehmet mich
O Geliebte! jüngſt genoſſen
Hatt' ich jenes edlen Tranks,
Der uns an die Heimath mahnet.

Stets ein Paternoſter betend
Zwiſchen jedem Seidel war
Ich entſchlummert — als ich ward
Auserſehen von der Gnade:

Mir erſchien die Mutter Gottes,
Jene ſelbe, die gemalt
Iſt in München bei den frommen
Brüdern, den Redemptoriſten.

Ihr zu Seite ſtanden zwei
Fromme Männer in Talaren,
Ich erkannte gleich die Heil'gen
Urban und Pankrazius.

Und ſie ſprach: mein treuer Sohn,
Der du unaufhörlich ſtrebſt
Nach dem wahren Oberhaupt
Für das heil'ge deutſche Reich,

Wende du dein Angeſicht
Nach der grünen Steiermark
Dort in jenen ſtillen Gau'n
Wirſt du finden, wen du ſucheſt.

Fromme Menſchen leben dort
Arm am Geiſte, doch begnadet,
Unverdorben. Schnöder Weltſinn
Tadelt ihre dicken Köpfe.

Dort auch lehren fromme Prieſter
Von der Sekte des Liguori,
Freiheit und Philoſophie
Sind dort ungebrauchte Worte.

Dort, auf einem Berge finden
Wirſt du einen alten Mann,
Der das heil'ge deutſche Reich
Wird aus aller Noth erlöſen.

Fromme Sitte der Tyroler
Wird er her nach Deutſchland bringen,
Und verbannen aus dem Reiche
Bauer, Strauß und Feuerbach.

Trifft du ihn auf einem Acker
Melde ihm, was du geſehn,
Und er wird die Lenden gürten
Und dir her nach Frankfurt folgen.

Alſo ſpricht der fromme Laſſaulx
Und im Abgehn taucht er ſeine
Fingerſpitzen in ein Bierglas,
Das ihm ſcheint ein Weihekeſſel.

Doch auf's Antlitz ſich bekreuzend
Fallen rings die Frommen alle,
Rufen: Kyrie eleiſon,
Und: Laſſaulx ora pro nobis!

Caput IX.

In den Würtemberger Hof,
Wo er die Conſorten findet,
Stolz und mit gehobner Stirne
Schreitet unſer wackre Troll.

Biedermänner walten dort
Conſtitutionell monarchiſch,
Maaßvoll ſchwärmend für die gute
Demokrat'ſche Monarchie.

Monarchie, Demokratie!
Welche ſaubre Kuppelwirthſchaft!
Traun, die Monarchie wird bleiben,
Und das „demokratiſch" ſchwinden!

Ausgerungen hat den Kampf
Unſres Liedes theurer Held,
Seine Einſicht hat entſchieden
Und er wirft den Würfel hin:

Freunde, ſpricht er, nimmer ſchwanken
Könnnt ihr in der Wahl des Hauptes,
Wählen könnt ihr zum Verweſer
Nur den Erzherzog Johann.

Friſch, fromm, frei und waldurſprünglich,
Wie wir's lieben, iſt ſein Weſen,
Dieſer Alpenkönig iſt,
Traun, ein deutſcher Autochtone!

Iſt er nicht des Centrums Abbild,
Halb vom Fürſten, halb vom Volke?
Hat er nicht dereinſt am Rheine
Einen guten Toaſt gemacht?

Iſt er nicht aus jenem Lande
Schlichter, biederer Tyroler,
Die uns — nebenbei geſagt —
Oft ſchon prellten auf den Märkten?

Bringen wird er uns als Mitgift
Das gewalt'ge, große Oeſtreich,
Alle Czechen und Croaten
Kommen mit in's deutſche Reich.

Ja der Name eines Habsburg
Wird ſie alle mit ſich reißen,
Gerne opfern ſie für dieſen
Ihre Nationalität.

Und ſo gründen wir ein Reich,
Traum, von ſechzig Millionen,
Ungeheuer, wie dereinſt
War das Reich des Artaxerxes!

Stehen wird es — eine Schöpfung
Dieſes Centrums und verkünden
Seine Weisheit, ſeinen Ruhm
Noch den ſpäteſten Geſchlechtern. —

In dem Hintergrund des Saales,
Von den Andern unbemerkt,
Steht der Ritter Anton Schmerling
Und er lacht mephiſtopheliſch:

Lacht ſo ſchlau, wie einſt zu lachen
Pflegte ſein erlauchter Ahnherr,
Jener große Diplomat
Reinecke auf Malepartus.

„Brütet es nur aus, das Ei,
Das ich klug Euch unterſchoben,
Daß aus ihm der kleine Doppel-
Adler ausgekrochen komme!

Geht nur wieder an die Koppel,
Die ihr jüngſt zerriſſen habt!
Daß euch fürder nichts gelinge,
Dafür, Theure, laßt mich ſorgen!

Dumme Bären, die nichts merken,
Tanzt nur fort nach unſrer Pfeife
Bis wir mit gegerbtem Fell
Wieder Euch nach Hauſe ſchicken!

Glocken läuten, Pöller knallen,
Jubel ſchallt durchs Haus St. Paul
Und das deutſche Parlament
Tritt in's Stadium der Verweſung!

Caput X.

Was des Deutſchen Vaterland!
Sag' es uns, o theurer Sänger
Der du auf der rechten Seite
Schmunzelnd dir die Hände reibeſt.

Kurze Höſlein, Schnallenſchuhe
An den Spindelbeinen, tanzeſt
Pumper, und nennſt — wie kindlich! —
Dich den „Weißkopf“ und „den Arndt“.

Was des Deutſchen Vaterland?
Sag' es uns, wir möchten's wiſſen
Eh' du noch die neue Strophe
Dichteſt zu dem alten Liede.

Schon ſeit Monden ſtellt das deutſche
Parlament ſich dieſe Frage
Stellt ſie wieder, doch in's Reine
Kann es niemals d'rüber kommen.

Iſt es Preußen, Baiern, Sachſen
Schleswig Holſtein meerumſchlungen,
Iſt es das gewalt'ge Oeſtreich
Iſt es Schleiz-Greiz-Lobenſtein?

Reicht das deutſche Vaterland
Bis nach Ungarn und nach Polen?
Iſt Trieſt ein deutſcher Hafen,
Poſen eine deutſche Feſtung?

An der Theiß und am Ohio
Und im Faubourg St. Antoine
Leben Deutſche, warum ſollten
Sie nicht auch zu uns gehören?

Sollten nicht die deutſchen Sänger
Selbſt den Mond erobert haben?
Ja der Mond, der blaſſe Träumer
Sagt, gehört der nicht zu Deutſchland?

Was des Deutſchen Vaterland?
Dieſe Frage hört man klingen
Stets variirt in infinitum
Tag für Tag im Parlament.

Endlos Fragen! Keine Antwort
Bringt das Echo je zurücke,
Ging es nach dem Parlamente
Zög ſich's fort zum jüngſten Tag.

Ja zum Tag, wo Gott der Herr
Richten wird ohn' Unterſchied
Frankfurter und Sigmaringer,
Heſſenhomburger und Greizer.

Caput XI.

Was des Deutſchen Vaterland?
Sag' es uns, du theurer Sänger,
Der du auf der rechten Seite
Tanzend dir die Hände reibeſt!

Schrecklich halb und halb berauſchend
Geht heut' eine dunkle Kunde,
Kündet: Wien hat ſich erhoben,
Kündet: Wien ſteht auf in Waffen.

Es erhob ſich, es zu hindern,
Daß die Diener ſeines Kaiſers
Deutſches Blut zum Kampfe ſchicken
Gegen ein verbrüdert Volk.

Es erhob ſich, weil der Grenze
Drohend halb, halb auf der Flucht
Mit des Krieges wild'ſten Greueln
Sich ein Slavenhäuptling naht.

Aus dem Staube, aus der Aſche
Steiget die Revolution,
Kündet, ihre Locken ſchüttelnd
Fürſten, ſeht, ich lebe noch!

Nun herauf ihr Patrioten,
Ihr Chetrusker und Teutonen,
Die ihr ſchwuret jeden Fußbreit
Deutſcher Erde zu vertheid'gen!

Wehrlos, ein gefeſſelt Weib
Lauſcht und zagt die Mutter Deutſchland,
Wie der große Hilf'ruf Wiens
Durch die bange Nacht daher tönt!

Und die deutſchen „Souveraine“
Die Ghetrusker und Teutonen?
O ſie lachen und ſie höhnen,
Gehn zur Tagesordnung über.

Wären's wirklich keine Schatten,
Frazzen nicht aus böſen Träumen,
Dieſe Menſchen wären wirklich
Fleiſch und Blut, und hätten Namen?

Wären Menſchen, würden bluten
Wenn man ſie ein wenig ſtäche?
Könnten ſterben, wenn man ſie
Tiefer ſtäche aus Verſehen?

Wären Menſchen, wahre Menſchen
Hätten Herzen in den Leibern,
Wären — mich bewegts zum Lachen —
Deutſchlands Größen, Deutſchlands Blüthen?

Ja dies ganze Parlament
Wär' kein Schemen, wär' lebendig,
Wär' kein katzenjämmerlicher
Alpdruk von verdorbnem Magen? —

Fern zu Wien, bei Thor und Wällen
Platzen feurige Kartätſchen,
Auf den Barrikaden ſtehen
Proletare und Studenten.

O des Hohns! die Büchſe ladend
Singen ſie das Lied des Alten,
Der dort auf der rechten Seite
Tänzelnd, ſchmunzelnd ſie verhöhnt.

Singend fallen ſie und preſſen
Sterbend noch ihr deutſches Band
Auf die Wunde — dieſe wiſſen
Was des Deutſchen Vaterland!

Caput XII.

Sahſt du je den bitt'ren Trübſinn
Auf dem gelben Antlitz Dahlmann's?
Jenes Antlitz gleicht dem bitt'ren
Schwamm, womit man Chriſtum tränkte!

Immer düſt'rer, unheilvoller
Wird dies bitt're Angeſicht.
Du, der ſtaunend es betrachteſt
Weißt du ſeines Trübſinns Grund?

Einſt zu Prag vor hundert Jahren
Lebt ein hochgelehrter Rabbi
Den das Volk des Prager Ghetto's
Nannt' den hohen Rabbi Löw.

Eine rieſige Geſtalt
Hatte der aus Thon geformt,
Und ihr durch die breiten Nüſtern
Lebensodem eingeblaſen.

Dieſes Weſen hieß der Golem,
Wohlbekannt im ſchwarzen Prag.
Und als rieſ'ger Bote diente
Es dem Rabbi viele Jahre.

Was verloren war gegangen
In dem ſchweren Sturm der Zeiten
Und ein Mährchen ward — der Dahlmann,
Der Profeſſor hat's erneut.

Mit der Weisheit alter Bücher
Formt' auch er ſich ein Gebilde,
Dieſer wunderbare Golem
Heißet Dahlmanns deutſcher Kaiſer.

Auf den Kopf ſetzt er ihm eine
Schöne Kron' von Goldpapier,
Ein vergoldet Lineal
Trägt er in der Hand als Scepter.

Und der Golem ward lebendig,
Und der Golem ward ein Menſch,
In des Meiſters dunkler Stube
Schnaubt und poltert er umher!

Aber ſchrecklich! täglich wächſt er.
Immer wüſter, reckenhafter
Wird trotz allen Zauberſprüchen
Dieſer zott'ge Caliban!

Ganz vergebens ihn zu bilden
Sucht der Meiſter, — zur Lektüre
Wählt er in der deutſchen Zeitung
Die Artikel Robert Hellers.

Aber wüſter ſtets und wilder
Wird des Golems Thun und Treiben,
An dem großen Ungethüm
Will kein gutes Wort verfangen.

Mit dem Lineal bewaffnet
Tritt er oft vor den Profeſſor:
Dahlmann gieb mir einen Thron,
Dahlmann gieb mir Volk und Reich!

Einen Marſtall will er haben
Und ſechshundert Eiſenritter,
Morgen mit der Dämm'rung will er
Seine Römerfahrt beginnen!

Alle Centrumsprofeſſoren
Ruft der Dahlmann auf das Zimmer
Den gigantiſchen Studenten
Zu beſänft'gen, zu belehren.

Als Bajazzo oder Hofnarr
Producirt ſich Vater Jahn
Eine Pritſche in der Rechten
Alte Turnerkünſte übend.

Aber wenig will es frommen,
Stets unbänd'ger wird der Recke,
Schon durchbricht er Wand und Decke,
Auf den Markt will er hinaus.

Ein bedrängter Alchymiſt
Schleicht umher der Rabbi Dahlmann,
Düſtere Verzweiflung malet
Sich auf ſeinem Angeſicht.

Caput XIII.

Auf der faulen Bärenhaut
Liegt der wack're Michel Troll,
Läßt den Honig der Diäten
In das off'ne Maul ſich laufen.

Auf der faulen Bärenhaut
Hingeſtreckt, philoſophirt er,
Zwingt den Staat, und alles Leben
In die Kreiſe ſeines Denkens.

Viele von den „beſten Männern"
Treten Abends bei ihm ein,
Sehen zu, wie er durch's Beet
Blumiger Rhetorik wandelt.

„Konſtitutionell monarchiſch
Ruft er aus, ſei unſre Loſung,
Jede andre Form des Staates
Kann die Freiheit nur gefährden.

Ja, wir wollen auch die Freiheit,
Weiſe Freiheit; jede andre
Iſt ein wüſter Incubus
Der der Menſchheit Bruſt beängſtigt.

Dieſe Form des Staates holt
Sich mein Geiſt nicht aus dem Staube
Wie die ſchnöden Demokraten —
Nein, er holt ſie ſich vom Himmel.

Denn auch Gott auf ſeinem Thron iſt
Konſtitutionell monarchiſch,
Auch vor ihm gilt das: il regne,
Mais il ne gouverne pas!

Niemals bricht er die Verfaſſung
Die er dieſer Welt gegeben,
Autokratiſch könnt' er herrſchen —
Doch er liebet das Geſetz.

Könnt' er nicht den Zirkel wandeln
In ein Viereck? und das Viereck
In den Cirkel? Ja, er könnt' es,
Doch dies wäre autokratiſch.

Als ihm einſt ein Sohn geboren
Oktroirte er der Menſchheit
Eine neue Charte; dieſe
Iſt das neue Teſtament.

Dieſe auch erhält er aufrecht,
Ein Senat von Profeſſoren
Deutet ſie in ſeinem Sinne,
Und das Volk — muß daran glauben.

Solchen Gottes hehres Abbild
Werden unſre Fürſten werden,
Daß ſie nimmer anders handeln
Dies verbürgt mir ihr Gemüth.

Ihr Gemüth, das uns vertrauet
Und auf unſre Einſicht hört,
Weil wir ihnen manche Bürgſchaft
Weiſer Mäßigung gegeben.

Sie auch werden nie das Viereck
In den Zirkel wandeln wollen,
Von den proclamirten Rechten
Werden ſie kein Jota ſtreichen.

Doch mit gläubigem Vertrauen
Müſſen wir zu ihnen treten
Und durch keine raſche That
Die geſetzlos, ſie beleid'gen.

Ihre angeborenen Rechte
Müſſen achten wir, und ſchützen,
So nur ſind wir gute Bürger
So nur achten ſie auch uns!

Caput XIV.

Wunderbar im Sohne ſpiegelt
Sich des Vaters große Seele,
Ja, es iſt derſelbe Geiſt,
Nur die Hülle eine and're.

Wenn der Vater gegen das
Menſchliche Geſchlecht ſich kehrte,
Und es, ein vierfüſſ'ger Timon
Schonungslos vernichten wollte —

Kehrt des Sohnes Groll ſich gegen
Alles, was nicht autochtoniſch,
Alle andersblüt'gen Völker
Ohn' Erbarmen zu verſchlingen.

Jener, im gigant'ſchen Unmuth
Wollt' ein Animalreich gründen
Auf den Trümmern des verruchten,
Schnöden menſchlichen Geſchlechts —

Dieſer frißt der and'ren Völker
Unberechtigtes Geſindel,
Und erbaut auf ihren Trümmern
Ein germaniſch chriſtlich Reich.

Morgens, vor dem Parlamente
Tritt oft Wuttke bei ihm ein
Da — zum grauenhaften Male
Rüſtet ſich der wackre Troll.

Bruder, ſpricht er, ich begreife
Und ich theile deinen Unmuth —
Dieſe Slaven, dieſe Polen
Alle müſſen ſie verderben!

Unvermögend ſind ſie wahrlich
Einen wahren Staat zu ſchaffen,
Und ſo ſtimmt' ich frei und offen:
Polens Theilung ſei kein Unrecht.

Dieſe Polen können nichts
Traun, als die Maſurka tanzen!
Noch dazu ein ſchlechter Tanz
Den mein Vater niemals mochte.

Und doch hat ſich dieſe Brut
Tief in unſren Staat gefreſſen,
Unſer Demokratenthum
Freund, iſt eine fremde Seuche!

Selbſt das Wort: Revolution
Undeutſch iſt es, wie die Sache;
Lieſt man wohl, daß die Chetrusker
Jemals Barrikaden bauten?

Glaub' mir: Alle die ſtolziren
Mit der rothen Hahnenfeder,
Alle ſind ſie nur verkappte
Polen, Juden und Magyaren.

Die Magyaren! ſie auch haß' ich
Untergehen müſſen alle,
Einverleibt in nächſter Zeit
In das heil'ge deutſche Reich!

Wünſchen muß ich, daß ſie fallen
Ein Glück auf, ich ruf' es zu
All' den wack'ren Helden, welche
Die Cultur nach Oſten tragen.

Dieſe vielgeprieſ'nen Ungarn
Sind doch innerlichſt Barbaren,
Ohne Sinn für Maaß und Ordnung
Und organiſche Entwicklung.

Reitervölker! ſporenklingend,
Oberflächlich iſt ihr Weſen;
O ich haſſe alles, alles,
Was mit Sporen klirrt, und Säbeln!

Die Intelligenz iſt wahrlich
Schlecht in ihrem Staat vertreten,
Lieſt man, daß nur ein Profeſſor
Sich an ihrem Kampf betheiligt?

Was iſt Perzel gegen Peuker?
Was Dembinsky gegen Wrangel?
Und was iſt am Ende Koſſuth
Im Vergleich mit dir, mein Wuttke?

Caput XV.

O wie haben ſie geſungen
Von dem großen, „ganzen Deutſchland"
Das im Angeſichte Gottes
Glorreich ſie erbauen wollten!

Ja, das war in and'rer Zeit,
Herrlich flammte da die Sonne
Und es ſtahl ein Strahl davon
Sich ſogar in ihre Herzen!

Und es kam aus Oeſtreich her
Schmucke Jugend, an das Herz
Deutſchlands ſtürzend, in den Augen
Siegesluſt und Todesfreude.

Jetzt iſt's trauriger December,
Nebel wandelt durch die Thäler
O wie kühl iſt alles worden —
Ueber Nacht kommt Schnee und Alter.

Wie verändert alles, alles —
Kaum den Freund erkennt man mehr
Iſt dies noch das alte Frankfurt?
Iſt es eine Stadt der Todten?

All' die Märzverklungenſchaften
Wohin ſind ſie? In das Weite,
Fort, mit Vinke's Ritterehre,
Und dem Bart des alten Jahn!

Und die deutſchen Souveraine
Die vom „ganzen Deutſchland" ſangen?
Was noch übrig, wollen ſie
Kümmerlich zuſammenraffen!

Alles haben ſie verloren,
Alles durch die eigne Schuld
Und nun heißt's: Reſignation
Und das „Mögliche erſtreben!“

Auf der Rednerbühne ſteht
Deutſchlands neuer armer Heinrich —
Armer Mann, in deiner Rede
Was iſt Thorheit, was Verrath?

Fühlſt du nicht: es iſt gemein
Die zur Thür hinauszuſtoßen
Die ſo jubelnd hergekommen,
Die dafür geblutet haben?

Dieſes Deutſchland war für ſie
Eine aufgethane Pforte
Aus der Knechtſchaft in die Freiheit
Aus dem Kerker in die Welt.

Und das andre zu verſchenken
An den großen deutſchen Büttel
Der des Volks Vertreter eben
Auseinander jagen ließ,

Dies ſo arggetheilte Deutſchland
Noch zu theilen, es zu theilen
Ohne Hoffnung einer Rückkehr —
Edler, hör's, dies iſt gemein.

Armer Heinrich, laß' dir ſagen
Noch zu groß iſt dein Kleindeutſchland
Daß der Hohenzoller je
Kaiſer drüber werden könne!

Könnteſt Stück um Stück vertheilen,
Könnteſt löſen Glied um Glied,
Immer noch blieb' es zu groß
Daß der d'rüber Kaiſer werde! —

Eitler Zorn, vergeblich Grollen
Winter iſt's, es iſt December.
Was das Herz ſo hoch gehoben
Liegt ſo ferne wie ein Märchen!

Rede nimmer von Tyrannen
Herz, und nicht von Vaterland,
Lachen wird die Welt und ſprechen:
Laſſ' den alten Mummenſchanz.

Caput XVI.

Siehſt du das verworr'ne Treiben
In dem deutſchen Parlament,
Dünkt's dir nicht ein Narrenſchiff
Das mit vollen Segeln hinfährt?

Immer weiter von dem Strande
Des Verſtandes treibt das Fahrzeug,
Doch die Schiffer wiſſen kaum
Daß ſie in die Weite ſtießen!

Nur der Wind vernimmt ihr Wort,
Und des Schiffes Wand vernimmt es,
Was ſie thun iſt ohne Wirkung
Jenſeits ihres Schiffes Bord.

Aber ſie, ſie merken's nicht,
Dünken ſich auf feſtem Lande,
Und ſie walten und regieren
Ernſt und gravitätiſch weiter.

Halten ſich für ſouverain
Wie die Irren in der Zelle
Mit dem ſelbſtgeſchnitzten Scepter
Und der ſtrohgeflocht'nen Krone.

Arme Thoren! unter Euch
Rauſcht ein weites breites Meer;
Dieſes Meer ſo weit und mächtig
Groß und prächtig iſt — das Volk.

Dieſes nur iſt ſouverain
Dies nur König — nur was ihr
Schafft und thut in ſeinem Sinne
Das kann ſtehen, das kann dauern.

Wie ein Schifflein, fühlbar kaum,
Trägt es Euch auf ſeinen Wellen,
Und ihr glaubt, daß Ihr's beherrſcht,
Weil's zu ſtolz, Euch zu verſchlingen.

Möglich iſt's, daß Ihr gar bald
Stoßt an einen jener Felſen
Die wie alte hohle Zähne
Hie und da noch aufwärts ſchaun.

— Throne nennt man ſie gewöhnlich —
Solltet Ihr an ihnen ſcheitern
Klagt das Meer nicht, denn es war ein
Narrenſchiff nur, das verſchwand!

Caput XVII.

Ball iſt's auf dem Narrenſchiffe
Und ſie wählen einen Kaiſer,
Die Verfaſſung, die ſie machten,
Muß pyramidaliſch enden.

Und warum nicht einen Kaiſer?
Keiner ſtört ſie in der Freude,
Rings die Fürſten lachen boshaft
Und das Volk, das große, ſchweigt.

Todt ſind viele, die ſonſt ſprachen,
Andre hinter Kerkergittern,
Und in peinlich bangem Schweigen
Liegt das weite Meer gebunden.

Wer ſo ſtumm es liegen ſieht
Glaubte faſt, es ſei der Sclave
Jener kleinen, bunten Schifflein
Welche prangend d'rüberherziehn!

Wer ſo ſtumm es liegen ſieht
Glaubte faſt, es ſei die Ruhe
Dieſes Meeres wahrhaft Leben,
Und der Sturm ſei eine Sage.

Bunte Wimpel flattern heute,
Und ſie wählen, und ſie glauben
Daß auf ihre Kaiſerwahl
Erd und Himmel ſtaunend blicke!

Uckermärkiſch aufgeblaſen
Nennen d i e ſ e ihren Kaiſer
A n d' r e hauchen ſeinen Namen
Wie verlegen vor ſich hin.

Simſon, der Gewalt'ge, betet:
Walte deutſcher Genius!
Und verkündet mit Grandezza:
„Friedrich Wilhelm! deutſcher Kaiſer.“

Glocken fangen an zu läuten —
Wie ihr dünner Klang dahinzieht,
Klingt es wie das Sterbeglöcklein
Des germaniſchen Verſtandes!

Caput XVIII.

Muſe meines Lied's, wer immer
Du auch ſeiſt und wo du immer
Wohnen magſt in blauer Höhe,
Unerreichbar meinen Blicken —

Niederſteigen mußt du heute
Und mich an der Hand geleiten,
Wir betreten heut' die hohen
Hallen eines frommen Königs.

Sieh, dies iſt der weite Platz
Mit dem Pfeiler und dem Adler,
Dies der Schloßhof, der das große
Schauſpiel jener Nacht geſehn. —

Von der Freiung kam der Zug,
Groß und ernſt — auf offnen Bahren
Leichen mit durchſchoſſ'ner Bruſt,
Lorbeer in den dunklen Haaren.

Fackeln warfen düſtern Glanz
Und ſo ſtellten ſie die Todten
Wie ein großes Schaugepränge
Nieder vor des Königs Fenſtern.

Und: herunter! ſcholl es laut,
Grüße ſie, die du getödtet,
Und er kam herabgewankt
Mit der Miene eines Schächers.

Und es hieß: die Mütze ab!
Und er that, wie ihm befohlen,
Stand, an allen Gliedern zitternd
Ueber all dem rothen Qualm!

„Siehe, das haſt du gethan!“
Sollte dieſe Feier ſagen,
„Jeſus, meine Zuverſicht,“
Tönt' es dann im lauten Chore. —

Ja ſie ſangen dies Gebet,
Und dies war die deutſche Rache,
Nach dem Schlachttag wollt' das Volk
Nur mit ſeinem König beten!

Daß er baarhaupt ſtand genügte —
Frankreich nahm in gleicher Lage
Seinem Könige den Kopf ab,
Deutſchland nimmt ihm nur — die Mütze.

Doch wohin führt mich der Zug
Der Gedanken? Faſt beleid'gend
Wird mein Lied! Wo blieb ich ſtehn?
Ja das iſt's: s'iſt wieder Lenz.

Dieſen ſelben Hof durchſchreitet
Heut ein ſchwarzbefrackter Zug
Und dem Schächer jener Nacht
Bietet er die deutſche Krone.

O wie ſchlagen ihre Herzen
Unter den geſtickten Weſten,
Thränen treten in die Augen
Unſ'rem Helden, Michel Troll.

In den Thronſaal, hoch und prächtig
Führt ſie ein beſternter Diener
Und den frommen Hohenzollern
Sehn ſie dort von Angeſicht.

Nicht mehr jener bleiche Mann
Iſt er, aus den Prüfungstagen,
Da auf ihm die Hand des Herrn lag,
Iſt er feiſt hervorgegangen.

Auf dem feiſten Angeſicht
Lauert noch die Grauſamkeit,
Die den Lebenden entgelten
Läßt die Pein vor jenen Todten.

Und er ſpricht: als mir die Kunde
Ward, ihr Herrn, von Ihrem Anbot,
Wandt' ich fragend meinen Blick
Auf zum Könige der Könige.

(Zu dem Zaren?) Solch ein Blick
Macht das Auge klar und helle.
Und ich dachte meiner Pflichten
Gegen die gekrönten Häupter.

Nicht aus Ihren Händen kann
Ich die Kaiſerkrone nehmen,
Die Gekrönten müſſen prüfen
Ob auch die Verfaſſung fromme.

Doch bedarf's des Preußenſchwertes
Gegen äußr' und innre Feinde,
Werde ich — auch ohne Ruf,
Ihres Parlaments nicht fehlen.

Wandeln werd' ich dann getroſt
Meinen Weg, den längſtbekannten
Meines Hauſes, der der Weg
Deutſcher Ehre, deutſcher Treue.

Alſo ſpricht der fromme König,
Spricht und ſchweigt und muſtert ſchmunzelnd
Die verlegenen Geſichter
Dieſer deutſchen Souveräne.

Und beſtürzt von dieſen Worten
Sinnen noch die Kaiſerboten
Als des Königs Majeſtät
Sich empfiehlt — ſie ſind entlaſſen.

Caput XIX.

Eh' in höchſter Huld entlaſſen
Die Geſandten heimwärts ziehn,
Wird noch Trunk und Zehrung ihnen
An des Königs Tiſch geſpendet.

Die Enttäuſchten! Eh' ſie ſcheiden
Gramzerriſſen, ſollen ſie
Sehn wie gut der Appetit iſt
In den königlichen Kreiſen.

Ihr verblüfft, verlegnes Schweigen,
Ihre ernſthaft langen Naſen
Will man ſehn, ein ſolcher Anblick
Iſt ein Stachel des Humors.

Iſt es doch ein Hochgefühl,
Arme Teufel zu bewirthen,
Welchen man beim ſchlauen Spiel
Ihre Baarſchaft abgenommen.

Wenn man weiß: ſie alleſammt
Haben keinen harten Thaler —
O, wie mag man gern dann ſeine
Louisd'ore klimpern laſſen!

Und ſo hat der Herr ſie alle
Einmal noch um ſich verſammelt,
Ihn beluſt'gen dieſer Edlen
Blaſſe Leichenbittermienen.

Zu dem großen Beſeler
Kehrt er ſich: Nicht wahr ihr Bruder
Der regiert in Schleswig-Holſtein?
Der regiert ja, he, he, he?

Heiter lacht der gute König
Mit den ukermärk'ſchen Granden,
Anſtandshalber müſſen ſelbſt
Unſre Kaiſerboten lachen!

Nun ihr Herren, ſie ſind entlaſſen
Und in Gnaden, melden Sie
Ueberall in deutſchen Gauen
Unſ're fürſtliche Entſchließung.

Und ſie gehen — ſich empfehlend
Gehen ſie, mit manchem Bückling. —
Gute Leute, fühlt ihr nicht
Etwas, gleichend einem Fußtritt?

Ja ein Fußtritt in den Hintern
Wird Euch noch zum Scheidegruß,
Dieſer Fußtritt iſt der Dank,
Daß ihr einſtmals ſie gerettet!

O ihr ſpürt ihn, denn er trifft,
Doch er trifft nicht eben ſchmerzlich
Eure bärenhäut'gen Seelen,
Und ihr ſtammelt Euren Dank.

Zu dem Fußtritt der Monarchen
Wird euch Einer noch vom Volke,
Nehmt ihn hin als treues Zeichen
Ungeſchminkter Hochverachtung!"

Caput XX.

Gut und Blut für die Verfaſſung!
Iſt der allgemeine Ruf.
Abends in den Märzvereinen
Tobt ein Sturm in jedem Bierglas.

Um die heimgekehrten Boten
Sammelt ſich der Treuen Schaar,
Nah und näher rückt die Stunde
Der gewaltigen Entſcheidung.

Ja, jetzt kömmt's! die Könige
Löſen auf und oktroiren
Allenthalben! Jeder Pakt
Iſt zerriſſen, iſt vernichtet.

Hört ihr die Kanonen raſſeln
Durch das ſonſt ſo ſtille Frankfurt?
Sehet ihr die Bataillone
Ernſten Schritts vorüberziehn?

Glaubt, o glaubt, bald wird es heißen
Dieſe ſind das wahre Volk,
Nur mit dieſen Parlamenten
Kann ein deutſcher König herrſchen!

Göttliche Inſpirationen
Werden da zu Tage kommen!
Und mit ihren Corporälen
Walten die von Gottes Gnaden.

Aus dem Clubb nach Hauſe kommend
Muſtert unſres Liedes Held
Jene Heereszüge, die
Schweigſam durch die Gaſſen ziehn.

Ihr gemeſſ'ner Schritt gemahnt ihn,
Wie er durch die Nacht dahinhallt,
Wie durch die Geſchichte jetzt der
Königliche Kraftſchritt geht!

Und zu dem Collegen ſpricht er:
Ja, jetzt iſt die Zeit gekommen!
Doch, beim Barte Vater Jahn's!
Freund, wir wollen treulich fechten.

Doch geſetzlich bleibe immer
Unſer Widerſtand — nur dann
Iſt er wahrhaft groß und edel
Dann nur wird er imponiren!

Hochentzückt ob ſolcher Größe
Drückt der Freund ihm ſeine Hand,
Ja du biſt ein wahrer Bürger,
Biſt der Stolz des Vaterlands! —

In ſein Haus geht unſer Troll,
Da empfängt mit einem Briefe
Ihn ſein Weib, und tragiſch ruft ſie:
Theurer! du biſt abberufen!

„Abberufen!“ ruft der Wackre,
Bliz, ſo ſchlugſt du endlich ein!
Deshalb jene Bataillone
Jene raſſelnden Kanonen!

Abberufen! Abberufen,
Waren wir nicht ſouverain?
Weh, uns aus den Händen reißen,
Stolze Fürſten das Mandat!

Volksvertreten, Volksvertreten,
Süße, liebliche Gewohnheit —
Dich verlaſſen, es verwundet,
Es zerreißet mir das Herz!

Doch des wahrhaft deutſchen Bürgers
Widerſtand ſei ſtets geſetzlich!
Warum weinſt du, ſtarke Gattin?
Faſſe dich und packe ein!

Caput XXI.

Folgſam allerhöchſter Ordre
Iſt der Wackre heimgekehrt,
Er befindet ſich im Wagen
Auf dem Weg zur theuren Heimath.

Seinen Kummer zu zerſtreuen
Labt er ſich an einer Knakwurſt,
Die er eingewickelt trägt in
Stenographiſchen Berichten.

Sinnend mit geſenktem Haupte
Sitzt er dort im Wageneckſitz,
Manchmal aus der breiten Hochbruſt
Steigt ein tiefer Seufzer auf!

Schickſal, ruft er, ſchnödes Schickſal,
Du zerreißeſt meine Seele,
Dieſes Abberufungsſchreiben
Starrt mich an, ein Todesurtheil!

Treulich, treulich wollt ich kämpfen!
Laut beſagt mir's meine Seele —
Aber gegen Uebermacht
Kämpfen Götter ſelbſt vergebens!

Freilich hab' ich mein Mandat
Von dem Volke; aber darf ich
Bleiben noch, da die Regierung
Heimzukehren mir befiehlt?

Nicht vergönnt war mir zu halten,
Was ich feierlich gelobt,
Aber geht die Pflicht des Bürgers
Weiter als die Möglichkeit?

Ein unſel'ges Opfer jenes
Zwieſpalts zwiſchen Volk und Krone
Kehr' ich heim, doch die zerriſſ'ne
Seele labt ein hoher Troſt.

Ja ein Troſt! Das Hochbewußtſein
Daß ich nie gewankt im Rechten,
Ja, und nie die ſchnöde Bahn
Der Revolution gewandelt.

Dieſes Hochbewußtſein ſchwellt
Mir die Bruſt — vor meinem Fürſten
Steh' ich da, ein treuer Bürger,
Und ſein Hochſinn wird mir lohnen!"

Sprichts und ſchweigt. Es kommt der Schlummer,
Sanfter Schlummer des Gerechten.
Erſt des Morgens, als der Wagen
Anhält, wacht der Wackre auf.

Durſtig meiſt iſt ſein Erwachen
Und ſo tritt er in die Schenke,
Trinkt ſein Schöppchen Weins und nimmt
Das Regierungsblatt zu Handen. —

Lieblich grüßt den Wandersmann
Der zur theuren Heimath kehret,
Seines Dorfes alter Kirchthurm,
Wo der Storch, der kluge, niſtet.

Lieblich grüßt ihn auch der Rauch
Aus der elterlichen Küche
Und der treue Hund — doch ſüßer
Das Regierungsblatt der Heimath.

Feucht wird unſeres Helden Auge,
Wie das Wappen er betrachtet
Seines „engern Vaterlands“ —
Aber plötzlich fährt er auf.

Er erblaßt, gewaltig zitternd
Greift er ſich an ſeine Stirne
Und mit vorgequollnem Auge
Lieſt er bebend wie da folgt:

Michel Troll, Exdeputirter
Bei dem Parlament von Frankfurt
Iſt der Aufreizung zum Aufruhr
Und des Hochverraths verdächtig.

Signalement: Geſicht, ſehr bärtig,
Auge: von fanat'ſchem Ausdruck,
Haare: dunkel, Stirne: edel,
Stimme: feierlicher Baß.

Alle löblichen Behörden
Sind befugt, auf ihn fahnden,
Schleunigſt ihn anher zu liefern
Unter ſicherer Bedeckung.

Weiter lieſt der Arme nicht,
Denn ihm blitzt es vor den Augen,
Kugel, die einſt traf den Vater,
Nein, ſo treulos trafſt du nicht!

Höflich lüftend ſeine Mütze
Tritt der Wirth zu unſerm Helden,
Eine Prieſe bietend ſpricht er:
„Haben Sie es ſchon vernommen?

Troll, der Demagog und Wühler,
Wird geſucht auf allen Straßen,
Längſt war er bekannt im Land als
Communiſt und Märzvereiner.

Dreizehn Polizeibeamte
Sind in ſeinem Haus geweſen,
Seine ſämmtlichen Papiere
Haben ſie mit fortgenommen.

Waren ſicher lauter Briefe
Von Ledru Rollin und andren
Communiſtenchefs, es war auch
Ein Herbarium dabei.“ —

Schnellen Schrittes aus der Schenke
Schleichet unſer gute Troll,
Läßt im Stiche Weib und Wagen,
Läßt im Stiche Sack und Pack.

Wie er über Zaun und Hecken
Springt in athemloſer Eile,
Tönt's ihm immer noch im Ohre:
Communiſt und Märzvereiner!“

Caput XXII.

Auf dem Decke eines Schiffes,
Dem der Wind die Segel bläht,
Steht, den Blick zur theuren Heimath
Rückgewendet, unſer Held.

Ach er iſt nicht mehr der Alte
Der er war, die Noth der Zeit,
Die Enttäuſchung und der Kummer
Haben arg an ihm gezehrt.

Gar verwildert iſt ſein Weſen,
Kaum noch kenntlich; ſeine Würde
Iſt dahin. Der Gute wird
Seltſam! wiederum zum Bären.

„Hör' mich," ſpricht er, „Ocean,
Der die Klage ſchon vernommen,
Manches Dulders, von Prometheus
Bis herab zu Bonaparte —

Einen Träger hehren Unglücks
Trägſt du heut' auf deinen Wogen,
Ja, du trägſt, ich darf es ſagen,
Einen von den „beſten Männern."

Ja, wenn Mäßigung berechtigt
Gründer großer That zu werden —
Wahre Mäßigung, — dann war ich
Werth, daß mir das Werk gelang!

Fürſten! heut' zum erſtenmal
Heb' ich gegen Euch die Klage!
Nein, Ihr habt nicht, wie die Treue
Es befahl, an uns gehandelt!

Haben wir Euch nicht gerettet?
Und getreulich Euch zur Seite
Die Empörung morden helfen?
O wie dankt Ihr uns dafür!

Wenig war's, was wir begehrten —
Und wir nahten mit Vertrauen!
Wer darf ſagen, daß uns dieſe
Erſte Bürgertugend fehlte?

Wenig war's, was wir begehrten —
Nachzugeben waren wir
Stets erbötig! Doch das kleinſte
War Euch, Stolzen, noch zu viel!

In das Land der wirklich Rothen
Treibt Ihr mich! Wer bürgt dafür,
Daß ich wohlgeſinnter Mann
Selber nicht ein Rother werde?

Ja ich ſehe noch die Stunde,
Wo der Sanfte, deſſen Wiege
Stand beim Webſtuhl ſeines Vaters,
Auf die Barrikade ſteigt!

Dieſe fürchterliche Stunde
Wird Euch ſtürzen, wird uns rächen,
Unſer werdet Ihr gedenken
Doch zu ſpät wird es dann ſein!“

So entſteigen Klagetöne
Der gepreßten Bruſt des Theuren,
Wie die eingefrornen Töne
Ehmals aus Münchhauſens Horn.

Duft vom Lande dringt aufs Schiff,
Berge ſteigen aus dem Meere,
Von der Schiffe Wipeln grüßen
Deine Sterne, neue Welt!

Und der Anker wird geworfen
Und die Reiſe iſt am Ziel,
Von dem lärmenden Geſtade
Grüßt die fremde, neue Stadt.

Kummervoll und gravitätiſch
Wandelt Troll durch fremde Gaſſen,
Da umringen ihn mit Toben
Baſſermanniſche Geſtalten:

Kennſt du uns nicht mehr? Wir ſah'n uns
Auf dem Platze der Baſtille
Eh' der losgebrochne Kampf
Uns nach Deutſchland abgerufen!

Auf den Barrikaden haben
Wir gekämpft und in der Feldſchlacht
Und wir wären nie gefallen,
Hättet Ihr uns nicht verrathen!

Deutſchlands Hochgerichte rufen,
Deutſchlands Kerker uns zurücke,
O wir kehren Alle wieder!
Diesmal iſt es nicht vergebens!

Voll von Muth und Hoffnung ſind wir,
Deutſchland iſt noch nicht verloren,
Aber Euer, feige Prahler,
Müß'ge Schwätzer, ſind wir ledig;

Wenn ſie mit „Befreiungsheeren"
Euch gegeißelt haben werden,
Wenn durch Steuern ſie das Mark
Aus den Knochen Euch geſogen,

Wenn die tiefſte Mitternacht
Sich herabgeſenkt wird haben,
Freiheit, dann aus deinem Grabe
Wird der Rabe aufwärts ſteigen!"

Mit Entſetzen hört der Wackre
Dieſe läſterlichen Reden,
Ihren Worten zu entfliehn
Macht er ſchnell ſich aus dem Staube.

Und der Urwald, der den Vater
Fallen ſah in böſer Stunde,
Nimmt, mit ſeinen tiefſten Schatten,
Nun des Sohns Gedächtniß auf.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Heinrich Heine.

Erinnerungen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr
Meißner, Alfred, der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte. 2 Bände	3	—
Heine, H., Buch der Lieder. 12. Aufl. Oct. Ausg.	1	15
— „ „ „ 13. Aufl. Mi. A. geb.	2	—
— Neue Gedichte. 3 Aufl Oct. Ausg	1	15
— „ „ 4. Aufl. Mi. A. geb.	2	—
— Romanzero. Oct. Ausg.	2	—
— „ 4. Aufl. Mi. A. geb.	2	15
— Atta Troll. Ein Sommernachtstraum	1	—
— Deutschland. Ein Wintermärchen	1	—
— der Doctor Faust. Ein Tanzpoem	—	25
— die Harzreise. Mi. A. geb.	1	3
— Reisebilder. 4 Theile	7	—
— der Salon. 4 Theile	6	20
— über den Denuncianten. Vorrede z. 3 Th. d. Salon	—	7½
— Vermischte Schriften. Drei Bände	6	—
— die romantische Schule	2	—
— Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo	1	7½
— über den Adel	—	25
— über Ludwig Börne	2	—
— Französische Zustände	2	—
— der Schwabenspiegel; abgedruckt im Jahrbuch der Literatur f. 1839	2	—
— Bildniß. Gezeichnet von C. B. Kietz	1	15
Kalkson, Ferdinand, Giordano Bruno	1	15
Herzen, Alexander, Aus den Memoiren eines Russen. Erster und zweiter Theil	1	20
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile	5	10
Wehse, Dr. Eduard, Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter. 2 Theile	3	10
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt 2 Bde.	3	—
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. Zweite Auflage. 3 Bde.	4	15
Weisser, Adolf, Schubarts Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. 2 Bde.	2	15
Wienbarg, Dr. L., ästhetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet	1	20
Ziegler, Karl, Grabbe's Leben und Charakter	1	—

Heinrich Heine.

Erinnerungen

von

Alfred Meißner.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1856.

Ueberſetzungen in fremden Sprachen können nur mit Einwilligung des Verfaſſers vorgenommen werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Heinrich Heine iſt todt! Der große Dichter, der die Welt ein volles Vierteljahrhundert lang mit ſich zu beſchäftigen gewußt, hat ſein langes Sterbelied zu Ende geſungen! Wie groß der Verluſt auch iſt, den die deutſche Literatur erlitten, Heine hat ſein Tagewerk vollſtändig und glorreich gethan. Sein Körper hat eben ſo lange gedauert, als er nöthig war, um der Welt alle Phänomene ſeines merkwürdigen Geiſteslebens zu zeigen.

Faſt noch unter dem Schlage der Nachricht von ſeinem Hingange, in der doppelten Trauer

um einen seltenen Genius und einen großen, edlen Freund beginne ich die Sammlung meiner Erinnerungen an den Verewigten und lege das vorliegende kleine Buch wie ein Todtenopfer auf Heinrich Heine's Grab. Ich werde damit nicht allein seinen Manen eine verdiente Genugthuung leisten, sondern mir auch Jene verpflichten, welchen der Todte theuer war. Vielleicht gelingt es mir, hie und da auf die letzte Lebensperiode des Dichters ein Licht fallen zu lassen, das Ganze ist zum Mindesten ein Versuch, die Widersprüche eines Charakters aufzulösen, der wohl an sich von einer sehr räthselhaften Composition war, aber durch Unkenntniß und Parteilüge, die sich an ihn hing, noch dunkler und verworrener erschien, als er es in Wirklichkeit gewesen. Eine vieljährige Bekanntschaft mit dem Dichter und ein siebenjähriger Briefwechsel haben mich in den Stand gesetzt, über das Leben seiner letzten Jahre sprechen zu dürfen und auch manches Bild seiner Verhältnisse

aufzurollen. Das Vertrauen, das er mir ſchenkte und die zahlreichen Beweiſe von Freundſchaft, die mich ſo oft tief rührten, machen mir dieſe Aufgabe beinahe zu einer gebieteriſchen, aber auch angenehmen Pflicht.

Die Haltung des vorliegenden Buchs hat die Reihenfolge der Jahre und des Erlebniſſes in deſſen oft ganz zufälliger Geſtalt. Seine Quellen bilden nicht bloß Erinnerungen, die nur zu oft bei einem etwas ferneren Rückblicke mindeſtens die urſprünglichen Umriſſe verlieren, ſondern ſorgfältig aufbewahrte und meiſt unmittelbar nach dem lebendigen Vorfall niedergeſchriebene Blätter. Die vorkommenden Ausſprüche ſind mit faſt ſtenographiſcher Treue wiedergegeben, die erzählten Anekdoten haben keine decorativen Zuthaten erhalten und die angeführten Thatſachen ſind ohne Schmuck und jede künſtliche Staffage geblieben. Wo des Verfaſſers Anſichten und Urtheile eingefloſſen ſind, da läßt ſich vielleicht mit ihm

rechten, aber dem Vorwurf, daß dem Buche mehr Objectivität zu wünschen wäre, kann er ruhig ins Geſicht lächeln. Es würde Jedermann ein Gleiches begegnet ſein, der den Dichter bewundert und ſeine Perſon geliebt.

Der Haß iſt ſchwerlich gerechter als die Liebe und die geiſtesſtolze Kälte erſcheint mir wie todte Gleichgiltigkeit.

Prag, 26. März 1856.

Erste Abtheilung.

1847.

I.

Als ich Heine zuerſt kennen lernte — es war im Februar des Jahres 1847 — war er bei Weitem noch nicht der kranke Mann, als den wir einige Jahre ſpäter ihn uns zu denken gewohnt wurden. Freilich war das rechte Auge geſchloſſen, aber andere Spuren des vorangegangenen Schlagfluſſes waren auf ſeinem Geſichte kaum bemerkbar Dies Geſicht war von eigenthümlicher Schönheit, die Stirne hoch und breit, die Naſe fein und edel geſchnitten; den Mund von zierlicher Bildung beſchattete ein Bart, der auch das ganze Kinn umkleidete. Dieſer Bart war ſchon weiß geſprenkelt, während das braune Haupthaar, das tief

in den Nacken hinabhing, in seiner Ueppigkeit noch keine Spur des Alters verrieth. Der Gesammteindruck seines Gesichtes war schwärmerische Schwermuth, doch wenn er sprach oder sich bewegte, brach eine ungeahnte Energie und ein überraschendes, fast dämonisches Lächeln hervor. Er war noch so ziemlich gut auf den Füßen und konnte, auch nur um eines Zeitungsartikels willen, den weiten Weg vom Faubourg Poissonière bis zum Palais Royal in das Cabinet de Lecture zurücklegen. .

Heine stand damals im acht und vierzigsten Jahre, er nannte sich selbst einen der ersten Männer des Jahrhunderts, weil er am ersten Januar 1800 zur Welt gekommen. Seine Krankheit, welche später zu so schrecklichen Verwüstungen führte, hatte aus einem scheinbar unbedeutenden Anlasse begonnen. Der Kämpfer, dem hundert wüthende Angriffe nichts geschadet, war in Folge eines kleinen Familienstreits vom Schlage gerührt

worden. Aber sein Organismus schien ihn schon damals fühlen zu lassen, daß dieser Zustand über kurz oder lang mit dem Tode enden müsse. Ohne Besserung war er das Jahr zuvor aus dem Bade von Bagnères in den Pyrenäen zurückgekehrt und hatte es in Paris mit eben so wenig Erfolg mit mehreren Aerzten versucht.

Dessenungeachtet war er noch immer gesellig, liebte Gäste um sich zu sehn, konnte ausgelassen froh scherzen, lachen und spotten. Sein Geist war von den Leiden seines Körpers völlig frei geblieben und arbeitete in einer in Trümmer gehenden Werkstätte mit der alten unerschöpflichen Kraft, wie unbekümmert darum, wann das Dach über ihn zusammenstürzen würde.

Bei der trüben Zukunft, die ihm drohte, war es noch ein Glück und Trost, daß seine Vermögensverhältnisse, wenn auch nicht glänzend, doch anständig waren, und daß ihm eine gute und theilnahmsvolle Frau zur Seite stand.

Mathilde hatte noch immer Spuren von Schönheit, war aber recht corpulent geworden. Das Bild in Oelfarben, das lebensgroß an der Wand ihres Zimmers hing, glich ihr schon lange nicht mehr. Ihr Naturell war ein so harmloses und naives, wie wir es an Kindern sehn und war es bei zunehmendem Alter und allen Erfahrungen pariser Lebens immer geblieben. Diese Eigenschaften zeigten sich auch in den raschen Uebergängen von Lachen zum Weinen, vom Scherz zum Mitleid. Sie konnte über das bevorstehende düstere Loos ihres Mannes oft Thränen vergießen, aber diese Thränen konnte schnell wieder ein zufälliger Zwischenfall trocknen.

Beider Ehe war kinderlos.

Ich weiß nicht, welchem Zufalle ich es zuzumessen habe oder welchen Eigenschaften, daß ich mit Heine in kürzester Zeit auf einen vertrauten Fuß zu stehen kam und bald in den kleinen Kreis Jener gehörte, die er zu sehen liebte. Während

meines viermaligen Aufenthalts in Paris, der einmal sogar von fast einjähriger Dauer war, vergingen selten mehr als ein paar Tage, an welchen ich nicht in sein Haus gekommen wäre. So gewöhnte ich mich allmälig und schrittweise an seinen sich ununterbrochen verschlimmernden Krankheitszustand, dessen Anblick oft die Nerven der ihn Besuchenden auf das Peinlichste erschütterte und so Manchen in späteren Jahren von ferneren Visiten zurückhielt. Der Platz an seinem Bette und die Unterhaltung mit ihm ward mir allmälig lieber als ein Spaziergang über die lachenden Boulevards und der Verkehr mit den meisten Gesunden. Im Gespräch mit dem alten kranken Zauberer vergaß ich die Krankenstube. Der Reiz, den seine Bücher auf mich übten, setzte sich hier fort und es war mir, als läse ich manches Capitel, von dem die übrige Welt nichts erfahren würde. Aber auch den Menschen gewann ich lieb; die Güte seines Herzens, von Allen

in Frage gestellt, wurde für mich über jeden Zweifel erhoben. Wenn ich die große Metropole besuchte, von welcher mir Heine ein Bestandtheil geworden war, konnte ich die Reise ebenso gut als eine Vergnügungstour, wie als eine Wallfahrt zu Heine's Haus betrachten.

II.

Die Wohnung eines der größten Dichter, die Deutschland je gehabt, stand gewiß hinter der eines französischen Autors zweiten oder dritten Ranges weit zurück. Drei ganz kleine Zimmer im dritten Stockwerke waren mit bescheidenem Comfort geziert, die Aussicht, wenn sie so zu nennen, ging auf einen engen und nicht eben lichten Hof hinaus. Der Kamin hatte die übliche weiße Marmorverkleidung, über ihm hing ein breiter Spiegel, eine Uhr im Porzellangehäuse, zwischen den in Frankreich unausweichlichen Blumenvasen mit künstlichen Bouquetten aufgestellt, ließ ihr Tiktak vernehmen; sie war der auffallendste

Schmuck. Man wüßte nichts Beſonderes von dieſer einfachen Wohnung zu ſagen, wenn nicht eine alte pockennarbige Mohrin mit einem buntſeidenen Tuche um den Kopf als Magd beim Oeffnen der Thüre erſchienen wäre und nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zimmer Madame Heine's der gelle Schrei eines Papagei herübertönte.

Es war die Zeit, in welcher eben der vereinigte Landtag in Berlin zuſammentreten ſollte. Heine erſchien faſt täglich im Cercle Valois und verfolgte die politiſchen Thatſachen mit großem Intereſſe; aber er hatte nur Sarkasmen für ſie auf den Lippen.

„Die Epoche der conſtitutionellen Regierungen beginnt", ſagte er. „Man ſage was man will, der Anfang iſt gemacht. Die Nationen werden ſich nicht mehr ohne Verfaſſungen beruhigen. Sie glauben nicht mehr an die Bibel und haben ſie bei Seite gelegt, für dieſes alte Buch müſſen ſie ein neues haben. Dahinein wird ſich

Alles, was noch von Gläubigkeit und Götzendienst lebt, flüchten. Für sie wird die Charte das sein, was für uns die Bibel, die auch soviel Kämpfe und Blut gekostet. Haben Sie Acht, mit den Verfassungen wird es den Völkern furchtbarer Ernst werden. Ich für meinen Theil kann mir keine schönere Staatsform denken, als eine Monarchie umgeben von Vincke, Camphausen, Hansemann und Beckerath."

Man kam auf die Bewegung des Deutschkatholicismus zu sprechen. Er sagte:

„Da sehen Sie die Constitutionellen auf religiösem Gebiete. Was wollen sie? Was ist ihre Tendenz? Doch nur ein gedämpfter, gemäßigter Aberglaube. Warum wären Origines und der heilige Augustin schlechter als der Apostel Ronge im schwarzen Frack? Bei jenen Stiftern der Kirche ist doch eine Geisteskraft sichtbar, die mir imponirt. Diese modernen Sektirer sind mir

ebenso zuwider wie die Kirchenväter, vielleicht gar noch mehr."

Er warf das Zeitungsblatt, das ihm zu dieser Apostrophe hingerissen, verächtlich weg und verließ heftig das Lesecabinet.

Ich muß hier, um, wenn auch noch so flüchtig, den Hintergrund zu untermalen, von dem sich Heine's Gestalt ablösen soll, einiger Bekannten und Freunde gedenken, die sich in seinem Hause trafen und seinen näheren Umgang bildeten. Es waren zum Theil Deutsche, zum Theil Franzosen; zum Theil Schriftsteller, in größerer Anzahl aber einfache Sterbliche, ohne Prätensionen auf Kränze und Nachruhm. Heine war bei seiner langjährigen Anwesenheit in Paris und bei der ersten Rangstellung, die ihm auch das französische Publikum eingeräumt hatte, fast mit allen Berühmtheiten in Verbindung getreten, aber die weiten Entfernungen, das reiche Leben, die tausend Zerstreuungen und Abhaltungen bringen

es in so einer Stadt mit sich, daß auch die besten Freunde und Solche, die das größte Gefallen an einander finden, sich doch Monate lang aus den Augen verlieren. Zuletzt bleibt aus einer unendlichen Masse Bekannter nur eine gewisse kleine Zahl stätiger Besucher übrig, stätig, weil sie näher wohnen, weniger zu thun haben oder eine ganz besondere Anziehung sie an einander knüpft.

Fast täglich in Heine's Hause sah man Madame A...., von Heine die flammenaugige Elise genannt, eine Pensionsfreundin Frau Mathildens. Sie war eine echte Pariserin, lebhaft, ziemlich coquett, mit schwarzen Augen und schwarzem Haar; ihr Mann hatte damals, so viel ich weiß, nur eine Schnittwaarenhandlung in der Chaussee d'Antin, träumte aber bereits von einem größeren Wirkungskreise. Die kleine Alice, Madame A....'s Tochter, hatte Heine aus der Taufe gehoben. Er liebte das Kind über die Maßen. Seinet-

willen und Eliſen zu Liebe wurde der Gatte A.... mit hingenommen, ſo wenig er in den Kreis paßte. Die Ungenirtheit ſeiner Manieren verletzte gar oft Heines empfindliches Weſen und ſeine Othellolaunen verdarben zuweilen die ganze harmloſe Stimmung der Geſellſchaft. Die ſchlanke reizende Mademoiſelle Jenny, jetzt noch Comptoirmädchen bei A...., wachte über die kleine Alice, führte ſie im Wagen heran, brachte ſie, wenn, wie gewöhnlich, die Geſellſchaft des Abends länger zuſammenblieb, früher nach Hauſe und war ihrer ſchönen Augen und raſchen, klugen, grotesken Einfälle wegen gleichfalls bei dem kranken Dichter wohl gelitten.

Zu dieſer Geſellſchaft von rein franzöſiſchem Typus kam nun ein Deutſcher, jüdiſcher Herkunft, der aber bei langjährigem Aufenthalt mit Paris auf's Genaueſte bekannt geworden war, ein halber Diplomat, ein halber Finanzier, ein Mann der Pläne und Spekulationen, fein, weltkundig

und elegant, welcher Heine'n bei den kleinen Börsengeschäften, die er von Zeit zu machen beliebte, dienstreich zur Hand war. Heine hatte diesen Freund Calmonius getauft in Erinnerung eines bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, mit dem sein Freund, wie er sagte, viele große Eigenschaften eines Spekulanten — Scharfblick, Gewandtheit, Unerschöpflichkeit der Mittel und pessimistische Weltanschauung gemein habe. Von dem historischen Calmonius behauptete Heine, daß er in genauer Beziehung zu dem alten Dessauer gestanden und erzählte zur Bekräftigung dieser Behauptung gern eine Geschichte, die freilich, wenn sie wahr sein sollte, von der traulichen Intimität der beiden Veteranen, die sie über alle Unterschiede des Standes, der Herkunft und der Religion hinweghob, ein besonders erfreuliches Zeugniß giebt. Eines Tages lag Calmonius noch im Bette, als er von der Straße herauf seinen Namen rufen hört. Kriegerische Klänge mischen

ſich in dies Rufen, er eilt im Hemde an's Fenſter und blickt heraus. Was ſieht er? Mitten auf dem Markte, inmitten der gaffenden Menge ſitzt der alte Deſſauer, von ſeinem ganzen Generalſtabe umgeben, zu Pferde und winkt freundlich mit dem Hute. „Lebe wohl! lebe wohl Calmonius", ruft er. „Ich ziehe in den ſiebenjährigen Krieg!"

Auch Heine liebte ſeinen Calmonius, er hatte mit ihm ſeit Jahren in engem Umgang geſtanden, aber der arme Calmonius hatte an ihm einen äußerſt ſchwierigen Clienten. Capriciös wie ein Kind erfreute ſich Heine der Gewinnſte, wenn es Gewinnſt gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluſte verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen ſchuldigen Tribut der Götter, der Verluſt aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll des Dranges war, ihm nützlich zu ſein

und es wirklich und rechtſchaffen gut mit ihm meinte. Armer Calmonius! Als eine neue Speculation gründlich mißrieth, verlor er gänzlich das Herz des Dichters und doch bin ich überzeugt, daß er den beſten Willen gehabt hätte, ihn zugleich mit ſich ſelbſt ſogar zum Millionär zu machen.

Auch der Homöopath Dr. R.... trat zuweilen bei Heine vor. Mit dieſem Manne war der Dichter auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reiſe aus dem Süden waren Heine und ſeine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Violiniſten Ernſt zuſammengekommen, den Beide ſchon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abgehen ſoll, bittet der Virtuoſe den Dichter, ihm ein Geſchenk an ſeinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der coloſſalen lyoner Würſte, die zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delicateſſe gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch

nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet? Madame Heine kostet eine Schnitte und findet sie vortrefflich, Heine thut desgleichen und ist ebenso sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr und als die Gatten Paris erreichen, trifft es sich, daß nur ein ganz kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, wie schnöde er sich seines Auftrages entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasiermesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Brief-Couvert an den Doctor. „Herr!“ schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Million-

theile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den Millionſten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernſt für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit iſt, die Wirkung thun, wie ein ganzer."

Von berühmten Franzoſen, welche öfter bei Heine zu ſehen waren, iſt noch Hektor Berlioz, Theophile Gautier und der unglückliche Gerard de Nerval zu nennen. Letzterer, ein weiches zartes Gemüth, hatte eine große Vorliebe für deutſche Literatur und lebte in ihr faſt mehr als in der franzöſiſchen. Er hatte den Fauſt überſetzt, in ſeinem Buche Loreley eine Reihe von Reiſeſkizzen vom Rhein und aus Thüringen niedergelegt und ſich in einem Drama Burkhart einen deutſchen Studenten zum Helden gewählt. Schon damals war er Heine behilflich, das Buch der Lieder ins Franzöſiſche zu übertragen und war dieſem ſehr lieb geworden. Er war eine träume-

riſche Natur und verſtand es nicht, was ſeine Landsleute ſo gut können, literariſch zu ſpeculiren. Er arbeitete mit einem raſtloſen Fleiß und verſchmähte, ſo ſehr ihn die Noth drängen mochte, die Franks für ein Werk einzukaſſiren, welches er noch nicht für reif und gefeilt genug hielt. Alle Welt weiß, welches Ende er acht Jahre ſpäter genommen. In einer Februarnacht, im Schneegeſtöber, war er im ſchwarzen Frack, ohne einen Sous in der Taſche um den Mantel im Leihhauſe auszulöſen, in die ſchreckliche Rue de la vielle Lanterne gerannt und machte ſich dort mit einem Stricke ein Ende. Dieſe Nachricht war eine der letzten Schmerzen Heine's. Auch mich hat ſie ſchwer getroffen, denn ich kannte Gerard de Nerval und erinnere mich manches Spaziergangs und manches intereſſanten Geſprächs im Café du Divan Lepelletier.

III.

Noch immer gemahnt es mich seltsam, daß es Heine war, der mich zuerst mit einem Menschen bekannt machte, der später eine große und vielleicht noch immer nicht beendigte Rolle spielte und daß mir durch Heine zuerst dessen Bedeutung geoffenbart wurde.

Am siebenten April, dem Sterbetag Fouriers, fand in der Salle Valentino das alljährliche Banquett seiner Anhänger statt. Der Ballsaal, in dem einen Abend vorher die tollen Pariser die wilden Saturnalien des Cancans gefeiert, war — seltsamer Wechsel — heute in eine Kirche verwandelt, wo bei einem Liebesmahl,

wie in der ersten Zeit des Christenthums, die kleine Schaar zukunftsgläubiger Menschen sich begeistern und verbrüdern sollte.

Nimmermehr konnte ich damals bei einem solchen Feste fehlen. Scheu und tiefbewegt trat ich in den Saal und die hundert flackernden Lichter, die weißgedeckten, blumengezierten Tische, vor denen in gemessener Haltung einige Hundert Gäste, Männer und Frauen saßen, riefen in mir eine fremde, eigenthümlich aufschauernde Empfindung wach.

Es waren nun schon zehn Jahre her, daß die sozialistische Schule ein Festmahl zum Andenken ihres Meisters gab, aber die Manifestation des Sozialismus war noch nie so stattlich gewesen: eine Vorahnung von 1848 berief sie Alle. Wie sich mein Auge allmälig an die eigenthümliche Beleuchtung gewöhnte, übersah ich wohl an tausend Anwesende, darunter wohl auch hundert Frauen, die meisten, wie es schien, den besten

Ständen angehörig. Auch Kinder in weißen Festkleidern saßen an einem langen Tisch — dieſe nach des Meiſters Wunſch mit Blumen bekränzt, da für ſie das Reich des Friedens und der Glückſeligkeit ſchon da iſt, für das die Väter kämpfen und dulden.

In der Mitte des Saals, auf einem grauen Sockel, ſtand Fouriers Büſte aus weißem Marmor. Ich betrachtete lange das Geſicht dieſes einſamen Denkers, der aus tiefſter Armuth, wie Spinoza vom Kaufmannsſtande zur philoſophiſchen Forſchung überging: ein eigenthümlicher Ausdruck der Trunkenheit und ſtiller Exſtaſe ſchien über die Züge ergoſſen. Kaiſerkronen, ſeine Lieblingsblumen, weil er ſie als verklärte Märtyrerkronen gedeutet, umhüllten das Piedeſtal zum großen Theil und in Uebereinſtimmung hiermit waren ganze Wände von Blumen verkleidet. Fourier war ein leidenſchaftlicher Blumenliebhaber geweſen und hatte ſich daran gewöhnt, in jeder

Pflanze das Abbild einer menſchlichen Seelenkraft zu ſehn.

Welcher Partei man auch angehöre, immer iſt es ein ergreifender Anblick, Hunderte, Tauſende zur Verehrung eines Genius verſammelt zu ſehn und der Eindruck wächſt, wenn dieſe Feier der Nachklang eines Lebens iſt, das in Armuth und Noth, belacht, ignorirt oder verleumdet dahinfloß, ein ſpäter Triumph eines Kampfs, der vergeblich ſchien.

Fröhlich rauſchende Muſik erſcholl vom Orcheſter herab, lebhaft ging das Mahl vorbei. Es war ein Liebesmahl, bei dem ſich der Eine dem Andern freundlich zu nähern ſuchte, weil ſeine bloße Anweſenheit ſchon verwandte Geſinnung verbürgte; der Fremde wurde mit Zuvorkommenheit überſchüttet. Bald begannen die Toaſte.

In dieſem Augenblicke hörte ich meinen Namen rufen. Ich ſah mich um und erkannte Heine an einem benachbarten Tiſche. Ich trat auf ihn

zu und wir ſchüttelten uns die Hände ohne viel zu reden, denn die Redner wurden mit Spannung erwartet.

„Dem Genius Fouriers, des Offenbarers menſchlicher Geſchicke, der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menſchen!“ rief eine wohltönende Rieſenſtimme. Andere Redner ſtiegen auf die Tribüne. Der Eine brachte einen Gruß des Friedens allen Völkern des geſitteten Europa's, insbeſondere dem „Brudervolk jenſeits des Rheins, das freier in ſeiner religiöſen Ueberzeugung, vorgeſchrittener in humaner Entwicklung als alle übrigen Nationen. Deutſchland werde die Allianz Frankreichs nicht mehr von ſich abweiſen, ſobald es erkannt, daß dieſes auf jeden Eroberungsgedanken verzichtet.“

Bald jagten ſich die Toaſte. Dem ſterbenden Polen wird ein Hoch gebracht. „Es wird wieder erwachen, denn ſeine Miſſion iſt unſterblich.“ Dem „Ende des Kriegs auf der Erde!“

„der allmäligen Emancipation der Frau“ wird begeiſtert zugetrunken. Aber auch der Todten wird gedacht, die für den Fortſchritt der Menſchheit geſtritten. „Sie bilden eine unſichtbare Kirche, ſie ſind gegenwärtig bei dieſem Mahle, das einem ihrer Brüder, einem der größten Denker, Fourier, geweiht iſt.“

Man umarmt ſich, Thränen treten in manches Auge, der Fernſtehende ſelbſt wird von der Macht des Augenblicks ergriffen. Sind wir noch in dem als frivol verſchrieenen Paris? Unwillkürlich ſpricht es im Herzen des fremden Gaſtes: Weißt du denn, welches die künftige Ordnung ſein wird? Vielleicht wohnſt du einer Verſammlung der wahren, wenn auch noch zur Zeit unterdrückten Kirche der Menſchheit bei. Gewiß die Aſſociation iſt das Wort der Zukunft, wir kommen dazu trotz alledem! Das Meiſte wird anders werden, als ſich's dieſe Leute denken, ihr Friedensreich iſt Quietismus, ihre Ueberzeugung, daß

die ſociale Reform unter jeder Regierungsweiſe möglich, eine Utopie, aber ſie beſitzen dennoch Manches, was als Loſung in die Zukunft herüberkommen wird.

Ich verließ mit Heine den Saal und wir kamen in die gaserleuchtete Rue St. Honoré, wo allerlei Volk in Gruppen umherſtand.

Bei Gott! ſagte ich, die franzöſiſche Nation hat doch einen idealiſchen Drang in ſich, wie keine andere. Ein Volk, wo Hunderte eines ſo reinen, allgemeinmenſchlichen Aufſchwungs fähig ſind, iſt doch ein großes und bevorzugtes.

Ein unterſetzter Mann, mit einem vollen, heiteren Geſicht, breiter, rundgewölbter Stirn und blauer Brille vor den Augen, ſtand vor uns im Gedränge. Wie von ſeinem Erſcheinen frappirt, blieb Heine, mich zurückhaltend, ſtehen und flüſterte mir raſch zu: Sehen Sie ſich den an!

„Waren Sie denn auch drin?“ fragte Einer den Mann mit der blauen Brille.

„Nein!“ erwiederte dieſer kurz. „Ich kam nur ſo vorüber und blieb ſtehn, weil es wie ein Auflauf ausſah. Ach! es iſt daſſelbe Lied bei allen Sektirern! Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der uns von der Sünde erlöſt hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt ſei Fourier, der uns die ſocialen Geſetze geoffenbart! Poſſen! Wer wird endlich einmal ausrufen: Lob und Ehre dem geſunden Menſchenverſtand, der Keinen anbetet?“

Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achſeln und entfernte ſich langſam.

Wer iſt dieſer Herr? fragte ich Heine, über deſſen Geſicht im Augenblick ein aufgeregtes Leben blitzte.

„Wer er iſt?“ gab er zur Antwort. „Monſieur Proudhon nennt er ſich unter den Menſchen. Eigentlich iſt es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, einmal wieder einen Solchen zu ſehen. Ich werde lebensüberdrüſſig, wenn ich

nichts als Geſchäftsleute und Alltagsmenſchen um mich ſehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir gut nach ſo viel ſchönen, aber flauen Ti aden. Er hat Recht! vollſtändig Recht!

Wer iſt der Menſch? fragte ich mit einer noch höher geſpannten Neugier aufs Neue.

„Immer ſagen Sie: der Menſch!“ verſetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daß das kein Menſch iſt, trotz ſeiner blauen Brille. Es iſt das zerſtörende Princip in Geſtalt eines Staatsphiloſophen, zum Uebermaß noch bevorzugt mit den Darſtellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo ſcheint ihm die Macht ſeiner Antitheſe abgetreten und Alexandre Dumas ſeine heitere Phantaſie geliehen zu haben. Der furchtbare Ernſt der Sache iſt elegant und ſinnvoll drappirt und ſieht das Barfüßergewand deutſcher Trockenheit mit dem Standesſtolze eines Ariſtokraten an. Dieſe Werke, oder um die Polizeiſprache zu ſprechen — dieſe Brandſchriften — leſen ſich wie

Romane! Sie gehn hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüsirt sich dabei und niemand merkt, daß beim Umdrehen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tags prächtig aufgehen und eine gesegnete Ernte geben werden."

Heine begleitete diese letzten Worte mit seinem eigenthümlichen Lächeln. Es war aber nicht das Lächeln, welches seinen schönen Knabenkopf in Gesellschaft guter Freunde oder beim Erzählen eines witzigen Einfalls zu überstrahlen pflegte. Es war sein destruktives Lächeln, dasselbe, das im Wintermährchen, im Atta Troll und in seinen politischen Gedichten in Worte gekleidet scheint. Auf das Papier gezaubert hat dies Lächeln die dämonische Gewalt, sich dem Leser mitzutheilen. Man liest und lächelt und das Schlimmste daran ist: dieses Lächeln ist nicht flüchtig. Es kömmt wieder und wird, so graziös es anfangs auch war, nach und nach immer stärker, immer lauter, immer muthwilliger, immer wilder, endlich wird es

ein Ausbruch rebelliſchen Hohns. Artet es bis zu dieſer Höhe aus, dann wirft es den Fürſtendiener auf die Oppoſitionsbank, macht den orthodoxen Pfarrer zum Ketzer, den Billardſpieler zum Verſchwörer und den beſtgeſinnten Philiſter zum Freiheitsſchwärmer.

Dieſes Lächeln hat für die Bewegung der letzten Jahre viel gethan .....

IV.

Nicht fern von Heine, als mein Hausgenosse im Hotel Violet, wohnte der deutsche Flüchtling V..... Er besuchte Heine von Zeit zu Zeit, kannte ihn schon seit vielen Jahren, aber das Verhältniß Beider zu einander war ein gespanntes. - V..... trug eine Unmasse Bedenken gegen Heine's Poesie und Charakter mit sich herum und Heine ironisirte den alten Burschenschafter und hatte kaum ein Auge für sein edles Herz, seinen ehrlichen Charakter, seine noble Natur, so komisch waren ihm seine Schwächen, die ihn fortwährend an die seiner alten Comilitonen aus der Studenzeit erinnerten.

Insbesondere komisch war für Heine die

Aengſtlichkeit, die Schwäche, die geſpaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menſchen, der von Deutſchland und ſeinen Fürſten nur Böſes empfangen. B...., ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr iſt, ein Freund von Buonarotti und Charles Teſte, der Männer des jungen Europa, hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienſte ſeiner Ueberzeugungen vergoſſen worden wäre, zurückgeſchaudert und er pflegte oft den Spruch zu wiederholen, daß, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müſſe.“ Nur proteſtiren, ſeine Meinung ſagen und für ſie dulden ſolle der Volksmann und in dieſem Sinne hatte er auch ſeinen „John Hampden“ geſchrieben. So war er ſchon damals ein ſeltſames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt und die in der That vom Schickſal dazu auserſehn iſt, bei kommenden Zeiten des Sturmes zerriſſen zu werden und zwiſchen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden.

Viele Stunden täglich ſtand B..... bei ſeinem Pulte und ſchrieb. Außer den Berichten für die Allgemeine Zeitung förderte er auch vielbändige Werke politiſcher Gattung in die Welt. Dieſe Bücher waren langweilig und haben, wie ich glaube, nie viel Leſer gefunden. Aber man hat kaum ein Recht ſcharf gegen ſie zu verfahren. Die herbe Nöthigung des Lebens hatte den Flüchtling zum Schriftſteller gemacht und wenn er auch nur ein geringes Maß ſchöpferiſcher Gedanken beſaß, die Geſinnung und das Wollen des Autors waren immer im höchſten Grade edel.

Es war die Zeit, wo Lola Montez damals in München die ganze Preſſe mit ihren Abentheuern erfüllte. B..... war entrüſtet. Er ſah in den Huldigungen, die König Ludwig der ſchönen Spanierin darbrachte, eine Schmach des deutſchen Weſens und fürchtete, daß eine Pompadour Einfluß auf deutſche Männer und deutſche Zuſtände nehmen würde. Heine'n hingegen amüſirte die Sache

ja ich glaube, er freute ſich über die Macht, die eine leichtfertige Tänzerin in der Heimat von Görres und Döllinger, in Monacho-Monachorum gewann. Er ahnte den bevorſtehenden Kampf des Balletröckchens mit der Kutte und ging ſogar mit dem Gedanken um, die ganze Hiſtorie zu einem komiſchen Gedichte in der Art des Atta Troll auszubeuten.

In dieſen Tagen ſchrieb B..... überaus entrüſtete Briefe an die Augsb. Allgemeine Zeitung und da dieſe ſie nicht aufnahm, ſtellte er ſie in einem Büchlein zuſammen, das er auf eigne Koſten herausgab.

„Haben Sie die neue Broſchüre B....'s geleſen?“ fragte ich eines Morgens.

Welche Broſchüre?

„Das Büchlein gegen die Lola Montez: Die ſpaniſche Tänzerin und die deutſche Freiheit.“

„Nein! lieber Freund,“ erwiderte der Dichter.

„Ueberhaupt leſe ich nur die großen Werke unſeres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen ſind mir die liebſten.“

„Sie ſcherzen und haben gewiß wieder etwas dahinter?“

„Nun ja“, ſagte Heine, „Waſſer in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Waſſer iſt eine ſchöne Sache. Im Kaffeelöffel kann ich es nicht leiden.“

V.

Als der Mai herankam, verließ Heine seine Wohnung in der Rue Poissonière und bezog ein Landhaus in Montmorency. Die engen Gassen, der Wagenlärm, das Menschengewühl waren seinen überreizten Nerven unerträglich geworden, er brauchte frische Luft, Ruhe und Stille. Frau Mathilde hatte in der Chaitaignerée ein hübsches Haus mit einem schattigen Garten gefunden und rasch ging die Uebersiedelung vor sich.

Montmorency, zu Rousseau's Zeit fast eine Wildniß und vier Wegstunden von Paris entfernt, ist jetzt durch die Nordbahn fast an die Barrière herangerückt worden, es ist eine Vor-

ſtadt, in der man ſich bei allem Comfort doch auch an Waldluft und Wieſengrün erfreuen kann. Die Fahrt auf der Bahn dauert funfzehn Minuten. Der Montmartre, die Forts, St. Denis mit ſeinen öden Königsgräbern fliegt vorüber und ehe man's merkt, iſt man in Enghien.

Enghien hat einen kleinen Park und einen ziemlich großen Teich, der von den Pariſern zu Waſſerpartieen in kleinen Segelböten benutzt wird. Studenten und Griſetten machen hier jeden Sonntag nautiſche Experimente, die nicht ſelten bei der Ausgelaſſenheit der Schiffer mit einem Umſturz des Boots enden. Zierliche Landhäuſer ſind ringsum zwiſchen den Wieſen und Baumpartieen zerſtreut, ihre Jalouſieen ſind geöffnet, hübſche Mädchenköpfe blicken da und dort heraus, zwiſchen den Feldern und Weingärten gehn bunte Gruppen ſpazieren. Das Ganze gewährt einen hübſchen, coquetten Anblick.

Von Enghien aus ſchlängelt ſich der Weg

in Krümmungen durch die Weinberge die Anhöhe hinan und läßt rechts und links die Aussicht auf das freundlichste Land offen. Kleine weißgetünchte Häuschen liegen fern und nah in den blühenden Kirschbaumgruppen versteckt, bläulicher Rauch verkündet auch dort Wohnungen, wo man nur Grün und Blüthen sieht. Sanfte Bergketten umgrenzen den Horizont, Paris in seiner ungeheuern Ausdehnung liegt wie ein erstarrter, hellschimmernder, weißer Meeresspiegel in der Ferne.

Montmorency selbst, auf der Berghöhe gelegen, ist ein kleines Städtchen mit einem überaus bösartigen Pflaster. Vor den Thoren der zahlreichen Hotels der Stadt stehn Gruppen gezäumter Esel mit rothen Schabraken und altmodischen Satteln — denn Montmorency ist der klassische Ort für ein Gebiet der Reitkunst, für das die Ladenmädchen und Ladenschwengel von Paris an Sonn- und Feiertagen eine große Vor-

liebe zeigen. Unfern vom Orte liegt ein ziemlich ausgedehnter Buſchwald von einzelnen mächtigen Eichen unterbrochen, zahlreiche Landhäuſer von Gärten umgeben liegen in den verſchiedenen Thalzügen verſtreut. Hier im duftigen Flieder ſingen ſogar Nachtigallen.

Faſt an jedem Sonntage mußte der Omnibus, der von Enghien nach Montmorency fährt, am Hauſe in der Chataignerée anhalten und dort einen Trupp von Gäſten abſetzen. Alexander Weill, Heinrich Seuffert von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Alphonſe Royer und ſeine Frau waren häufige Beſucher. Wir fanden Heine ins Grüne gelagert, die Mappe und den Bleiſtift in der Hand, entwerfend und dichtend. Frau Mathildens Papagei war nicht in der Stadt vergeſſen worden, ſein Käfig ſtand am Fenſter und ſo oft die Klingel an der Gartenthür ſchellte, begrüßte er die Ankommenden mit lautem Bon jour! Das große Zimmer im Erdgeſchoſſe wurde als

Speiſesaal benutzt; auf dem zierlich gedeckten Tiſch fehlte nie ein rieſiges Bouquet von Blumen, jedes Couvert hatte ſein kleines Arſenal von Gläſern für den Madera, den Medoc und den Sauterne, der Spitzkelch für den Champagner überragte die Genoſſen. Welch ein Feſt im kühlen, beſchatteten Gartenhauſe, von blühenden Akazien umduftet, ſich zu Tiſche zu ſetzen, ſchönen Augen von Franzöſinnen gegenüber und Heine zum Geſellſchafter!

Wenn die Anweſenheit von Freunden, die er liebte, Heine auf Augenblicke vom Gefühl ſeiner Leiden abzog und das Geplauder hübſcher Frauen ihn anregte, war er unerſchöpflich in drolligen Einfällen und ſie ſchoſſen raketenartig nach allen Seiten. Eine lebhafte und noch immer hübſche Frau, Madame F...., eine Deutſche, die er ſchon vor Jahren gekannt und die nun nach längerer Abweſenheit wieder nach Paris gekommen, war heute mit ihrem Gemahl unter den Gäſten. Das Wiederſehn und die Erinnerung an beſſere Tage ver-

jüngten den Kranken. Man ſprach von der Vergangenheit und Madame F.... warf Heine den Flatterſinn vor, mit welchem er damals von einer weiblichen Erſcheinung zur andern zu wandern pflegte.

„Que voulez vous?“ erwiderte der Dichter, „das Ideal kömmt beinahe gar nicht vor. Große Schönheit und ſeltene Tugend ſind faſt niemals zuſammen, es bleibt nichts übrig als holde Weiblichkeit ſtückweiſe zuſammenzuleſen. Endlich hat man ein vortreffliches Herz gefunden, auch das Aeußere iſt herrlich gelungen, aber die Farbe des Haars ſtimmt nicht zu unſerem Schönheitsbegriff. Hier iſt eine Stirne, welche uns entzückt; hier ein Wuchs, dort eine Naſe, hier ein niedlicher Fuß, dort ein ſchwärmeriſches, meertiefes Auge. Dieſe lächelt holdſelig, aber ſie tanzt abſcheulich, jene manoeuvrirt entzückend mit Lorgnette und Fächer, aber es ſteckt nichts als leere Gaukelei dahinter. Es iſt wie mit den Kaffeehäuſern. Hier giebt

es alle möglichen Zeitungen und Revuen, aber ſchlechtes Getränk, dort gutes Getränk, aber harte Sopha's. Wo endlich die Sopha's vortrefflich ſind, giebt's nichts, was lesbar oder trinkbar iſt. Man muß umherwandern und kann nirgends ein Stammgaſt werden. So hat auch manche Schöne, die uns ein halbes Jahr lang feſſelt, eine ſchwarze, verrätheriſche Seele, aber der Schnitt ihres Ohres iſt von einer Vollendung, wie man ſie noch nirgends getroffen."

Madame F.... lächelte und ſchlug dem Dichter mit dem Sonnenſchirm über die Hand, denn er hatte mit dieſer letzten Anſpielung ſie ſelbſt gemeint. Man ging zum Diner, welches ziemlich lange dauerte und recht geräuſchvoll war.

„Wer führt Sie umher, wer zeigt Ihnen Paris?" fragte Heine zu ſeiner Nachbarin gewendet.

„Der gute P....", antwortete die Dame und nannte den Namen eines ziemlich bekannten Muſikers.

„O, das iſt recht!“ rief Heine, „das kömmt uns allen zu Statten, es wird ihn wenigſtens einige Tage lang vom Componiren abhalten. Als der Gute neulich eine Symphonie in der Salle Valentino aufführen ließ, hatte ſich eine Schaar von Verſchwörern eingefunden, welche dieſe muſikaliſche Arbeit einmal ganz beſonders auspfeifen wollte. Dieſer Racheſturm ſollte nach feſter Verabredung am Schluſſe des Finales losbrechen. Aber die Verſchwörer hatten ihren Plan entworfen ohne den eigenthümlichen Geiſt des Maeſtro in die Rechnung gezogen zu haben. Als die einzelnen Sätze nämlich ſich immer unerträglicher in die Länge zogen, ſchlich Einer nach dem Andern leiſe und heimlich aus dem Saal und zählte auf die Zurückbleibenden. Aber — da die Verſchwörer eben die Renner waren — blieb keiner darin und ſo kam es, daß der Treffliche noch zuletzt gar von den Mitgliedern ſeiner Clique applaudirt wurde.“

Als ſich das Gelächter gelegt hatte, fragte Heine: „Was wollen Sie denn zuerſt beſuchen?

„Es iſt noch nichts beſtimmt," erwiederte die Dame, „aber Madame K..... wollte mich gegen zwölf Uhr mit ihrer Equipage abholen."

„Madame K.....?" rief Heine. „O liebe Freundin, laſſen Sie ſich warnen, zeigen Sie ſich nicht in der Equipage dieſer Dame, wahrlich, das hieße Spießruthen fahren."

„Ich erinnere mich eben", gab Frau F..... ein wenig betroffen zur Antwort, „Madame K..... ſchlug vor, wir ſollten uns das Pantheon anſehn."

„Das Pantheon", rief Heine. „Ach, was will Frau K..... im Pantheon? Frau K..... iſt ja ſelbſt ein Pantheon, wo große Männer ruhten."

VI.

Montmorency iſt durch den großen Mann, der dort einen bedeutenden Theil ſeines Lebens verbrachte, man kann wohl ſagen, geheiligt. Der Gedanke verläßt uns nicht in dieſem hainumkränzten Dörfchen, daß hier Rouſſeau den Emile, das Glaubensbekenntniß des ſavoyardiſchen Vikars, die neue Heloiſe und die Briefe an d'Alembert geſchrieben; ſeine größten, ſchönſten, wirkungsvollſten Bücher. Er ſelbſt ſagt, er habe auf dieſen Höhen, damals noch fern von Paris, einſam und unwirthbar, ſeine Transfiguration erlebt, er habe ſich dort beſſer und größer gefühlt, als er es ſonſt geweſen, er habe dort Flügel an

den Schultern gehabt und die Erde unter seinen Füßen oft kaum gespürt. Es war die Zeit seines schönsten Schwunges, seiner ergiebigsten Thätigkeit, die kurze Zeit seines größten Glücks. Bald darauf begann der arme Jean Jaques die unselige Wanderschaft, die erst auf der Insel St. Pierre endet.

Gleich bei meinem ersten Besuch in Montmorency fragte ich nach Rousseau's Eremitage. Ein Bettelmann, der am Wege stand, wies mich mit seiner Krücke dorthin, wo der vorspringende Winkel eines Daches aus einer Gruppe blühender Obstbäume hervorsah. Ich dankte und schritt lebhaft bewegt auf das bezeichnete Haus los. Dort also, dachte ich, steht die Hütte, wo der arme Jean Jaques ohne Feuer im Kamin, beim strengsten Winter seine glühenden Dithyramben schrieb! Ob doch die Pietät alles dort noch erhalten hat, wie er es zurückließ, die Holzstühle, den einfachen Schreibtisch, das ärmliche Bett?

Ob die Laube wohl noch erhalten iſt, wo er mit Sophie d'Houdetot ſaß und der Roſenbaum noch gezeigt wird, den er ſelbſt gepflanzt und den er mit ſo viel Thränen begoſſen?

Eine arge Täuſchung erwartete mich. Die Mauern der Eremitage ſind vielleicht ſtehn geblieben, aber die Hütte hat ſich in eine elegante Villa verwandelt. Ein ariſtokratiſches Gitter hält den Beſucher ab, in die Nähe zu kommen und wenn man klingelt und Einlaß begehrt, ſagt uns ein Lakei, daß die Herrſchaft zu Hauſe ſei und nicht geſtört werden dürfe. Aber was wollte man wohl auch ſehn? Die Möbel ſind fort, die Zimmer verändert. Den Roſenſtock Rouſſeau's haben fremdländiſche Bäume erſetzt, eine Fontaine, die auf einem zierlichen Wieſenfleck plätſchert, ſpricht eine an dieſem Orte ganz fremde Sprache .....

In einer nicht weit entfernten Villa in der Thalſenkung wohnte damals die Prieſterin der

tragiſchen Muſe, Rachel Felix. Sie hatte ſich das Haus ſelbſt erbaut und nannte es La Santé, was zu ewigen Calembours Anlaß gab. Bald war die Santé der Reparatur bedürftig, bald hieß es, ſie habe für ihre Santé einen Baumeiſter kommen laſſen. Fräulein Felix kam nicht ſelten zu Heine herüber, ſie ſpeiſte ein oder zwei Mal mit uns, aber ich erinnere mich nicht, viel Intereſſantes aus ihrem Munde gehört zu haben. Sie ſprach weitläufig über die Auction ihrer alten Möbel, die ſie ſoeben veranſtaltet hatte und machte ſich über die Engländer luſtig, die ſelbſt werthloſes Geräth um fabelhafte Preiſe erſtanden hatten. Ihr Bett war zuletzt von einem alten Lord M.... erobert worden, nachdem ſich ein Auctionskampf in beinahe homeriſcher Art zwiſchen den Helden des Turf entſponnen. Ich glaube, es datirt von dieſer Zeit das Syſtem oft wiederkehrenden Möbelverkaufs, das Fräulein Rachel ſpäter mit induſtriellem Sinn organiſirte und

das ſich ſo lange rentirte, als ihr Ruhmesgeſtirn im Zenith ſtand .....

Wenn unſer Mahl zu Ende ging, war auch meiſt der Abend ſchon da. Die Sterne ſtanden am Himmel, die blühenden Akazienbäume und der Jasmin dufteten ſtärker, von fernher tönte ein Singen und Klingen der Geigen. Der Tanzplatz von Montmorency, der an keinem Sonntage leer war, lag Heine's Villa gerade gegenüber. Die Kinder des Dorfs und die Gäſte, die von Paris herübergekommen, hatten ſich dort verſammelt. Man gab den Damen den Arm und führte ſie in den Kreis der Zuſchauer. Heine ſelbſt mochte nie fehlen, wo getanzt wurde und hübſche Mädchengeſichter zu ſehn waren.

Manchen Ball champêtre habe ich da mit angeſehn. Unter ſchattigen, breitkronigen Bäumen gingen die Quadrillen hin und her, in der

Mitte, auf einer kleinen bretternen Tribüne muſicirte das ländliche Orcheſter. Niedliche Landmädchen mit glatten weißen Häubchen und elegante Pariſerinnen, gravitätiſche Bauernburſchen und extravagant luſtige Studenten tanzten durcheinander. Der herbeigekommene Pariſer, der ſich den Cancan nicht abgewöhnen kann, macht ſich durch groteske Sprünge bemerkbar, die trotz des beſten Vorſatzes doch noch in ſeinem Tanze vorkommen; das Bürgerkind von Montmorency hingegen ſcheint ſchon durch größere Anſtändigkeit für die größere Moral auf dem Lande zu zeugen. Bei dieſem Bilde echt franzöſiſcher Heiterkeit, die in uns ruhige Zuſchauer ſelbſt überging, verweilten wir bis zum Einbruch der Nacht, wo der Spättrain von Enghien uns und alle heimbrachte.

Auf ſolcher Rückkehr weilten meine Gedanken noch lange bei Heine und Montmorency, wo er gegenwärtig lebte, als Jean Jaques Aufenthaltsort berühmt, drängte mich unwillkürlich zu Pa-

rallelen zwiſchen dieſen zwei ſo ganz verſchiedenen Naturen, die mir doch darin einander zu gleichen ſchienen, daß ſie beide der Ausdruck der Zerriſſenheit ihrer Zeit geweſen. Der Eine enthüllt ihn rhetoriſch mit allem Pathos der Leidenſchaft, mit allen Thränen des Gefühls, der Andere ironiſch, ſeiner eigenen Schmerzen ſpottend, in gewaltſamen Sprüngen von Wehmuth zu Hohn. Der Eine iſt der Vater einer Revolution, der Andere ihr Kind, ſie kritiſirend und zuweilen verhöhnend, weil er die Skepſis in Alles und Jedes zu tragen gewohnt iſt. Der Eine war eine einfache und ganze Natur, ein prophetartiger Menſch, der Andere eine Doppelnatur voll Licht und Schatten, ein Weſen wie der Zauberer Merlin, den der Dämon der Erkenntniß mit der Nonne der Romantik gezeugt. Beide haben das Bedürfniß mit einander gemein, die Heuchelei zu haſſen und ihr ganzes Herz mit aller Schonungsloſigkeit gegen ſich ſelbſt der Welt offen zu zeigen. Rouſſeau

entledigt ſich ſeiner Sünden in einer Generalbeichte und unter Reuethränen, Heine hatte von jeher die dämoniſche Luſt, ſich ſchlechter zu machen, als er war. Rouſſeau glich übrigens keinem Franzoſen und Heine gleicht eigentlich keinem Deutſchen. Kein Franzoſe beſaß je wie Rouſſeau ſo viel Ernſt, Schwärmerei und Sentimentalität, kurz ſo viel Gemüth, kein Franzoſe haßte wie er die Lüge und eitle Selbſtbeſchönigung; kein Deutſcher beſaß je wie Heine ſo viel Ironie, ſo viel Grazie, einen ſo leicht flatternden und gaukleriſch funkelnden Geiſt, kurz ſo viel Esprit. Es iſt als ob Beide ihre Nationalität untereinander ausgetauſcht hätten. Der Eine ſcheint der ernſthafteſte Deutſche unter den Franzoſen, der Andere der witzigſte Franzoſe unter den Deutſchen.

Zweite Abtheilung.

1849.

I.

Zwei Jahre ſpäter — im Januar 1849 — kam ich wieder nach Paris. Wahrlich, ich erſchrak, das Herz ſchnürte es mir zuſammen, als ich Heine wiederſah und er mir die blaſſe abgemagerte Hand zum Gruße entgegenſtreckte.

In Montmorency hatte ich ihn zuletzt geſehen, ſehr leidend zwar, aber doch noch aufrecht, ſeiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn auch traurig blickend, jetzt, in der neuen Wohnung, in der Rue d'Amſterdam, fand ich ihn bleich, abgezehrt, beinahe blind, kurz als Einen wieder, der das Bett ſeit Jahr und Tag nicht verlaſſen.

Es war Abend als ich eintrat, auf dem

Simſe des Kamins brannte eine Lampe, eine breite Tapetenwand ſchied das ohnehin kleine Zimmer in zwei Theile, in der verdüſterten Abtheilung ſtand das Bett. „Qui est la?“ hatte es gerufen — ich nannte meinen Namen, ein Ausruf erfolgte, und da ich näher trat, ſtreckte ſich mir eine hagere Hand entgegen, die ſich vergeblich bemühte, die meine zu drücken. Dieſe Hand war faſt durchſichtig und von einer Bläſſe und Weichheit, wie ich eine ähnliche vielleicht noch nie gefühlt.

Im tiefſten Gemüthe ergriffen, ſuchte ich vergebens nach Worten und eine lange Pauſe erfolgte. Nur der Pendel der Uhr auf dem Kamin ging wie immer hin und wieder, drüben, über den Hof herüber erklang das gedämpfte Saitengeklimper eines Claviers.

„Sehen Sie, lieber Freund,“ ſagte Heine endlich — ſchmerzlich, aber mit jenem ironiſchen Lächeln, das er auch ſpäter nicht verlor, um die

Lippen — „da haben Sie vor Zeiten in Ihrem Ziska die Adamiten beſungen und ahnten wohl ſchwerlich, daß auch einmal Ihr Freund ſich zu dieſer Secte bekennen werde. Doch iſt es ſo! Nun ſind es ſchon mehr als zwei Jahre her, daß ich als Adamit lebe und nur mit einem Hemde meine Blöße bedecke. Sehn Sie, beinahe zwei Jahre ſind es, daß ich keine Hoſen angezogen habe!“

Er erhob ſich auf ſeinem Kiſſen und ſprach von der Art, wie er die Zeit verlebt, in welcher wir uns nicht geſprochen. Er erzählte von ſeinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von ſeiner Hülfloſigkeit, von all der ſchrecklichen Hiobspein, welche nun ſchon ſo lange dauere. Er ſchilderte, wie er ſich ſelbſt gleichſam ein Geſpenſt geworden, wie er als ein gewiſſermaßen ſchon abgeſchiedener und in einem Zwiſchenreiche lebender Geiſt herabſehe auf ſeinen armen, gebrochenen, gefolterten Leib. Er ſchilderte, wie er in Bildern und Intuitionen in der Vergangenheit lebe, wie

er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz wieder alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herankrieche, bis er Kraft gefunden, ihn wegzuschleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und manches Werk, das er hier doch noch zu vollenden habe — und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und den unglückseligen Lenau! — Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!“ —

Man hat viel von diesem Fluch gesprochen, der auf den Dichtern im Allgemeinen liegt; er hat seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt der Phantasie, welche Glück wie Unglück, Freude wie Schmerz, Entzückung wie Trauer steigert,

alles ins Größere, ja bei vielen Gemüthern ins Ungeheuere malt und dadurch das Leben bis in seine Wurzeln hinab aufwühlt. Die Phantasie ist im vollen Sinne des Wortes eine Art von Feuer, und wie rasch und erbarmungslos gefräßig sie das wunderbare Knochengehäuse, das ein Mensch genannt wird, schmilzt, das haben uns von den ältesten Zeiten her unzählige Beispiele gelehrt. Der Geist ist, wie der Güter, so der Uebel größtes. Unruhe und Sorge, Schmerz um's Ideal sind sein Erbtheil, und die Extasen, die er schafft, sind mit der Diätetik schwer vereinbar. So sind auch nur die Dichter alt geworden, denen wie Tieck, Calderon oder Ariost die Poesie nur ein ästhetisches Spiel war, oder die, wie Göthe, jeder das ganze Leben ergreifenden Production aus dem Wege gegangen. „Ich kenne mich nicht selbst genug," schreibt dieser Letztere an Schiller, „um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke

aber vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.“ Andere wagen den Griff in's Herz, selbst auf die Gefahr des Untergangs hin, und fallen als Opfer.

Ein solches Opfer war Schiller; nach seinem Tode fand man seine Organe in so furchtbarer Zerstörung, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch hatte leben können; nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden erhalten. Sogar Herder, gewiß am wenigsten eine excentrische, im Gegentheil eine harmonische Seele, ist in späterer Zeit in tiefe Melancholie verfallen. Er soll oft im Zimmer auf- und abgerannt sein und schmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!“

Warum dieser Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er besaß ihn im Uebermaße. Waren seine häuslichen Verhältnisse zerrüttet? Im Gegentheil. War er krank und unfähig geworden,

weiter zu produciren? Keinesfalls. Alſo woher dieſe Klagen? Sie waren Stimmen aus dem Abgrund eines Poetengemüths.

Wenn man die verzehrende Macht der Poeſie recht bedenkt, ſo muß es Einem faſt unerklärbar ſcheinen, wie ein Menſch, der, um ſie darſtellen zu können, wenigſtens geiſtig alle Leidenſchaften in ſich aufnehmen mußte und ſie mit der erſchütterndſten Macht ausſprach, wie kein Anderer vor ihm und keiner ſeitdem, wie ein Dichter, der doch auch nur ein menſchlich geartetes Weſen war, wie Shakespeare mit einem Worte, ein höheres Alter erreichen konnte. Gebar er doch fünfzig Geſtalten aus ſich heraus, von denen man glauben ſollte, daß ſie die Bruſt, die ſie getragen und groß gezogen, zerſprengen müßten! Doch man irrt gar ſehr, wenn man glaubt, daß nicht auch dieſe ungeheure Natur, einzig in ihrer Art, pathologiſch ergriffen wurde von den Stoffen, mit denen ſie ſich abgab und ungeſtraft wieder und wieder in

den Tartarus aller Leidenſchaften hinabſtieg. Nur mit der tiefſten Ergriffenheit, mit einem Muth und einem Schauder, der ſich wie zu einem Gang durch die Hölle wappnet, geht der echte Darſteller an die Vorführung mancher ſhakespeariſchen Rolle. Es war eine Clauſel im Contrakt Garriks, daß er nicht gezwungen werden könne, öfter als dreimal im Jahre den Richard zu ſpielen und dieſe Bedingung erklärt ſich aus der Alles aufwühlenden Erſchütterung, die die Darſtellung dieſes Parts im Schauſpieler zurückläßt. Wie noch ganz anders aufreibend mußten die Geiſtesproceſſe ſein, die zur Schöpfung eines ſolchen Dramas führten! Im Phlegma und in der Ruhe ſchreibt ſelbſt der Pfuſcher nichts, wie mußte erſt die große Seele vibriren und klingen, ſich ausdehnen und rauſchen, die einen Hamlet, einen Lear, eine Lady Macbeth aus ſich hervorſteigen ließ! Ja, Shakespeare ſogar litt pathologiſch unter den Werken, die er ſchrieb. Sein Scheitel wurde

frühzeitig kahl und ich weiß nicht mehr, welcher Zeitgenoſſe von ihm ſchreibt, daß ſeine Knieen oft unter ihm ſchwankten. Wem iſt es nicht aufgefallen, wie die Farben dieſes Dichters auch immer düſterer werden, bis ſie im „Timon von Athen" und im „Maaß für Maaß", den ganz ſpäten Dramen des Dichters, eine brennende Glut, aber auch eine beinahe unheimliche Tiefe erlangen? Welch ein furchtbarer Weg von der Comödie der Irrungen und der ſonnigen Liebestragödie Romeo's zu den ebengenannten Werken! Wer wagt hier noch vom heitern, vom ſüßen William zu reden?

Ja, ſo iſt es! Ein Dichter ſollte eigentlich Sehnen von Eiſen haben und den Körper eines Stiers, um die Umarmungen der Muſe ertragen zu können, welche erſchöpfender ſind, als die von zehn irdiſchen Frauen. Was ſag' ich? Er ſollte den Leib des Behemoth haben. „Siehe den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er friſ-

ſet Heu wie ein Ochſe! Siehe, ſeine Kraft iſt in den Lenden, ſeine Knochen ſind feſt, wie Erz, und ſeine Gebeine wie eiſerne Stäbe! Er ſchlukket den Strom in ſich, und achtet es nicht; er läſſet ſich dünken, er könne den Jordan mit ſeinem Munde erſchöpfen." So heißt es im Buche Hiob von dieſem Weſen, und wenn einem Dichter erlaubt ſein dürfte, bei dem hohen Geſchenk, das ihm zu Theil geworden, ein anderes Weſen zu beneiden, ich glaube, es müßte dieſer Behemoth mit den Knochen von Eiſen ſein.

Was Heine betrifft, ſo war dieſer von jeher eine der unruhe- und ſehnſuchtsvollſten Seelen, die je, in einem zarten, beinahe ſchwächlichen Organismus eingeſchloſſen, Qual und Entzückung des Lebens mit ſteigernder Phantaſie gekoſtet. Die faſt ununterbrochenen literariſchen Kriege, die er, wie ſelten ein Poet, geführt, um die Zwingburgen ſeiner Feinde einzuäſchern, weit öfter aber, um nur ſein eigenes Gebiet vor Inva-

ſionen zu ſchützen, mußten überdies ſein Gemüth in bedenklicher Weiſe ſpannen und reizen. Die kleinſte ungünſtige Recenſion, aus einer unbedeutenden Feder gefloſſen, war ſchon im Stande, dem lorbeergekrönten Manne eine ſchlafloſe Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch ſein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zarteſten Dame empfindlich. Man hätte auf ihn anwenden können, was d'Alembert über Voltaire geſagt: „Dieſer Menſch hat Ruhm für eine Million, aber er möchte noch für einen Sous haben."

Und während ihn ſeine Polemik aufrieb, ſeine Produktionen anſtrengten und ſein Ehrgeiz verzehrte, arbeitete noch ein beſonderer Zug ſeiner Natur an der Zerſtörung ſeines Leibes. Er hatte die Miſſion empfangen, die Liebe zu beſingen und war gleichſam prädeſtinirt, dem Cultus der Frauenſchönheit ſein Leben zu widmen. Man hat viel über dieſen Punkt hin- und hergeſtritten. Es iſt kein Zweifel, daß ihm dieſe Leidenſchaft

verderblich geworden, ich glaube aber, daß man hier, wo es sich gleichsam um sein Verhängniß handelt, bei ihm ein anderes Maß anlegen darf, als bei anderen Menschen.

Heine war der Dichter der Liebe, er besang sie vom Platonismus bis zum Hexensabbath, er hatte das Wort für ihre zartesten Ahnungen, als besitze er das Herz der Elfen, und kannte ihre lasciviten Ausdrücke, als hätte er an den Festen der Faune theilgenommen. Er war schön und liebenswürdig, er verstand Herzen zu erobern und zu fesseln und verbrachte den größten Theil seines Lebens im modernen Babylon.

Dies alles bestimmte sein Schicksal. Bei seinem enthusiastischen Gefühl für weibliche Schönheit konnte er, wo er ihr im Leben begegnete, sich nicht einfach an ihr in blos platonischem Genusse weiden; gleich dem Pygmalion erfaßte er das Bild, das die Götter belebten, und hielt es mit glühenden Armen fest.

Sehr bezeichnend heißt die Göttin der Liebe die grauſame Göttin, diva mater Cupidinum. Grauſam gegen Alle, iſt ſie um ſo grauſamer, wenn ſie ein Weſen von ſo erregbarer und heißer Phantaſie wie das eines Dichters erfaßt. Für Heine war ſie ein Element des Lebens, kein Taumel, kein zeitweiliger Sprung in die Liederlichkeit, ſondern eine unermeßliche Leidenſchaft, die ſein ganzes Weſen durchdrang und in einen großen und ſchön lodernden Brand ſteckte. Wenn er in ſeinem Wintermährchen ſagt, ſeine Seele ſei rein und keuſch wie das Feuer, wenn er abermals in ſeinem Buche über Börne behauptet, die Liebe ſei ſtets die große Paſſion ſeines Gemüthes geweſen, die er nie im ganzen Leben an das völlig Unwürdige heftete, ſo iſt es ihm zu glauben. Seine Seele war ganz bei dem, was er liebte. In dieſer ſein ganzes Leben durchklingenden Leidenſchaft, in der Liebe fühlte er ſich hinausgehoben über den Zwieſpalt der Welt, der Menſchen,

wie der Staatsformen; in ihr ſchwang er ſich auch über ſich ſelbſt hinaus und über den inneren ſich ewig mit elektriſcher Gewalt reibenden Dualismus ſeiner Natur. Aber die Flammen, in denen er ſo gerne athmete, fraßen an ſeinem Leben, verzehrten ihn ſelbſt. Nicht eben materielle, geiſtige Erregungen arbeiteten an ſeiner zarten Organiſation und warfen ihn nieder. Er ging in dem unter, in dem er gelebt. Das Pathos ſeines Lebens war auch ſein Tod. Er ſelbſt geſtand es nie ein; unwillkürlich aber verrieth er ſich oft. Mit Wehmuth und einem gewiſſen Ingrimm ſagte er einmal: „Sehn Sie hin! Wie blühen dieſe Frauen! Es ſind Blumen, denen weder der Sonnenſtich noch der kalte Nachtthau ſchadet. An ihren Kelchen berauſchen ſich tauſend Schmetterlinge, ohne den Duft zu vermindern oder ihre Farben wegzulöſchen. Es iſt Herbſt — die Blumen prangen noch immer, aber nirgends ſieht man einen Schmetterling mehr!“ ....

Dieſe Worte ſagten ein für alle Mal genug, ſie ſagten daſſelbe nur anders, was ich ir irgend einem Buche von Mery geleſen habe: „Les femmes ont tué beaucoup d'artistes, et les artistes n'ont jamais tué des femmes.“

Wäre überhaupt an einer, wie mir ſcheint, ſo prädeſtinirten Organiſation zu mäkeln, ſo könnte die Frage aufgeworfen werden, ob es klug war, als Sohn des neunzehnten Jahrhunderts einem Cultus wieder einen Altar zu bauen, welcher zwei tauſend Jahre lang todt geweſen und gegen welchen ſich der Unwille und der Fluch der neuen Götter gekehrt? Der Arme! ihm wäre beſſer geweſen, ein Spiritualiſt zu bleiben! Es iſt ein Syſtem, in welches wir alle hineingeboren werden, das unſerem Geiſte wie unſerem Körper angemeſſen iſt, und bei dem wir uns wohlbefinden.

Es war im Mai des Jahres 1848, ungefähr zwei Jahre nachdem ihn die furchtbare Krank-

heit überfallen, als Heine seine letzte Promenade auf den Boulevards machte. Durch die Straßen von Paris wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halbblind, halbgelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre.

Er trat in die in dieser bewegten Zeit fast leeren Räume des Palastes ein, und befand sich ebener Erde im Saale, wo die antiken Götter und Göttinen stehn.

Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis

er in einen Stuhl fiel und heiß und bitter ſtrömten die Thränen über ſeine Wangen herunter.

Die ſchönen Lippen der Göttin, die zu athmen ſchienen, lächelten wie immer und unten ſtand ihr unſeliges Opfer.

Dieſer einzige Moment enthält eine ganze Welt von Jammer .....

II.

Heine wurde mit Börne zuſammen genannt; gleiche Abſtammung, ein gleicher Kampf, der gemeinſame Aufenthalt in Paris brachte ſie zuſammen, aber beide Naturen waren himmelweit verſchieden und zwiſchen beiden lag von jeher ein Abgrund.

Heine war ein Kind, in deſſen Kopf liebliche Traumbilder gaukelten, ausgelaſſen, wild, überreizt, ein Poet, ein Sybarit, ein Weltkind, er bewegte ſich am liebſten im Umgang mit ſchönen Frauen und zog wie ſein Namensvetter Prinz Heinz die Geſellſchaft geiſtreicher und frivoler Abentheurer, lockerer Genoſſen, „thörichter Töch-

ter" (wie man im Mittelalter ſagte), erfindungsreicher Glücksritter nicht ſelten dem Verkehr mit den angeſehenſten und gewiegteſten Notabilitäten der Literatur und des Patriotismus vor. Er war kein Freund des „ſittlichen Ernſtes", er liebte nichts ſo ſehr als ein übermüthiges, laut aus der Seele ſchallendes Gelächter, er war der entſchiedenſte Feind der Tugendbündler, Motte Fouqué, Jahn, Görres, er ſah deren Nachfolger noch in den Republikanern, den Burſchenſchaftern des Hambachfeſtes, in allen jenen deutſchen Männern mit der Pfeife, und kam, er, der Menſch der freieſten Freiheit, in offenen Widerſpruch mit der Demokratie.

Börne's Natur war eigentlich weich geſchaffen. Er hatte etwas von Rouſſeau, etwas von Jean Paul. Er gehörte zu den gedrückten Judennaturen, er ging aus jener ſchaurigen Judengaſſe zu Frankfurt hervor und führte das Gedächtniß daran wie ein ewig ſchwärendes Brand-

mal mit sich herum. Das Gefühl des Unrechts, das der christliche Staat den Juden anthut, verlosch nie in seiner Seele. Allmälig verhärtete diese ursprünglich weich und sensitiv angelegte Natur, ward bitter, ward gallig. Er war ganz Zorn, ganz Schmerz, ganz Entrüstung, er konnte nicht lachen, er trug seinen Weltschmerz unaufhörlich mit sich herum und jedes Wort, das er schrieb, war mit seinem Blute geschrieben.

Börne war kein Poet; seine Novelletten, seine Reiseskizzen verrathen den größten Mangel an Erfindung, an Plastik, an Gestaltung. Ein gesunder Menschenverstand war ihm gegeben, das lebendigste Gefühl für Recht und Unrecht, dabei ein scharfer, ätzender Witz, der jedoch nicht selten alles verkehrte und aus der einseitigsten Anschauung her Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärte.

Heine, in Paris angekommen, traf Börne bereits dort an. Sie waren Freunde von Frankfurt

ber und ſahen ſich in der erſten Zeit häufig. Ein Kreis von Geſinnungsmännern, Republikanern, Clubbiſten umgab den gefeierten Verfaſſer der „Pariſer Briefe," der mit allen Montagnards und alten Conventmitgliedern in Verbindung ſtand und die Erziehung des deutſchen Handwerksgeſellen ſich angelegen ſein ließ.

Nun war Heine ein luſtiger Burſch, der auf den Trottoirs von Paris ſich trefflich amuſirte. In ſeiner Taſche klapperten die ſchönen, melodiſchen Luisd'or, die ihm ſein Onkel aus Hamburg ſchickte und manche andere, die er ſich ſelbſt verdiente, er ſah den jungen Schönen nach und pfiff ſeine Lieder.

Börne ging aber grollend einher, ein Mann, wenn es je einen gegeben, in ſeinem tiefen, edlen Herzen vibrirte jede Schande nach, jede Unbill, die man an Menſchen verübt. Die Politik war ſeine Religion, ſeine Ueberzeugungen waren ſtarr, er wurde einſeitig, wie alle Fanatiker und maß

jeden mit ſeinem Maßſtab. Dieſer Maßſtab war die Geſinnung.

Es iſt traurig, daß zwei Männer, die einander ſo verwandt waren, die ſich ſo nahe ſtanden — nicht Freunde blieben, wie ſie es einſt geweſen, aber das hieß das Unmögliche fordern. Sie kamen aus einander, allmälig, unmerklich, erſt nur ſchrittweiſe, bald aber mehr und mehr, ohne Möglichkeit der Vereinigung, weil ihre beiden Naturen ſich antipodiſch entgegengeſetzt waren und ſich mit der Kraft entgegengeſetzter Pole abſtießen. Der Haß der Tugendbündler und Montagnards trieb Heine bald aus purer Liebe zum Gegenſatz dazu, ſich als ein warmer Vertheidiger der Monarchie zu geriren und er redete ſich ſelbſt ſo in die Hitze hinein, daß er bald überzeugt war, die Republikaner hätten nach ihrem Siege ſeinen Tod geſchworen.

Ich weiß, daß Heine in ſpäteren Jahren viel darum gegeben hätte, wenn er das Buch über

Börne nicht geschrieben. Es war ein Produkt der Erbitterung, die von den Anhängern der beiden Männer, den Franbasereien und dem Geklatsche böser Freunde genährt und großgezogen worden war. Man weiß, wie leicht es zu einer Rauferei in Verona kömmt, wenn um die Glieder beider Häuser herum ein Troß von Begleitern herläuft, die jeden Cancan, jedes Geträtsch hin- und hertragen und den Kampf beginnen, den dann die Großen ausfechten sollen. Heine konnte es nicht dulden, daß ihn Einer, wäre es auch Börne, übersehen wollte, seinen Lebenswandel kritisirte, seine Ehrlichkeit in Frage stellte.

„Börne", sagte mir Heine eines Tags, „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Mensch, so das, was der Franzose un chien hargneux nennt. Seine „Briefe" mag ich nicht lesen, Galle ist kein angenehmes Getränk. Was ich über ihn geschrieben, ist wahr, dessenungeachtet gestehe ich, daß ich

es nicht geschrieben zu haben wünschte, oder es gern wieder zurücknähme. Es ist immer eine bedenkliche Sache, eine gehässige Wahrheit gegen einen Autor auszusprechen, der einen großen Leserkreis und ein Heer von Anhängern besitzt. Man kämpft da nicht allein gegen diese oder jene Zeile seines Buches, man tadelt dann nicht allein diese oder jene Unart seines Charakters, sondern man greift zugleich damit das ganze Heer seiner Freunde an, und fühlt sich auch der Autor im Innern berührt, getroffen und entwaffnet, es rücken hinter ihm die hunderttausend Besitzer seiner Werke ins Treffen vor. Göthe war ein kluger Mann. Er hatte gewiß manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete sich wohl, irgend eins auszusprechen, um nicht die Begeisterung einer ganzen Zeit gegen sich zu kehren."

III.

Es iſt wohl Niemandem, der ſich um Literatur bekümmert, unbekannt, welche mannichfache Unannehmlichkeiten über Heine hereinbrachen, nachdem dieſer ſein Buch über Börne herausgegeben hatte. Ein Duell mit dem beleidigten Gemahl einer in dieſem Werk oft erwähnten Dame war die erſte Folge davon. Es fand, wenn ich nicht irre, im Jahre 1844 im Bois de Vincennes ſtatt. Venedey und Seuffert waren Heine's Zeugen. Sr. hatte, als der Geforderte, den erſten Schuß. Heine hatte, als er ſeinen Platz nahm, einen Zweig von einem Baume, unter dem er ſtand, gebrochen. „Ich ſtelle mich damit," ſagte er mir,

„gleichſam unter den Schutz der Oreade. Wir Poeten ſind ein abergläubiſches Volk.“ Die Kugel ziſchte hart an ſeinem Ohre vorüber, traf ihn aber nicht. Da kam die Reihe an Heine, er ſchoß in die Luft. Es lag ihm nur daran, daß das Duell vor ſich gehe. Damit war der Ehre genug gethan, die Gegner verſöhnten ſich, aber von Seiten der beleidigten Frau war der Krieg noch nicht eingeſtellt, er brach vielmehr bald mit all ſeinen Furien hervor. Die Briefe des todten Börne erhielten nun allerlei Supplemente, in denen Heine's auf die unangenehmſte Art Erwähnung geſchah. Dieſe Supplemente kamen nicht alle auf einmal, ſie kamen in Zwiſchenräumen, und immer wieder, da man ſie nun bereits erſchöpft glaubte; die beleidigte Dame langte immer wieder in ihre Caſette und brachte immer wieder ein gehäſſiges Blatt hervor, das wie ein letztes ausſah und doch nicht das letzte ſein ſollte; kurz, alle Blätter, die Börne's Haß gegen

Heine in unermüdlichem Eifer viele Jahre hindurch beschrieben und bei Lebzeiten entweder im Pult begraben wollte oder nur an vertraute Personen gesendet hatte, kamen allmälig zum Vorschein. Bedenkt man die Anzahl derselben, so muß man darüber erstaunen, wie ein im Grunde großmüthiges Herz, wie das Börne's jedenfalls war, für einen ganzen Köcher voll kleinlicher Waffen Raum genug hatte und wie im Busen einer von Menschenliebe emporlodernden Seele eine so lange währende und so tief gehende Verfolgungslust mitbrennen konnte, zumal der gehaßte und verfolgte Mann Jemand war, dessen Streben im Grunde mit dem seinigen Eins und dasselbe, eben so frei und so groß war und an den er durch mannichfache Jugenderinnerungen sich gebunden fühlen mußte. — Aber es zeigte sich oft und zeigt sich auch hier wieder, daß aufgelöste Freundschaft die grimmigste Feindschaft giebt. —

Gleichzeitig hatte ein heftiger journalistischer

Kampf gegen Heine begonnen. Ich weiß nicht, ob es eine Hallucination seiner Sinne war, wenn Heine abermals auch in der Mitte dieser, ihn mit allen Waffen angreifenden Phalanx die Gestalt des beleidigten Weibes zu erkennen glaubte, aber er ist fest überzeugt geblieben, und glaubt Beweise zu haben, daß auch diesmal die Casette der Madame S... sich aufthat, diesmal, um den Kämpfern einen pekuniären Succurs zukommen zu lassen. Lachend pflegte er zu sagen, dies sei das einzige Mal gewesen, daß Andere etwas an ihn gewandt hätten, aber sein Lächeln war bitter und er schien im Glauben befangen, daß die erbitterte Feindin in der That seinem Lorbeer zu schaden vermocht hätte. „Mein Leben war schön," sagte er einmal, „ich war der Lieblingspoet der Deutschen geworden und wurde sogar gekrönt wie ein deutscher Kaiser zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern streuten mir Blumen, o es war schön! Warum mußte ich doch meinen Heimweg

durch die Judengaſſe nehmen, die, wie Sie vielleicht wiſſen, vom Römer nicht gar weit entfernt iſt! Als ich ſie auf meinem Triumphzuge durchſchreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle ſie mir Unglück weiſſagen. — Ich ſtutze vor der Geſtalt, fahre einen Schritt zurück und mein Kranz — mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieſer unreinen Gaſſe. Weh mir! ſeitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den ſchönen, ſchönen Kranz!“

— — So ſeufzte Heine; ich aber, in befreundeter Stellung zu ihm und ein entſchiedener Feind der Art, wie Madame S..., die Freundin Börne's, den Krieg gegen Heine geführt, fühlte das Leid und die Verunglimpfung, die ihm angethan worden, mit. Um ſo voller war mein Antheil und um ſo vollſtändiger meine Erbitterung, als ich von dieſer Gegnerin Heine's bis dahin

gar nichts gehört und ſonach keine Gegenvorſtellung meine Gefühle mindern konnte. Die Geſtalt, die Heine'n quer über den Weg gehend, Unglück weiſſagte, ſchwebte mir daher immer mit allen Attributen der Weſen vor, die der abergläubiſchen Phantaſie des Mittelalters als ſchlimme Vorbedeutung erſchienen.

Ich fürchtete mich vor Madame S... und ihrem böſen Auge...

Doch ſchien es mir beſchieden, ihrer Bekanntſchaft theilhaftig zu werden. Ein Frankfurter Buchhändler, ein Neffe der Dame, hatte mir ein Paquet und einen Brief an ſie mitgegeben und mir aufgetragen, ſie ja gleich in den erſten Tagen meines Pariſer Aufenthalts in ihrem Landhaus in Auteuil aufzuſuchen. Ich ſandte Brief und Paquet hin und verſchob die Fahrt. Erſt als der Gemahl Monſieur S... mich in meinem Zimmer in der Cour de Commerce beſucht hatte,

konnte ich die Fahrt nicht länger verſchieben und machte mich nach Auteuil auf.

Auteuil iſt ein Dorf, wie faſt alle Dörfer in der Nähe der großen Metropole, ein kleiner Flecken voll eleganter Sommerwohnungen, theuer und faſhionable, wo man vergeblich ländliche Sitten und ländliche Einfalt ſuchen würde. Es liegt am Ende des berühmten Boulogner Hölzchens, auf deſſen Raſenplätzen die beleidigten Dandys von Paris ſich Genugthuung zu geben pflegen. Die Allee des Holzes verlängert ſich bis dahin und ſo wird Auteuil der Zielpunkt jener täglichen Morgenpromenaden, die der Pariſer Lebemann auf dem Vollblutpferd, die Pariſerin, nonchalant im Wagen hingeſtreckt, unternehmen. Die grünen Jalouſieen der Häuſer ſind meiſt von breiten Lindenwipfeln beſchattet, und in der Ferne erblickt das Auge erfreut grüne weithingedehnte Saatfelder und das blitzende, vielgewundene Band der Seine.

Ich hatte leider, um nach Auteuil zu fahren, das ökonomiſche, aber geduldprüfende Beförderungsmittel des Omnibus gewählt, diesmal noch zu beſonderem Unglück, denn die Pferde waren todtmüde und ſchienen auf dem kothigen Pflaſter gar nicht fortkommen zu wollen. Alle Augenblicke zog der Condukteur die Klingel, der Kutſcher hielt an, bald ſtieg Einer mißvergnügt aus, entſchloſſen den weiteren Weg zu Fuß zu machen, bald galt es, eine dicke Bäuerin, die ihre Einkäufe in Paris gemacht hatte, mit ihren Körben und Schachteln aufzunehmen. Ueberdies war ich zu ſpät ausgefahren. Es mochte vier Uhr ſein, da ich aufſaß, der Februar hat ſo kurze Tage und nun dunkelte es bereits, das unabſehbare Häuſermeer von Paris hüllte ſich in einen grauen, unheimlichen Schleier, und nur die Kuppel des Pantheon glühte in röthlichem Feuer. Wir kamen an Paſſy vorüber, wo Franklin einſt wohnte und Beranger jetzt lebt, und ich ſah be-

reits Licht in dem kleinen rebenumpflanzten Hauſe, wo der greiſe Dichter wohnt. Allmälig zog ſich der Nebel immer dichter zuſammen und ein ſtiller, aber eindringlicher Regen fiel. „Teufel!“ dachte ich,“ das haſt du ſchlecht gemacht! Kurz vor der Eſſensſtunde willſt du bei den Leuten erſcheinen! Wer aber hätte auch geglaubt, daß Auteuil ſo weit iſt, die Pferde ſo müde ſind und der Omnibus ſo oft anhalten würde! Ich komme der Freundin Börne's vielleicht recht ungelegen über den Hals!“

Trotz oder vielleicht gerade wegen des düſteren Bildes, das ich mir von dieſer Frau machte, war ich neugierig ſie zu ſehn. Börne's Freundin kann kein gewöhnliches Weſen ſein. An ſie, die damals noch in Deutſchland lebte, waren die „pariſer Briefe“ gerichtet, dieſe wilden Dithyramben des Zorns, dieſe Bündel von Schwertern, dieſe Feuerregengüſſe von Witz, Erbitterung, Schmerz. Börne, ein Prophet, zum

Haß getrieben aus Uebermaß der Liebe, ein Apoſtel, nicht mit einem Palmzweig, mit der Brandfackel in der Hand, konnte nur ein Weib lieben, ihm ähnlich, ihm verwandt.

So dachte ich und langſam trabten die Pferde; es ward immer dunkler, immer heftiger ſchlug der Regen an die Fenſter, die klappernd in ihrem ſchlechtgefügten Rahmen auf und ab gingen. Der dicke Nachbar, mir gegenüber, ſchlief regelmäßig ein, bis ihn ein ſtärkeres Poltern auf dem Pflaſter weckte und ebenſo regelmäßig fiel mir ſein naſſer Regenſchirm zwiſchen die Beine. Verdammter Einfall, ſo ſpät auszufahren, oder vielmehr welch kläglicher Mangel an Berechnung!

Der Condukteur hat ſich endlich auch in den Wagen hinein geſetzt, ich frage ihn, ob heute noch ein Omnibus nach Paris zurückfährt. „Unmittelbar nach Ankunft dieſes fährt Einer," iſt die Antwort.

„In einer halben Stunde, eine Stunde ſpäter?“

„Geht keiner mehr“ iſt die Antwort. „Die Abfahrt, die ſich an uns anſchließt, iſt die letzte.“

Erfreulicher Gedanke, einer Viſite wegen in Auteuil übernachten oder einen eigenen Wagen nehmen zu müſſen! Doch da iſt nicht zu helfen. Wenn ſich der Beſuch nur lohnt. Indeß hält der Wagen, wir ſind in Auteuil.

Bei Dunkelheit und Regenwetter iſt es nicht eben angenehm, an einem fremden Ort nach einer Wohnung zu fragen. Mit immer wachſendem Mißmuth gehe ich von Haus zu Haus. Endlich iſt die Wohnung gefunden, ich klopfe an, das Thor geht auf, eine alte Portiersfrau entſteigt ihrer Spelunke, beſtätigt, daß Herr und Madame S... zu Hauſe ſeien, meint aber, ſie müſſe ſich erſt näher erkundigen, ob ſie heute Jemanden vorlaſſen könne. Sie geht hinauf, ſich zu erkundigen.

Ich ſtehe fröſtelnd im Thorwege. Lange ſtand ich da und hörte den Omnibus ſeine Rückfahrt antreten. Die Alte kam nicht wieder. Was ich überſah, war der Hofraum eines alten, vierſtöckigen, ſchweigſamen Hauſes. Alle Fenſter waren dunkel, nur eines war matt erleuchtet, hinter niedergelaſſenen Vorhängen mußte dort eine Lampe brennen. Der Regen gießt immer ſtärker herab, er klaſcht auf die Pflaſterſteine vor meinen Füßen, ich verſchlucke manchen Fluch. Endlich höre ich Schritte. Die Portierfrau, ein Licht in der Hand, kömmt die Treppe herab, ein Mann in ſchwarzem Frack folgt ihr. Es iſt Herr S....

„Ach mein Gott!“ ſagte er, als er mir näher tritt und mich erkennt, mit verlegener Miene. „Es thut mir leid, aber Sie haben einen ſchlechten Tag getroffen. Meine Frau iſt eingeſperrt und läßt Niemand vor. Sehen Sie, ich ſelbſt darf nicht zu ihr. Sie ſitzt auf der Erde in ihrem Zimmer, ſie hält Jahrzeit. Wirklich, es thut

mir leid, aber es ist heute der Sterbetag des Börne.“

Er verbeugte sich, ich verbeugte mich, mein Besuch war gemacht. Ich tappte hinaus und ging, aber nicht weit. Von der Straße abbiegend blieb ich mitten im Regen stehen und blickte, ich weiß nicht wie lange, auf das eine beleuchtete Fenster im Hinterhause, wo durch eine Gardine das Reschamahlicht hervordämmerte, wie festgebannt.

Meiner Seele hatte sich nach den Worten, die der bescheidene Gemahl zu mir gesprochen, ein Sturm bemächtigt, welcher mich nicht allein erschütterte, sondern auch machtvoll belebte. Nie wieder werden wohl so anspruchslose Worte einen solchen Schlag auf mein Herz führen.

Meine Vorstellungen über Heine's Todtfeindin, die ich nach Auteuil mitgebracht, kämpften gegen ein neugewonnenes Bild einen heißen Kampf. Nach langer Gegenwehr zog sich mein Haß, so weit er Parteisache war, ehrfurchtsvoll zurück. Die

leidenſchaftliche Trauer dieſes Weibes, das Jahre nach dem Tode des Geliebten noch keinen Troſt gefunden, flößte mir Hochachtung ein. Ich erkannte und bewunderte die energiſche Seele der Börne-Freundin, die ſogar den Gatten von ſich verweiſt, wenn ſie das heilige Todtenamt hält.

Ich habe auch ſeitdem dieſe merkwürdige Frau nicht kennen gelernt, die Anſchauung aber, die ſich auf dem Feldwege von Auteuil mit vulkaniſcher Macht in mir empor bildete, herrſcht noch heute in meinem Innern vor.

Wie eine überlebensgroße Statue des Schmerzes, die mit der Linken einen Aſchenkrug an das Herz preßt, in der rechten Hand aber ein Schwert ſchwingt, mit welchem ſie den Todten an ſeinem Feinde rächt — ſo ſchwebt mir dieſe Frau vor den Augen.

IV.

An einem Abend einige Wochen ſpäter kamen wir auf die Politik zu ſprechen, was eben nicht oft geſchah. Heine hatte die Politik aufgegeben. Seine literariſchen Arbeiten ſtanden ihm obenan und die religiöſe Frage ſchlich ſich allmälig in ſein Gemüth.

„Es wird nicht mehr lange ſo bleiben", ſagte er bitter lächelnd. „Ein Staatsſtreich iſt ein öffentliches Geheimniß. Man plaudert ſo viel von ihm, daß man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präſident arbeitet

nach der Schablone ſeines Onkels und geht auf den 18. Brumaire los. Nur zu! nur zu!“

Er ſagte dies alles ohne Zorn und ich wunderte mich darüber. Was ſollte, kann man fragen, der politiſche Sarkasmus, der den Prieſterrock zerreißt und ſich ſogar an den Scepter der Könige wagt, wenn er dann ſpäter lächelnd dem Verrath zuſieht? Warum die titaniſche Verachtung des Beſtehenden, der luxuriöſe Aufwand von politiſchem Haß, die blutige Satyre, die guillotinirende Ironie? Was war denn Heine noch, wenn er kein Republikaner war?

Er war, das wußte ich, einſt ein Anhänger der Julimonarchie geweſen, weil er, wie er ſagte, ſich keinen beſſern Zuſtand in dem damaligen Frankreich denken konnte. Er hatte eine Unterſtützung als Flüchtling bezogen, was ihn nicht hinderte, über die franzöſiſche Politik zu ſchreiben, wie er dachte; wogegen die franzöſiſche Polizei

wieder mit größter Bereitwilligkeit seinen Steckbrief mit den ehrenrührigsten Bezeichnungen an die deutschen Polizeiämter sandte. Er hatte den Prinzen Nemours gelobt, doch nur, weil er sich in Bagnères höflich und aufmerksam gegen ihn benommen. Dessenungeachtet schien mir Heine nie ein aufrichtiger Monarchist — was war er also?

Er merkte meine Verwunderung und ergriff meine Hand. „Verstehen Sie mich recht," sagte er. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proclamirt wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, was nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen und ich bin über das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik ist nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionairer Titel. Wie könnte sich diese corrupte, weichliche Gesellschaft so schnell verwandeln? Geld

BIBLIOTHEK

machen, Aemter erhaſchen, vierſpännig fahren, eine Theaterloge beſitzen, aus einem Vergnügen in's andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten dieſe Menſchen ihren Vorrath von bürgerlichen Tugenden bisher ſo ſorgfältig verſteckt? Paris, glauben Sie mir, iſt gut napoleoniſtiſch — ich meine, hier herrſcht der Napoleon d'or. Mögen es Andere zu ihrer Partheiſache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag ſelbſt Proudhon die beſtehende Staatsform in dieſer ihrer kläglichſten Phaſe für gegeben, unantaſtbar und unveränderlich, ſogar über den Urſprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine ſolche Politik iſt nicht die meine. Der Name iſt mir nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abſtrakte Idee iſt ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundſchaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es gibt keine Republikaner!"

Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik und erwartete ihr Ende mit einer gewissen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerstörung selber. Es war, als wünsche er, daß etwas zusammenfalle, was es auch sei, damit er nur das Geräusch eines großen Umsturzes vernehme und riesenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarste Krankheit selbst konnte ihn nicht conservativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war seine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation sein Wesen. Diesem Zuge in ihm lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, sondern er hatte mit dem künstlerischen Bedürfniß ein und dieselbe Wurzel, jeden Gegenstand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgestaltet zu sehn. Es war der Drang einer, nach mächtigen Aufregungen sich sehnenden Natur und zugleich ein charakteristischer Zug seiner Skepsis. Cha-

rakteriſtiſch iſt einer ſeiner Ausſprüche, daß ihm an keiner Erſcheinungsform menſchlicher Gedanken etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken ſelbſt ſtehe. Aus Allem geht hervor, daß er an gar keine Staatsform glaubte.

Dritte Abtheilung.

1850.

I.

Wenige Tage nach meiner neuen Rückkehr in Paris, im Mai 1850, zu einer Zeit, wo sich in seinem Gesundheitszustand wieder einmal eine Besserung einzustellen schien, gab Heine ein Diner. Im Zimmer, das den stolzen Namen Salon führte, war der runde Tisch auf's Prächtigste gedeckt; auf dem Büffet erblickte das verwunderte Auge einen ganz unverhältnißmäßigen Luxus von Tellern, Gläsern und Flaschen.

Die Gäste, die Heine erwartete, sind solche, die wir bereits kennen, aber sie haben sich im Lauf der Zeit einigermaßen verändert. Die Klingel hat geschellt und sie stellen sich ein. Frau

Heine's Freundin, Madame A...., tritt in einer reizenden Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des Kranken, daß er ſie küſſe. Es iſt ein Pärchen, Poulon und Poulette werden ſie ſcherzweiſe genannt. Alice, das ſchöne ſchwarzlockige Kind, zählt ſchon fünf Jahre, ein lieblicheres Geſchöpf iſt nicht zu finden. Ihr Geiſt iſt für ihr Alter, man möchte ſagen, dämoniſch entwickelt. Heine, das wiſſen wir bereits, iſt ihr Pathe.

Madame A... iſt aus einer Bürgersfrau von Paris inzwiſchen eine Weltdame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch Schnittwaarenhändler, iſt durch glückliche Börſenſpeculationen in den Stand geſetzt worden, das Hippodrome, den großen Circus am Eingang des Boulogner Wäldchens zu kaufen und macht mit ihm die glänzendſten Geſchäfte. Er hat den unleugbaren Inſtinkt, wie man es anfangen muß, das Publicum zu beſchäftigen und es ſteht ihm aller Wahrſcheinlich-

keit nach bevor, Millionär zu werden. „Sie kommen ſpät, ſieben Uhr iſt vorüber, das Eſſen droht zu verderben," ſagt Heine. „Wo bleibt Ihr Mann, warum iſt er nicht mitgekommen?"

„Er hatte noch Geſchäfte, muß aber gleich erſcheinen."

„Gleich! er läßt immer warten, wenn man ihn einladet; das iſt unerträglich."

„Que voulez vous!" ſeufzt Eliſe, „ich kann ihn nicht ändern."

Schon fängt Heine an, ernſtlich unwillig zu werden. Da rollt ein Cabriolett in die Hausflur. „Er iſt's," ſagt die junge Frau, und der Barnum des Hippodrome, den langhaarigen Filzhut auf dem Kopf behaltend, tritt ins Zimmer.

Herr A... iſt eine jener Geſtalten, die man vorzüglich in den Foyers der großen Oper und auf dem Turf der Wettrennplätze begegnet; ein ſchöner Dandy von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit bleichem, ſüdlichem Geſichtsausdruck

und pechschwarzem Haar und Barte. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren sind brüsk, und wie wir sehen werden, von einer unangenehmen Familiarität. Er spielt mit einem kleinen Stöckchen, das einen schönen ciselirten Knopf von Gold hat, und ahnt eigentlich eben sowenig wie dieses Stöckchen, wer der Mensch ist, bei dem er zu Besuche ist.

„Wie geht's Ihnen, Heine?" fragt er, „wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus, als ein Todter. Mein Lebtage habe ich keinen Menschen gesehen, dem das Sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen. Mir gehts gut. Das Hippodrome macht unglaubliche Geschäfte."

Um Heine's Mund spielt ein ingrimmiges Lächeln. Solch einen Menschen muß man ertragen, weil er der Mann seiner Frau ist. Doch noch Eins! Der Dandy klopft fortwährend mit seinem Stöckchen auf der Bettdecke des Kranken

herum. Was weiß auch so ein Gesunder davon, was Nerven sind!

Der Dandy bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, welchen er erregt. „Ja, das Hippodrome," fährt er fort, „macht unglaubliche Geschäfte! An jedem Tag, an dem schönes Wetter ist, streichen wir mindestens zehn Tausend Franken ein. Nicht wahr, das läßt sich hören, lieber Heine? Ich will es meinen! Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichsten Sachen zu Tage, je me fais poëte, ich verwirkliche Tausend und eine Nacht, ich speise, so zu sagen, die Pariser mit Wundern!"

„Sie haben doch gehört," fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beängstigender an der Bettdecke des Kranken herum — „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aëronauten, der alle früheren Luftschiffer, alle Greens and Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will sagen, aus der Luft geschlagen

hat, zu Pferde mit ſeinem Luftballon in die Höhe ſteigt? Nun! nächſte Woche ſoll er auf einem Eſel ſitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies: Ascente à la Sancho Pansa! — Sancho Panſa — müſſen Sie wiſſen — iſt eine Figur aus einem ſpaniſchen Romane. Eine köſtliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabylen durch franzöſiſche Spahis? Auch dieſe Farce iſt von meiner höchſteigenen Erfindung, und ohne Renommage — ganz köſtlich! Die Spahis ſind Knaben, die auf kleinen Corſikanerpferden ſitzen, die Kabylen, auf eben ſolchen Pferden, ſind Affen. Jeder Affe iſt wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnuß an, und eine Flinte zur Seite. — Sie ſollten ſehen, lieber Heine, wie die weiße Kapuze zu den braunen Affengeſichtern ſteht! Die Spahis verfolgen die Kabylen; ſie erreichen ſie, und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen ſchreien, die kleinen Corſikanerpferde greifen aus, — es iſt die komiſchſte

Jagd, die Sie ſehen können. ..... Nun, das iſt etwas für die Kinder und Griſetten. Für die Männer giebt es wieder andere Schauſpiele! Da iſt der Char du printemps — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle ſchwebend in den verſchiedenſten und verwegenſten Stellungen, in fleiſchfarbnen Trikots, nur auf das Oberflächlichſte in Gaze drappirt, — luftſchwebende Bajaderen, die Beine nach oben geſtreckt und nach allen Seiten hin! wirkliche Houris! es iſt kaum zu glauben! Houri's nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohamedanern die Mädchen des Paradieſes! Ha, was für Nymphen habe ich für's Hippodrome geworben! Die ſchönſten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden ſind! Wie ſchade, Heine, daß Sie krank ſind! C'est la, mon vieux, que vous auriez fait vos farces!"

Der Dandy glaubt durch dieſe Erzählungen Heine'n ſehr gut zu unterhalten. Er iſt kein

Menſchenkenner. Der Kranke hat ſich während der langen Auseinanderſetzung der Vergnügungen des Hippodrome unwillig auf ſeinem Bette herumgeworfen und Laute von ſich gegeben, die Herr A... für Ausrufe der Anerkennung und Bewunderung hält, die jedoch nichts Anderes ſind, als deutſche Schimpfwörter und Flüche. Bei dem letzten Satze des Dandy's, der mittlerweile ſogar ſeinen Fuß auf den Rand des Bettes ſetzen wollte, richtet er ſich auf, ſieht mich an, und ſagt auf deutſch: „So ein durchwegs geſunder Menſch iſt auch ein halbes Thier!“

Aber Herr A... iſt noch nicht fertig. „All dies Zeug,“ ſagt er, „gibt viel zu thun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nöthig iſt. Jeden Tag fünf Tauſend, vielleicht auch fünfzehn Tauſend Franken einzunehmen, iſt freilich eine ſchöne Sache, aber man muß nichts, auch das Beſte nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrome

verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch funfzigtausend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück, um auszuruhen. O glauben Sie mir, lieber Freund, man zerbricht sich den Kopf genug bei meinem Geschäfte und man ist oft recht müde! Man muß die unglaublichsten, die pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mensch von Geschmack und Phantasie ist einer solchen Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und Allem, was dazu gehört, gewesen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrome einbüßen müssen. Ja, man muß sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das ist nicht so bei mir. Eine mißlungene Erfindung kann mich halb ruiniren."

„Sehen Sie," fährt er fort, indem er sich

endlich niederſetzt, „eben jetzt trage ich in meinem Kopfe — hier — —“, Herr A... zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den „edlen Thron des Verſtandes“ — „eine Idee, bei der ich vierzigtauſend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikulirt ſehr deutlich): Ein Feſt in Peking! — Peking, müſſen Sie wiſſen, iſt die Hauptſtadt des chineſiſchen Reiches. Auf einer prächtigen Eſtrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert iſt, — die Chineſen, müſſen Sie wiſſen, glauben noch an Götzen — ſitzen die Mandarine im Kreiſe herum. Die Mandarine ſind ſo zu ſagen die Pairs, die Senatoren, die Ariſtokraten des Landes — — —“

Der Director iſt erſt im Anfang ſeiner Erzählung begriffen, aber Heine, deſſen Ungeduld ſich bis zur ſtillen Wuth geſteigert hat, richtet ſich ungewöhnlich raſch auf, blickt mich an, und ſagt

auf deutsch, mit einer Stimme, in welcher sich Wehmuth und Ingrimm mischen: „Hören Sie dieses Thier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarinen sind — es verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt!“

Und mit einem komischen „Du lieber Himmel!“ sinkt er wieder auf's Kissen. „Das Weitere nach dem Essen, lieber A...“, sagt er. „Der Braten wird nicht zu essen sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking erklären wollen.“

II.

Das leckerſte Mahl iſt vorbei, das ein deutſcher Poet je ſeinen Bekannten gegeben, ein Mahl, prachtvoll, als wenn der Poet dazu Apollo und die neun Muſen hätte einladen wollen — Heine war von jeher ein Gaſtronom — und wieder ſitzen wir, die Taſſen ſchwarzen Caffee's ſchlürfend, im andern Zimmer um das Bett des Kranken.

Auch dieſer hat vom goldenen Sauterne genippt und da ſeine Schmerzen eben auch nachgelaſſen haben, iſt er heiter und geſprächig. Seltener Geiſt! Kaum auf wenige Augenblicke von ſeinen Qualen befreit, findet er all ſeine ehemalige Schwungkraft wieder und erzählt Geſchichten

aus früheren Tagen mit einer Wärme und Lebendigkeit, die bezaubert. Seltsam — man meint einer jener phantastischen, unbeschreiblichen Ballnächte beizuwohnen, die unter dem freien Himmel von Paris ihr unendliches Leben entfalten. Da rauscht es von Musik und Tanz, da wogen die lieblichsten und groteskesten Gestalten! Hier giebt es verschwiegene Lauben für Seufzer und Thränen, dort wieder beleuchtete Plätze voll grellen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf und fliegt in Millionen Sternlein auseinander, eine unendliche Verschwendung von Blitz, Feuer, Poesie und Leidenschaft entzündet sich und läßt die Welt bald in diesem, bald wieder in jenem Lichte erscheinen, bis endlich wieder die klaren silbernen Sterne hervorleuchten und das Gemüth mit dem Bewußtsein von des Lebens Schönheit erfüllen.

Da plötzlich, trotz der etwas vorgerückten Stunde, klopft es an die Thüre, und da von

allen Mitgliedern der Gesellschaft ein übermüthig lautes „Herein" erschallt, tritt eine Gestalt ins Zimmer, die sich gleich als eine nicht französische zu erkennen giebt. —

Es ist ein Mann in den vierziger Jahren. Sein Gesicht ist bis an die Wangenknochen hinauf in einen dichten, pechschwarzen Bart vermummt, dafür ist das Kopfhaar kurz abgeschnitten und zieht sich, wie eine schwarzwollene Nachtmütze über den breiten, für die Gestalt viel zu großen Schädel. Man stutzt, man glaubt einen jener Männer vor sich zu haben, die auf den Pariser Maskenbällen als ours, als „Bär" figuriren, und der Eindruck, den dies macht, wäre beinahe ein schreckhafter, wenn die kleinen Augen nicht gar so gutmüthig und possirlich unter den buschigen Augenbrauen hervorblitzten. Zu dem seltsamen Antlitz stimmt die ganze Kleidung. Der viereckige Leib steckt in einem dunkelbraunen, ziemlich abgeschabten Paletot, die kurzen Beine

ſtecken in ſchwarzer Hülle. Dabei iſt es, als ob der Menſch gewohnt geweſen ſei, auf allen Vieren zu laufen, und erſt ſpäter gelernt habe, ſich auf den Hinterbeinen zu bewegen.

Auch auf Heine hat das Eintreten des Fremden einen erheiternden Eindruck gemacht, der ſich durch ein gebäbiges Schmunzeln kund thut und den Menſchen aufführend, ſagt er nun mit großem Ernſt und würdigem Anſtand: „Monſieur Faiwiſch (Phöbus), der Verfaſſer der indiſchen Schwalbenneſter, Deutſchlands größter Dichter.“

Der Fremde nimmt dieſe Bezeichnung ruhig an, und lächelt milde vor ſich hin. Dann nach einer Pauſe ſagt er gutmüthig in frankfurtiſch-jüdiſchem Dialekte: „O ich bitte, wir haben auch noch den Heinrich Heine!“

Ich will mich an die Damen um Auskunft wenden, doch dieſe haben den größten Dichter Deutſchlands ſchon längſt in ihre Mitte genommen. „Aha, Monſieur Faiwiſch, wie geht's? Sie

kommen ſpät? Wie kommt das? Haben Sie ſchon geſpeiſt? Ja? Nun! ein Glas Wein, ein Bisquit? Hier nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns etwas von der ſchönen Dame Ihrer Gedanken!"

„Von der Dame meiner Gedanken?" wiederholt der Fremde, indem er vor einem Glaſe Wein Platz nimmt.

„Ja."

Faiwiſch beſchränkt ſich auf ein trübſinniges „Ach!"

„Erzählen Sie," dringen Alle in ihn.

„Von der Dame meiner Gedanken!" ruft Faiwiſch noch einmal. „Ach, meine Freunde und Gönner, ich darf Ihnen wohl geſtehen, daß ich wegen dieſes holdſeligen Weſens manche ſchlafloſe Nacht habe, nnd ihretwegen mir manches Gedicht und mancher Artikel für die Zeitung nicht ſo geräth, wie ich es gern haben möchte. Einmal nur habe ich dieſe Lieblichſte und Geiſtreichſte

ihres Geſchlechtes geſehen und doch kann ich ſie nicht vergeſſen. Sie iſt das einzige weibliche Weſen, das mich ganz verſteht. Aber was will ſie ſagen mit den Wächtern, die ſtets um ſie ſind und ſie ſo ſelten nur hervorlaſſen? Sollte man glauben, daß hier in Paris die ſtrenge Hut mancher Burgfräulein des Mittelalters noch exiſtire?"

„Sie iſt noch jung?" fragt Frau Eliſe.

„Ja gewiß, dreißig Jahre höchſtens."

„Schön?"

„Recht hübſch. Röthliches Haar! das liebe ich, und einen beinahe olivenfarbenen Teint! das liebe ich auch."

„Und ſpricht von Wächtern, die ſie hüten?" frägt Heine.

„Von Wächtern und Mauern."

„Das iſt außerordentlich romantiſch! Erzählen Sie uns doch endlich, wo Sie mit dieſer Dulcinea bekannt geworden ſind."

„Bei einem Manne, der mit Wollwaaren handelt, Monsieur Jacquard, Rue St. Jaques, 16."

„Wie kamen Sie zu diesem?" frägt Elise.

„Die Geschichte ist kurz", erwiedert Faiwisch. „Neulich, als meine Portiersfrau beim Aufräumen mein Fenster zerschlägt, und ich mich in's Bett lege, ohne es bemerkt zu haben, erwache ich mit einem Rheumatismus. Die Folge ist, daß ich das Bedürfniß fühle, mir ein flanellenes Wamms zu kaufen. Ich suche in der Nähe meiner Wohnung ein Gewölbe auf, wo dergleichen Artikel vor dem Fenster hängen, und treffe, da ich eintrete, eine gutmüthige, gesprächige Pariser Kleinbürgerin, die eben mit erhitztem Gesichte aus ihrer Küche hervortritt und mir eine Auswahl dessen, was ich suche, vorlegt. Ich wähle mir ein Wamms, nicht eben eines von erster Qualität, aber eines von den wärmsten und dauerhaftesten. Wir wollen eben handeleins werden, da tritt mit bestürzter Miene der Gatte ein

und flüſtert ſeiner Frau etwas in's Ohr. Dieſe ſtutzt, ſieht auf die Uhr, ſagt, „es iſt zu ſpät," dann wendet ſie ſich zu mir, der eben ſein Geld hingelegt hatte.

„Mein Herr," ſagt ſie, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Würden Sie wohl heute mit uns zu Tiſche eſſen wollen? Wir feiern den Namenstag meines Mannes."

„Von der Frau eines Wollwaarenhändlers, ſonderbar!" wirft Frau Eliſe ein.

„Ich geſtehe, daß mich dieſe Einladung einen Augenblick lang frappirte," erwiedert Faiwiſch. „Wie ich ſpäter erfuhr, verdanke ich ſie dem Umſtand, daß der Mann, der ſehr abergläubiſch iſt, als er ſich mit ſeinen Gäſten zu Tiſch ſetzen wollte, zu ſeinem Schrecken gewahr wurde, daß ihrer dreizehn waren. Ich aber, in der Ueberzeugung, daß dieſe guten Leute in mir nach Kräften die deutſche Literatur ehren wollen, erwiederte,

daß dieſe Einladung mir ein ſchöner Beweis der Anerkennung ſei, die Frankreich den nachbarlichen Dichtern zollt, ein lebendiges Zeichen der ſich immer mehr befeſtigenden Verbindung Deutſchlands und Frankreichs.“

„So komme ich an den Tiſch eines Pariſer Fabrikanten von Flanelljacken, den ich vorher noch nie geſehen. Da ich den engen Geſichtskreis dieſer Leute kenne, beſtrebe ich mich, die ganze Mahlzeit hindurch ſo populär zu ſein, als dies einem tieferen Geiſt möglich iſt. Ich gebe mich als den Dichter der indiſchen Schwalbenneſter zu erkennen und überſetze, da ſie den Gäſten noch nicht bekannt ſind, mehrere Gedichte aus dieſer Sammlung, ſo gut ſich dies in franzöſiſcher Proſa thun läßt. Erſt gegen das Ende des Mahles, da mich der Wein erhitzt hat, laſſe ich mehr meinen Genius walten, und beſchäftige mich angelegentlicher mit meiner Nachbarin, die ich früher weniger beachtet hatte. Wunderbare Entdeckung! Dieſe

Nachbarin erſetzt, was ihr etwa an Jugend und Schönheit abgehen mag, tauſendfach durch die Reize des Geiſtes! Ich glaube zu träumen und bin wach! Zum erſten Male fühle ich mich von einem weiblichen Weſen verſtanden, und da ich mich vom Tiſche erhebe, hat mein Herz auch für alle Zeit gewählt. Es hat gefunden, was es lange geſucht."

„Aber eben ſo raſch und gewaltig muß der Eindruck geweſen ſein, den ich auf die Dame gemacht habe. Als die Geſellſchaft aufbricht, zieht ſie mich mit leiſer Hand in eine Ecke des Zimmers, ſieht mich mit durchdringenden Augen an und ſpricht: „Monſieur, ich glaube, wir ſind unter demſelben Stern geboren. Daß wir uns anders als durch einen Schickſalsſchluß hier begegnet, glaube ich nimmer. Ich werde in den kommenden Tagen viel an Sie denken, denken Sie auch an mich. Wächter, denen alle Plagen der Erde zu Gebote ſtehen, halten

mich gefangen, aber von heute in vier Wochen hoffe ich, wieder hier zu sein. Werde ich Sie finden?"

Ich schwöre es!

„Versprechen Sie mir noch, bis dahin nicht nach mir zu fragen, und sich nicht zu erkundigen, wer meine Wächter sind!"

Ich schwöre es!

„So leben Sie wohl!"

Und wir scheiden.

„Eine sonderbare Geschichte!" meinte Frau Elise. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie nicht geträumt haben?" —

„Vollkommen gewiß."

„Man erlebt doch in Paris kuriose Dinge. Und Sie haben seitdem nichts von Ihrer Dame erfahren?"

„Ich war durch mein Versprechen gebunden,

mich nicht zu erkundigen, und habe dies nicht gethan," erwiedert Herr Faiwisch. „Glücklicher Weise sind bereits zwei Wochen, die Hälfte meiner Wartezeit um."

„Da hat Heine wieder einmal eine wunderliche Figur aufgefunden, eine Figur, die werth wäre, neben Gumpelino Platz zu nehmen!" dachte ich, als ich meinen Hut suchte, um mich zu entfernen. Und so war es. Ich hatte eine jener verkörperten Chargen gesehn, die Heine von jeher in seinen Troß hineinzuziehen liebte. Rabbi Faiwisch interessirte ihn schon lange, indem er sich ohne Aufhören in die possierlichsten Abentheuer verwickelte, ohne jemals den Humor seiner Lage gewahr zu werden. Heine pflegte von ihm zu sagen: „dieser Mensch ist eigentlich wahnsinnig, aber man muß auch gestehn, daß er lichte Momente hat, wo er blos dumm ist." Er ist Derselbe, den Heine im Auge hatte, als er einen seiner Besucher mit den Worten anredete:

„Mein Kopf iſt heute ganz wüſt und Sie werden mich recht dumm finden. Ein Freund war bei mir und da haben wir ſo unſere Gedanken ausgetauſcht.“

III.

Täglich, um die Zeit herum, die der franzöſiſchen Tiſchzeit vorhergeht — zwiſchen fünf und ſechs Uhr, wenn der Garten der Tuillerien von Spaziergängern wimmelt, ſaß in der Nähe der hölzernen Zeitungsbude ein Menſch, die beiden Füße auf die beiden Sproſſen, die Ellenbogen auf die Lehne eines leeren, vor ihm ſtehenden Seſſels geſtemmt, und blickte ſtundenlang mit heiteren Augen gutmüthig ſchmunzelnd das bunte Menſchengeſchlecht an, das vor ihm auf- und abwogte. Das war Faiwiſch, von Heine der „Schwalbenvater" genannt, den manche ſeiner Landsleute für verrückt hielten, weil er in der Ueberzeu-

gung lebte, Deutſchlands größter lebender Dichter zu ſein.

War der Schwalbenvater wirklich verrückt? Wenn er mir ſeine täglich fortlaufenden Betrachtungen über Vorſehung und Menſchenſchickſal darlegte, ehe er ſie unter Couvert brachte, und an ſeine Zeitung abſchickte, war er wohl ziemlich barock, aber nicht eben verrückt. Nur die Art, in der er von ſich ſprach und Alles auf ſich bezog, mußte Bedenken erregen. Ueberall hörte er ſein Lob, überall ſah er die Leute ſtill ſtehen, auf ihn deuten, und hörte ſie, von Begeiſterung für ſeine Werke hingeriſſen, von ihm erzählen. Die Verwunderung, die ſein dicker Oberrock, den er bei brennender Sonnenhitze trug, oder ſein zerbrochener Chapeau-Gibus erregte, der mit ſeiner oberen Hälfte ſo ſeltſam von einer Seite zur andern ſchwankte, als ob er auf Zitternadeln ruhe, oder ein eigenes Leben habe, nahm er für ſtaunende Neugier, für ſtaunende Huldigung der Menge.

Darüber, daß er im fernen Deutſchland, welches er vor acht oder zehn Jahren verlaſſen hatte, nur neben Göthe und Uhland genannt werde, hatte er keinen Zweifel, ebenſo darüber nicht, daß ſeine Gedichte in jedem anſtändigen Hauſe vorräthig ſeien. Wenn deſſenungeachtet nichts darüber verlautete, daß der Verleger eine neue Auflage ſeiner Gedichtſammlung, der „indiſchen Schwalbenneſter" zu machen beabſichtige, ſo lag die Urſache davon einzig in der ſündhaften Natur der Verleger, die in Deutſchland ungefähr ſo organiſirt ſind, wie die Banditen in Spanien, in Leipzig eine wahre Sierra Morena haben, und bekanntlich mindeſtens zehntauſend, oft aber auch zwanzigtauſend Exemplare zu drucken pflegen, wenn ſie ſich contractlich zu der Auflage der üblichen Siebenhundert und funfzig verpflichtet haben. Glücklicher Faiwiſch! Selbſt die Spottreden und Lazzis, die von Fremden oder Halbbekannten auf ihn geſchleudert wurden, verwandelte ein guter

Schutzgeist, der ihn nie verließ, dicht vor seinen Ohren in eben so viele Schmeicheleien. „Il m'enbête" hatte einmal die großäugige Elise von ihm gesagt, und er verstand: sie „bete" ihn an! So war es einmal, so war es hundertmal und so für Alles, was kommen konnte, gewappnet, durfte er nicht wie andere mittelmäßige Poeten, die das Bewußtsein ihrer Unfähigkeit haben, unglücklich, bösartig, und zuletzt sogar schlecht werden, er konnte gut und harmlos bleiben, wie ihn die Mutter Natur geschaffen. Ja! diese freundliche Mutter hatte ihm einen Zauber mitgegeben, der ihn nie unglücklich werden ließ. Wenn er wieder ein neues Gedicht geschrieben hatte — manchmal gelang ihm sogar etwas recht Hübsches — so stieg er stolz aus seiner Kammer herab, trug den Kopf hoch in der Höhe, und wenn er dem Bankier der Belle-Etage begegnete, grüßte er ihn mit milder, schonender Herablassung, denn er fühlte sich unendlich reicher, als

jener. Es giebt ja Gedanken, die Einem ordentlich den Kopf in den Nacken werfen, und von solchen Gedanken war Rabbi Faiwisch stets erfüllt.

So stieg er auch ohne Erbitterung die fünf Treppen zu einem armseligen Dachstübchen hinauf, und trug im Hochsommer geduldig die Last des winterlichen Rockes, des einzigen, den er besaß. Ein solcher Tüffelrock ist wohl bei neun und zwanzig Grad Hitze recht lästig. Aber kann z. B. ein Eisbär im Sommer seinen Pelz ablegen? Nein, selbst dann nicht, wenn er nach Afrika käme! Warum sollte nun ein Mensch darüber klagen, der sich in ähnlicher Lage befindet? Ebenso verdarben die zweideutigsten Speisen, die ihm sein Charcutier in der Rue de la Harpe vorsetzte, wohl manchmal seinen Magen, aber nie seinen Humor, denn wie viel andere deutsche Poeten, welche jetzt in der Walhalla aufgestellt sind, oder im Saffianeinband in den Buchschränken der Kronprinzen prangen, haben auch

in ſchlechten Koſthäuſern zu Tiſch gegeſſen, im Falle ſie überhaupt etwas zu eſſen hatten? Und jener Troubadour, dem man gar das Herz ſeiner Geliebten gebraten vorſetzte, hatte der nicht noch ſchlechtere Koſt?

Nur ein Schmerz hatte bisher den Schwalbenvater geplagt. Er hatte noch immer nicht das Weib gefunden, das ſeine Poeſien gefaßt und verſtanden hätte! Und ſein Herz ſehnte ſich nach Liebe und Verſtändniß! Wie vielen Hofrathstöchtern in Deutſchland hatte er nicht ſchon ſeine „indiſchen Schwalbenneſter" vorgeleſen; wie vielen ſchönen und gebildeten Jüdinnen von Frankfurt nicht ſchon einen zierlichen Vers in's Album geſchrieben? Sie hatten ihn alle nicht verſtanden. Und nun hatte er in's Land der leichſinnigen Franken auswandern müſſen; ſeine Sehnſucht nach Verſtändniß und Ehegluck ward immer heftiger und er ward — alt.

Die neue Liebe kam ihm eben im rechten Augenblicke.

„Sehen Sie," ſagte er eines Tages zu mir, als er von ſeinem gewöhnlichen Platze aufſtand und die zwei Sous für den gemietheten Seſſel der Frau einhändigte, „ſehen Sie," ſagte er, indem wir in den Alleen des Tuilleriengartens auf und ab gingen und die Sonne mild gedämpft durch das Dach der Kaſtanienbaumkronen ſchien, die Springbrunnen rauſchten, die weißen Marmorſtatuen verführeriſch herüberglänzten und auf den Raſenplätzen fernab die Schaar der Kinder lärmte — „dies Alles ſehe ich jetzt mit veränderten Blicken an. Ich kenne ein Weſen, das mich verſteht! Welch ein hoher Geiſt! Welch ein Verſtand! Das einzige Weib, das mich je verſtanden!"

Und dann ſprach er davon, daß vielleicht im Herbſte ſchon die Hochzeit ſtattfinden könne.

„Vor der Hand wünſche ich Ihnen nur,"

erwiederte ich, „daß die Wächter Ihrer Dame nichts dawider haben.“

„Ach ja, die Wächter!“ seufzte er, „das ist in der That eine räthselhafte Geschichte!“ Und sinnend entfernte er sich, indeß sein zerbrochener Chapeau-Gibus seltsamer als je auf seinem Kopfe hin und her zitterte.

IV.

Der geneigte Leſer wird nun, wofern er ſich irgendwie für die Geſtalt des Rabbi Faiwiſch intereſſirt hat, erfahren wollen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit der Schönen der Rue St. Jaques, dem einzigen weiblichen Weſen, das ihn je verſtanden und ihren Wächtern hatte. Ich beeile mich, ihn aus dieſer Ungewißheit zu erlöſen.

Es kam der Tag heran, wo der Verabredung gemäß der Rabbi die Dame ſeines Herzens wiederſehen ſollte, und zwar an dem Orte, wo er ſie zuerſt gefunden. Auf's Beſte geſchmückt begibt er ſich zu Monſieur Jaquard und findet

genau die Gesellschaft wieder, in die er vor vier Wochen zum erstenmale trat. Nur eine Person fehlte, es ist die Ersehnte. Faiwisch sitzt auf Nadeln. Wohl denkt er anfangs: Sie bleibt so lange bei ihrer Toilette, weil sie weiß, daß sie mich hier treffen soll; als aber Stunde um Stunde vergeht und Faiwisch sieht, daß er heute schon auf sein Glück verzichten muß, ist er überzeugt, daß die geheimnißvollen Wächter seine Geliebte zurückgehalten haben.

Er wendet sich an den Hausherrn.

„Sie hatten neulich," sagt er, der ganzen Gesellschaft vernehmlich, „eine Dame von entzückendem Geiste in diesem Kreise. Ich bedauere, daß sie heute fehlt."

„Ich wüßte nicht" — sagt der Kaufmann.

„Sie saß neben mir," sagt Faiwisch, „und die Augenblicke, in denen ich mich mit ihr unterhielt, gehören zu den glücklichsten meines Lebens.

Leider ſehe ich ein gewiſſes Geheimniß um ſie verbreitet und ſelbſt ihre heutige Abweſenheit'—"

Ein ſeltſames Lächeln überfliegt die Lippen der Hausfrau. „Die Dame, von der Sie reden," ſagt ſie, „erhält nur ſelten die Erlaubniß, in der Welt zu erſcheinen."

„Iſt es möglich?" ruft Faiwiſch. „Aber leben wir denn in der Türkei? Ja, ja, die Dame ſprach von Wächtern, die ſie nicht fortlaſſen und denen alle Plagen der Welt zu Gebote ſtänden — was konnte ſie damit ſagen wollen?"

„Sollten Sie es nicht längſt errathen haben?" frägt die Hausfrau, indem ſie nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückt. „Die Dame lebt in Charenton. Es iſt unſere wahnſinnige Tante, die ein- oder zweimal des Jahres die Erlaubniß erhält, uns zu beſuchen."

„Sie war das einzige Weſen, das mich je verſtanden!" rief der Schwalbenvater und ſank in ſeinen Seſſel zurück.

V.

Eines Tages fand ich Heine in beſter Laune, höchlich ergötzt von einem Buche, das auf ſeinem Bette lag und in dem er eben geleſen hatte. Dies Buch war eins, das in der Regel eben für kein ergötzliches und erheiterndes angeſehn wird, nämlich kein anderes als der Tacitus. „Kennen Sie," fragte er mich, noch immer lachend, „kennen Sie denn die ſeltſame Geſchichte, die dieſer finſtere Römer von der Entſtehung des jüdiſchen Volks gibt? Nie, nie iſt mir doch ein boshafteres Pasquill vorgekommen! Denken Sie nur, dieſer Menſch bringt dem jüdiſchen Volke, das er übrigens genus hominum absurdum atque sordi-

dum nennt, auf, daß ſie von Ausſätzigen herſtammen und in ihrem Tempel einen Eſel göttlich verehren."

„Vielleicht eine Verwechſelung mit dem goldenen Kalbe, am Horeb gegoſſen, von dem er die Sage gehört haben mochte."

„Vielleicht," erwiederte Heine. „Doch hier ſteht deutlich: Sie verehren den Eſel. Das pfiffigſte Volk der Erde, iſt Ihnen ſchon je ſo etwas vorgekommen?"

„Ich habe," erwiederte ich, „dergleichen noch nirgendwo geleſen; im Leben jedoch iſt es mir ſchon als ſporadiſcher Fall vorgekommen. In meiner Vaterſtadt kenne ich eine ſchöne Jüdin, die einen Eſel anbetet. Freilich iſt ſie mit ihm verheirathet. Inſofern dieſer Eſel unermeßlich reich iſt, kann man ihn auch einen goldnen nennen. Alle Verſuche der männlichen Welt, dieſen Eſel in einen gehörnten Eſel, wie er auf Ceylon vorkommen ſoll, zu verwandeln, ſind geſcheitert.

Das ist der einzige Fall von der Anbetung eines Esels, den ich kenne. Beim jüdischen Volke fand ich immer, daß es wenig Esel besitzt und diese verachtet."

„Das ist in der That wahr," rief Heine, „aber hören Sie doch, was uns dieser ernste Chronist vom Ursprung und von den Religionsgebräuchen der Hebräer erzählt. Es ist gar zu possierlich und wäre mir früher etwas davon zu Ohren gekommen, ich hätte gewiß ein Gedicht daraus geschaffen."

Er blätterte eine Weile in seinem Buche und fuhr dann im Stegreif übersetzend fort: „Als das Volk von Egypten," erzählt der Geschichtschreiber, „einst vor einem bösartigen Aussatz, der den ganzen Leib ergriff, heimgesucht wurde, fragte der damals regierende König Bacchoris bei dem Orakel des Jupiter Ammon an, wie denn der Seuche Einhalt zu thun sei? Es wurde ihm befohlen, sein Königreich einfach von

den Aussätzigen zu säubern und diese in irgend einen fernen Erdstrich zu verbannen. Man veranstaltete eine genaue Visitation, trieb alle Aussätzigen zusammen und jagte sie in die Wüste. Als sie nun, schreibt Tacitus, durch ihre trostlose Lage in die größte Entmuthigung verfielen, ermahnte einer der Ausgetriebenen, Moses mit Namen, seine Leidensbrüder, weder von den Göttern, noch von den Menschen, die sie ja beide im Stich gelassen, Hilfe zu erwarten, sondern ihm zu folgen, der ihnen als ein Retter in der Noth gegeben worden sei. Moses Worte machten Eindruck und es folgten ihm alle, aber in der Wüste, ohne Speise und Trank, kamen sie dem Verschmachten nahe. Da plötzlich sehn sie in der Ferne einen Trupp wilder Esel, der einer bewaldeten Gegend zueilt. Moses gibt den Rath, diesen Thieren zu folgen und bald gelangt der Haufe der Unglücklichen an eine Quelle. Von diesem Tage an begann für sie ein besseres Loos.

Nachdem ſie ſechs Tage lang gewandert waren, gelangten ſie am ſiebenten in ein Land, deſſen Bewohner ſie vertreiben, in dem ſie ſich niederlaſſen und Wohnungen und einen Tempel bauen.“

„Aber dankbaren Gemüths vergaßen ſie der Eſel nicht, die ſie auf eine glückliche Fährte gebracht hatten. Ein goldener Eſel wurde als Heiligthum im Tempel aufgeſtellt. Zum Gedächtniß aber der ſchändlichen Krankheit, an der ſie gelitten, enthielten die Juden ſich fortan ewig des Schweinefleiſches, weil auch das Schwein der Krankheit unterworfen iſt, an der ſie gelitten hatten.“

Die Fülle des Wohlgefallens, mit welcher Heine dieſe Geſchichte ablas, wollte nicht enden. Noch immer wiederholte er: „ein Eſel im Tempel!“ und ſchüttelte ſich vor Lachen. „Haben Sie aber auch bemerkt,“ fuhr er fort, „welche Rolle der Eſel in der heiligen Schrift ſpielt? Denken Sie an den Eſel Bileams, an die Eſel Sauls.

Auf einem Esel hält Christus seinen Einzug. Daumer hat nicht Unrecht, wenn er von einer Eselreligion der Juden spricht und nur das scheint mir unverschämt, daß er behauptet, überall wo die Esel aufträten, käme ein humanerer Geist in das starre Dogma. Die Humanität ist nie eine Sache der Esel gewesen."

„Diese Erzählung des Tacitus," erwiederte ich, „hat ihr Pikantes, aber ich möchte um keinen Preis jene andere Tradition aufgeben, die uns das zweite Buch Mosis von diesem Auszug entwirft. Welche Tragödie, durchzuckt von komischen Blitzen, wie sie in der Historie dieses Volks nie fehlen! Ists Ihnen nicht auch so? Immer wieder in dieser heiligen Chronik verwandelt sich das furchtbare Antlitz Jehovahs in die Züge des alten Bekannten vom Trödelmarkt, der auf Pfänder leiht, und so ist es auch hier."

„Sie meinen die Geschichte von dem Ausleihen der Juwelen und Geschirre?" fragte

Heine. „Ach ja, das ist eine gute alte Geschichte und sie ist seitdem bei manchem Wohnungswechsel wiederholt worden. Damit Pharao das Volk fortlasse, wird ihm gesagt, daß es nur einen Ausflug gelte, um ein Festopfer in der Wüste zu halten, und der Herr spricht zu Mose: „Ich will noch eine Plage über Pharao und Egypten ausgießen, darnach wird er euch lassen von hinnen und wird nicht allein alles lassen, sondern euch auch von hinnen treiben."

„So saget nun für dem Volke, daß ein Jeglicher von seinem Nächsten und eine Jegliche von ihrer Nächsten silberne und goldene Gefäße fordere, denn der Herr wird dem Volke Gnade geben im Egypterland."

Nun folgt die ärgste der Plagen, jede Erstgeburt im Lande Egypten soll sterben: von dem ersten Sohn Pharao an, der auf seinem Stuhl sitzet, bis auf den ersten Sohn der Magd, die

hinter der Mühle iſt, und alle Erſtgeburt unter dem Vieh.

Es geſchieht. Zwei Wochen ſpäter geht der Herr um, die Egypter zu plagen.

„Und um Mitternacht ſchlug der Herr alle Erſtgeburt im Egypterland, von dem erſten Sohn Pharaos, der auf ſeinem Stuhl ſaß, bis auf den erſten Sohn des Gefangenen im Gefängniß und alle Erſtgeburt des Viehes.“

„Da ſtand Pharao auf und alle ſeine Knechte in derſelben Nacht, und alle Egypter und ward ein groß Geſchrei in Egypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Todter wäre.“

„Und er forderte Moſe und Aaron in der Nacht und ſprach: Machet euch auf und ziehet aus von meinem Volk, ihr und die Kinder Israel, gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr geſagt habt.“

„Und die Egypter drangen das Volk, daß ſie

es eilends aus dem Lande trieben, denn sie sprachen, wir sind alle des Todes."

„Und die Kinder Israel hatten gethan, wie Moses gesagt hatte und von den Egyptern gefordert silberne und güldene Geräthe."

„Dazu hatte der Herr dem Volk Gnade gegeben für den Egyptern, daß sie ihnen leiheten und entwanden es den Egyptern."

„Also zogen aus die Kinder Israel von Raemses gen Suchoth, sechshunderttausend Mann zu Fuß, ohne die Kinder." (Mose II. 12.)

Mit lauter Stimme und etwas carrikirter Würde hatte Heine dieses Citat gelesen, nun legte er das schwarzgebundene Buch wieder auf seine alte Stelle, auf das Nachttischchen an seiner Seite. Eine Weile schwieg er, dann sagte er in natürlichem Tone, wie aus seinen Gedanken heraus:

„Es ist doch Unrecht, daß wir so spotten! Wenn Israel sich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an seinen Bütteln rächt, — es nimmt

zur Entſchädigung damit nur den millionſten Theil der Buße, die ihm gebührte! Seltſames Volk, das ſeit Jahrtauſenden immer geſchlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von ſeinem Gotte vergeſſen wird und doch ſo zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O! wenn Märtyrerthum adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, ſo iſt dieſes Volk adlig vor vielen andern. Leſen wir doch die Geſchichte des Mittelalters, dieſer klaſſiſchen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Ritterthums, es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandſchatzungen und Maſſacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Chriſti, den durch ihre Religion gebildeten, immer mehr als unter den roheſten und wildeſten Völkern, Polen und Hungarn, Beduinen, Chazyren und Mongolen! O, es iſt doch ein ſchönes Ding um die Religion der Liebe!

Wiſſen Sie wohl, daß in Rom, in der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (von 1464 bis 1668) die Juden am letzten Carnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden bekleidet, ein Wettrennen abhalten mußten zur Ergötzung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnißvollen Thieren in Verbindung, es liefen nämlich: 1. die Eſel, 2. die Juden, 3. die Büffel, 4. die Berberpferde: man ſtieg von den niedrigſten und verächtlichſten Thieren zu den edelſten empor .... Sie hören, mein lieber Meißner, wie ich faſt in einem Athemzuge die Juden verſpotte und bemitleide; ſie ſcheinen mir aber auch in der That ebenſo lächerlich als ehrwürdig zu ſein. Ich konnte mich ihnen ausſchließlich nicht opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rieſſer und Andere, ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Chriſten oder Juden ſein. Dieſes habe ich mit allen Artiſten gemein, welche nicht für enthuſiaſtiſche

Momente ſchreiben, ſondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, ſondern für die Welt, nicht für einen Stamm, ſondern für die Menſchheit. Es wäre abgeſchmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachſagte, mich je geſchämt hätte, ein Jude zu ſein, aber es wäre ebenſo lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerkſam durchblättern, ſo werden Sie manche Stellen finden, welche das hebräiſche Volk in Schutz nehmen, und wenn Sie nächſtens wiederkommen, will ich Ihnen eine große Probe davon zeigen. Ich will Ihnen ein Gedicht, das ziemlich umfangreich iſt und das erſt in meiner nächſten Gedichtſammlung erſcheint, vorleſen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Abſurde, Falſche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, ſo iſt es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern."

Heine hatte die letzten Worte tiefernst gesprochen und war nachdenklich geworden. Aber als sollte das Lächeln, das eine Zeitlang vertrieben war, immer wieder den gewohnten Platz um seinen Mund in Besitz nehmen, setzte er scherzend hinzu: „Wenn uns in diesen nächsten Tagen der kleine Weill besucht, so soll Ihnen, lieber Freund, auch noch eine andere Probe meiner Pietät für den uralten Mosaismus gegeben werden. Weill war ehedem Vorsänger in der Synagoge, er besitzt eine metallreiche Tenorstimme und trägt die alten Wüstengesänge Juda's in ihrer ursprünglichen Reinheit der Tradition, von ihrer ganzen monotonen Einfachheit an bis zu der vollen Höhe alttestamentlicher Coloratur vor. Meine gute Frau, die gar nicht ahnt, daß ich ein Jude bin, wundert sich nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dies Tremoliren und Quinqueliren zu Ohren bekömmt. Als Weill seine erste Piece vortrug, verkroch sich der Pudel Minko

unter dem Sopha und Cocotte, der Papagei, wollte ſich zwiſchen dem Käfiggitter erhängen. „Monſieur Weill! Monſieur Weill!“ rief Mathilde ängſtlich, „treiben Sie doch nicht allemal den Spaß zu weit!“ Weill fuhr fort. Die Gute aber wendete ſich an mich und fragte dringend: „Henri, ſage mir, was ſind das für Lieder?“ — „Es ſind unſere deutſchen Volksgeſänge“ erwiederte ich; ich bin bei dieſer Ausſage hartnäckig verblieben.“

VI.

Es war dies die Zeit, wo man allgemein von Heine's Bekehrung sprach. Diese meinten, er kehre im Geiste zum Christenthum, jene, noch abentheuerlicher, behaupteten, er kehre zum Judenthum zurück. Ein paar Stellen in den Vorreden zu neuen Ausgaben seiner Bücher und der Umstand, daß die Bibel oft auf seinem Tische zu sehen war, gaben den Anlaß zu diesen Gerüchten.

Wir sprachen selten über diesen Punkt, doch schien es mir in der That, daß religiöse Gedanken Heine'n damals vielfach beschäftigten. Es konnte dies bei einem Geiste, wie der seinige war, nicht anders sein. Wenn die Sonne der Poesie

und der Lebensfreude zu verblaſſen anfängt an einem Horizonte und über einem Leben, in welchem ſie ohnehin das einzige Poſitive waren, tritt das Mondlicht einer jenſeitigen Glaubenswelt wieder hervor und beleuchtet mit unſicher zitterndem Scheine die öden Trümmer.

Aber ich fürchte, es erging Heine hierin wie mit allen andern Glaubensartikeln, die er im bunten Wechſel aufgriff, um mit ihnen zu ſpielen, und ſie dann wieder bei Seite zu werfen. Mehr waren ihm die jenſeitigen Gedanken damals noch nicht, als ein Amulet, oder eine rheumatiſche Kette, die ja auch ein Menſch verſucht und braucht, der ſonſt nicht viel davon hält. Da ihm alle Aerzte nicht helfen können, läßt er nun die Quackſalber pfuſchen; nur, um nichts unverſucht gelaſſen zu haben.

Freilich! Wenn man auf einem jahrelangen Krankenbette liegt, ein unſeliges Uebel frühſchnell

unſerer Thätigkeit ein Ende gemacht hat, da ſchweift die Phantaſie gerne maßlos hinaus, und träumt gerne von einem zweiten Leben. Es iſt überhaupt ein koloſſaler, beinahe orientaliſch-ſchwelgeriſcher Gedanke, man werde dereinſt nicht nur dies Sandkorn, die Erde, ſondern auch Sonne, Mond und den ganzen Sternenplunder überdauern, in Gottes Schooß aufgehoben den Untergang der Welt mit anſehen und dabei das Gefühl einer unzertrümmerbaren Perſönlichkeit retten und bewahren können. Ewig, überirdiſch, ein Weſen mit Flügeln werden, nachdem man hier ſein Lebelang mühſam, vielleicht noch dazu mit kranken Gliedern und am Stocke wackelnd über die kleinen Unebenheiten dieſes Erdballs kaum hinweggekonnt, das iſt ein ſchöner, ein üppiger Gedanke, der Nonplusultra-Traum der egoiſtiſchen Perſönlichkeit, und manchem kranken Gemüth mag er ſchon wohl gethan haben. So auch unſerem Heine.

„Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehn!“ ſeufzte er. „Wiſſen Sie, wohin ich ginge?“

„Nein!“ erwiederte ich.

„Geradenwegs in die Kirche!“

„Sie ſcherzen!“ warf ich ungläubig ein.

„Nein nein! gewiß! in die Kirche!“ antwortete Heine. „Und wohin ſoll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehn könnte, ſpazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabille mitmachen!“

Eine andere Anekdote iſt nicht minder charakteriſtiſch. Eines Morgens, als ich zu ihm kam, lächelte er mich von Weitem an. „Ich habe heute,“ ſagte er, „einen beſonders tröſtlichen Traum gehabt, beinahe eine Viſion. Mir war's, als ginge ich in der erſten Morgenfrühe über den Cimitière Montmartre, auf den ich mich auch einſt beſtatten laſſen will und zwar darum, weil er geräuſchlos iſt und man dort viel weniger geſtört wird, als

auf dem Pere la Chaiſe. Die Leichenſteine erglänzten in der aufgehenden Sonne und ſiehe, vor jedem Steine ſtand ein Paar blank gewichſter Schuhe, Stiefelchen oder Stiefeln, je nachdem die Schläfer da unten Frauen, Fräuleins oder Männer waren. Es war wie in einem groſſen Hotel, wo in aller Frühe der Hausknecht von Thür zu Thür gegangen, und das Schuhwerk beſorglich und beſcheiden hingeſtellt. Noch ſchlummerten ſie alle unten in ihren Grüften, die blank gewichſten Stiefeln aber glänzten prächtig, wie von Engeln gewichſt, und das ganze Bild ſchien zu ſagen: Ja, wir werden Alle wieder aufſtehen und einen neuen Lebenslauf beginnen."

So ſah Heine damals als Betbruder aus.

VII.

Zu den Geſtalten, die ſich für den, der ſich um Heine intereſſirt, zunächſt um ihn gruppiren, gehört vor Allen ſeine Mutter.

Wir begegnen ihr zuerſt im Buch der Lieder, wo ein paar recht wilder und trotziger Sonetten ihr gewidmet ſind, dann auf's Rührendſte erwähnt in dem Gedicht „Nachtgedanken", das unter den neuern Gedichten ſteht. Alle Welt kennt es:

Denk' ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen —
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt,
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Und wie das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn,
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht ans Herz geſchloſſen.

Deutſchland hat ewigen Beſtand,
Es iſt ein ferngeſundes Land,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden!

Nach Deutſchland lechzt' ich nicht ſo ſehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär'.
Das Vaterland wird nicht verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben!

— — — — — — — — — — — —

Und ſo meinte ich auch, müſſe es gekommen ſein. Ich konnte mir nicht recht denken, daß die „alte Frau", zu der der Sohn im Winter 1844 die ereignißvolle Reiſe unternahm, die wir in jenem phantaſievollen „Wintermährchen" beſchrieben finden, noch am Dammthore wohne, im Zimmer, das er uns ſo treulich beſchrieben. Damals, als er nach dreizehnjähriger Abweſenheit ſo unerwartet eintrat, ſchlug ſie die Hände zuſammen und rief:

Mein liebes Kind, wohl zehen Jahr
Verfloſſen unterdeſſen —
Du wirſt gewiß recht hungrig ſein,
Sag' an, was willſt du eſſen?

Aber ſeitdem war abermals eine lange Zeit verfloſſen und „eine alte Frau kann ſterben."

Um ſo mehr war ich erſtaunt, als ich, eines Abends bei Heine eintretend, eben dazu kam, als er ſeinem Sekretär einen Brief diktirte und auf meine Frage, an wen er ſchreibe, erwiederte: an meine Mutter!

„So lebt ſie noch," fragte ich, „die alte Frau, die am Dammthor wohnt?"

„Ach ja," ſagte er, „zwar alt und krank und gebrechlich, doch noch immer das warme Mutterherz."

„Und Sie ſchreiben ihr oft?"

„Regelmäßig jeden Monat."

„Wie muß ſie Ihres Zuſtandes wegen unglücklich ſein!"

„Meines Zuſtandes wegen?" antwortete Heine. „O, was das betrifft, herrſcht zwiſchen uns ein eigenthümliches Verhältniß. Meine Mutter hält mich für ſo wohl und geſund, als ich damals war, als ich ſie zuletzt ſah. Sie iſt alt und lieſt keine Zeitung; die wenigen alten Freunde,

die ſie beſuchen, ſind in ähnlicher Lage. Ich ſchreibe ihr oft, ſo gut ich's kann, in heiterer Laune, erzähle ihr von meiner Frau, ſage ihr, wie gut ich es habe. Da es ihr auffällt, daß nur die Unterſchrift von mir iſt, und alles Uebrige von der Hand des Sekretärs, ſo heißt es immer, daß ich etwas Augenleiden habe, das bald vergehen werde, mich aber verhindere, ſelbſt Alles zu ſchreiben. Und ſo iſt ſie glücklich. Daß übrigens ein Sohn ſo krank und elend werden kann, wie ich bin, das glaubt ohnehin keine Mutter."

Heine ſchwieg und ich ſah mit bewegter Seele zu, wie er ſeinen, mit tröſtlichem Bericht und erkünſtelter Heiterkeit erfüllten Brief verſiegeln und zur Poſt abgehen ließ.

Dieſer Sohn, der auf langwierigem Marterbette mit frommem Betrug ſeine Mutter über ſeine Leiden täuſcht und dieſe Mutter, die in der Abgeſchloſſenheit hohen, hohen Alters vermuthlich

ſterben wird, ohne über den wahren Zuſtand ihres Sohnes die ſchreckliche Wahrheit zu erfahren — die außer ihr die ganze Welt kennt — ſie ſind in ihrem Verhältniß zu einander ein ganzes Gedicht!

VIII.

Man wird nun fragen: wie war Madame Heine? Wie war Heine's Ehe? Ich glaube darauf mit Bestimmtheit antworten zu können. Man kann der Ansicht sein, daß der Dichter anders hätte wählen sollen, aber man muß gestehen, daß seine Ehe eine eigenthümliche und poetische war.

Er hatte mit seiner Frau — Crescence Mathilde Mirat ist ihr vollständiger Name — mehrere Jahre gelebt, ohne mit ihr verheirathet zu sein. Es war eins jener Bündnisse, die in Paris so häufig vorkommen, daß sie in den Augen der Welt beinahe legitimirt sind und menages parisiens genannt werden. Unzählig sind — be-

ſonders bei Künſtlern — die Ehen dieſer Art; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimirten Frau und nur die vertrauteſten Freunde wiſſen, daß der kirchliche Segen und der bürgerliche Contrakt fehlt. Erſt nach Jahren, meiſt wenn Kinder geboren werden und die Eltern noch enger an einander ketten, wird die kirchliche Sanction nachgeholt und man ſagt dann mit Beranger, der in ähnlicher Art jahrelang mit ſeiner vielbeſungenen Liſette lebte:

Ces deux yeux ont mis enfin
De l'eau bent dans leur vin.

Heine hatte keine Kinder, dafür trat ein anderer Anlaß ein, daß er die Ehe in ſtrengſter Form legitimirte. Es war das Duell mit Herrn S..... Damit Mathilde nicht unverſorgt bleibe, damit ſeine Verwandten ſie bedächten, wofern er auf dem Platze bliebe, heirathete er ſie. Es mochte für den Verfaſſer der freien Liebe ein ſchwerer Schritt ſein, er that ihn doch und unter eigen-

thümlicher Form. Er lud zur Hochzeit nur ſolche Freunde ein, die in ähnlichen Ehebündniſſen lebten, um ſie durch das Beiſpiel, das er gab, zu bewegen, auch wie er dieſen allerletzten Schritt zu thun, ja nach der Tafel forderte er ſie dazu in einer humoriſtiſchen Anrede auf. Es war eine Geſellſchaft der geiſtreichſten Schriftſteller und Künſtler, aber leider auch unverbeſſerlicher Junggeſellen. Ich weiß nicht, ob ein Einziger, durch Heines Exempel und Rede gerührt, ſich bekehrte.

Mathildens Gemüth war das naivſte, das ſich denken läßt und ihr Zeitvertreib der harmloſeſte. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Paulinen, ihrer Geſellſchafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in den Champs eliſées machen und dann erzählen, was ſie geſehn — das war ihr Leben. Heine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und ſtarkgeiſtigen Frau, dem Blauſtrumpf und dem Verſtandesweibe — Mathilde feſſelte ihn durch ihr harmloſes Geplauder, ihre

immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Krucifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu sagen — und hatte Recht.

Fortwährend neckte er sie und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Comödie, bis Mathilde ihr Mißverständniß merkte und Beide sich unter Lachen umarmten. „Ich werde,“ sagte er einst sehr ernsthaft, „nach meinem Tode Mathilden Alles, was ich besitze, hinterlassen, aber nur unter einer unabänderlichen Clausel.“

„Ach, wie kannst du von solchen Dingen reden!“ rief Mathilde.

„Was ist die Clausel?“ fragte ich.

„Daß sie sich ungesäumt wieder verheirathen muß.“

„Welche bizarre Idee!“

„Ja wohl,“ fuhr Heine fort, „du sollst einen Mann nehmen! So wird doch Jemand da sein, der einige Male des Tages meinen Hingang aufrichtig beklagt.“

Heine war nicht eifersüchtig und hatte gewiß auch keine Ursache es zu sein, aber er sah Mathilden doch nicht ohne Sorge allein in diesem Babel: Paris. Er entlud sich dieser Angst in Gedichten und in kurzen halberstickten Ausbrüchen. „Ach!“ seufzte er, „was kann ich thun! Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männern concurriren?“

Manchmal steigerte sich diese Unruhe so, daß er klagte. „Ich war gestern,“ sagte er zu

einer Freundin, die ihn beſuchte, „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte verſprochen, um vier Uhr zurück zu ſein. Es wird halb fünf, ſie kommt nicht. Es wird halb ſechs, ſie kommt nicht. Es wird halb ſieben, ſie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächſt. Sollte ſie des kranken Mannes überdrüſſig geworden und mit einem ſchlauen Verführer auf und davon gegangen ſein? In meiner peinlichen Angſt ſchicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und laſſe fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da iſt. Ja, Cocotte iſt noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“

Heine hatte in den letzten Jahren ſogar zwei Wärterinnen nöthig, ſo viel gab es, beinahe ununterbrochen, bei dem Kranken zu thun. Es iſt von ſelbſt verſtändlich, daß die Hilfe ſeiner Frau

dadurch überflüſſig wurde. Deſſenungeachtet ſaß ſie an ſeinem Lager, hielt ſeine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in ſeinem Schmerz noch ſchelmiſch, verklagte ſie mit halbunterdrücktem Lächeln oft auf's Poſſierlichſte.

„Ach was war das geſtern für eine Nacht!“ rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hauſe gehabt, die Katze iſt vom Kamin herabgefallen und hat ſich das rechte Ohr aufgeſchunden. Sie hat ſogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer los, meine gute Mathilde iſt aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umſchläge aufgelegt. Meinethalben hat ſie noch nie gewacht.“

Und wie ſein ironiſcher Geiſt nie ruhte, ſo war Heine, trotzdem er ſeine Frau liebte und von ihrer Treue überzeugt war, doch unerſchöpflich in Erzählungen von der Unbeſtändigkeit und Un-

treue jener lieblichen Geschöpfe „die wir anbeten und die uns verrathen."

„Heirathen Sie nie, lieber Meißner," sagte er mir einmal mit einem tiefen Seufzer. „Eine treue Frau ist die größte Seltenheit auf Erden und ist es von jeher gewesen. Die ältesten Schriftsteller führen uns schon erbauliche Historien zur Warnung an. Warum beachten wir sie so wenig? Kennen Sie die Geschichte vom König Pheron, dem Sohne Sesostris, dem Sohne Ramses? — es erzählt sie Herodot in seinem zweiten Buche, genannt Enterpe."

„Erzählen Sie mir sie, wenn ich sie auch kennen sollte," erwiederte ich.

„Pheron, ein König von Aegypten," begann Heine, „war von den Göttern mit Blindheit geschlagen worden, weil er in den Strom des heiligen Nil einen Pfeil abgeschossen hatte. Er wandte sich, um die Mittel seiner Heilung zu

erfragen, an die Orakel und erhielt die Antwort, daß er, um wieder ſehend zu werden, ſich die Augen mit dem Waſſer einer Frau waſchen ſolle, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Pheron that, wie ihm geboten, er wuſch ſich täglich mit dem Waſſer einer Anderen, wuſch ſich zehn Jahre lang und blieb zehn Jahre blind. Er badete die Augen ſogar im Waſſer ſeiner eigenen Gemahlin, der Königin — er blieb blind. Da verſammelte er die ungetreuen Weiber alle in der Stadt Erythrebolos und ließ ſie verbrennen. Endlich ſandte er hinaus in die Vorſtädte, wo das ärgſte Volk wohnte und man ſchickte ihm den Urin einer Tänzerin. Er hatte ſich kaum damit die Augen gewaſchen, als der Staar von ihm abfiel. Da weihte Pheron reiche Gaben den Göttern, er ließ auf dem Markte von Memphis einen Obelisk aufſtellen, an hundert Fuß hoch und acht Fuß breit, aus einem Stücke. Die Tänzerin aber ernannte er zu ſeiner Gemahlin. Das

iſt eine Geſchichte, die ich nie ohne Wehmuth geleſen habe — wir denken ja ſo gut von den Sitten unſerer Voreltern — und ſo oft ich über den Platz de la Concorde gegangen und den röthlichen Granit im Glanz der Abendſonne ſchimmern ſah, fiel es mir bei: Du biſt vielleicht der Stein, der geſetzt wurde von dem armen blinden König Pheron zum Ruhme und zum Andenken der einzigen Treuen, die er unter Tauſenden gefunden!"

Aber dies waren nur Blitze einer mit Gegenſätzen ſpielenden Natur oder vielmehr: ich glaube, Heine ſah in ſeiner Frau ſelbſt jenes Kind der Vorſtädte, das er treuer erfunden als die ehrſamſten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daß der Poet ſeine Mathilde mehr geliebt als jedes andere Weſen auf Erden. Auf ſeinem Krankenlager, unter den ärgſten Schmerzen, waren ſeine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und ſie für den Reſt ihrer Tage ſicher

zu ſtellen. Es war ſein ewiger Schmerz, daß er in den Tagen ſeines Glückes zu wenig gewirthſchaftet und Nichts zurückgelegt und er ſuchte nach Kräften das Verſäumte nachzuholen. Nur für ſie ſtrengte er noch ſeine letzten Kräfte zur Arbeit an und jeder Artikel ſeines Teſtaments giebt Zeugniß von einer Sorgfalt, die ſich über das Grab hinaus erſtreckte. Sie war ſeine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönſten geſchmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er ſchickte ſie ſpazieren, ſchickte ſie in Theater und Concerte, lächelte ſo oft ſie ihm entgegen kam und hatte für ſie nur Bonmots und koſende Worte. An ſeinen Geiſtesproceſſen hat ſie nie Theil genommen, von ſeinen Kämpfen hat ſie nie etwas gewußt, aber ſie hat nur durch ihn gelebt und iſt ihm zwanzig Jahre lang zur Seite geſtanden. Er pflegte lachend zu ſagen, daß ſie nie eine Zeile von ihm geleſen. Man ſollte glauben, es hätte

ihn verſtimmen oder verletzen müſſen, nein, es amuſirte ihn nur!

Für Frau Mathilde war alſo Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war, er war ihr aber, was alle Welt läugnete, der beſte, herzlichſte, aufrichtigſte Mann. Mit Thränen in den Augen hat ſie mir oft, die lächelnde Franzöſin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendſte Beweis ſeltener Herzensgüte waren. Geiſtreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat ſie ſich nie gemerkt, ſie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn ſelbſt wird ſie heute eben ſo wenig zu erzählen wiſſen, wie ein Kind, das in ſeiner Nähe gelebt, aber ſie wird ſich unermeßlich allein, hilflos und verlaſſen fühlen und einzig in der Erinnerung leben.

IX.

Es kam die Zeit heran, von Paris zu ſcheiden. Es war ein heller, ſommergleicher Tag im Spätherbſt, ein hellblauer wolkenloſer Himmel lag über der lachenden Stadt und dem Gewühl ihrer Gaſſen. Ich verließ mein Hotel im „Quartier der Lateiner" und ſchritt über den Pont neuf dahin, von deſſen Höhe aus ſich die Cité mit ihren Thürmen und Zinnen ſo phantaſtiſch ausnimmt, wandelte den Quai entlang, unter dem der Strom mit tauſend Lichtern glitzerte, und befand mich wieder im Tuilleriengarten, der mir mit ſeinen duftigen Blumenbeeten und Baſſins, mit ſeinen ſchattigen Kaſtanienalleen und ſeinen marmornen Statuen ſo lieb und theuer geworden

war. Da wogte ein Gewühl von Menſchen, ſchönen Herren und hübſchen Damen; Kindermägde ließen ſich von ſtattlichen Soldaten den Hof machen; kleine Mädchen ſchlugen Ballon, Knaben ließen kleine Schiffe auf der Waſſerfläche des Baſſins fahren, — es war das unendliche, ſtets erneuerte und nie verſiegende Leben des Ortes und dazu blies der marmorne Pan die Schalmei, die er ſeit hundert Jahren trotz aller Revolutionen nie aus der Hand gegeben und Spartakus ballte, ein ſtarrer Oppoſitionsmann, ſeine Fauſt gegen den Palaſt der Tuillerien.

Abermals ergriff mich die unendliche Schönheit dieſes Ortes. Ich dachte der Perſonen, die ich ſo oft hier erwartet, der Freunde, mit denen ich ſo oft hier gewandelt, und mir ward weh zu Muthe. Ich ſah hinauf zu dem hellblauen Himmel, der durch das Zelt der Kaſtanienbäume ſo lieblich herabſchimmerte, aber er verdüſterte ſich nicht, mich zu tröſten.

Da ſchlug die Glocke vier und mahnte mich zur Eile. Ich erinnerte mich, daß ich in der Rue de Caſtiglione noch einen Landsmann zu beſuchen habe, und ſchritt aus dem Garten hinaus.

Der Freund war nicht zu Hauſe. Haſtig griff ich in der Loge des Portiers nach einem Blatt Papier und einer Feder, und ſchrieb ein paar Worte des Abſchiedes. Als ich die Worte überlas, mußte ich lächeln. Ich hätte nicht anders ſchreiben können, wenn ich auf dem Punkte geſtanden hätte, mir das Leben zu nehmen. „Es muß ſein — ich ſcheide aus dieſer herrlichen Welt," ſo ungefähr hatte ich geſchrieben. Das ganze Lebewohl eines Sterbenden ſtand vor mir, und doch hatte ich, ohne einen Scherz im Sinne zu haben, nur geſchrieben, wie mir um's Herz geweſen. — Die, welche in Paris gelebt hatten und dann plötzlich abreiſen mußten, werden mich begreifen.

Mein letzter Gang war, die Rue de Milan hinan, zu Heinrich Heine. Ich fand ihn aufrecht

im Bette ſitzend, beſchäftigt, die lyriſchen Gedichte des Romancero zu ordnen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen," ſagte er, „Sie kommen, Abſchied zu nehmen. Laſſen Sie ihn kurz ſein; jeder Abſchied erſchüttert jetzt meine Nerven. Wie werde ich allein ſein, wenn Sie fort ſind!"

„Wir werden uns wiederſehen," ſagte ich.

„Ich glaube es kaum," erwiederte er. „Dieſe Vorrede des Todes hat nun ſchon zu lange gedauert. Sie kann nicht ewig währen, und mehrere Bände ſtark werden. Plötzlich, mitten in der ſpannendſten Periode wird mein Leben abbrechen, wie manches ſchöne Capitel in meinen Büchern. Leben Sie wohl! ich könnte Ihnen beinahe zürnen, daß Sie mich aus der geſpenſterhaften Ruhe geſtört haben, in der ich liege, und in der ich meiſtens von der kommenden Stunde nur das weiß, daß ihrer vierundzwanzig einen Tag geben. Doch nein, ſeien Sie gedankt für die Stunden,

welche Sie an meinem Bette zugebracht haben, seien Sie innig gedankt! Ich werde nun wieder recht einsam sein."

Ich sah ihn an. Thränen standen in seinen Augen. Thränen in Heine's Augen — in den Augen des Mannes, den die Welt so oft als herzlos gescholten! Ich konnte nicht widerstehen, unbezwingbare Rührung ergriff mich — — — — — — — — Ewig unvergeßlich steht dieser Augenblick vor meiner Seele. Ich faßte seine Hand und drückte sie fest.

„Möge das endlose Sterbelied des Schwans der Rue d'Amsterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben!" flüsterte der Kranke und wandte sich ab.

Ich ging und wie die Bilder einer Phantasmagorie flogen die Menschen und Häuser an meinen aufgeregten Sinnen vorüber. —

Eine Stunde später saß ich in der Ecke des Eisenbahnwagens und sah mich mit Dampfes-

ſchnelle losgeriſſen von der Stadt, wo ich ſo glückliche Tage verbracht. O wie ein ſchadenfroher Dämon ſchnaubte und puſtete die Locomotive, dies eherne Roß, das von Kohlen lebt und keine Ruhe kennt, das des Morgens im Süden aufbricht und des Nachts im Norden an der Krippe ſteht. Wenn es raſtet, wie weit bin ich, wie fern!

Der Tag war, meiner Stimmung gemäß, plötzlich grau und trüb geworden, und lagernde Wolken am Horizont ſchienen böſes Wetter bringen zu wollen. Paris, ein Meer von Zinnen und Thurmſpitzen, verlor ſich allmählich, nur die Ausläufer der Vorſtadt umgaben mich, auf der Höhe des Montmartre drehten ſich wie angſtvoll die wirbelnden Windmühlflügel. Leb wohl! Leb wohl! —

Ja, „Lebe wohl!“ Ein ſo kurzes Wort thut Alles ab, alle peinlichen Zuckungen des Schmerzes, der Entſagung, der Muthloſigkeit!

O wie viele Lebewohl waren in dieſem Einen enthalten! Lebewohl den Orten, wo ich ſo glücklich gewandelt, Lebewohl der Geliebten, für die ich mit allen Gedanken einer begeiſterten Bruſt geſchwärmt, Lebewohl dem letzten Stücke Jugend, Lebewohl ſo Vielem, das ich nie mehr wiederſehen und nie verſchmerzen lernen werde! Ich halte meinen Schmerz an mich, doch jeder Ruck des Wagens hallt ſchmerzlich in meinem Gehirn wieder. Leb wohl!

Die Locomotive thut einen gellenden Schrei. St. Denis zeigt ſich in der Ebene mit ſeinen Thürmen und verſchwindet wieder, kaum geſehen! Ein anderer Pfiff! Nun kommt Enghien mit ſeinem lachenden Park und dem buſchumſäumten See, auf dem ich in ſchwankender Gondel mit heiterer Geſellſchaft das Ruder geführt. Das Auge ſchweift zu den wohlbekannten Hügeln empor; dort liegt Montmorency mit ſeinen anmuthigen Waldhöhen und ſeinen weißen Villas —

Noch einmal denke ich an Heine. Es war ſchön in ſeiner Villa Ombroſa, die allabendlich von Nachtigallen tönte. Aber das Dampfroß trägt mich vorbei. Leb wohl! Ich werfe mich, um nichts mehr zu ſehen, was Erinnerung weckt, in die Ecke zurück, — ärger und ärger ſtöhnt und puſtet das ehern dahinrollende Schickſal — — — ich glaube in ein Exil hineinzufahren.

Vierte Abtheilung.

1854.

I.

Ein langer Zwiſchenraum! Drei Jahre waren vergangen, ſeitdem ich an einem ſchönen Septembertag mit zerriſſener Seele von Paris Abſchied genommen. Ich hatte zwei Sommer im öſterreichiſchen Alpenlande und einen am Genferſee zugebracht und eine projektirte Tour nach Paris immer wieder verſchoben.

Von Zeit zu Zeit erhielt ich einen Brief von Heine. Ich beſitze viele dieſer mir ſehr koſtbaren Blätter, kann mich aber nicht entſchließen, ſie bei Lebzeiten vollſtändig zu veröffentlichen. Die Angriffe auf die verſchiedenſten Perſönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die Perſiflage, in der ſich der Dichter ergeht und die nicht ſelten über das Maß des bei uns Er-

ſtatteten und Gewohnten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachenſaat von Verfolgungen heraufbeſchwören. Dieſe Briefe müſſen, trotz der köſtlichen Dinge, die ſie enthalten, liegen bleiben. Nur zur Probe und mit zahlreichen Auslaſſungen, die bedeutend mehr betragen als der abgedruckte Text, laſſe ich hier einen der mildeſten folgen. Wieder muß ich zu meiner Betrübniß ſagen, daß die beſten Stellen aus Schonungsgefühl oder Gemüthlichkeit den Cenſurſtrichen geopfert wurden.

Paris, 1. März 1852.

Liebſter Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die ſich in Ihrem letzten Briefe ausſpricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zuſtande bin, wo jedes Wort eine Anſtrengung koſtet. Es geht mir nämlich ſeit zwei Monaten

immer ſchlimmer und ich verliere ſogar die Luſt zu klagen. Ruhe iſt mir in dieſem Augenblicke die höchſte Krankenpflicht und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die ſolche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf dieſe Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichſt zu Handen komme, für die zwei Bändchen „Gedichte und Ziska“ danke ich ſchönſtens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen faſt gewaltſam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Regle generale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich deſſen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigſten Bücher immer gewiſſenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn — — Gedichtſammlung ſchon ſiebenmal verliehen und ſchon zum ſiebenten Male ſind dieſe Vöglein wieder zu mir in ihr Neſtchen

zurückgeflattert. Ich werde ſie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, ſondern nur verſchenken. — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ich bin neugierig auf Ihren Urias, um die Beklagniſſe beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausheckt. Wie die Sachen zuſammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir — — — — — — — — einige Indicationen über die Perſonagen gegeben, die Sie mit ihrer Scheelſucht verfolgen. — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — Es iſt in der That eine ſehr bedenkliche Propaganda, der kein Mittel zu ſchmutzig erſcheint .... Aber getroſt! Solche Aergerniſſe werden Sie früher oder ſpäter überwinden und deſto ſiegreicher aus dem Treffen hervorgehn. Ich habe mit noch weit ſchlimmeren Subjekten zu thun gehabt und wahrlich nicht dieſe haben mich zu Boden geworfen. „Jedes große Talent,“

schrieb mir einst der selige Wolf, „hat seine Laus" und Sie wissen, wen er darunter meinte ... Ich hatte aber eigentlich zwei Läuse und die eine davon lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Freund, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich ein Paar fetter Wanzen, die in der bekannten Hausirerweise überall umherkriechen. — — — — — — — — — — Lassen Sie sich nichts merken, Liebster, von dem, was ich Ihnen hier sage, es ist gut, daß Sie die Dinge wissen und es wird sich bei ruhigem Abwarten der Dinge schon Abhilfe finden. Nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin — Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde sich bieten! Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meinem jetzigen tiefsten Misere noch den Romancero schreiben konnte. Sie haben

Recht, wenn Sie ſagen, daß ſeit Buchhändlergedenken kein Buch bei ſeinem Erſcheinen und gar eine Gedichtſammlung ein ſolches Glück gemacht hat. Zwei Monate nach ſeinem Erſcheinen war ſchon die vierte Auflage (ſogar eine Stereotypausgabe) vergriffen und Campe geſteht mir, daß er nie unter 5—6000 Exemplaren bei jeder Auflage druckte. — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Und nun, liebſter Freund, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen bald wieder ſchreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken ausſprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer Diskretion. Bei meiner Frau ſind Sie in heiterſter Erinnerung und ſie läßt Sie freundlichſt grüßen. Ueber Politik ſchreibe ich Ihnen heute nichts und wie es hier ausſieht, werden Ihnen die Lacunen der hieſigen Blätter beredſam genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenoſſe
Heinrich Heine.

Es war im August 1854, als es mich wieder nach Paris und zwar beinahe nur Heine's wegen nach Paris trieb. Mein Aufenthalt konnte sich diesmal nicht lange erstrecken, denn er war gewissermaßen nur ein Seitensprung, den ich mir auf einer größern Reise erlaubte. Paris sah übrigens damals sehr düster aus. Alle Welt war an den Rhein, nach Baden-Baden und Homburg ausgewandert und die Zurückgebliebenen schienen merklich niedergedrückt von der Nähe der Cholera, die wie eine Miasmawolke von dem heißen Himmel Marseille's daherzog und über das unglückselige Arles immer höher und höher bis an die lachenden Ufer der Seine hinaufstrich.

Mein erster Gang am andern Morgen galt dem Hotel der britischen Gesandtschaft, wo mein Freund Odo Russell wohnte, der zweite Gang war zu Heine. Er wohnte noch immer Nr. 50 Rue d'Amsterdam in jenem fatalen Zimmer mit der Aussicht auf den Hof hinaus und in seine

Matratzengruft klang noch immer von drüben gedämpftes Pianofortegeklimper herüber. Jahr um Jahr war vergangen, die Elevinnen, die drüben sonst die Etuden von Czerny und Herz herabgeleiert, waren nun gewiß schon recht reife Jungfrauen geworden, und trugen nun die „Sehnsucht nach Kiew" von Jules Schulhoff vor — die gereizten Nerven des Kranken mußten Tag für Tag die Entwicklungen ihrer Pianofertigkeit verfolgen — mit welcher Qual!

Er schien mir körperlich wenig verändert, aber nervös sehr gereizt. Gegen Meyerbeer war er vom heftigsten Aerger erfüllt. Die Ursache desselben ist mir nicht klar geworden, es schien mir jedoch sich damit so zu verhalten: Heine hatte ein paar Jahre zuvor ein Tanzpoem Faust geschrieben, das Berliner Theater hatte den Stoff fast ganz in Heine's Art und Zurechtlegung als „Satanella" auf die Bühne gebracht. Der Dichter sah sich um seine Tantieme gebracht und schrieb

an den Generaldirektor, ihn zu seinem Rechte zu verhelfen. Meyerbeer konnte oder wollte nichts thun. Heine ergoß sich nun in Späßen über den Maestro und fügte endlich lachend hinzu: Dessenungeachtet ist Meyerbeer unsterblich — nämlich so lange er lebt — und auch auf ein paar Jahre darüber hinaus — für diese hat er vorausbezahlt."

Er beschäftigte sich damals eben eifrig mit der französischen Uebersetzung seiner Gedichte. Sie gab ihm viel zu thun. Der arme Gerard de Nerval war ihm bei dieser Thätigkeit zur Hand und brachte alle Vormittage ein paar Stunden an seinem Bette zu.

Heine hatte nämlich trotz seines langen Aufenthaltes in Frankreich das Französische nie vollkommen erlernt, wiewohl er alle Feinheiten dieser Sprache im Munde Anderer vollkommen zu würdigen verstand. Die Uebersetzungen, die er selbst zu Wege brachte, litten an einer gewissen Weitschweifigkeit und hatten deutsche Tournure. „Sie

können nicht glauben," ſagte er, „wie ſchwer es den Deutſchen fällt in dieſen abgezirkelten, beſtimmten, unverrückbaren Formen den deutſchen Geiſt wiederzugeben. Meine eignen Lieder kommen mir in dieſer Umbildung ganz fremd vor. Ich deutſcher Waldvogel, gewohnt ſeine Wohnung aus dem bunteſten und einfachſten Material zuſammenzubauen — ich niſte da in der Allongeperücke Voltaire's!

Heine war einſamer geworden. Der kleine Kreis von Freunden, der ihn früher umgab, hatte ſich verringert. Die flammenäugige Eliſe kam nicht mehr — das Freundſchaftsverhältniß war abgebrochen. In dem großen Hauſe, das Herr A...., der inzwiſchen Millionär geworden, führte, trafen ſich, ſo hieß es, manche zweideutige Exiſtenzen. Der Unternehmer eines Circus kann es nicht vermeiden, daß in ſeinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftſtellern und dramatiſchen Künſtlern auch ein Genie des geſpann-

ten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheine, und Heine verbat sich den Umgang.

Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war gestorben. Ich fragte nach Mademoiselle Jenny — Boussillon hieß sie in unserem Kreise — sie war eine grande dame du quartier Breda, eine berühmte Cameliendame geworden — eine Cameliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komischen Oper und zwei Lakaien.

Heine langte nach den Papieren, die auf seinem Nachttischchen lagen und gab mir die dem ersten Bande der vermischten Schriften beigegebenen Gedichte zur Lektüre. Ich las:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
Sie haben an mir das Schlimmste verübt,
Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der luſtige Vogelgeſang erſchallt,
Und Blumen und Mädchen, ſie lächeln jungfräulich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Da lob' ich mir den Orkus faſt;
Dort kränkt uns nirgends ein ſchnoder Contraſt,
Für leidende Herzen iſt es viel beſſer
Dort unten am ſtygiſchen Nachtgewäſſer.

Sein melancholiſches Geräuſch,
Der Stymphaliden ödes Gekreiſch,
Der Furien Singſang, ſo ſchrill und grell,
Dazwiſchen des Cerberus Gebell,

Das paßt verdrüßlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, im traurigen Thal,
In Proſerpinen's verdammten Domänen
Iſt Alles im Einklang mit unſern Thränen.

Hier oben aber — wie grauſamlich —
Sonne und Roſen ſtechen mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!

Von Strophe zu Strophe hatte ſich meine Bewegung geſteigert. Hier gelangte die Stimmung des Kranken zum entſetzlichſten Ausdruck. Ja, ſo war's. Draußen lag der Sonnenſchein auf den Straßen, die Caroſſen fuhren nach dem Bois de Boulogne, die guten Freunde flanirten und hier lag einſam und elend der Unſelige auf ſeinem Lager.

„Leſen Sie weiter," ſprach Heine. „Hier finden ſich auch religiöſe Gedichte."

Ich las:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypotheſen,
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umſchweif uns zu löſen.

Warum ſchleppt ſich blutend, elend,
Unter Kreuzlaſt der Gerechte,
Während glücklich und als Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Iſt etwa
Unſer Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er ſelbſt den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

Alſo fragen wir beſtändig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich ſtopft die Mäuler —
Aber iſt das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös?“ fragte ich. „Ich nenne es atheiſtiſch.“

„Nein, nein, religiös, blasphemiſch-religiös,“ erwiederte er lächelnd. „Da iſt aber Eins, das ich beſonders lieb habe; leſen Sie es laut, daß ich es noch einmal höre.“

Ich las:

Ein Wetterſtrahl, beleuchtend plötzlich
Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief,
Er zeigte blendend hell, wie tief
Mein Unglück iſt, wie tief entſetzlich.

Selbſt Dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So ſchweigſam ſtandeſt, wie ein Bildniß
So marmorſchön und marmorkühl.

O Gott! wie muß ich elend ſein!
Denn ſie ſogar beginnt zu ſprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein ſogar erbarmt ſich mein!

Erſchüttert hat mich, was ich ſah!
Auch Du erbarm' Dich mein und ſpende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die ſchreckliche Tragödia.

Ich mußte inne halten. „Welche Gedichte ſind das," rief ich, „welche Klänge! Nie noch haben Sie dergleichen geſchrieben und ich habe noch nie dergleichen Töne gehört."

„Nicht wahr?" fragte Heine und richtete ſich mit aller Mühe ein wenig auf ſeinem Kiſſen auf, indem er mit dem Zeigefinger ſeiner blaſſen, blut-

loſen Hand das geſchloſſene Auge ein wenig öffnete — „nicht wahr? Ja, ich weiß es wohl, das iſt ſchön, entſetzlich ſchön! Es iſt eine Klage wie aus einem Grabe, da ſchreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab ſelbſt. Ja ja, ſolche Töne hat die deutſche Lyrik noch nie vernommen und hat ſie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in ſolch einer Lage war.“

„Ein Ruf vom Jenſeits liegt darin,“ antwortete ich, „ein Wehruf wie von den acherontiſchen Ufern, es iſt der Sehnſuchtsſchrei eines Schattens nach dem ſonnigen Leben. Und es iſt kein gewöhnlicher Todter, der heraufſchreit, es klagt und jammert ein Lear! Die tiefſte Schwermuth Ihrer geſunden Tage, ach, ſie iſt eine helle prachtvolle Mondnacht gegen dieſe ſternenloſe, noch nie von Licht durchſchnittene Finſterniß!“

Ich fühlte es tief: das ſchreckliche Krankenlager hatte ſeine Natur auf eine tragiſche Höhe

gehoben, die ihm eigentlich gar nicht eigen war. Die Tortur der ſchweren phyſiſchen Leiden hatte ſeine Seele gewaltſam ausgedehnt und bis zu einer unheimlichen Tiefe durchbohrt. Heine bemerkte die Gefühle, die er in mir erweckt und wollte mich durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern. Aber jede größere Aufregung, jedes längere Geſpräch rächte ſich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen ihn plötzlich und ſtreckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre ſein Geiſt ſchon entflohen. Nur das über ſein Geſicht oft blitzartig fahrende Zucken verrieth noch, daß er lebe — aber ein unſäglich gequältes Leben.

Von dem tiefſten Mitleid erfaßt, ich kann wohl ſagen, zerriſſen, ſah ich eine Zeitlang ſtumm auf ihn, da aber ſein Zuſtand ſich nicht änderte, richtete ich ein paar Fragen an ihn, die er nicht beantwortete, nicht einmal zu hören ſchien.

Da wollte ich mich eben zur Thür hinausbegeben, um die eine der Wärterinnen herbeizurufen, aber Heine machte eine Bewegung mit dem Arm und ich blieb ſtehen, um zu erfahren, was er wolle. Er wiederholte dieſe Bewegung, die mir jedenfalls einen Wink geben ſollte, ohne daß ich ſie verſtand.

Da machte Heine meinem Zweifel ein Ende, indem er auf das mühſeligſte ein „Bleiben Sie" flüſterte. Sein Wille erzwang eher den Gehorſam von ſeiner Sprache, als von ſeinem Arm.

Faſt eine halbe Stunde lang lag er in dieſem Schmerzensanfall reglos da.

Ich erwähne dieſer Scene, um ein Bild von einem Krankenlager zu geben, welches Tag für Tag ſolche Vorſpiele des Todeskampfes darbot, um die Macht und Elaſticität eines Geiſtes zu zeigen, der beinahe nur noch in den Trümmern eines Leibes wohnte. Bei ähnlichen Auftritten verweilen und ſie in ihrer Gräßlichkeit ausmalen,

will ich nicht. Draußen war der hellſte Tag, der blaueſte Himmel; die lachende Sonne blickte durch's Fenſter, das rege freudige Leben der Andern rauſchte geräuſchvoll vorüber. In meiner Seele klangen die Verſe:

„O ſchöne Welt, du biſt abſcheulich!“

ſeltſam contraſtirend nach.

II.

So hatte ich Heine bei meinem letzten Besuche gefunden. Sein Wesen stand in der letzten Phase seiner Entwickelung und war keiner Metamorphose und keiner Steigerung mehr fähig. Diejenigen, die ihn später gesehen, werden nichts Neues oder Anderes zu berichten haben.

Wie Hiob auf seinem Lager hingestreckt, stieß er die wildesten Klagen gegen den Himmel aus und schien im Zwiespalt mit der ganzen Natur zu liegen. Aber auch die Menschen vermehrten noch seine Qual und konnten ihn noch an einem Theile

ſeines Gemüthes verwunden, dem einzigen, der für den Schlag einer bewaffneten Hand noch empfindlich war. Ununterbrochene Angriffe erfolgten aus Deutſchland auf ſeine Perſon und auf ſeine Werke, mit einer Wuth und einer Ausdauer geführt, wie er ſie in den vorigen Tagen nie erlebt. Während in Frankreich ſein Anſehen ſtieg und Nordamerika ſeine Muſe zu ſchätzen begann, läſterte ihn Deutſchland und würdigte ihn tief herab. Es war einen Augenblick lang, als wenn im Vaterlande ſeine ehemals ſo hochgefeierten Werke wie gemeine Börſenpapiere im Werthe zurückgehen ſollten. Noch da und dort gab es ein deutſches Journal, das für ihn in die Schranken trat, aber auch dieſe Blätter verminderten ſich von Tag zu Tage oder ſie ſchloſſen ſich wenigſtens durch ihr Verſtummen der täglich wachſenden Macht der Verkennung an.

Dies Alles mußte den Kranken tief niederbeugen und hierzu trat noch das Gefühl, zu ſchwach

und alt geworden zu ſein, um dem Feinde, der immer übermüthiger tobte, mit einem Heere entgegenzuziehen oder doch wenigſtens einen der feindlichen Oberfeldherrn zu einem Zweikampf zu fordern, wie er es in ehemaligen Tagen zu thun gewohnt war.

Hier wird es am Platze ſein, einige Worte über Heine's literariſche Kriegsführung zu ſagen, welcher ſo oft vorgeworfen wurde, daß ſie von keinem ritterlichen Sinne, ſondern von einem rohen und gemeinen Charakter zeuge. Dieſe Verleumdung auf das Haupt des Sängers der zarteſten Liebeslieder geſchleudert zu ſehen, muß Verwunderung erregen. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Heine in vielen Fällen den Richter und Kläger in einer Perſon vereinigte und wo es Noth that, nicht anſtand, auch als Henker zur Hand zu ſein. Der lachende Ingrimm, mit welchem er bei dem Akt der Brandmarkung zu Werke ging, wurde nicht nur grauſam, ja barbariſch ge-

funden, ſondern er ſollte ſogar aus dem Kitzel einer teufliſchen Natur hervorgegangen ſein.

Jenes ingrimmige Gelächter iſt aber nicht ſo diaboliſch, als man glauben machen will; es iſt nur zu ſehr menſchlich. Der Soldat ſteht auf der erſtürmten Baſtion über Leichen und ſchwenkt in wilder Freude des Triumphs die bluttriefende Waffe. Die Leiche, die er eben jetzt mit Füßen tritt, hätte im umgekehrten Falle als Sieger daſſelbe gethan.

Daß aber Heine unter den größten Verläumdungen, den frechſten Unbilden, den unverſchämteſten Verketzerungen gelitten, davon ſpricht man weniger. Wie kömmt das? Seine Gegner waren doch ſo boshaft und wüthend und ihre Zahl groß genug! Sie ſchrieben nur ephemere Blätter, die am Morgen die Welt ſehen und des Abends zum Verpacken benutzt werden. Ihnen ſtand kein unſterblicher Griffel zu Gebote, um die Inſulte in Marmor zu graben — verderblich

ſchön, kunſtvoll vernichtend — in dem großen Style, den dieſes Material verlangt.

Heine beſaß dieſen Griffel. Sollte er keinen Gebrauch von ihm machen, weil die Rekriminationen ſeiner Feinde nur dem flüchtigen Klatſch einer hämiſchen Minute glichen und es vorziehn, mit ſchweigender Verachtung ſeine Ehre zerfetzen, ſeine Schriften verläſtern, ſeine Ueberzeugungen infamiren zu laſſen? Dann, aber erſt dann, hätte er ſeine Feinde verzehnfacht, nicht ſie beſchwichtigt, ſie zur Vermeſſenheit getrieben, nicht von ihr zurückgehalten.

Heine hat Recht, wenn er ſagt: „Es iſt wahr, ich habe manchen gekratzt, manchen gebiſſen, ich war kein Lamm. Aber die geprieſenſten Lämmer der Sanftmuth würden ſich minder frömmig geberden, beſäßen ſie, wie ich, die Zähne und die Tatze des Tigers.“ Ihm waren dieſe furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte ſie zuweilen, aber zu ſeiner Ehre ſei's geſagt und

nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Vertheidigung und herausgefordert. Seine persönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer schmähsüchtigen Seele, nicht der Trieb zu scandalösen Auftritten, ja sogar nicht des Uebermuths im Bewußtsein solcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte sie, die Situation berief ihn zu seinem Amte.

Er wußte das und freute sich dessen.

Als ich ihn in jenen Sommertagen des Jahres 1854 zum letzten Male sah, sagte er:

„Wie lästern mich die Journale, was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viel Mängel finden sie in meinen Werken! Geht es so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so geliebt, während Frankreich nur Worte des Preises für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt und Literaten

in Neu-York und Albany Vorleſungen über mich halten!“

Er hielt inne, ergriff dann meine Hand, drückte ſie und fuhr fort: „Da eben erinnere ich mich, daß ich Ihnen dereinſt für einen großen Freundſchaftsdienſt nur mit einigen Zeilen gedankt! Es hat mich gerührt und ich erkenne den Muth an, ſich im Deutſchland von 1854 ſo warm an meine Seite zu ſtellen in eben dem Augenblicke, wo alle Thiere des Waldes über den ſterbenden Löwen herfallen. Ach! ich ſah ſogar den Eſel X... vor meiner Höhle ſtreifen, doch er ſchien mich nicht für marod genug zu halten, um mir einen Hufſchlag zu verſetzen und trollte ſich fort, unſicher mit den Glotzaugen hin und her ſtierend — nur ein grotesk fürchterliches Gewieher entrang ſich ſeiner zottigen Bruſt. Er ging — er ſchlich fort; vielleicht hat er gehört, daß ſelbſt des todten Löwen Schatten manchem windigen Patron noch furchtbar werden wird .....“

Er zeigte auf ein Käſtchen, das zu oberſt auf einem Schranke gerade ſeinem Bette gegenüber ſtand und fuhr plötzlich neubelebt fort:

„Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren, darin ſammle ich ſeit Jahren frazzenhafte Portraits, abſchreckende Silhouetten. Manche wiſſen von dem Käſtchen und zittern, daß ich es öffne und verhalten ſich inzwiſchen in banger Erwartung ſtill oder laſſen wenigſtens nur verſtohlen durch nichtige Subjekte und literariſche Handlanger den Krieg gegen mich führen. In dieſem Käſtchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven laſſen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marſyas nachzuſpringen, ihn beim Kopf zu faſſen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehn. Das entſetzliche Geſchrei, das der Hallunke bei der Operation ausſtößt, verbreitet ſich im ganzen Walde und flößt ſeinen Kameraden einen heilſamen Reſpekt ein.

Ach! Wenn der Kerl nicht so erschrecklich schriee, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe ihn zu schinden ... aber bis jetzt haben sie alle furchtbar geschrieen ....."

Er schmauste eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge seiner Angriffe. Endlich setzte er hinzu: „Ja, ja! Ich habe so manchen aufgeblasenen Frosch, manche perfide Schlange, manchen unausstehlichen Bandwurm, ja auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkömmt nicht so leicht meinem Glase! Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der große Vertilger".....

So konnte er hassen, tief, ingrimmig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem andern Menschen noch angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte. Er hatte den Sinn des Hohen, Reinen und Idealen, aber von dem, was

er in Licht getaucht ſah, löſte ſich die Mehrzahl der Menſchen und der Inſtitutionen grell abſtechend in dunkler Farbe ab. Mattherzig gehn die Meiſten, wenn ſie auch das Böſe und Schlechte ſehn, daran vorbei, denn der Kampf iſt gefährlich und ſie ſcheuen ihn. In der That, wer nicht ein Rieſe iſt, kann in dieſer Welt kaum etwas Anderes thun, als ſchweigen und ſich, ſo gut es geht, vor dem Böſen zu wahren ſuchen — Heine warf ſich mitten drauf, unbekümmert um die Gefahr, ſelbſt Biſſe und Wunden davon zu tragen, denn ſein Herz war groß und gut und muthig.

Ja, es ſei geſagt: ſein Herz war gut. Doch dieſes Herz gehörte nur ſeinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieſes gute Element, das in ihm waltete, ergoß ſich ſogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menſchen. Es genügte dieſen, um ſein Intereſſe zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu ſein. Zahlloſe Flüchtlinge haben ſeine wohlthätige Hand empfunden, ohne

daß er gefragt hätte, welcher Partei ſie angehörten, wenn ſie ſogar aus einem Lager kamen, deſſen Fahnen er verſpottete und in deſſen Reihen ihm feindliche Kämpfer niſteten; zu jeder Geldſammlung für irgend ein edles oder unverſchuldetes Unglück ſteuerte er mit, beinahe mehr als ſeine Mittel es geſtatteten und ſagte dabei lächelnd und wie zur Entſchuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Viſitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben.“

Was mich betrifft, ſo denke ich mit gerührter Seele an die vielen Beweiſe freundſchaftlicher Aufmerkſamkeit, die mir ſeit Jahren von ihm zu Theil wurden. Als ich 1847 in Paris eine kurze Zeit lang an's Bett gefeſſelt war, kam er faſt täglich zu mir, drei Treppen hinauf, wie ſchwer auch damals der Weg ſeinen Füßen fiel. Vier Tage vor ſeinem Tode noch erzeigte er mir einen Freundſchaftsdienſt unaufgefordert, ſtill, ohne Oſtentation. Vier Wochen nach ſeinem Tode erfuhr

ich die Sache durch ein zufälliges Zusammentreffen mit Taillandier in Prag.

Er ging hin — ich kann ihm dafür nicht einmal danken .....

III.

Es hängt, während ich dies schreibe, Heine's Portrait von Kietz gezeichnet über meinem Tische und da ich ein um's andere Mal hinaufsehe, ruft es mir den Todten, wie ich ihn zuletzt gesehn, mit beinahe wunderbarer Treue vor die Augen. Ja das ist er, der bei so viel Güte so grausam, bei so viel natürlicher Zartheit so wild und ausgelassen, bei so viel Witz und Laune so todestraurig sein konnte, der Dichter der Mondnächte, des Meers, der Nachtigallen und der blühenden Linden, der so gräßlich endete! So saß er, während Tausende im fernen Deutschland auf dem Kahne, vom Berg herab, vom Sims der Burgruine ins Thal herunter seine Lieder sangen —

Jahr um Jahr im Lehnſtuhl, zu Tode traurig, bei dem vollſten Drang nach Lebensgenuß vom Leben abgeſchnitten...

Es gibt mehrere Bilder von Heine. Ary Scheffer, der große, ſinnige Meiſter, mir doppelt werth, weil er ſo viel Liebe und Verſtändniß für deutſche Poeſie beſitzt, hat ihn in früherer Zeit gezeichnet, im Alter von dreiunddreißig Jahren ungefähr mit langem Haar, bartlos, ohne Halstuch — es iſt ein ſchöner Kopf und es mag dies der Dichter des „Buchs der Lieder" ſein, aber ich habe Heine ſo ganz anders ausſehend gekannt, daß dies Portrait für mich keinen Werth hat. Es blickt mich fremd und unbekannt an. Aus Heine's Lazarustagen iſt ein anderes Bild von Gleyre vorhanden, das zuerſt in der Revue des deux Mondes erſchien und ſpäter der franzöſiſchen Ausgabe der Reiſebilder beigefügt wurde. Es iſt ähnlich, aber es befriedigt mich auch nicht. Heine iſt hier nicht allein, nicht unbelauſcht, er liegt

auf dem Paradebett vis-à-vis den zwei Welten. Wie er in Trauer verſenkt in ſeinem Fauteuil zu ſitzen pflegte, wenn ihn die Wärterin aus dem Bett gehoben, wie er da ſann und träumte, bis ein neues Lied in ſeiner Seele aufging, ſo hat ihn Kietz aufgefaßt und es gebührt dem Künſtler für ſein ſprechend ähnliches Bild der wärmſte Dank.

Julius Campe, nicht nur Heine's Verleger, ſondern auch einer ſeiner treueſten Freunde, veranlaßte die Zeichnung. Sein Wunſch war ein Oelbild von Heine zu beſitzen und er bat ihn darum. Heine ſagte, daß ſeine Jammergeſtalt dies nicht geſtatte. Man ſprach hin und her und Campe bemerkte, daß ſich Heine's Züge, der ganze Kopf gegen früher veredelt hätten. „Veredelt?“ lächelte dieſer. Campe wiederholte ſeine Aeußerung. „Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?“ Es geſchah. „Nun dann ſoll ein Maler das Bild in ſchwarzer Kreide liefern.“

Campe war bei den verſchiedenen Sitzungen gegenwärtig, die Zeichnung entſtand unter ſeinen Augen. Als der Kopf fertig auf dem Papier ſtand, brachte er ihn zu Frau Mathilde. Sie erſchrak. „Er ſieht ganz blind aus!“ ſagte ſie. Campe erwiederte, das ſei nach der Natur. „Iſt er nicht ähnlich?“ „Zum Erſchrecken ähnlich,“ ſagte ſie, „aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben. —“ „Gut, wir haben den Maler hier, er ſoll es verſuchen, ob er Ihrem Wunſche genügen kann.“ Er machte den Verſuch und ging, um den andern Tag das Bild zu vollenden. Abends traf ihn Campe wieder und bat ihn, das Bild mit den geſchloſſenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere der Frau zu laſſen. Als am andern Morgen die Arbeit fleißig fortgeſetzt wurde, bat Heine: „Laſſen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen.“ Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück. „Das iſt eine Lüge,“ ſagte er. Das andere betrachtete

er eine Weile und seufzte: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude."

So am Fenster, im Fauteuil, wie das Bild ihn zeigt, verbrachte Heine gewöhnlich den ganzen Vormittag. Die Mappe lag auf seinen Knieen und mit dem Bleistift auf einzelne Blätter schrieb er seine Verse und das der Welt noch unbekannte, mehrbändige Buch seiner Memoiren. Man muß nach seinem Tode ganze Stöße dieser Papiere aufgefunden haben, denn er schrieb weit, mit großen Buchstaben und nur auf eine Seite der Bogen. Alles ist von seiner Hand, Nichts wurde diktirt, außer Briefe, nur die Reinschrift besorgte der Sekretär. War der Kranke müde vom Arbeiten oder nicht in der Stimmung, machte Frau Mathilde die Vorleserin. Sie hat ihm ohne Ausnahme alle Romane Alexander Dumas' vorgelesen, denn Heine liebte und schätzte diesen fruchtbaren, lebendigen und erfindungsreichen Geist

und fand in ſeinen leichtgeſchriebenen Büchern die ergötzlichſte Zerſtreuung. Aber viele ſeiner der Lektüre gewidmeten Stunden nahmen Werke ernſthafterer Gattung in Anſpruch. Es waren keine ſolchen, die zu ihm als Künſtler und Dichter in irgend einer Beziehung ſtanden — man darf hier weder auf Kunſtphiloſophie noch Literaturgeſchichte rathen — es waren Werke, die mit ſeinem Leiden in dem ſchrecklichſten Zuſammenhange ſtanden. Er hatte in den letzten Jahren die ganze Phyſiologie, Anatomie und Pathologie ſeiner Krankheit auf das Fleißigſte ſtudirt und die Schriften von Heſſe, Albers, Andral und vornehmlich von Romberg waren ihm ganz geläufig geworden. Aber er war es gewohnt, auch hier ſeine Kenntniſſe zu ironiſiren. „Meine Studien," pflegte er zu ſagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchſtens im Himmel Vorleſungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie ſchlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung ku-

riren.“ So hatte er auch einmal einem Besuche scherzend gesagt: „Meine Nerven sind so besonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden auf der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“

Aussprüche, würdig eines humoristischen Ribera!

IV.

Ich habe nun über den Geiſt der Skepſis, der in unſerem Dichter waltete, noch einige Worte zu ſagen. Es iſt wahr, Heine war ein negirender Geiſt, ein Zerſtörungsgeiſt. Doch muß man ſich bei dieſer oft gebrauchten Bezeichnung erinnern, daß ſie rein bildlich iſt. Man kann wohl ein ſchönes Haus zerſtören, ohne nach der Mühe, die man ſich gegeben, etwas Anderes als einen Trümmerhaufen geſchaffen zu haben; ganz anders verhält es ſich mit der Zerſtörung auf geiſtigem Gebiete. Da kann man keinen Begriff und keinen Gegenſtand vernichten, ohne daß ſich als ſofortiger Austauſch ein Anderes an die Stelle ſetzt, gleichwie man

an der Oberfläche eines See's, aus dem man mit einem Eimer geſchöpft, kein Loch zurückläßt.

Wenn Heine ſpöttelt, daß er das halbe Fürſtenthum Bückeburg an den Sohlen mit ſich fortgetragen, negirt er die Kleinſtaaterei und taſtet Beſtehendes an. In dieſer Negirung aber drückt ſich offenbar der Wunſch nach deutſcher Einheit aus. Dieſe deutſche Einheit iſt freilich ein Phantom, könnte aber gleichwohl etwas Reales und Poſitives werden. Wie in dem angeführten Beiſpiele, das die Politik berührt, verhält es ſich mit ſeinen Sarkasmen auf philoſophiſchem, religiöſem, literariſchem Gebiete. Ein poſitiver Inhalt iſt überall involvirt und wo er nicht ausgeſprochen ſcheint, wird er dem Leſer von dem Zeitgeiſt ſoufflirt.

Heine's Schriften haben ſtets durch die ſeltene Senſation, die ſie hervorriefen, bewieſen, daß ſie Worte der Zeit enthielten. Sein reicher, großer Geiſt hat nie etwas ausgeſprochen, was nicht tau-

ſend und tauſend Menſchen entweder geſagt oder auf den Lippen gehabt. Der Unterſchied war nur dieſer: die Anderen tauſchten die Worte der Zeit nur gelegentlich in einem mehr und minder beſchränkten Lebenskreiſe aus, Heine that es immer und überall mittelſt der Preſſe an eine halbe Welt gerichtet. Die Zaubermacht der Farbe und die zu Schlagworten abgerundete Bildlichkeit ſeiner Ausſprüche verändern nichts an ihrem Inhalte, ſind aber die Quelle des unwiderſtehlichen Reizes, den ſie ausüben. Dieſe beiden künſtleriſchen Eigenſchaften haben ſogar jene, die das Geſagte vorher gewußt und vorher geſchrieben, erfreut, wenn auch nur darum, weil ſie ſich damit ihrer eigenen banalen Phraſe entledigen konnten und für ſie die lebendige, ſich frei bewegende Geſtalt des Heineſchen Ausdrucks geſchenkt erhielten. So iſt Heine, um mathematiſch zu reden, einer der Exponenten des Jahrhunderts geweſen und ſein Name wird in den Annalen deutſcher Culturent-

wicklung für immer mit großen Schriftzügen eingezeichnet bleiben. In wie weit der gute, fortschrittsbefördernde, lichtvolle Einfluß seines gewaltsamen Geistes den nachtheiligen überrage, das ist freilich jetzt, mitten im Gewühl des fortdauernden Parteikampfs, äußerst schwer zu ermitteln.

Was aber eine ganze Zeit so mächtig und nachhaltig aufgeregt, muß ein lebendiges Princip in sich tragen. Die Wirkungen desselben, die zu Tage liegen, lassen sich wohl bezeichnen, aber, bevor sie ihre volle Thätigkeit nicht abgerollt, ist das Urtheil über sie fast unmöglich. Ein weitblickender Kopf sucht allerdings aus dem bekannten Resultate Schlüsse zu ziehn und Vorausberechnungen der wirkenden Kraft anzustellen, wie der Astronom, der einen Planeten entdeckt hat, aus dessen Entfernung und Beschaffenheit die Umlaufszeit bestimmt. Welche Abweichungen sich dabei ergeben werden, ist lediglich Sache einer langen, oft vieljährigen Beobachtung. Eine hochmüthige

Kritik freilich bringt ihren Wahrſpruch ſchneller zu Wege.

Ich erinnere hier an den Philoſophen von Ferney, der mit Heine wenig gemein hat, Eines aber in hohem Maße: nämlich das Lächeln. Zur Zeit ſeines Todes lauteten die Nekrologe ſeiner Bewunderer wie ſeiner Feinde ganz anders als nach der Revolution. Dieſe große Erſchütterung belebte ſeinen Namen von Neuem und bei dem Brande des altfranzöſiſchen Staates wurden ſeine Schriften erſt im wahren Lichte geſehn. Die kritiſchen Größen aber, die ſeinen Nekrolog ſchrieben, würden vor dieſer welthiſtoriſchen Thatſache nicht wenig in Harniſch gerathen ſein, wenn ihnen Jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß ſie in Voltaire's Weſen und Bedeutung nicht ſattſam eingeweiht geweſen ....

So wartet auch Heine's Genius, um Gerechtigkeit zu erfahren, auf den Umſchlag der Weltſtimmung. Er wird nicht ausbleiben.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, wie sich Heine's Wesen in den letzten Jahren eben durch die ganz unerhörten Qualen, die er auszustehen hatte, immer mehr erweiterte und vertiefte, ich habe nun Dem, was ich über die religiöse Richtung seines Geistes sagte, noch einige wenige Worte hinzuzufügen.

Es ist ganz wahr, daß Heine in der schrecklichen Isolirung, die ihm gegen das Ende seines Lebens zu Theil ward, in der durch Folter geschärften Zellenhaft seiner späteren Existenz sich viel mit der Gottes- und Unsterblichkeitsfrage beschäftigte. Das war keine Gaukelei des größten modernen Spötters, kein Versuch, noch dem Krankenbett und dem Tode eine Quelle des Witzes abzugewinnen. Die Größe einer solchen Frivolität paßt zu sehr zu einem so gearteten Wesen, als daß es nicht Leute gegeben haben sollte, die ihn eines solchen Spieles anklagten, aber nein — es war kein

Spiel, es war eine Reihe ernſthafteſter Bekehrungsverſuche, die er an ſich ſelbſt anſtellte.

In den Tagen körperlicher Kraftfülle, wo es den Anſchein hat, als habe das Leben kein Ende, wird man mit dem Glauben und der Metaphyſik bald fertig. Auch Heine glaubte in dieſer Hinſicht abgeſchloſſen zu haben und mit allen jenſeitigen Gedanken im Reinen zu ſein.

Als er aber auf das Krankenbett niedergeworfen lag, hilflos, gelähmt, halbblind, das Opfer endloſer Schmerzen, die ihm zehnmal des Tags den Tod vor die Augen führten, da brach ſich der Gedanke in ihm Bahn, daß das philoſophiſche Ergebniß ſeines Atheismus doch wohl einer Reviſion, wenn nicht bedürftig, doch werth ſein könne. Die religiöſe Frage drängte ſich ihm mit einer natürlichen Macht auf. Mit einem Fuße ſchon in das Grab geſtiegen, ſchien er, ehe er den Tritt that, zu fragen: Wo trete ich hin? So kam Heine dahin, wieder an Gott zu denken. Der

Atheismus, wie er ſich in den letzten Jahren in Deutſchland ſyſtemhaft ausgebildet, war ihm zuwider. Eine Naturauffaſſung, die nicht nur keinen Platz für einen außerweltlichen Gott läßt, ſondern auch einen innerweltlichen weltordnenden Verſtand nicht annimmt, ſchien ihm flach und beinahe abgeſchmackt. Dieſe Fragen bewegten ihn mehr als man es glauben ſollte. Iſt die Natur ohne ein innerlich zweckmäßig bildendes Princip denkbar? Wie kommen die Stoffe dazu, eine Welt zu bauen der kunſtvollſten Organismen? Kann man durch Stoffverbindungen und Stoffmetamorphoſen allein dieſe reiche und geſtaltenvolle Welt erklären, in der Alles ſo wunderbar in einander greift, um ſich zu ergänzen? Mußte nicht von jedem erſchaffenen Dinge der Plan, der Urgedanke, die Idee in einem Geiſte liegen, der früher da war, als die Dinge?

Und doch — welch ein Geiſt iſt es, ein wie fremder, wie unbarmherziger, mit dem wir nir-

gends und nimmermehr in Verbindung treten können! Die Natur zerbricht des Einzelnen wegen nirgendwo ihre Ordnung, es giebt keine Geister, die Ereigniſſe aufzuhalten und das Gebet des Verzweifelnden iſt nur ein Rufen, in dem er ſich ſelbſt berauſcht!

Heine prüfte das Alles, es beſchäftigte ihn fortwährend, ſeine ehemaligen Reſultate ſchienen ihm unbefriedigend und das machte ihn zum Spötter über denſelben Gegenſtand, deſſen Ernſt ihm kurz zuvor Alles zu überwiegen ſchien. Es gelang ihm doch nicht, ſich ſelbſt zu bekehren. Er zweifelte wieder und lächelte; er leugnete wieder und erfand Witze. Sein Bruder Guſtav beſuchte ihn und ſagte nach den erſten Begrüßungen: „Wie ich höre, biſt du eine ganze Betſchweſter geworden.“ „Nein, nein, ich bin ein Betbruder geworden,“ gab der Leidende mit ſeinem gedehnten Klageton zur Antwort „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir, guter Bruder, beſſere

politische Gesinnungen eingeben möge." Der Wiener Redakteur lachte und hob dann ernsthaft wieder an: „Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst du doch, lieber Heinrich?" Der Kranke lächelte und antwortete: „Wenn es ein höchstes Wesen giebt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amsterdam an ihn glaubt oder nicht?" So lag es in der Natur dieses Geistes, sich fortwährend an der Unfruchtbarkeit seiner Forschungen durch Spott zu rächen, wie empfindlich dieser auch sein Herz und dessen Hoffnungen traf!

Wenn wir nun Heine während seiner achtjährigen Krankheit, die an jedem kommenden Tag mit dem Tode zu enden drohte, betrachten, so zeigt sich an ihm eine moralische Kraft, die man ihm in seinen gesunden Tagen nimmermehr zuge-

traut hätte. Es überraſcht uns ein Stoicismus im Ertragen der Schmerzen, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organiſation, welche nur für das Wohlleben und die Feſtmahle Epikur's geſchaffen ſcheint, doppelt merkwürdig iſt. Zeigt er ſich hier als ein Glied des Volks, dem er angehört und bei dem auch der heftigſte Lebenstrieb mit der erſtaunlichſten Kraft des Duldens gepaart iſt? Auch Juda duldet ohne Himmelshoffnung, was kein anderes Volk tragen würde! Doch nein, hier war mehr! Jede Pauſe ſeiner körperlichen Qualen benutzte er, um ſeiner Umgebung zuzulächeln und ſeinen Gaſt, wer es auch war, zu erheitern. Er nahm Antheil an Allem, was die Welt bewegte, er klagte nicht, er fiel Niemanden zur Laſt, er wies ſeine Lieben hinaus, wenn die Schmerzen kamen, er verzweifelte nicht. Wie ein Weltweiſer im griechiſchen Sinne des Wortes ließ er geſchehen, was der unabänderliche Rathſchluß des Schickſals über ihn verhängt. Er ſchrieb Romanzen, Sa-

tyren, Balladen, verbeſſerte alte Auflagen, las Correkturen und richtete dabei Briefe an Freunde in allen Himmelsgegenden. Das that er krank, auf ſeinem Sterbebette! ...

Und wenn er doch dann und wann eine Klage ausſtieß, ſo war ſie flüchtig, kurz und unter dem Schlage des Schmerzes entfahren — ſie glich gewiſſermaßen dem unwillkürlichen Zucken des Auges, gegen welches eine Hand fährt. Mir kam es oft vor, als wenn ſein Geiſt zu ſtolz geweſen wäre, um einzugeſtehen, wie ſchmerzlich er vom Körper mitberührt werde.

Schön und höchſt charakteriſtiſch iſt ein Brief, den er an Dumas gerichtet. Er ſchrieb ihn einige Monate vor ſeinem Tode. Ich weiß nicht, ob er auf Alle einen ſo mächtigen Eindruck ausüben wird, mir war bei ſeiner Leſung ſo weh zu Muth, daß mir die Thränen in die Augen traten. Er lautet:

Mein lieber Dumas!

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt als geschrieben und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

„Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie erdrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen."

„Ich danke Ihnen alſo für die rührenden Blätter über Marie Dorval.“

Freilich in ſeinen letzten Gedichten entfährt ihm oft eine an den Himmel pochende Klage, ein verzweifelter Ausruf. Die Thränen über ſein Unglück ſcheinen in Strömen zu fließen. Aber das iſt kaum ein perſönlicher Aufſchrei mehr zu zu nennen. Der gefeſſelte, der Furchtbares leidende Prometheus iſt es nicht, aus deſſen Munde die Klagen entſtrömen und aus deſſen Augen die Thräne quillt. Prometheus leidet muthig und trotzt ruhig, er rührt kaum die Feſſeln, daß man die Schmach ſeiner Haft an ihrem Geklirre nicht vernehme. Es ſind die Oceaniden, welche, aus dem Meeresgrunde hervortauchend, den Gefangenen beweinen. Die Klagen, der verzweifelnde Aufſchrei, die Thränen ſind Lieder der Meergöttinnen....

Welcher Abſtand, welcher Wechſel, welch ein Hohn, Heine auf dem Krankenbette ſchreiben

zu ſehen! In der Zeit ſeiner blühenden Lebenskraft hatte er auf einem Roſenlager gedichtet, der Gott der Liebe ſaß zu ſeiner linken, der rebenbekränzte Gott der Begeiſterung zu ſeiner rechten Seite. Wie war das Ende dieſes poeſievollen Trimalchion! — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

V.

Seit jenen Tagen des Auguſts 1854 ſah ich Heine nicht mehr, doch ich erhielt noch immer Zeichen, daß er mich nicht vergeſſen. Ein paar Monate ſpäter ließ er mir die „Vermiſchten Schriften" zukommen, ſpäter zur Ergötzung einen Brief an Alexander Dumas, einen deutſchen Flüchtling betreffend, endlich ſeine Vorrede zur „Allemagne," in welcher er meiner gedacht. Auf dieſe letzte Zuſendung blieb ich ihm ſogar den Dank ſchuldig, ſo ſchmerzhaft hatten mich dieſe Zeilen übergroßen Lobes berührt. Ich konnte nur ſchweigen und beſchämt die Stirn ſenken. Der theure große Geiſt! Er hatte mich vor ſich geſehen, wie er

mich ſehen wollte, der erſte Eindruck, den der junge, vom Glücke getragene Menſch, der in ſeinem Uebermuthe kein Ziel für unerreichbar hielt, in ihm zurückgelaſſen, war fortgewachſen und er hatte ihm Worte gegeben. Ich darf ſie als nichts Anderes nehmen, als für ein Zeichen, daß das Freundſchaftsgefühl, das ich für Heine getragen, eine Erwiederung in ſeinem Herzen gehabt.

Inzwiſchen hatte der Kranke ſeine Wohnung gewechſelt und ein Quartier in den Champs eliſées, Avenue Matignon N. 3 bezogen, ein freundliches Haus, unfern vom Palais Bourbon. Hier fand er, was er ſo lange geſucht, Sonnenlicht, friſche Luft, die Ausſicht ins Grüne; dabei war die Wohnung ſo gelegen, daß der Friede des Krankenzimmers nicht allzuſehr durch den Lärm der heerweiſe auf- und abgehenden Spaziergänger und die unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrauſenden Caroſſen geſtört wurde. Heine konnte an

ſonnigen und windſtillen Tagen, um Luft zu ſchöpfen, auf den Balkon hinausgetragen werden. Er ſchrieb mir voll Freude über dieſen Wohnungswechſel und ich trug mich den ganzen Winter über mit dem Gedanken und der Hoffnung, daß ich ihn im kommenden Frühjahr dort wiederſehn ſolle. Man war durch die lange Dauer der Krankheit beinahe gewohnt worden, zu denken, daß dies Halbleben ſich ſo noch auf lange hinaus fortfriſten laſſen könne. O Eitelkeit menſchlicher Pläne! Wenn ich wieder einmal nach Paris komme, werde ich ihn wirklich in einer neuen Wohnung beſuchen — aber auf dem Montmartre!....

Abermals war die Einſamkeit um ihn herum gewachſen, er ſelbſt empfand, daß ſeine Agonie zu lange daure und das koſtbare Mitleid der Zeitgenoſſen ſich in der Länge der Zeit verflüchtige. Er verlor ſogar ſeinen Schwalbenvater *), der

*) Zwei in einem frühern Capitel angeführte Witzworte Heine's über den „Schwalbenvater" ſind, da ſie

ihn so oft ergötzt hatte. Französische Freunde von ehemals traten oft ein halbes Jahr lang nicht vor. In einer Stadt der Freuden wie Paris es ist, wer mag da viel an ein Krankenbett denken, in gesperrte Luft treten, die Pein und das Elend eines solchen Menschenlebens anschauen? Nur ein Weib hält es da auf die Länge aus, eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte, aber kein Freund, am wenigsten ein Franzose! Als Berlioz eines Tages gemeldet wurde, rief der Arme sich hastig aufrichtend: „Was? Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!" Welche Bitterkeit, welcher Schmerz der Verlassenheit, welcher Vorwurf gegen die Menschen liegt in dieser lächelnden Aeußerung!

Es war um diese Zeit, wenige Monate vor

---

von Mund zu Munde gingen, auf einen deutschen Poeten L. W. bezogen worden. Mit Unrecht. Ich habe mit dem „Schwalbenvater" eine ganz andere Persönlichkeit im Auge.

seinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches seit frühester Jugend für ihn begeistert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von seltener geistigen Anlage, in dessen anmuthigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Er bat sie den Besuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne sie kaum einen Tag bestehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleistift geschrieben vor mir, die er aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers an das Mädchen sandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. So wie der Gefangene das Vögelchen liebt, das am Simse seines Fensters zu sitzen pflegt und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbeizulocken und ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen luftigen Wald von Zeit zu Zeit vergesse, so überhäuft auch Heine seine Freundin und Gesellschafterin mit kleinen Ge-

ſchenken, welche ſinnvoll ſein Wohlwollen in hundert Geſtalten ausdrücken, und ſtrengt beinahe täglich ſeine des Schreibens kaum fähige Hand an, kleine Brieſchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehenden Schmeichelſtimmen zu neuen Beſuchen auffordern. Sieht man die großen, zierlichen, edeln Schriftzüge, ſo kann man es kaum glauben, daß ſie von der welken Hand eines gebrochenen Organismus herrühren, und lieſt man den Sinn, den ſie verdollmetſchen, ſo kann man ſich über die tiefe, unausrottbare Lebensenergie nicht genug wundern. Wir hören darin die zarteſten Sehnſuchtsworte von ehemals und die ſüßeſten Schmeichellaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zum blasphemiſchen Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuſſe, nach dem Leben. Dies Alles hüllt ſich in eine finſtere Atmoſphäre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.

Dieſe Briefe werden nie die Oeffentlichkeit ſehn, der Name des Mädchens ſelbſt iſt ein Geheimniß. Ein bizarrer Zufall führte mich erſt nach Heine's Tode mit deren Beſitzerin zuſammen; wenn man es einen Zufall nennen kann, eine Bekanntſchaft, die ſeit neun Jahren in den Wogen des Lebens untergegangen zu ſein ſchien, zu erneuern. Es war mir vergönnt, einen Blick in dieſen Schatz zu werfen, der ſogar zahlreiche Gedichte enthält und ich theile hier ein paar der Briefe mit, welche mir mit Erlaubniß der Veröffentlichung mitgetheilt wurden.

Ein Blatt vom November 1855 lautet:

Liebſte holde Freundin!

Ich danke für die ſüßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl ſind — ich leider bin immer ſehr krank, ſchwach und unwirſch, manchmal bis zu Thränen über den geringſten Schickſalsſchabernack affizirt. — Jeder Kranke iſt eine Ga-

naſche. Ungern laſſe ich mich in ſolchem miſera-blen Zuſtande ſehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch ſumſen hören. Komm Du bald — ſobald Ew. Wohlgeboren nur wollen — ſobald als möglich, komm mein theures, liebes Schwaben-geſicht — das Gedicht habe ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poeſie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

Wenige Tage ſpäter:

Mittwoch 3 Uhr.

Liebſte Seele!

Bin ſehr elend. Huſtete ſchrecklich 24 Stun-den lang; daher heute Kopfſchmerz, wahrſchein-lich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeſte, ſtatt Morgen (Donnerstag) lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich lungern. Mein Serinsky *) hat für die ganze Woche ſich krank

*) Damit iſt Heine's letzter Sekretär gemeint.

melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Aerger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero Wahnsinniger H. H.

Am 1. Januar, Heine's eigenem Geburtstag, schreibt er an die Freundin:

Liebes Kind!

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigstens de bon gout ist. Ich weiß sehr gut, daß es dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Convenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeobachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine

Perſon gar nicht nöthig hätte, Dich zu eſtimiren. Du biſt meine liebe Mouche und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geiſtes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir ſolche Worte, „gemünzte Luft" ſagen. Meine beſten Wünſche zum neuen Jahre, ich ſpreche ſie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouche zu ſehen, dann laſſe ich es ihr wiſſen. Jedenfalls aber kommt ſie übermorgen zu

Ihrem Nebukadnedzar II.,

ehemaliger preuß. Atheiſt, jetzt Lotosblumenanbeter.

Eines aus den erſten Tagen des Januar 1856 lautet:

Liebſte Mouche!

Ich bin ſehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlied meines rechten Auges fällt zu und ich kann faſt nicht mehr ſchreiben. Aber ich liebe Dich ſehr und denke an Dich, Du Süßeſte! Die Novelle hat mich gar nicht

ennüyirt und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft, Du biſt nicht ſo dumm, als Du ausſiehſt! Zierlich biſt Du über alle Maaßen und daran erfreut ſich mein Sinn. Werde ich Dich morgen ſehen? Eine weinerliche Verſtimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt ſpasmatiſch. Dieſe baillements ſind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefſter Jammer, dein Name iſt

H. Heine.

Ein letztes Billet, ungefähr vier Wochen vor ſeinem Tode geſchrieben, iſt ganz kurz.

Liebſte Freundin!

Ich ſtecke noch immer in meinem Kopfſchmerz, der vielleicht erſt morgen endigt, ſo daß ich die Liebliche erſt übermorgen ſehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint. Leb wohl. H.

Ich breche ab, meine Auswahl ist durch Verhältnisse beschränkt und ich weiß nicht, ob diese oft rührenden, oft entsetzlichen Klagerufe dem Leser, der Heine weniger liebte, nicht monoton scheinen. Ich füge nur noch ein Gedicht hinzu, das weder der Form noch dem Inhalte nach neu oder bedeutend genannt werden kann, dem aber die Zeit, in der es geschrieben wurde, bei allen Jenen, die Heine's Muse verehren, einen unbestreitbaren Werth ertheilt. Dieses Gedicht ist sein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden. Wehmüthig war mir zu Muthe, als ich das Brouillon durchflog und die großen, zierlichen, edlen, mit Bleistift geschriebenen Buchstaben wiederfand. Es war ja die letzte Bewegung seiner Hand auf dem Papiere und diese scheint noch so stark, ja in manchen Zügen muthwillig, als wäre es noch gar weit bis zum Tode! Das Gedicht selbst ist gleichsam ein Ueberblick über Heine's ganze dichterische Thätigkeit. Er

deutet noch einmal alle seine Lieblingsgestalten mit einigen Pinselstrichen an, verweilt noch einmal bei den bedeutendsten Wendepunkten seiner Laufbahn und beschließt seine Gesänge von ehemals mit seinem letzten in ihm noch lebenden Leide, mit seiner jetzigen trostlosen Liebe, — seiner Schattenliebe.

Es trägt den Titel „für die Mouche" und lautet:

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch-ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebeldächer mit Sculpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es ſteht ein offner Marmorſarkophag
Ganz unverſtümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unverſehrt im Sarge lag
Ein todter Mann mit leidend ſanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie ſcheinen mühſam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten ſieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeiſelte Geſtalten.

Hier ſieht man des Olympos Herrlichkeit
Mit ſeinen lüderlichen Heidengöttern,
Adam und Eva ſtehn dabei, ſind beid'
Verſehn mit keuſchem Schurz von Feigenblättern.

Hier ſieht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor ſah man,
Moſes und Aaron gleich daneben ſtand,
Auch Eſther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu ſehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto, Proſerpina und Merkur,
Gott Bachus und Priapus und Silenus.

Daneben ſtand der Eſel Balaams
— Der Eſel war zum Sprechen gut getroffen —
Dort ſah man auch die Prüfung Abrahams
Und Loth, der mit den Töchtern ſich beſoffen.

Hier war zu ſchau'n der Tanz Herodias,
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüſſel,
Die Hölle ſah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelsſchlüſſel.

Abwechſelnd wieder ſah man hier ſculpirt
Des geilen Jovis Brunſt und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu ſehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeſchürzte Nymphen, Doggen,
Hier ſah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält ſein Arm den Rocken.

Daneben iſt der Sinai zu ſehn,
Am Berg ſteht Iſrael mit ſeinen Ochſen,
Man ſchaut den Herrn als Kind im Tempel ſtehn
Und disputiren mit den Orthodoxen.

Die Gegenſätze ſind hier grell gepaart,
Des Griechen Luſtſinn und der Gottgedanke
Judäa's! Und in Arabeskenart
Um beide ſchlingt der Epheu ſeine Ranke.

Doch wunderbar! Derweilen ſolcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich ſelber ſei
Der todte Mann im ſchönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruheſtätt'
Stand eine Blume, räthſelhaft geſtaltet,
Die Blätter ſchwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt ſie die Blum' der Paſſion
Und ſagt, ſie ſei dem Schädelberg entſproſſen,
Als man gekreuzigt hat den Gottesſohn,
Und dort ſein welterlöſend Blut gefloſſen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe dieſe Blum',
Und alle Marterinſtrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge ſie abconterfeit im Kelche.

Ja, alle Requiſiten der Paſſion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beiſpiel: Geiſel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe ſtand
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt ſie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, troſtlos ſchweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltſamlich,
Die Blum' der Paſſion, die ſchwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß ſich,
Und das iſt Sie — die Liebſte, ja, Dieſelbe!

Du warſt die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küſſen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen ſind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geſchloſſen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beſtändig Dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir ſprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verſchwiegen dachteſt im Gemüthe —
Das ausgeſprochne Wort iſt ohne Scham,
Das Schweigen iſt der Liebe keuſche Blüthe.

Lautloſes Zwiegeſpräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem ſtummen, zärtlichen Geplauder
So ſchnell die Zeit verſtreicht im ſchönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luſt und Schauder.

Was wir geſprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Graſe glimmert,
Die Welle frage, was ſie rauſcht im Bach,
Den Weſtwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er ſtrahlet, den Karfunkelſtein,
Frag', was ſie duften, Nachtviol' und Roſen,
Doch frage nie, wovon im Mondenſchein
Die Marterblume und ihr Todter koſen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner ſchlummerkühlen Marmortruhe
Den ſchönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungeſtörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe,
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifert wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, ſchimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieſer Controverſe, der langweil'gen,
Da war zumal der Eſel Balaams,
Der überſchrie die Götter und die Heil'gen!

Mit dieſem J-a, J-a, dem Gewieh'r,
Dem ſchluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
Mich zur Verzweiflung ſchier das dumme Thier,
Ich ſelbſt zuletzt ſchrie auf — und ich erwachte.

Als Heine dieſe Verſe ſchrieb, glaubte er ſelbſt nicht, daß ſchon der Tod an ſeine Thür poche, ja ſogar ſein Arzt hoffte den Kranken noch länger hinaus zu erhalten. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Krankheitszuſtand ein heftiges Unwohlſein und zerſtörte auf eine unerwartete Weiſe den ſo lange faſt nur künſtlich zuſammengehaltenen Organismus. Wohl nicht mit Unrecht ſagt ein engliſcher Arzt: man ſtirbt nicht an dem Uebel, wegen welchem man krank darnieder liegt, ſondern an der Schwäche

der Natur, das Uebel nicht beſtehen zu können. Es war weder das Leiden der Nerven, noch das des Rückenmarks, an welchem Heine endete, eine unter anderen Verhältniſſen ganz unbedeutende Indigeſtion brachte ihn um.

Drei Tage hielt ein nicht zu ſtillendes Erbrechen an und es ward bald für Niemand aus ſeiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müſſe. Die ungeheuren Doſen Morphium, die er allmälig zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm wohl ſonſt ähnliche Zuſtände bereitet, doch noch nie ſo heftige und anhaltende. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus dieſem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er ſetzte ein neues Teſtament auf, ohne es jedoch über den erſten Paragraph hinaus zu bringen und blieb fortwährend bei vollem Bewußtſein. Ja, der Witz ſogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor ſeinem Ende ſtürzte ein Bekannter in ſein Zimmer, um ihn noch zu ſehen. Gleich nach ſeinem Eintreten rich-

tete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiederte lächelnd: Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier! So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. Februar. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Doctor Gruby glaubte ihm nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens hauchte er seinen Geist aus.

Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, sogar sein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen habe. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest.

Ja, er ist todt, der kranke Schwan hat sein Sterbelied endlich zu Ende gesungen! Die Muse der deutschen Poesie ringt unter Thränen die Hände, zerreißt ihr Gewand und läßt die Haare

wehklagend flattern. Einer ihrer größten Lieblinge iſt dahingegangen. In dieſem Jahrhundert hat ſie vielleicht nur zwei oder drei Mal einen gleich großen Schmerz erlitten und ein Verluſt, wie dieſer, ſteht ihr nicht bald wieder bevor.

Derjenige, der ſeit ſeiner Jugend nur den ſüß bezaubernden Liedern des Sängers gelauſcht, ohne gewohnt geweſen zu ſein, ihn ſeinen geliebten Freund zu nennen und ihm die Hand zu ſchütteln, der hat nichts verloren. Heine's Leier iſt durch ſeinen Tod nicht zerſchmettert, ſie liegt neben der Urne wohlerhalten, mit unverſtimmten Saiten. Die Menſchenhand, die bisher die entzückenden Accorde auf dieſer Leier gegriffen, wird als Geiſterhand noch immer und um ſo reiner und mächtiger hineingreifen und das Grabesſchweigen durchklingen. Ueber den Verewigten wird der Mond der romantiſchen Poeſie in ruhiger Lichtfülle ſtehn und mit ſeinen Silberſtrahlen wie ſonſt die blühenden Lindenbäume verklären. Auch

die Elfen und Waldfrauen werden unter Glockengeläut allnächtlich herangeritten kommen und ihren Geisterreigen vor den Augen der Eingeweihten fortführen. Geisterhafte Jungfrauen und Bräute werden aus ihren einsamen Waldseen wie zuvor emportauchen und Gesänge der Liebe, schmerzlicher Sehnsucht und süßer Schwermuth ertönen lassen. Für den, der ihn nicht gekannt, lebt Heine noch immer. Nur die schöne menschliche Illusion, daß eine seltene Existenz aufgehört hat, deren Leuchtkraft immer und immer fortdauern sollte, senkt hier und dort ein Haupt und läßt eine schmerzliche Klage emporsteigen.

Wahrlich, wenn wir dies Ende betrachten, wir werden an den Glauben der Alten gemahnt, daß die Auserwählten der Musen nicht wie alle übrigen Menschenkinder sterben, für welche das irdische Dasein der Umfang alles Lebens ist, sondern daß sie den Söhnen der alten Götter gleichen, die ihre kampf- und thatenvolle Laufbahn

nicht selten mit einem entsetzlichen Tode beschließen, um den Ruhm ihres göttlichen Ursprungs anerkannt zu sehn und als Halbgötter, über jeden Schicksalswechsel erhaben, fortzuleben.

Ein griechischer Tragiker sagt, es sei den Göttern nicht genug für das Loos zu danken, zur rechten Zeit für seinen Ruhm zu sterben.

Ward Heine eines solchen Looses theilhaftig?

Auf den ersten Blick sollte man es schlechtweg verneinen. Eine so martervolle, lange Krankheit hängt sich an ein Leben, das wir in genialer Kriegs- und Liebesluft hinbrausen sahen und welches wünschen ließ, daß es eines Tages wie Merkutio's Leben auf einen Hieb ende, und daß der letzte Witz der letzte Seufzer sei.

Dennoch aber ist diese martervolle achtjährige Krankheit kein unglücklich abstechender, disharmonirender Lebensanhang, sondern sie ist ein ergänzendes Stück und zwar das Ende.

Wäre Heine wie Merkutio gestorben, so hätte

wohl Niemand seinem Leben die Torsogestalt angesehen, eben nur darum, weil das, was nicht zum Vorschein kommt, wie nicht vorhanden, wie nicht geschehen und daher auch nicht zu suchen ist. Doch wäre es ein Torso gewesen, denn Heine hätte das, was in ihm war, nicht vollständig ausgelebt und die Nachwelt hätte nimmermehr seine volle Bedeutung abwiegen können.

Eben durch sein Leiden erst sollten seiner Lyra Töne entquellen, wie sie die deutsche Lyrik noch nicht gehört, es sollte die freie, auf sich selbst beruhende Macht des in ihm wohnenden Geistes siegreich entfaltet und der ihm gemachte Vorwurf der Frivolität, die auch an dem Heiligsten zupft und für nichts einsteht, zu Schanden gemacht werden. Sein sonst ewig heiteres Wesen, eine natürliche Folge seines Glückes und Lebensmuthes, hatte zu der Verläumdung geführt, daß es ihm an Ernst und Charakter mangle. Ein so schreckliches Verhängniß mußte leider erst kommen, um

ihn vor der Welt, die sonst den xenophontischen Ernst des hohlen Charlatans so oft gläubig hinzunehmen pflegt, von diesem Schein oder dieser Lüge zu reinigen!

Faßt man aber die Zeitperiode, in welche Heine's Tod fällt, ins Auge, so muß man gestehn, daß das Schicksal keinen ungünstigeren Augenblick als den gegenwärtigen wählen konnte, um uns den Dichter aus der Welt zu führen. Einestheils fehlt eben jetzt unserer Zeit die literarische Stimmung mehr als jemals, anderntheils lenken dem Todten feindselige Gewalten die Organe, durch welche allein sich Herz und Gedanken der Nation kundgeben können.

Die Presse des Tages hat den Tod des größten modernen Dichters in ihren Spalten kurz und bündig, wie jedes andere Vorkommniß einregistrirt.

Dieses Stillschweigen ist aber nicht Gleich-

giltigkeit, sondern nur augenblickliches Verstummen.

Auf Heine's Grabe ist, seiner eigenen Verordnung gemäß, kein Wort gesprochen worden, ebensowenig durfte für ihn eine Messe gesungen oder ein Kadosch gesagt werden. Er sang lange vorher:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

In einem seltsamen Einklang damit ist auch jede literarische Grabrede unterblieben. Was gewiß im Herzen von Hunderttausenden lebte, ist nicht über die Lippen gebracht worden.

Wie seinem leblosen Körper ist es symbolisch auch seinem Dichtergenius ergangen. Aber dies wird nicht so bleiben. Die flüchtigen Wolken

an ſeinem Ruhme werden vorübergehen und ſein Name wird bald mit allen ſeinen Strahlen die deutſche Literatur ſchmücken.

Heinrich Heine's Tod wird der Anfang ſeiner Apotheoſe ſein.

10

Alfred Meissner.

Für Straßburgs Kinder!

Eine Weihnachtsbescheerung

von Deutschlands Dichtern.

Zeitklänge.

1870.

Von

Alfred Meißner.

Preis 2½ Sgr., 9 Kr. rh.

Der Reinertrag auch der nach Weihnachten 1870 verkauften Exemplare ist für die armen Kinder von Straßburg bestimmt.

Franz Lipperheide.

Berlin, November 1870.

Zeitklänge.

1870.

Von

Alfred Meißner.

Berlin.

Franz Lipperheide.

November 1870.

Inhalt.

	Seite
Vor der Entscheidung	7
An die Deutsch-Oesterreicher	10
Straßburg ist unser!	13
Paris und das deutsche Heer	15
In Gallos I. II.	21

Vor der Entscheidung.

Geschrieben zwei Wochen vor Sedan, am 15. August 1870

Nicht zu werfen, nicht zu bannen, gleich dem Wald auf Dunsinan,
Rücken Eichen, deutsche Eichen, rückt das deutsche Heer heran,
Und ein Mann, wie Macbeth schlaflos, finster, blutig, schuldbedeckt,
Rafft sich aus den Purpurdecken, vom Gewissen aufgeschreckt.

„Träum' ich? Wach' ich? In drei Tagen so getroffen, — Schlag auf Schlag!
Der ich in Berlin doch feiern wollte den Napoleonstag —
Wunderwirkende Geschosse — und die Absicht schlau verhehlt —
Und den Sprung so wohl bemessen — und die Beute doch verfehlt!"

Sagt mir selbst, ihr finstren Mächte, welchen Ausweg hatt ich mehr?
Mürbe war mein Thron geworden, unzufrieden Volk und Heer —
Also auf den Kriegeswagen! Der ist noch Cäsarensitz —
Ach, kaum hab' ich ihn bestiegen, schleudert mich herab der Blitz!

O, ich bin gewöhnt an Schrecken. Schatten kommen an mein Pfühl
Jede Nacht — die vom December — von Cayenne ein ganz' Gewühl —
Alle kenn' ich, Allen trotz' ich, lebe weiter wie gefeit —
Aber was ſind alle Schatten gegen dieſe Wirklichkeit?

Werf' ich mich dem Feind entgegen, oder halt' ich noch Paris?
Wohin ſoll ich? fecht' ich? flücht' ich? Ach, ich tapp' in Finſterniß!
Hilft es nichts, daß ich Beſchützer des Statthalters Chriſti war?
Hilft nicht die geweihte Lampe der Marie des Victoires?"

Während alſo knirſcht und ſchaudert die gekrönte Niedertracht,
Schläft ein Fürſt mit weißen Haaren ruhig nach gewonn'ner Schlacht,
Und ein Weib von hohem Wuchſe bebt ſich ſeinen Pfühlen nah,
Aller deutſchen Stämme Mutter iſt es, Frau Germania.

Freude ſtrahlt aus ihren Augen, ſegnend hebt ſie ihre Hand:
Heil dir, grauer Heldenkönig, Heil dir, daß du mich erkannt,
Heil dir, daß du ohne Zagen haſt getroffen deine Wahl,
Und die letzte Schlacht zu ſchlagen, aus der Scheide zogſt den Stahl.

Wie mein Volk ehrt kein's den Frieden und ein reines Menſchenthum,
Kein's ſucht weniger hienieden in den Waffen blut'gen Ruhm,
Kein's iſt ſanfter und gerechter, kein's wird ernſter, wenn der Fuß,
Höchſte Güter zu vertheid'gen, über Leichen ſchreiten muß.

Aber gipfelt ſich der Frevel, dann, mein Volk, erwacht dein Geiſt,
Jener altgerman'ſche Sturmwind, der aus Felsgrund Tannen reißt,
Der um Varus' Legionen, der um Bonaparte pfiff —
Und geſchlagen war noch Jeder, der dir an dein Leben griff!

O der elenden Verblendung, die zu theilen dich gedacht,
Statt dir Untergang zu bringen, gründen erſt ſie deine Macht!
Die im Volk und auf den Thronen Zwietracht auszuſtreun geglaubt,
Finden vierzig Millionen einig, wie ein einzig Haupt.

Harre aus, du alter Streiter, führ' die Völker in's Gefecht,
Deutſchland ſteht allein — was weiter? — ſein Alliirter iſt ſein Recht!
Auf der Fahnen Beutehaufen trete! Alle Ehr' iſt dein,
Hohenzollern — Hohenſtaufen — Zollern werden Staufen ſein!

Noch bevor das Jahr ſich wendet, iſt hier der Vulkan verbrannt,
Aber dort der Bau vollendet, der zu Staufenzeiten ſtand;
Bis ſie wieder Trauben leſen, wird das Reich beiſammen ſein,
Deutſch muß ſein, was deutſch geweſen, Grenze werden die Vogeſen,
Wieder zwiſchen deutſchen Ufern ſtark und ruhig fließt der Rhein!"

An die Deutſch-Oeſterreicher

im Auguſt 1870.

War das ein Singen und Sichbrüſten
Am Fürſtentag, am Schützenfeſt.
Ein ſchwarzrothgold'nes Fahnenrüſten,
Als Deutſchlands Krone ſchien das „Beſt"!
Da war in allen deutſchen Gauen
Nichts deutſcher als Deutſch-Oeſterreich,
Es kam dem Stamme „an der blauen,
Der ſchönen Donau" Keiner gleich.

Dort ſtand „ſeit Babenbergerzeiten"
Des Reiches Wehr, des Reiches Ruhm;
Wie „blühte in des Marchfeld's Weiten
Der Minneſang, das Ritterthum!"
Es war das „Land der Nibelungen",
Voll Licht und Sang und Glockenerz,
In tauſend Liedern ſchon beſungen —
Die Oſtmark war „das deutſche Herz."

Und nun, da unter Strömen Blutes
Ganz Deutschland kämpft ums höchste Ziel,
Seht Ihr dem Ringen höchsten Muthes
Nur zu wie einem Schachbrettspiel?
Verboten ist's, zu deutschen Siegen
Zu jauchzen, denn es kränkt zumal
Polacken, Czechen und Jazygen —
Auch ist die Losung ja: neutral!

Wohin verkroch sich die Gesinnung?
Noch mehr! Das „deutsche" Herz ermißt
Ob nicht der neuen Gau'n Gewinnung
Dem „Gleichgewicht" verderblich ist?!
Ob nicht die alten Mauern wanken,
Wenn sich der Nachbarbau erhebt?
Auch ärgert Jene, welche kranken,
Ein starker Staat, der wirklich lebt!

O Schwäche, schmachvoll, kaum zu glauben,
In wenig Jahren was geschah!
Klar wird's den Blinden und den Tauben:
Ein östlich Elsaß ist schon da!
Ein Land von halb' und viertel Czechen,
Das immer weiter sich entfernt,
Es kann zwar noch nicht slavisch sprechen,
Doch deutsch zu fühlen hat's verlernt.

O wenn der Kriegszug nicht gelänge,
Der dort nach Frankreichs Hauptstadt zieht —
Ihr Thoren, über Euch erklänge
Wie furchtbar ernst das Schicksalslied!
Dann wär's auch bald mit Euch zu Ende,
Ahnt Ihr es denn noch nicht zur Stund'?
Es einten Frank- und Russenhände
Sich demnächst über Euch zum Bund!

Es wird nicht sein — sie werden siegen,
Ihr Arm ist stark, ihr Auge wach,
Es werden ihre Fahnen fliegen
Bis auf das Tuileriendach,
Und dann vielleicht wird's anders werden,
Dann leuchtet es vielleicht Euch ein:
Das stolzeste Gefühl auf Erden
Es ist und bleibt: ein Deutscher sein!

Straßburg iſt unſer!

Straßburg iſt unſer! O dieſes Wort
Mir in den Ohren klingt's fort, immer fort.
Stätte, wo Gottfried ſang, Gutenberg Geiſter zwang,
Iſts möglich, daß ſo lang fern du uns bliebſt?
Deutſche Burg, deutſches Schwert, dann gegen uns gekehrt
Ohne dich, wie entehrt war unſer Gang.

Ob uns gehört dies Land, das frage nie!
Steig' auf die freie Höh, blick aus und ſieh:
Wie ein geöffnet' Buch daliegt es weit,
Baden das eine Blatt, Elſaß das zweit'.
Jede Zeil' reich an Sinn, deutſch jedes Wort darin,
Silberband drüberhin wallend — der Rhein.

Nun einen Beſen, feget hinaus
Fränkiſches Weſen, deutſch ſei das Haus.
Welſches Wort fahre hin, galliſcher Raufboldſinn,
Prahlender Unverſtand, Lüge und Tand.
Doch was in raſchem Zwiſt von uns geſchieden iſt
Selbſt ſich des Lands verbannt, das kehre heim.

Bruder, o Bruder mein, lang warſt du fort!
Man merkt's, du ſprichſt oft ein kauderwälſch Wort.
Fremdſein und mancher Zwiſt kömmt, wenn man ferne iſt,
Doch ſeines Heim vergißt kein ehrlich Blut.
Lernſt dich bald wieder ein, gerne bei uns zu ſein,
Haſt ja vom Vater dein Herz, Sinn und Muth.

Ueber die Dächer ſteil, finſter und grau
Hoch in die klare Luft ſteigt Erwin's Bau.
Deutſchlands Dom, Deutſchlands Hort, das iſt der rechte Ort,
Und ein Tedeum dort giebts, wie noch keins.
Zieht dann den Glockenſtrang, daß es den Rhein entlang
Töne mit Jubelſang: Deutſchland iſt Eins'!

2. Oktober 1870

Paris und das deutſche Heer.

So weit ein Vogel fliegt, ein Steinmeer grau,
Jedoch belebt, wie ein Termitenbau!
Darum herum, im meilenweiten Bogen
Ein zweiter Wall, ein Menſchenwall, gezogen!
Und durch die Nacht, drin rothe Feuer glimmen,
Vernimmt das Ohr, wenn es gut lauſcht, zwei Stimmen:

Erſte Stimme.

Ich bin die heil'ge Völkerſtadt, Paris,
Der Erde Leuchte, die, wenn ſie verginge,
Die Welt zurückeließ in Finſterniß
Und Nacht, die immer tiefer ſie umfinge.
Prächt'ger als Theben, volkreicher als Babel,
Ewig wie Rom, bin ich des Erdballs Nabel.
Sieh' meine Tempel! Sieh die Geiſterſchaar
Auf meinen Zinnen den Bedrohern droh'n —
Ich bin der Hort der Civiliſation —
Mich anzutaſten wagt nur ein Barbar!

Zweite Stimme.

So recht! Metaphern, die mit Luftballonen
Wetteifernd ziehn in Wolkenregionen!
Nur fort und immer fort, so hab' ich's gern!

Erſte Stimme.

Zurück! Bleib meinem Doppelgürtel fern!
Ja, ich bin ſacroſanct und wer mir naht
Ein Frevler iſt er und heißt Heroſtrat
Fortan durch die Jahrhunderte!

Zweite Stimme.

Ja freilich!
Gut hat's ein Heil'ger. Deutſchland war nicht heilig.
Mit ſeinen Rebengärten, ſeinen ſtillen
Gehöften, ſeinen hunderttauſend Villen
Mit ſeinen Häuſern prunklos, ſilberweiß,
Vorblickend unter grüner Laubdachkrone,
In Ehrbarkeit erbaut mit frommem Fleiß —
Wo hatt' es wohl ein Recht, daß man es ſchone?
Her über dieſer Gärten ſtille Brüſtung,
Und Feuer drein und Todtſchlag und Verwüſtung!
Und war die Mitrailleuſe ſchon erfunden,
Wie lockend war's, an guten, blöden Thoren,
Die am Studiertiſch Mark und Kraft verloren,
Die wundervolle Wirkung zu erkunden?
Vorwärts! „Krieg und den Rhein!" Die Fahnen wallen!
Echt afrikaniſch gilt's ſie überfallen!

Erſte Stimme.

Das that nicht Frankreich, das that er!

Zweite Stimme.

Und du
Stiegſt auf die Zinnen deiner Tempelhallen
Und ſahſt darein und jubelteſt dazu.
Noch hör ich all' die Stimmen dieſes Pacts!

Erſte Stimme.

Davon gejagt hab' ich die Caſſagnac's!

Zweite Stimme.

Nein! allgemeiner Chorus ward der Sang!

Erſte Stimme.

O, ich mißbillige es!

Zweite Stimme.

Weil's ihm mißlang! —
Nur wie der Bube, dem man ſchnöden Raub
Gewehrt, den Brandſcheit aus der Hand gerungen,
Rufſt du geknebelt jetzt, die Stirn im Staub,
Schaum vor dem Mund': Pardon! Ich that's gezwungen!

Erſte Stimme.

Das geht zu weit —

Zweite Stimme.

Auch kenn' ich die Geſchichte!
Jahrhundert altes Thun zeugt gegen dich!
Zweimal bereits entgingſt du dem Gerichte —
Zum drittenmale nicht betrügſt du mich!

Erſte Stimme.

Was wühlſt du immer in vergang'nen Zeiten?
Ich bin erneut, ich bin die Republik
Und werde nie mehr für Erob'rer ſtreiten:
Sieh' dieſe Zeichen hier, die hochgeweihten:
„Freiheit und Gleichheit, allgemeines Glück!"

Zweite Stimme.

Laſſ' Narren glauben an Palingeneſen!
Du biſt und bleibſt, was immer du geweſen!
So wenig je, als Ströme aufwärts wandeln,
Wirſt du verwandeln dich und anders handeln!
Dieſelben Maſſen, anders nur gebüttelt,
Daſſelb' Gebräu, nur tiefer umgerüttelt;
Derſelbe Dünkel auf denſelben Stelzen,
Gewohnt, der Phraſe Brei im Maul zu wälzen —
Nein du entſchlüpfſt mir nimmer, wie du meinſt:
Mit einem: „Das war ehdem", „das war einſt."

Erſte Stimme.

So ſprich, Barbar, was willſt du denn von mir?

Zweite Stimme.

Bürgſchaft, daß fürderhin mein Dach vor dir
Geſichert ſei —

Erſte Stimme.

Bürgſchaft? Die giebt dir mein
Geheiligt Wort! Was Elſaß, was der Rhein! —
Sie ſei'n vergeſſen!

Zweite Stimme.

Und die Todten mein?
Sie, die mit mir die Grenze überſchritten,
Mit friſchen Wangen und mit blondem Haar,
Auf Roſſen muthig über Land geritten
Des ganzen Volkes Blüthe, Schaar um Schaar,
Und die dann ſanken, hingemäht wie Garben
Vom Erz des Schnitters, und im Glauben ſtarben,
Daß nutzlos nicht ihr Tod, und daß die Erde
In der ſie ruh'n, nie wieder Frankreichs werde —
Sie nahmen all' ins Grab mein Wort zu Pfand,
Daß ich die Erd', die ſie erkämpft, behaupte!
Wohl! Keine Macht entreißt mir mehr das Land,
Das mir gehört, eh' mir's der Erbfeind raubte.
Auch ſteh' ich d'rauf!

Erſte Stimme.

Doch Frankreich iſt untheilbar.

Zweite Stimme.

Wir wollen's ſehen. Mir däucht, es iſt unheilbar,
Und frag' noch einmal: giebſt du dich beſiegt?

Erſte Stimme.

Nie! Bis Paris in Trümmerhaufen liegt!
Dann ſänk' ich ſchmachtend, mich im Gluthſtrom ſpiegelnd,
Mein ganzes Sein im Untergang beſiegelnd,
Wie eine Prieſterin, dem Tod geweiht.
Erhab'ner Sturz, gigant'ſche Leichenfeier!
Mein Victor Hugo ſpielt dazu die Leyer —
Ein zweites Troja bin ich ſpät'ſter Zeit!

Zweite Stimme.

Genug der Worte! deine Eitelkeit
Iſt heliogabaliſch. Nun, ſo fühle
Den Hammer Thor's!

24. Oktober 1870.

In Gallos.

I.

Der Dichtung Reich — nach ewigen Geſetzen
Des Volksgeiſts Spiegelbild — zum Pfuhl geworden,
Zum Sumpf — ich will's geſtehn, mit blum'gen Borden,
Jedoch mephitiſch, ſcheußlich zum Entſetzen,

Des Cancans Heimat und gefärbter Metzen,
Mit Vorlieb lauſchend Offenbach's Accorden,
Verſorgend and'rer Völker rohe Horden
Mit Crinolinen, Chignons, bunten Fetzen,

Dabei der Kitzel, immer ſich zu regen,
Der Dünkel einer Völkerheilandsrolle,
Das Prahlen vom „Marſchiren an der Spitze!"

Man frug ſich oft, wozu dies anſpruchvolle,
Dies eitle Comödiantenvolk noch nütze?
Und um die Antwort, traun, war man verlegen.

II.

Ein Fatum giebt es, das die Völker wägt
Von Zeit zu Zeit, gleichsam im Dienst der Frage:
Wie steht die Rechnung? Nutzest du die Tage?
Was hat Bestand und was wird weggefegt?

Dann wird der Krieg zur ungeheuren Waage;
Das Herz des Volks und das, wofür es schlägt,
Kraft, Muth und Können wird darauf gelegt —
Und die Entscheidung kömmt mit einem Schlage.

Noch that's nicht noth, das Urthel zu erkunden,
Herausgefordert habt Ihr es wie Kinder
Und wagtet rasch das Spiel mit Todesloosen.

Wir klagen schließlich nicht darob, Franzosen,
Wir sehn nun, was wir sind. Ihr seht's nicht minder:
Gewogen seid Ihr und zu leicht befunden.

Verzeichniß der Werke

von

Alfred Meißner.

Dichtungen. Achte Auflage. 8. compl. 1 Thlr. 27. Sgr. 1. Band: **Gedichte.** 2. Band: **Ziska,** Gesänge. Leipzig, Grunow.

Dramatische Werke: 1. das Weib des Urias, Tragödie. 2. Reginald Armstrong, oder die Welt des Goldes. 3. Der Prätendent von York. Leipzig, Grunow.

Die Sansara. Roman in 4 Bänden Octavausgabe 3 Thlr. Taschenausgabe 2 Thlr Leipzig, Grunow.

Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 2. Aufl. Grunow. 2 Thlr.

Neuer Adel. Roman in 3 Bänden. Leipzig, Grunow. 2 Thlr.

Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 1. Bd. Leipzig, Grunow. 1 Thlr.

Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Octavausgabe in 8 Bänden. Berlin, Janke. 6 Thlr. Volksausgabe in einem großen Bande. ebenda. 1 Thlr.

Babel. Roman in 4 Bänden. (Fortsetzung von Schwarzgelb.) Berlin, Janke. 6 Thlr.

Novellen. 2 Bände. Leipzig, Grunow. 1 Thlr. 15 Sgr.

Charaktermasken. 3 Bände. Leipzig, Grunow. 2 Thlr.

Lemberger und Sohn. Eine Prager Judengeschichte. Berlin, Janke. 1 Thlr.

Sacro Catino. Eine Erzählung. Berlin, Janke. 1 Thlr.

Kleine Memoiren. Berlin, R. Lesser. 15 Sgr.

Die Sirene. Novelle. 1. Bd. Berlin, Janke. 20 Sgr.

Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Am Stein. Ein Seizzenbuch von Traunsee. Leipzig, Grunow. 15 Sgr.

Durch Sardinien. Leipzig, Grunow. 15 Sgr.

Die Kinder Roms. Roman in vier Bänden. Berlin, Otto Janke. 6 Thlr.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Antwort

Alfred Meißner's.

Von

Rittmeister Bayer

(Robert Byr.)

München. 1889.

Gesammt-Verlag

G. Franz'sche k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

[illegible]

Buchdruckerei J. Peterswinkler, München.

Vier und einhalb Jahr ist es her, seit **Alfred Meißner** gestorben. Sein Andenken wurde geehrt, sein Name gepriesen, sein Bild von den Freunden, ja von allen, die ihn gekannt, liebevoll im Gedächtniß getragen und mit den Trauerblumen sanfter Erinnerung umkränzt.

Und nun, nach so langer Frist tritt ein Mann auf, der all das vernichten will und für sich selbst anspricht. Er erhebt eine schwere Anklage wider den Todten. Ruhm und Ehre fordert er ihm mit **einem** Schlage ab.

Ich wußte von dieser Absicht schon vorher und dennoch habe ich an mich gehalten. Es waren natürliche Gründe, welche jeder würdigen wird, die nur Schweigen auferlegten. Aber die Rücksicht auf das harmlose Gemüth der armen verwaisten Kinder Alfred Meißner's müssen beiseite gesetzt werden, wo die höhere Freundespflicht mich zur Zeugenschaft aufruft.

So will ich denn einstehen mit dem, was ich zu sagen weiß, doch werde ich mich darauf beschränken, nur knapp Thatsachen zu erzählen.

Vertheidigen mag sich mein angeklagter todter Freund selbst. Eine frevelnde Hand stört seine Ruhe im Grabe.

Wohlan denn! Seine eigene Stimme soll Antwort geben.

Alfred Meißner's letzte Tage.

Am 21. Mai 1885 ungefähr um 6½ Uhr morgens wurde ich von unserm Stubenmädchen, Helene, geweckt, die in das Schlafzimmer kam und mich hastig ansprach:

„Herr Rittmeister, Sie möchten hinüber kommen — zum Herrn Doctor! Die Christine ist hier, der Herr Doctor muß unwohl sein — es ist Blut da!"

Ich fuhr bestürzt aus dem Bette.

Einige Tage vorher war Meißner von einer Reise, die ihn über Innsbruck, Kufstein, München, Teplitz nach Berlin führen sollte, wo er von seinen Bekannten schon seit Monaten zu Besuch erwartet wurde, ganz unverhofft nach kaum vierzägiger Abwesenheit abends wieder zurückgekehrt.

„Ich bin nicht wohl", sagte er mir damals bei der Begrüßung, „ich fürchte krank zu werden — einen Schlag. Mir flimmern Funken vor den Augen, ich fühle Schwindel. Wenn ich krank werde, will ich es lieber zu Hause sein, als in der Fremde. Ich bin schon auf dem Wege von Innsbruck nach Kufstein gewesen, aber in Schwatz wieder umgekehrt."

Da ich meines Schwagers Aengstlichkeit in Betreff seiner Gesundheit kannte, legte ich diesen Worten kein großes Gewicht bei, tröstete ihn und hielt ihn auch für beruhigt, denn er gab schon in den nächsten Tagen zu, sich wohler zu fühlen und abgesehen von ein wenig Druck, den man ihm anmerkte, ließ nichts auf eine stärkere organische Störung schließen. Nur unsere Schwiegermutter, welche mit ihm bei den Mahlzeiten mehrere Stunden verkehrte, behauptete: es sei mit ihm nicht in der Ordnung, es gehe etwas vor in ihm.

Doch war er ja noch am Abende des 20. Mai mit seinem Söhnchen und uns nach Lindau gefahren und hatte dabei ganz wohl ausgesehen, hin und wider sogar anscheinend heiter geplaudert.

Und nun hatte ich also doch seine Klagen zu leicht genommen! — Mein erster Gedanke war: er habe einen Schlaganfall gehabt, ein heftiges Nasenbluten sei eingetreten oder eine Ader geplatzt.

So rasch ich konnte, eilte ich in Meißners Wohnung hinüber und fand im Vorhause des oberen Stockwerks bereits meinen Schwiegersohn, der zuerst geweckt worden und mir so zuvorgekommen war, in Berathung mit Christine, dem Dienstmadchen meines Schwagers. Mein Schwiegersohn hatte noch nicht Zeit gefunden

in das Schlafzimmer zu treten und als ich den Fuß in dasselbe setzte, fand ich Meißner in seinem Bette liegen, die Decke bis über das Kinn hinaufgezogen.

„Was ist Dir denn, lieber Freund?“, fragte ich besorgt, aber schon indem ich mich über ihn beugte und er den Kopf wendete, bemerkte ich Blut an seinem Halse.

„Ich habe — ich habe — ich habe mich geschnitten“, sagte er stockend, „mit dem Rasirmesser — ich war so zornig.“ Und dann setzte er mit dem furchtbaren Ernste, der sich in seinen Zügen aussprach, hinzu: „Ich kann nicht mehr leben!“

Meine erste Bewegung war, trotz des ungeheuren Schrecks, der mich befiel, doch die nach dem Waschbecken. Ich tauchte ein Handtuch in das Wasser, fand aber bereits ein solches um seinen Hals gelegt, welches er selbst festhielt und während ich es rasch mehrmals erneuerte, frisches Wasser und Tücher herbeischaffen ließ und nach dem Arzte schickte, suchte ich dem Armen besänftigend und aufrichtend zuzureden, indem ich seinen wiederholten Erklärungen: er könne nicht leben, er müsse sterben, mit liebevollen Vorwürfen und Mahnungen an seine Kinder und deren Großmutter, denen er sehr zugethan war, an uns alle endlich, zu bekämpfen suchte.

Seine Dienerin Christine war, beunruhigt durch sein Auf- und Abgehen in den Zimmern oder ihrem Schlafgemache, schon um 4 Uhr früh hinaufgekommen, hatte jedoch die Antwort erhalten: er fühle sich zwar nicht wohl, aber er brauche nichts, sie möge nur wieder schlafen gehen.

Später, beim Aufräumen der Wohnung, hatte sie durch die ungewöhnlicher Weise gegen den kleinen Verbindungsgang offenstehende Thür des Schlafzimmers ihren Herrn schon so im Bette liegen sehen, aus allerlei Anzeichen aber geschlossen, „daß etwas geschehen sei“ und war dann sofort, ohne das Schlafzimmer erst zu betreten, in's Haus hinüber geeilt, um uns zu wecken.

Der rasch erschienene Arzt legte nach Vereinigung der Wundränder einen listerschen Verband an und traf sonstige Maßregeln. Seinen eigenen Schreck bemeistrend, sprach er mit der herzlichsten Theilnahme Meißner zu und gab uns dann, ohne daß es dieser hörte, die tröstliche Beruhigung, daß es sich hier keineswegs um eine schwere Verletzung handele, daß keine Ader durchschnitten, der Blutverlust nicht sehr groß und die Vernarbung binnen wenigen Tagen zu gewärtigen sei, wenn sich Meißner nur in unbedingter Ruhe verhalte und sich aus seinen Vorstellungen herausreiße. Er versprach, in wenigen Stunden wieder zu kommen.

Unterdeß waren die Blutspuren entfernt und alles in Ordnung gebracht worden. Wir waren nur bemüht, die armen Kinder vor einem erschütternden Einblick in das Geschehene zu bewahren, der Vater dürfte für sie nur „erkrankt“ sein. Aus Scheu vor ihm war es auch nöthig, daß wir wenigen Mitwisser die That verschwiegen.

Der Kranke selbst hatte einen Schluck Kaffee verlangt, einige Züge aus einer Cigarre gethan und versank bald darauf in Schlaf.

Derselbe habe ihm gut gethan, sagte er als er nachmittags erwachte, er habe zwanzig Nächte nicht mehr geschlafen.

Unsere Schwiegermutter und ich waren in dem Momente im Zimmer bei ihm. Wir gaben ihm freundliche Worte und er schien wieder zu entschlummern, diesmal aber ließ ihn sein rege arbeitender Geist nicht dazu kommen.

Ich wollte ihm Schweigen auferlegen, mußte ihn aber schließlich doch gewähren lassen, da ich von einem offenen Aussprechen Erleichterung für ihn erhoffte und es doch endlich auch wichtig war, zu wissen, was ihn denn zu dieser unerhörten That getrieben. So entspann sich ein Gespräch, das ich hier aus der noch grell lebendigen Erinnerung (sechs Wochen nach dem Erlebniß) möglichst genau niederschreibe.

Nachdem wir ihm den Todesgedanken auszureden versucht und ihm alles ausmalten, was seinem Leben noch immer Werth und Inhalt verleihe, kam er doch neuerdings auf seine früheren Aeußerungen zurück.

„Ich muß doch sterben," beharrte er, „ich kann nicht mehr leben! Es ist das Großartigste, so lange die Welt steht!"

„Aber sage doch, was soll Dich aus der Welt drängen? Du hast ja nichts Böses begangen, keine Schuld auf dem Gewissen." So suchte ich ihm den Wahn auszureden.

Er jedoch sah mich düster an und versetzte:

„Ja, ich habe eine Schuld. — Ich habe mich mit Hedrich eingelassen."

„Mein Gott, Ihr könnt doch keinen Mord begangen haben!" rief ich achselzuckend aus und das brachte selbst auf diese ernsten Lippen und in diese starren Augen den Schimmer eines flüchtigen Lächelns.

„Nein," sagte er sanft, „Mord habe ich keinen begangen. Ich habe niemandem im Leben Böses gethan."

„So sprich Dich aus, wälze von der Brust, was Dich drückt. Laß uns darüber urtheilen. Ich bin überzeugt, es ist nur Deine Phantasie, welche alles steigert und ins düsterste Licht stellt und alles wird noch gut werden."

Er zögerte noch einen Moment, aber sichtlich nur, um sich zu sammeln und begann dann:

„Ich stehe vor einer Flinte, ein Jäger ist hinter mir. Ein Mensch, der mich verfolgt und dem ich doch nur Gutes gethan. Es währt schon seit Jahren, ich ertrage es nicht mehr. Ich kann den Kampf nicht durchführen. — Wir waren vor fünfundzwanzig Jahren in Traunkirchen zusammen, wir waren gute Freunde geworden, wir hatten gleiches Streben. Sein Verstand war scharf, er hatte zuweilen ausgezeichnete Ideen, aber er arbeitete wenig, er kam nicht vorwärts. Wir theilten einander unsere literarischen Pläne mit, wir kritisirten sie, man nahm die vorgeschlagenen Aenderungen an oder nicht, je nachdem. Es war eben, wie es unter Freunden zu sein pflegt. Ich hatte eine Menge Ideen, Pläne, er fand manche glückliche Wendung. Ich gab ihm den Stoff für Melagama, Clairon u. s. w. Es war ein Band. Arm und verlassen schloß er sich mir an, ich half ihm aus,

soweit meine Mittel reichten, die damals sehr beschränkt waren. Ich verwendete mich für ihn, als er das Ausweisungsdecret erhielt, für seine Stücke, für seine Novellen, ich gab zwei davon mit einer Vorrede von mir heraus, die bei Janke erschienenen Nachtstücke „Im Hochgebirge". Ich that, was ich konnte. Zum Dank dafür will er mich nun vernichten. Er will mich belangen, er droht, er hat etwas vor, eine Klage oder so etwas. Er ist ein unheimlicher Mensch, der seine Absichten mit eisernem Willen durchzusetzen gewohnt ist. Wie konnte ich ihn zurückhalten, er wäre mit den höchsten Summen nicht zufrieden. Ich kann das Vermögen meiner Kinder nicht schmälern, muß es ihnen bewahren. Seit ich mit meiner Frau in Davos war, fing es an. Da kam aus Monaco sein Brief, daß er es sei, der mir die Gedanken zu meinen Arbeiten gegeben, daß er ihr Urheber sei, daß er es der Welt enthüllen wolle. Ich habe ihm damals meine Meinung gesagt. Er hat sich dann freundlich wieder angenähert, aber jetzt beginnt er von neuem, er ist ein Rasender. Wie soll ich jetzt, nach soviel Jahren nachweisen, was von ihm, was von mir ist? Was er dazu that, habe ich ja, so wie es von ihm kam, nicht brauchen können. Es war alles hart und starr, wie er selbst ist. Alles mußte ich umändern, man braucht ja nur seine Sachen mit den meinigen zu vergleichen, um den Unterschied zu erkennen. Aber ich soll die Beweise führen, das kann ich nicht mehr, ich bin müde, ich mag den Kampf nicht mehr beginnen. — Er will **mich** inspirirt haben — er mich. — Wie lächerlich! Ich, der ich immer Pläne in Fülle hatte, der ihm noch welche abgab, der ich soviel Erfahrungen, Belesenheit und Wissen besitze, soll ihm etwas zu verdanken haben, soll nichts sein, soll das alles über mich ergehen lassen!"

„Aber das muß er ja doch erst erweisen" wandte ich beschwichtigend ein, da sich Meißner in leidenschaftliche Erregung hineingeredet hatte. „Weiß ich denn nicht, wie Du zur Zeit, als Du die „Kinder Roms" schriebst, die genauesten Lokalstudien triebst und selbst nach Loreto reistest —"

„Und zweihundertsechzig Broschüren, Bücher und Blätter über Zeit und Gegenstand durchlas", fiel er bitter ein. „Wo hatte er, der so bequem war, nur die Zeit dazu gefunden, er, der drei Jahre zu seinen „Dorfnovellen" allein brauchte, an dem er in jedem Brief r a s t l o s zu arbeiten behauptete!"

„Ich erinnere mich selbst noch, wie Du mir Heinrich lasest, daß er manchmal ausgezeichnete Einfälle hatte, wie in „Schwarzgelb", wo er dich aufmerksam machte, daß der Dolch wieder gefunden werden müsse, welchen Rath Du auch befolgt hast. Und hast Du mich nicht über eine militärische Episode in Deinem „Babel" um technischen Rath gefragt? . . . . fuhr ich fort . . . . Und wenn Du mir in früheren Jahren dies und jenes vorgelesen, meine Ansicht einholtest, wohl auch eine Bemerkung benützt? Wollte ich daraufhin den Anspruch erheben, dein Mitarbeiter zu sein, würde ich mich ja nur vor aller Welt blamiren. Er redet so wenig mir das einfiele, ebensowenig wird ein Anderer mit solcher Drohung Ernst machen."

Ich war des festen Glaubens, daß ich es hier mit einer Wahnvorstellung zu thun habe. Dieselbe Geschichte hatte er mir, ungefähr in denselben Worten, schon vor Monaten erzählt und auf seine Frage, was er thun solle, von mir den Rath erhalten, die Sache herankommen zu lassen, und wenn sie überhaupt komme, dem Angriffe fest zu stehen und sich muthig und gelassen zu vertheidigen. Seit Jahren hatte ich Hedrich im Hause, wo er gastlich aufgenommen wurde, wenn er sich 1869 von Zeit zu Zeit einfand, verkehren gesehen. Ich wußte, wenn auch nur ganz im Allgemeinen, von der finanziellen Beihülfe, die ihm von Meißner zu Theil ward, von Meißners Unwillen wenn er wieder um eine solche angesprochen wurde und meinte also nur eine Verbitterung höheren Grades, welche das alte Freundschaftsverhältniß störe, vor mir zu haben. Hatte ich es doch erfahren, wie Meißner, so sanft, ja weich er in der Regel war, zuweilen in jähem Zorn aufbrennen konnte und wie rasch dieser wieder hinwegschmolz.

Damals, als er jenen Brief in Davos erhalten, erzählte er mir während einer seiner kurzen Besuche in Bregenz beiläufig davon; sagte, daß er ihn im Zorn zerrissen und citirte in heißer Aufwallung einen Passus seiner Antwort darauf: — „Ich habe Sie einst wie einen Hund aus dem Wasser gezogen und Sie fallen mich nun zum Dank dafür wüthend an“ Den Ausdruck hatte ich stark gefunden und war um so mehr verwundert, daß Meißner wieder in Beziehungen zu Hedrich trat, als dieser nach einiger Zeit erschien und sich annäherte. „Ich hätte gedacht, nach einem solchen Briefwechsel könne man nicht wieder zusammenkommen“, äußerte ich. Er jedoch erwiderte: „Was willst Du, er sagte zu mir: ‚Wir sind doch alte Freunde, wir wollen die Worte nicht abwägen. Ich stehe allein, ich habe Niemand, mit dem ich gewohnt bin, so alle Gedanken auszutauschen. Sollen wir am Rande des Lebens auseinandergehen?‘ So sprach er und Thränen hatte er in den Augen. Hedrich ist im Grunde doch ein Gemüthsmensch.“

So that ich denn mein Bestes, um den Kranken aus der diesmal so hoch gestiegenen Erregung zu bringen. Er hatte jedoch noch etwas auf dem Herzen und das rang sich los.

„Er wird aber gegen mich auftreten, hat es vielleicht schon gethan. **Ich bin in eine Falle gelockt worden.** Ich weiß nicht, wie ich es thun konnte, aber ich habe seinem Andringen nicht widerstehen können. Vor einigen Jahren, als er hier war, kam er zu mir und sagte: „Ich möchte etwas schreiben, habe aber keinen Stoff, können Sie mir keinen geben?“ — Ich schenkte ihm einen und er hat den Roman geschrieben. Weil er nun aber sah, daß seine Arbeiten jahrelang herumwanderten, ohne untergebracht zu werden und schließlich nur in kleinen Blättern gegen bescheidenes Honorar Aufnahme fanden, hat er mir die Schuld daran beigemessen. Du weißt, wie ich da und dorthin schrieb und mich für die Manuskripte verwendete. Er aber behauptet, es sei die Folge meiner Intriguen gegen ihn, ich wolle ihn nicht zur Geltung kommen lassen, ich solle das Gegentheil beweisen.

Ich ließ mich überreden und habe eingewilligt, seinen Roman unter meinem Namen einzuschicken, um ihm zu zeigen, wie sehr es mir am Herzen lag, ihm aufzuhelfen. Sobald ich Nachricht von der Annahme erhielte, wollte ich der Redaction erklären, daß ich es nur gethan, um sie wenigstens zur Lectüre des Manuskriptes zu veranlassen, daß das Werk aber nicht von mir sei."

Auf meinen bestürzten Ausruf, wie er das thun konnte, blickte er mich schmerzlich an.

„Ja, siehst Du, nun verachtest Du mich und ich **spreche doch die Wahrheit mit dem Tode in mir.** Ich bin ein todter Mann! Du, Karl,*) verachtest mich — Mama, auch Du wirst mich verachten?"

„Nur bedauern, nur bemitleiden, was uns unbegreiflich ist," versicherten wir ihm angelegentlich.

„Jetzt ist es mir selbst unbegreiflich," sagte er, „schon damals bei „Norson" hätte ich merken sollen, was er wollte."

„Was sagst Du? „Norbert Norson" ist ja doch auf die Tagebuchblätter Deines Vaters gebaut."

„Gewiß und was mir Hedrich hineingesetzt, ist mir gelungen, ganz wieder herauszuarbeiten, aber diesmal ekelte mich die Arbeit an, schon die Lectüre langweilte mich. Er gab nicht nach, er trieb und trieb, wie früher schon immer zum Schreiben. Ich ließ mich überreden und that ihm seinen Willen. Unbegreiflich, unbegreiflich! Mein Geist war verschleiert, ich hatte sonst erkennen müssen, worauf es abgesehen war. „Jetzt habe ich Sie in meiner Hand!" sagte er zu mir — er ist ein Teufel! Eine Falle war es, in die ich gegangen. — Ein Jago, ein Jago, und ich hab' ihn einst so lieb gehabt! — Ich bin ein todter Mann, aber man wird es ja lesen, man wird ja vergleichen, unterscheiden können; sein Styl, seine Führung, alles ist anders wie bei mir. — Er ist ein furchtbarer Mensch, er brütet über etwas, er reicht eine Klage ein!"

„Die von keinem Gerichtshofe der Welt angenommen wird!" warf ich ein. „Hast Du denn Honorar dafür empfangen?"

„Er wurde ja nirgends angenommen und dann sage ich Dir doch, daß ich Hedrich als Verfasser genannt hätte. „Sein Geld genommen!" fuhr er herbe lächelnd fort. „Ich habe ihm ja, weil er in Noth war, sogar einen Vorschuß darauf gegeben. Achttausend Mark."

„Aber das ist ja eine Summe, die Du nicht für eine Deiner eigenen Arbeiten erhalten hättest."

„Und er ist auch damit nicht zufrieden. Mit der literarischen Frage ist es noch nicht beendigt; es kommt dann auch noch eine finanzielle."

„Ich begreife nicht, welche Ansprüche er machen könnte. Du faßt es zu krankhaft auf. Selbst den Fall gesetzt, er hätte an Deinen Werken mitgearbeitet,

*) Mit dem Namen „Karl" werde ich gerufen.

so müßte er ja, wenn ich rechne, was Du mir darüber mitgetheilt, im Laufe der Jahre schon längst so viel bekommen haben, als das Honorar ausmacht."

Leise nickte er.

„Natürlich! Mehr! Weit mehr!" Er suchte sich aufzurichten und sah mich mit düsterer Angst an, während er schloß: „Weißt Du, was er mir gesagt hat? ‚Sie wissen, ich habe einen durchdringenden Verstand und einen eisernen Willen. **Ihre Bücher müssen meine Bücher werden — Ihr Geld mein Geld!**' — Du siehst, ich muß sterben, denn meinen Kindern soll ihr Vermögen nicht genommen werden. Ich kann nicht kämpfen, ich bin sterbensmüde. So ist es gekommen."

„Und Du hast, Freund", konnte ich mich nicht enthalten, bewegt auszurufen, „in Deiner Verblendung und in Furcht gejagt durch Deine eigene überhitzte Phantasie, den zweckwidrigsten Schritt gethan in Deinem Leben! Wird Dein Tod nicht erst eine Waffe in die Hand Deines Gegners geben, angenommen, daß er seine von Dir vielleicht übertrieben aufgefaßte Drohungen in der That verwirklichen will? Wird man nicht sagen: Gewissensbisse hätten Dich so weit getrieben? Deine Schuld, wie Du sie bekannst, ist nicht so groß, daß sie mit dem Tode gesühnt werden müßte. Wer ihm andere, schwerere Motive unterschiebt, den könntest Du nicht einmal mehr widerlegen!"

Groß, erstaunt, erschreckt sah er mich an, die Erkenntniß ging grell in ihm auf; nach einer kurzen Pause erst murmelte er zurücksinkend:

„Es ist wahr — ich habe eine Dummheit gemacht!"

„Zum Glück bist Du ja noch am Leben und alles läßt sich gut machen!" fiel ich ein.

„Wie denn? Ich bin zu Tode verwundet, nichts kann mich retten!"

Jetzt erst kamen wir dazu, ihm seinen Irrthum zu benehmen, auch die Voraussetzung, daß bereits alles bekannt sei und nun doch die Wirkung auf die öffentliche Meinung dieselbe bleibe. Er möge sich nur beruhigen, den Anordnungen des Arztes folgen und hauptsächlich die Todesideen bekämpfen, damit er bald wieder gesund werde, binnen wenigen Tagen so frisch, aber klarer wie vorher, dann könne er sich von der Unhaltbarkeit seiner Befürchtungen überzeugen, oder wenn der Sturm dennoch käme, demselben mannhaft Stand halten.

Er war der festen Meinung, es müßte bereits alles in die Oeffentlichkeit gedrungen sein, wie er schon Tags vorher der Ueberzeugung gewesen, man habe ihm das Ausbleiben der Post nur vorgespiegelt, um ihm die Angriffe zu verheimlichen, die in den Tagblättern stünden und sich diesen und jenen bedeutungslosen Umstand irrigerweise dahin ausgelegt hatte, als wichen ihm darum die Begegnenden — ja, ich selbst mit — geringschätzig aus.

Er hatte dieselbe Geschichte, wie uns soeben — das erfuhr ich erst später — einige Tage vorher bereits zwei höheren Amtsleitern vorgetragen, ohne daß ihre beruhigenden Worte seine Aufregung nachhaltig zu beschwören vermochten. Nun aber glaubten wir hoffen zu dürfen, daß unser gemeinsames Zureden Eindruck

gemacht. Er nahm es sanft auf und gab mir schließlich die Hand darauf, nichts mehr gegen sich zu unternehmen und auch fernerhin keinen Schritt mehr zu thun, ohne ihn uns vorher mitzutheilen. Wir legten ihm nach des Arztes Anordnung Schweigen auf, doch übergab er uns zuvor noch ein Abschiedsschreiben*), das er in der Nacht hingeworfen und nun aus der herbeigeholten Mappe nahm.

„Zweimal", sagte er, „habe ich die ganze Geschichte über Hedrich ausführlich niedergeschrieben und einmal noch angefangen, doch alles wieder verbrannt. — dies ist nun mein letzter Brief an Euch." **) —

Es schien, daß er jetzt wirklich einigermaßen Ruhe gefunden, aber die Hoffnung, der wir uns hingaben, war trügerisch. Zu tief in's Gemüth hatten sich Kummer und Sorgen schon eingefressen, zu sehr hatten Ueberdruß und die beängstigenden Vorstellungen sich seiner bereits bemächtigt, all die Aufregung konnte ja nicht ohne Rückwirkung auf den Organismus bleiben und so entwickelte sich denn im Verlaufe von neun Tagen die schwere Krankheit vollends, die schließlich auch den Tod herbeiführte.

Während die Heilung der Wunden, wie der Arzt vorhergesagt raich und leicht vor sich ging, traten immer deutlicher die heftigsten Symptome der Hirnhautentzündung hervor. Stundenlang lag der Kranke in kaum verständlichem, leidenschaftlichem Murmeln und Flüstern und in düsterer Grübelei, die sich bis zu Versuchen, unsere Aufmerksamkeit zu täuschen, steigerte. Zuweilen wechselten mit diesen Anfällen und dann wieder eintretendem dumpfen Schlafe lichte Augenblicke zwischen Delirien, zumeist aber nach einem Schlummer, schob sich hie und da ein Moment der Klarheit ein, die unsere sinkende Hoffnung neu belebte. Der Kranke konnte dann ganz verständig, ja sogar scharfsinnig über verschiedene Dinge sprechen, auch seine volle Herzensgüte zeigte sich in einzelnen Zügen, so z. B. wenn er mir bei der Mittheilung, daß ich einen an ihn mittlerweile eingelaufenen Brief — er hatte mich ermächtigt, alle zu eröffnen — in seinem Sinn erledigt und dem fernen Freunde aus momentaner Verlegenheit geholfen, nicht nur lebhaft beistimmte und dankte, sondern dabei eindringlich mahnte, doch auch einem anderen Freunde, „dem guten armen H.", eine bestimmte Summe zu schicken, oder wenn er mit seiner im Stillen vielgeübten Gewohnheit des Wohlthuns mich an Geschenke erinnerte, welche den armen Schulkindern nach seinem Tode gemacht werden sollten.

Nach seinem Tode! — denn dabei blieb er, wie klar auch sonst seine Auffassung sein mochte. Der Selbstvernichtungswahn wich nicht von ihm. Unablässig kehrten seine Gedanken darauf zurück. Nach seinem Selbstmordversuche sei es nun zu spät, den Kampf aufzunehmen, er sei zu müde dazu, zu erschöpft. Das Leben sei ihm eine Qual, er wolle und müsse sterben. Es war fast unmöglich, ihn immer und immer wieder an mich und selbst an seine greise Schwiegermutter ge-

*) Siehe Anhang.

**) Ich betraue die genaue Wiedergabe der Mittheilungen, welche mein Schwiegersohn, Alfred Meisner, mir und seinem Schwager, Rittmeister Bayer, auf dem Sterbebette gemacht hat.

Fanny von Legg.

stelltes Verlangen um eine Pistole, um ein Messerchen, zu dämpfen und gar schmerzlich hat er den mit der größten Aufopferung und Selbstverleugnung um ihn bemühten Arzt, den ihm in treuer Freundschaft ergebenen Dr. Theodor Schmid, gekränkt, als er denselben — während wir den Kranken eines veralteten Prostataleidens wegen einmal in's warme Bad setzten — mit Vorwürfen überhäufte, daß er ihn am Leben zu erhalten trachte, statt ihm Gift zu reichen und ihn dafür seinen „Verderber" nannte.

Besorgt um die weitere Entwicklung, mußten wir die Consultation eines Psychiaters wünschen. Wir sahen uns außer Stande, diese Art der Ueberwachung allein fortzusetzen. Unausgesetzt war ich oder mein Schwiegersohn unmittelbar am Bette und zwei oder drei Personen befanden sich im Nebenzimmer, da man keinen Augenblick vor einem jähen Aufspringen, oder einem im Liegen gemachten Versuch, der wenigstens die Genesung verzögern konnte, sicher und der Kranke überraschend kräftig war. So setzten wir uns denn mit dem renommirten Arzte Bellevue in Kreuzlingen bei Konstanz in Verbindung und dasselbe entsendete Herrn Dr. Rank, welcher durch andere Aufgaben zurückgehalten, erst am 23. Mai Abends hier in Bregenz eintreffen konnte.

Auf seine genaue Untersuchung hin, wurde beschlossen, den Patienten der Anstalt zu übergeben, damit unter der sorgsamen fachlichen Pflege die Geistestrübung womöglich geheilt werde, nur meinte der Arzt die Ueberführung noch verschieben zu sollen, bis sich das hohe Fieber einigermaßen gelegt und die durch dasselbe hervorgerufene Schwäche wieder mehr gehoben habe.

Da die Anstalt auch bereitwillig Krankenwärter geschickt hatte, so war wenigstens die Möglichkeit gegeben, abwechselnd einzeln ein paar Stunden zu ruhen, um unsere Kräfte für die Anforderungen der schweren, verantwortungsvollen Pflicht zu erhalten. Der Patient, der die ihm eingeflößte leichte Nahrung nicht mehr verweigerte, schien sich zudem körperlich rasch zu erholen, so daß es schon am 27. möglich wurde, Dr. Rank abermals zu berufen. Auch er fand die Lage insofern gebessert, daß er es wagen zu dürfen glaubte, den Transport für den kommenden Morgen anzusetzen, womit sich Meßmer, durch meinen Zuspruch vorbereitet, einverstanden erklärte — vielleicht nur, weil er unterwegs weniger überwacht zu sein und so Gelegenheit zu finden hoffte, seinen hartnäckig festgehaltenen Zerstörungsplan auszuführen.

Dem war freilich durch die getroffenen Anordnungen vorgebeugt gewesen. Allein es sollte nicht einmal zu dem Versuche der Abreise kommen. In den späteren Abendstunden noch steigerte sich die Unruhe und übererregte Lebhaftigkeit bis zum Delirium, auf welches nach Mitternacht ein lethargischer Schlaf folgte und als der Patient nach 4 Uhr morgens erwacht wurde, verfiel er sofort in eine tiefe Ohnmacht, aus der ihn nur die rasch eingreifende Hilfe der beiden anwesenden Aerzte wieder zu sich brachte. An eine Ueberführung war nicht zu denken; der

Zustand gab zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß, wiewohl er sich unter tags abermals etwas hob.

Von da an hat Meißner nur noch wenig und ganz unzusammenhängend gemurmelt, wenn eine Pause in seinem Hindämmern eintrat. Am 29. Mai, gegen Mittag, als mit den Wärtern alle Familienglieder — ausgenommen die Kinder, welche auf die Frage, ob sie den schwerkranken Papa sehen wollten, in schmerzlicher Bewegung scheu verneinten und denen wir den tiefergreifenden Eindruck ersparen wollten — um den Kranken versammelt waren, trat das Ende ein.

Ohne merklichen Uebergang, fast ohne vorbereitende Anzeichen kam der Tod, der den Armen von seinen furchtbaren Leiden erlöste. Ein paar tiefe Athemzüge und der schlummernde Freund war von uns gegangen.

Der weitere Verlauf.

Die nächsten Tage verstrichen uns, die wir alle übermüdet und von den Gemüthsbewegungen bis an die Grenze des Ertragbaren erschöpft waren, unter den traurigen Vorbereitungen für das Begräbniß. Der Leichnam wurde von den beiden behandelnden Aerzten unter Assistenz des hiesigen Gerichtsarztes und des Todtenbeschauers secirt und der Befund auf meinen Wunsch in einem Protokolle niedergelegt. Ich hielt dies auf alle Fälle für nothwendig, wenn feindliche Angriffe auf den Todten, deren Tragweite ich nicht ermessen konnte, mich vielleicht doch zur Veröffentlichung des Krankheitsverlaufes zwingen sollten.

Zunächst bestärkte das Schweigen desjenigen, von welchem sie ausgehen sollten, unsere Annahme, daß dieser grauenhafte Schatten nur in Meißner's überhitzter, kranker Phantasie emporgewachsen sei. Fünf volle Wochen vergingen, ohne daß uns auch nur ein Zeichen von dem ehemaligen Freunde des Verstorbenen zugekommen wäre, obwohl gerade der Umstand, daß auch nicht ein Wort des Beileides von ihm einlief, das Mißtrauen wach erhalten mußte, denn noch am Vorabende des Begräbnisses, also zu einer Zeit, wo der Tod Meißner's schon allgemein bekannt war, in all n Zeitungen stand und die Partezettel, von denen auch einer Herrn Hedrich zugeschickt wurde, an ihre Adressen gelangt sein mußten, war er in der Nachbarstadt Lindau gesehen worden, wo er von Monaco kommend, sein Monaten lebte.

Seine Frau hatte ihn diesmal nicht begleitet und ein während Meißner's Krankheit an ihn aus Edinburgh eingelaufener Brief, worin sie erklärte, zwischen ihm und ihrem Gatten in einer ihr nicht recht verständlichen Angelegenheit nicht vermitteln zu können, hatte mir gezeigt, daß mein Schwager sich auch an sie gewendet. Sie mußte ihrem Gatten doch davon Mittheilung gemacht haben und dann war es um so befremdlicher, daß dieser jetzt schwieg. Wenn er ein gutes Gewissen hatte, warum kam er nicht, warum gab er auch nicht das kleinste Lebenszeichen?

Als ich ihn am Tage nach dem Begräbnisse in Lindau selbst aufzusuchen ging, war er — ohne seine Adresse zu hinterlassen, abgereist.

So waren wir ohne Anhalt. Wir glaubten annehmen zu dürfen, angesichts der erschütternden Katastrophe müsse doch, selbst wenn die von dem Sterbenden erzählte Geschichte nicht ein Hirngespinnst war, in dem Ueberlebenden ein Funken alter Freund-

schaft wiedererwacht sein, daß ihn eine menschliche Regung der Reue abhalten würde, seine sicherlich nicht so böse gemeinten und nur von krankhafter Empfindlichkeit schlimmer ausgedeuteten Drohungen noch über das Grab hinaus in's Werk zu setzen.

Wir hatten uns getäuscht.

Am 4. Juli abends erhielt ich folgenden in London registrirten Brief:

„Edinburgh 1. Juli 1885.

Verehrter Herr Rittmeister!

Die Nachricht von Meißners Tode hat mich ganz unvorbereitet getroffen. Ich habe leider von seiner Erkrankung kein Wort erfahren, wiewohl ich in nächster Nähe weilte und noch in den allerletzten Tagen manchen gemeinsamen Bekannten gesprochen hatte. Auch bei seinem letzten Besuche, den er mir, offenbar nur ganz kurz vor seiner Erkrankung, in Lindau abgestattet haben konnte, war mir in seinem Benehmen, noch in seinen Worten Etwas aufgefallen, was irgend einen beunruhigenden Gedanken in mir geweckt oder gar die herannahende Katastrophe angedeutet hätte. Er hatte die Absicht, am Ende der Woche aus gewissen zwingenden Gründen nach Berlin zu gehen und versprach, vor der Abreise noch einmal zu mir zu kommen.

Ich muß bezweifeln, daß er in einer letztwilligen Verfügung über die Autorrechte der unter seinem Namen erschienenen Werke irgend eine Aufklärung hinterlassen haben wird, wozu er nach Ehre und Gewissen verpflichtet gewesen wäre und ich erkläre und enthülle mich hiermit, als der alleinige und ausschließliche Autor der Romane Zwischen Fürst und Volk, Sansara, Zur Ehre Gottes, Schwarzgelb und Babel, Neuer Adel, der Kinder Roms, sowie der meisten dazwischen entstandenen Novellen und kleineren Erzählungen.

Mit Meißners vier Bändchen Gedichte habe ich Nichts zu schaffen.

Unmittelbar nach der Veröffentlichung der Kinder Roms in der alten Presse in Wien im Dezember 1869, deren letzten Band ich in Meißners damals kaum recht bewohnbarem Hause geschrieben hatte, brach ich das bis dahin sechzehn Jahre bestandene Verhältniß plötzlich ab und wäre noch weiter gegangen, wenn mich nicht Rücksichten auf eine Freundschaft, an die ich damals noch halb und halb glaubte, bewogen hätten, das schwere Opfer längerer Geduld und Nachsicht zu bringen, dennoch ließ ich aber das frühere literarische Verhältniß bis zum Jahre 1880 vollständig abgebrochen.

Aus diesem Grunde war den „Kindern Roms" kein großer Roman mehr gefolgt und Meißners vielgerühmte Fruchtbarkeit der letzten Epoche hatte ein plötzliches Ende. Zehn Jahre lang seinen eigenen Kräften überlassen hat er verhältnißmäßig nur wenig veröffentlicht, darunter die Bildhauer von Worms und die feindlichen Pole. Diese beiden Erzählungen, die hinter den Problemen der früheren Romane weit zurückbleiben, unterscheiden sich in charakteristischer Weise, sowohl in der Form, als der Diktion von den von mir verfaßten Werken und sind Proben von Meißners eigener Leistungskraft.

Allein ich kenne den literarischen Schaden, welches mir die Gewalt unberechenbarer, zum Theil von meinem Willen unabhängiger Umstände geschaffen hatte, auf die Dauer nicht trotzen.

Das abgeschüttelte alte Verhältniß mußte entweder wieder aufgenommen oder der selbstmörderischen Entsagung ein Ende gemacht werden, zu welcher mich nichts auf der Welt verpflichtete und die schon beinahe ein Menschenalter dauerte.

Mit diesen Gedanken erschien ich nach mehrjähriger Abwesenheit im Jahre 1880 in Bregenz, veröffentlichte „Die Prinzessin von Portugal“ unter dem Namen Alf. Meißner, schrieb im darauffolgenden Jahre die Rosson-Fabel und brachte im Herbst 1883 einen neuen großen Roman, an dem ich zwei Jahre gearbeitet habe, der den wiedererstandenen Autor der Sansara, Schwarzgelb und Kinder Roms auf jedem Blatte verräth und vielleicht die genannten Werke an Originalität und Kraft überragt.

Dieses Werk, die Schätze von Sennwald betitelt, sollte auch unter dem Namen Alf. Meißner in die Welt gehen und war auch etlichen Redaktionen zur Einsicht eingesandt worden, als ein folgenschwerer Vorfall plötzlich die ganze Lage vom Grunde aus änderte. Das war im Herbst 1884.

Ich erschien plötzlich in Lindau und gestattete die Veröffentlichung der Schätze von Sennwald unter dem Namen Alf. Meißner nicht mehr. Mit der vollen Anerkennung meiner Autorschaft war es jetzt unerbittlicher Ernst.

Die Krisis war nicht neu und dauerte eigentlich schon dreißig Jahre, aber die Gründe und Rücksichten, durch welche die vorhergegangenen Krisen immer beigelegt worden waren, hatten jetzt zu existiren aufgehört.

Mit meinem allerneuesten Roman, den ich in Lindau im Frühjahr dieses Jahres vollendet hatte, wollte ich auftreten und meine Autorrechte geltend machen, damit die interne Evidenz meiner Ansprüche noch mit einem neuen Werke verstärkt werde. Eine Evidenz, die nicht minder überzeugend wirken muß, als das sämmtliche juridische Material, über welches ich verfüge.

Meißner, der das Ereigniß seit Monaten herankommen sah und meinen Entschluß weder erschüttern, noch irgend einen Widerstand entgegensetzen konnte, wandte sich zuletzt an meine Frau mit einem Briefe, in welchem er um ihre Vermittelung und Verwendung bat, um die drohende Gefahr zu beschwören.

Dies war wohl sein letzter Brief, einige Tage nach dem letzten Besuche, den er mir in Lindau abgestattet hatte, geschrieben. Meine Frau hat ihm geantwortet und ihre Antwort muß wenige Tage vor Meißner's Tod in Bregenz eingetroffen sein.

Unter Meißner's Schriften muß sich mein Roman, die Schätze von Sennwald, befinden. Wie Sie aus den vorangegangenen Enthüllungen gesehen haben, ist es nur eine Abschrift, mag Alf. Meißner als Autor darauf genannt sein oder nicht. Das Urmanuskript, von meiner Hand geschrieben, befindet sich in meinem Besitze und ich habe allein das Recht, dieses Werk zu veröffentlichen.

Ferner ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß sich unter Meißner's Papieren eine Abschrift meiner Gedichte 40—60, von seiner Hand zu einem heimlichen Zwecke angefertigt, vorfinden dürfte. Auch darauf mache ich besonders aufmerksam, denn es wird überhaupt schwerlich irgend ein eigener literarischer Nachlaß verhanden sein — vielleicht einige hastig hingeworfene, abgerissene Entwürfe, welchen bald der Anfang, bald das Ende fehlt. Bei Meißner's Schwäche, mühsamer Produktivität kann sich kein Manuskript angesammelt haben, denn er ließ Alles gleich drucken, sobald er Etwas zu Stande gebracht hatte.

Seine Reputation als Romanschriftsteller wird jetzt zusammenbrechen und läßt sich durch keinen Kampf aufrechthalten, ich wünsche jedoch, an mein Ziel zu gelangen, ohne irgend welche in Meißner's Privatleben einschneidenden Verhältnisse zu berühren und ohne sein Andenken der Skandallust preiszugeben.

An meiner Mäßigung und Zurückhaltung würde nicht die Schuld liegen, wenn meine Absicht mißlingen sollte.

Ich ermächtige Sie, Herr Rittmeister, von dem Briefe jeden Gebrauch zu machen, den Sie für gut finden, und zeichne mich mit gewohnter Verehrung

Ihr hochachtungsvoll ergebenster
Franz Hedrich
6. Rosebery Crescent.
Edinburgh. N. B."

Meine Antwort hierauf lautete:

„Bregenz, 6. Juli 1885.

Euer Wohlgeboren!

Den Empfang Ihres „Edinburgh 1. Juli d. J." datirten Schreibens bestätigend, gestehe ich, daß mich dessen Inhalt auf's Höchste überrascht hat.

Ich glaube über die abnorme Entwicklung Ihres ehedem so freundschaftlichen Verhältnisses zu meinem verstorbenen Schwager durch seine mündlichen, mir und andern — auch amtlichen — Personen wiederholten Mittheilungen, wie aus den hinterlassenen Aufzeichnungen und Correspondenzen genaue Kenntniß zu haben, doch meinte ich annehmen zu dürfen, daß wenigstens an dem frisch aufgeworfenen Grabe der traurige Zwiespalt enden werde.

Wie ich sehe, habe ich von Ihrem Charakter zu gut gedacht.

Die in Ihrem Briefe ausgesprochene Behauptung: **der alleinige und ausschließliche** Autor jener von Ihnen bezeichneten Romane und Novellen zu sein, klingt so paradox, daß sie — um nicht Schlimmeres anzunehmen — geradezu einer starken Nervenüberreizung entsprungen scheint. Meißner ist todt und kann sich leider selbst nicht mehr vertheidigen, trotzdem aber werden Andere wohl eben so wenig von der Berechtigung dieser ausschweifenden Ansprüche zu überzeugen sein, als ich.

Was Ihren Roman „Die Schätze von Sennwald" anbetrifft, so fand sich derselbe, abgelehnt von den Redaktionen, welchen er auf Ihr Begehren eingesendet worden war, allerdings unter den mannichfachen Papieren vor, da ich aber über dessen Ursprung und Geschichte, sowie über die vergeblichen Mühen in Ihrem Interesse ihn zum Druck zu bringen durch Meißner's Erklärungen in den letzten Tagen vollständig unterrichtet war, konnte es mir, auch ohne Ihre Reklamation, selbstverständlich nicht in den Sinn kommen, dies fremde Werk unter die seinigen einzureihen. Das Manuskript steht auf Ihren Wunsch, nach Regelung der sich daran knüpfenden Beziehungen mit dem Vormundschaftsgerichte, zu Ihrer Verfügung und ich erwarte hierüber Ihre Anträge.

Nicht im Klaren, auf welchem Wege Sie das Ihnen vorschwebende Ziel zu erreichen vermeinen, kann ich Ihr beabsichtigtes Vorgehen zwar nicht verhindern und — allen Skandalen abhold — nur tief bedauern, sehe aber dennoch mit der festen Ueberzeugung entgegen, daß es für Sie selbst eine unangenehme Wendung nehmen und das Ergebniß Ihrer Meißner's literarische Bedeutung nicht ändern wird.

Bayer, Rittmeister."

Hätte er sich begnügt, seinen wirklichen literarischen Antheil an des ehemaligen Freundes Werken offen und gerade geltend zu machen, ich würde keinen Augenblick gezaudert haben, ihm denselben unumwunden zu bestätigen, so aber waren seine Ansprüche, ganz abgesehen von den Umständen, unter denen sie erhoben wurden, eine maßlose Ueberhebung und dieser entgegenzutreten durfte ich nicht unterlassen. Wie er sich und in welcher Art dabei ein Abkommen mit der Vormundschaft vorstellte, muß ich dahingestellt lassen.

Nachdem acht Monate vergangen waren, ohne daß ich auf mein Antwortsschreiben eine Erwiderung erhielt, kam mir abermals ein Brief zu

„Edinburgh, 1. März 1886.

Verehrter Herr Rittmeister!

Mein Brief, den ich Ihnen am 1. Juli 1885 von hier zugesandt, hatte nur den Zweck, meine Autorrechte auf die von mir bezeichneten unter dem Namen Alfred Meißner erschienenen Werke anzumelden, aber die Zeit, dieselben zur Geltung zu bringen, ist erst jetzt gekommen.

Ihre Antwort, am 6. Juli 1885 datirt, habe ich erhalten. Sie haben rasch, allzu rasch geschrieben, offenbar unter dem Eindruck der größten Ueberraschung, die ja auch aus der ganzen Haltung Ihres Briefes hervorblickt. Es wäre sicherlich der Mühe werth gewesen, eine solche Sache reiflicher zu überlegen, ehe Sie mir so schroff entgegentraten, dann wären wohl auch einige, meine Person streifenden Bemerkungen ungesagt geblieben.

Sie glauben zwar, wie Sie sagen, „über die abnorme Entwickelung meines einst so freundschaftlichen Verhältnisses zu Meißner durch seine mündlichen, Ihnen und andern — auch amtlichen — Personen wiederholten Mittheilungen, wie aus den hinterlassenen Correspondenzen genau unterrichtet zu sein", doch bleibt es bei dieser Ausdrucksweise etwas dunkel, ob Sie auch von unserem Geschäftsverhältnisse, das über dreißig Jahre bestand, die wünschenswerthe Kenntniß haben, aber wie auch diese Stelle Ihres Briefes gedeutet werden mag, so viel ist unzweifelhaft gewiß, daß Sie die Natur meiner so langen Verbindung mit Meißner höchst unvollständig kennen, sonst hätten Sie mir unmöglich einen solchen Brief geschrieben

Doch, was und wie viel Sie von diesem literarischen Geheimniß wissen mögen, können Sie nur von Meißner in dessen allerletzten Lebenstagen erfahren haben, wiewohl mir auch das räthselhaft erscheint. Meißner's Briefe liefern eine wahrhafte Geschichte von dem Stande seiner jeweiligen Beziehungen zu Ihnen, seit seiner Heirat, bis an sein Lebensende, und daraus geht unwiderleglich hervor, daß zwischen Ihnen und Ihm niemals ein Vertrauensverhältniß bestand, ja, daß Sie, vor dem er einen gewissen, an Furcht grenzenden Respekt hatte, der Letzte gewesen wären, dem er die ganze volle Wahrheit gebeichtet hätte. Ich frage auch, wozu? Zu welchem Zweck?

Da ich jedoch Ihr Wort nicht in Zweifel ziehen kann, daß Meißner gewisse Eröffnungen gemacht habe, bin ich um so fester überzeugt, daß er dieselben nur nothgedrungen, von gewissen Vorfällen und Umständen in die Enge getrieben, in einem Zustand der Schwäche abgelegt haben konnte, aber auch in diesem Falle wäre Alles, was er gesagt, mit der äußersten Vorsicht aufzunehmen.

Mir genügt es freilich, den Umfang und den Werth seiner Eröffnungen oder Geständnisse darnach zu messen, daß er die Welt verlassen hat, ohne die Rechte meiner Autorschaft öffentlich anzuerkennen, wozu er nicht allein nach Ehre und Gewissen, sondern auch nach lange vorangegangenen Abmachungen verpflichtet gewesen wäre.

Hier ist nicht der Ort, aber es ist auch noch nicht die Zeit, zu erzählen, wie sich mein literarisches Bündniß mit Meißner im Jahre 1854 gebildet hat, wie außerordentlich auch die Vorgänge sind, die dazu geführt haben, denn es ist für den Zweck, den ich jetzt im Auge habe, von beinahe oberflächlicher Bedeutung.

Gewiß war ich lange von einer großen Freundschaft beseelt oder, wie ich heute sagen muß, verblendet, denn sonst hätte ich nicht das ungeheure Opfer der Entsagung und des Schweigens gebracht und ihm die öffentlichen Ehren meiner eigenen Werke so lange genießen lassen, da ich ihn doch jederzeit mit einem Worte umblasen konnte!

Diese Freundschaft erhielt einen Stoß, von dem sie sich nicht wieder erholte, in Bregenz im Januar 1870, wenige Tage nach der Veröffentlichung der „Kinder Roms“ in der alten Presse, als Meißner noch Bräutigam war. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich damals plötzlich über Nacht das Haus zum allgemeinen Erstaunen verließ und an den Genfersee fortreiste.

Dieser Vorfall hatte nicht nur unsere literarische Trennung, sondern auch einen monatelangen Abbruch aller Correspondenz von meiner Seite zur Folge. Ich besitze die beiden Briefe, die darauf Bezug haben.

In dem einen sucht sich Meißner, der damals von Italien zurückgekehrt war, von dem Vorwurf „der Herzlosigkeit und des Undanks“ rein zu waschen, in dem andern fragt er an, wohin er mir das Honorar von Janke für den Roman der Kinder Roms und die restirenden tausend Gulden vom Honorar der Presse für denselben Roman zu senden habe.

Von da ab blieb unser Verhältniß ein streng geschäftliches, und ich ließ mich durch keine unermüdlichen Betheuerungen der Freundschaft nicht wieder irren, in meine Sympathieen waren zur Zeit, als ich mich zuletzt mit meiner Frau in Bregenz aufhielt, in Folge von neuerdings an's Tageslicht getretener, geheimer Umtriebe von Meißner's Seite so tief herabgesunken, daß ich ihn nur wie einen Visitenbekannten behandelte und oft auch so nannte.

Trotzdem borgte ich damals sein Haus, nur eines besonderen Zweckes wegen, zwei oder dreimal, aber während meinem langen Aufenthalt in Lindau nicht ein einziges Mal. Gelegentlichen Aeußerungen von Baron Haeften habe ich entnommen, daß Meißner andere Erklärungsgründe dafür angegeben haben mußte. Das ist eine der Fabeln, die er jederzeit in allen kritischen und mißlichen Lagen gleich bei der Hand hatte.

Von Mißtrauen erfüllt, maß er meine Natur nach der seinigen und suchte jede Annäherung zwischen mir und Ihnen zu vereiteln, damit ich keine Gelegenheit habe, Etwas von dem Geheimnisse zu verrathen, doch nicht Sie allein, sondern alle Welt muß mir das Zeugniß geben, daß ich unter den Umständen eine seltene Discretion und eine eiserne Selbstbeherrschung bewahrt habe, während Meißner seine Zunge wenig zügelte und nicht davor die Bekanntschaft meiner Privatangelegenheiten als Mittel benützte, um den von mir Unabhängigen

zu spielen und den Leuten über sein wahres Verhältniß zu mir Sand in die Augen zu streuen.

Was nun die Mittheilungen betrifft, die Meißner, Ihren Worten zufolge, noch andern, darunter auch amtlichen Personen gemacht hat, so ergiebt sich aus dem bisherigen Inhalt meines Briefes von selbst, daß alle diese Mittheilungen in meinen Augen nicht das allergeringste Gewicht haben. Und würden auch zehn Protokolle existiren, in welchen die von mir reklamirten Rechte als null und nichtig erklärt wären, so betrachte ich dieselben als Nichts, als Papier.

Mir steht nicht allein eine mächtige literarische Evidenz zu Gebote, sondern ich besitze auch noch Etwas, was ganz allem allem Streite ein Ende macht — Meißner's eigenes Zeugniß in hundert und hundert Briefen, die den Zeitraum von 1852 bis 1885 umfassen.

In diesen Briefen spricht Meißner selbst und bestätigt auf unzähligen Blättern meine Autorschaft mit klaren, keiner juristischen Deutelei ausgesetzten Worten, für Jedermann verständlich, der nur lesen kann.

Ueberdies erfährt man, daß die Contrakte mit den Buchhändlern nach meinen Entwürfen und Instruktionen abgeschlossen wurden, und daß Meißner bis zum Tode seines Vaters, von dem er gar kein Geld erhielt aber auch keines zu brauchen vorgab, hauptsächlich von dem Ertrage meiner Arbeiten finanziell abhing und ohne das literarische Bündniß, in das ich eigentlich durch einen Handstreich hineingerissen worden bin, gezwungen gewesen wäre, Badearzt in Karlsruhe zu werden. Alles, von beiden Seiten vereinfließende Honorar wurde nämlich getheilt und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß einer der großen Romane beinahe mehr eintrug, als sämmtliche Auflagen von Ziska und den Gedichten. Dieses Abkommen blieb in Kraft bis zum Ende seines Lebens.

Noch eine Sache kann ich nicht ganz mit Schweigen übergehen.

Ich besitze nämlich auch noch bedeutende Fragmente von dem Urmanuskript der großen Romane, wie zum Beispiel, Sanfara, Schwarzgeld ꝛc. ꝛc.

Diesen Urmanuskripten, die selbstverständlich mit meiner eigenen Hand geschrieben sind und, ohne eines Kommentars zu bedürfen, für sich selbst sprechen, ist aber auch noch zum Ueberflusse der Stempel einer besonderen Beglaubigung von Meißners Hand aufgedrückt. Sämmtliche Bogen sind von seiner Hand neu numerirt, ganz kurze Sätze sind hie und da in meinen Text von seiner Hand eingeschaltet.

Hiermit habe ich Ihnen das Hauptsächlichste, worauf sich die von mir erhobenen Ansprüche stützen, vor die Augen gelegt. Nun ist es an Ihnen, die von Meißner Ihnen und andern — auch amtlichen Personen gemachten Mittheilungen und Correspondenzen gegen meine Beweismittel in die Wagschale zu werfen und zu sehen, ob Meißner's Sache, oder die meinige zu Boden sinkt!

Gerüchte, denen zu Folge ich als der Autor der Meißner'schen Romane bezeichnet worden bin, haben sich schon seit dreißig Jahren von Zeit zu Zeit auf den verschiedensten Orten — darunter Prag und Wien — verbreitet, doch darauf gebe ich nicht näher ein. Diese Gerüchte konnten sich nicht behaupten, weil ich dabei geschwiegen habe, brauchen aber nur einen Anstoß von meiner Seite, um neu aufzuleben und sich noch höher zu erheben. Eine geheime That, in fünf Minuten verübt, hinterläßt ihre Spuren, wie sollte ein Faktum, das sich weit über

dreißig Jahre fortschwunk, einem Zeugen, einem Späherauge entgangen sein, besonders in diesem Falle, da eine Unzahl von Briefen und Manuskriptsendungen hin und hergeflogen ist? Meißner ist mehrmals anonym, ja auch ganz offen aufgefordert worden, solchen Gerüchten zu widersprechen.

Das wäre Alles, was ich diesmal zu sagen habe!

Ich bitte Sie deßhalb, mich recht bald mit Ihrer Antwort zu beehren und mich Ihre Meinung hören zu lassen!

Sollte aber mein Brief den Eindruck hervorbringen, den ich mir verspreche, oder sollten Sie in der langen Zwischenzeit einen tieferen, gründlicheren Einblick in diese Streitsache gewonnen und die schroff abweisende Haltung, die Sie in Ihrem ersten Briefe einnehmen, fallen gelassen haben, so würde es mich hoch erfreuen. Dann ließe sich vielleicht ein Vorschlag ausfindig machen, mit welchem der Conflikt friedlich beigelegt und meinen Autorrechten Genüge gethan werden könnte. An meinem Entgegenkommen sollte es nicht fehlen.

Das wäre der einzige Ausweg, der Meißner's Andenken unter solchen Umständen noch am wenigsten schaden würde, denn, wie es einmal steht, läßt sich die bisher genossene, volle Autorschaft seiner Werke nicht aufrecht erhalten und würde durch weitere Aufschlüsse, die ich beim besten Willen nicht vermeiden könnte, nur mit einem noch lauteren Gekrache zusammenstürzen, wenn ich zu den Waffen greifen müßte.

Darauf sollte es am allerwenigsten sein eigener Sachwalter ankommen lassen!

Zum Schlusse bitte ich noch, mir die „Schätze von Sennwald" hieher zu senden. Vielleicht haben Sie mit der Zusendung so lange gezögert, weil ich die darauf bezüglichen Anträge, die Sie, Ihrem letzten Briefe nach, von mir erwarten, nicht gestellt habe. Offen gesagt, weiß ich nicht, was Sie unter den Anträgen verstehen. Wie Sie mir geschrieben haben, ist dieses Werk von Ihnen und Meißner als mein erklärt und anerkannt. Ich kann nicht recht einsehen, welche Schwierigkeiten es haben kann, mir, was mein ist, zuzusenden.

Ich überlasse Ihrem eigenen Takte, zu beurtheilen, was und wie viel in diesem Briefe vorerst als rein vertraulich zu betrachten sei und verbleibe

mit unveränderlicher Hochachtung

Ihr ergebenster
Franz Hedrich
6. Rosebery Crescent
Edinburgh N. B. in England."

Meine Antwort hierauf lautete:

„Bregenz, 14. 3. 86.

Euer Wohlgeboren!

Ihren Brief, datirt „Edinburgh 1. März d. J.", habe ich erhalten und mit Aufmerksamkeit gelesen.

Aus all den Mittheilungen, deren spezielle Würdigung ich zunächst beiseite lasse, ersehe ich nichts Anderes, als daß Sie Meißner im Einzelnen berathen und bei seinen Arbeiten theilweise unterstützt haben mögen, wie dies unter Freunden häufig genug vorkommt, ohne daß man daraus in der Regel Ansprüche abzuleiten pflegt.

Diese Ueberzeugung wurzelt so fest bei mir, daß sie nur durch eine von dem Verstorbenen selbst abgegebene, geradezu gegentheilige Erklärung erschüttert werden könnte. Glauben Sie eine solche zu besitzen, so müßten Sie sich schon herbeilassen, mir die nach Ihrer Meinung beweiskräftigsten zwei drei Original-briefe — die Ihnen selbstverständlich unverzüglich wieder rückgesendet werden — zur Einsicht zuzuschicken.

Da Sie Ihrer eigenen Angabe nach für diese beschränkte Mitarbeiterschaft, welche sich denn doch bedeutend von der anfänglich Ihrerseits behaupteten „alleinigen und ausschließlichen Urheberschaft" unterscheidet, bis zum Tode Meißner's die Hälfte des Honorars stets richtig empfangen haben wollen, ist es mir um so unverständlicher, was Sie von dem sogenannten „Autorrechte" noch anstreben. In der Praxis stellt es sich diesfalls so ziemlich gleich Null, denn daß bei den gegenwärtigen literarischen Zuständen in Deutschland, nach Verkauf des noch vorhandenen Bücherrestes, an eine wirkliche Neuauflage der von Ihnen bezeichneten Prosa-Werke nicht zu denken ist, können Sie sich wohl selbst sagen. Wie Sie sich also ein Abkommen vorstellen, vermag ich nicht einmal zu ahnen.

Ich erachte es übrigens für lobenswerth, daß Sie einen Aufsehen erregenden Schritt zu vermeiden wünschen und auch in ihrem eigenen Interesse für klug.

Wie sehr ich ihn bedauern würde, habe ich Ihnen im ersten Briefe schon offen gesagt.

Was endlich Ihren Roman „Die Schätze von Sennwald" *) betrifft, so darf ich Ihrem Ansinnen so schlankweg nicht entsprechen. Sie geben vor, meine Andeutung nicht verstanden zu haben, obgleich Ihnen dieselbe doch ganz klar sein mußte. Meißner hat sich ja durch Ihr Drängen nicht nur bestimmen lassen, dies Manuskript an die Redaktionen zu versenden, sondern Sie haben von ihm auch, in Anbetracht Ihres momentanen Bedarfs, à conto des Honorars eine sehr ansehnliche Summe erhalten. Ohne zu untersuchen, ob das ganze Honorar, geschweige denn die Hälfte desselben, nach dem — wie Sie sagen — damals noch in Kraft bestehenden Vertrage, je hingereicht hätte, diese Summe zu decken, will ich nur feststellen, daß Sie damit entweder das Manuskript verkauft haben, auf welche Absicht die von Ihnen eigenhändig unter den Titel gesetzte Bezeichnung: „Roman von Alfred Meißner" schließen ließe, oder aber — wie ich Grund anzunehmen habe — daß Ihnen ein Vorschuß gewährt wurde, der nur durch Verwerthung des Manuskripts hereinzubringen war.

Indem ich den Modus hiefür Ihnen anheimstelle, zeichne ich

Euer Wohlgeboren

Bayer, Rittmeister."

*) Dieses Manuskript, das mir wie ätzendes Gift in den Händen brannte, ist bei meinem Sachwalter, Herrn Doctor Dietrich in Dornbirn, hinterlegt. Ich wünsche nur, der Verfasser möge recht bald einen Verleger für dasselbe finden, denn einen schlagenderen Beweis gegen die von jenem aufgestellte Behauptung giebt es wohl nicht, als dies sein Buch.

Am 16. April erhielt ich ein Packet von H.'s Hand. Der erste Bogen enthielt folgendes Schreiben an mich:

„Edinburgh 12. April 1886.

Verehrter Herr!

Ueber vier Wochen leide ich in Folge einer schweren Erkältung an Brustkrämpfen und bin wie gebrochen. Nur langsam und stoßweise war ich mit der größten Anstrengung fähig, Ihren Brief vom 14. März d. J. zu beantworten und die heutige Zusendung möglich zu machen.

Trotz der spärlichen Andeutungen, die in Ihren Briefen auftauchen, sehe ich doch bis zur Evidenz, daß Meißner mit seinen in den letzten Lebenstagen gemachten Mittheilungen das über unserem literarischen Verhältniß schwebende Dunkel nicht aufgeklärt, ja, die Welt dadurch geradezu irregeführt und zu den größten Mißdeutungen Anlaß gegeben hat. In Anbetracht der seinen Tod begleitenden Umstände enthalte ich mich einer eingehenden Kritik darüber.

Ich habe seine ganze literarische Existenz über dreißig Jahre getragen, ihm einen der ersten Namen, als Romandichter, gemacht, ihn alle daraus entspringenden Ehren und Vortheile genießen lassen und bin mit unerschöpflicher Selbstaufopferung verkannt im Hintergrunde geblieben, so zwar und so lange, daß ich von den Leuten, wie ein Thor, angesehen werden muß, sogar auch noch dann, wenn die Welt erfährt, wie und durch welche mitunter verzweifelte Druckmittel es Meißner gelungen ist, meinen oft wiederholten Reklamationen auszuweichen und eine neue Galgenfrist zu gewinnen.

Das ist die Wahrheit und wenn Meißner bewußt oder unbewußt dieselbe in seinen letzten Augenblicken vollständig verschweigt, so muß dadurch die Glaubwürdigkeit seiner letzten Mittheilungen in aller Augen unrettbar erschüttert werden. Hat Meißner bei ungemindertem Bewußtsein und aus eigenem Antriebe zum ersten Mal in seinem Leben über das außerordentliche Verhältniß zu mir den Mund geöffnet, so entschuldigt ihn Nichts, nicht die volle ganze Wahrheit gesagt zu haben. Daher können aber auch alle Angaben, die er gemacht haben mag und die vorerst in zweiter Linie stehen, ihr volles Verständniß und ihre richtige Deutung nicht früher finden, als bis die von mir erhobenen Ansprüche festgestellt und anerkannt sind.

Diese Anerkennung durchzusetzen, habe ich die Mittel und werde dieselben gebrauchen, so weit es mein Zweck erfordern wird, und gehe gleich an die brennende Hauptfrage, nach deren Erledigung sich alle weitern Lösungen wie von selbst ergeben werden.

Sie wünschen, daß ich Ihnen zwei bis drei Original-Briefe von A. Meißner sende. Leider kann ich diesem Wunsche nicht willfahren. Es geschieht aus kleinlicher Mißtrauen. Wie konnten Ihnen 2—3 Briefe ein Bild des dreißigjährigen, literarischen Verhältnisses geben, während welchem so viele kleine und große Werke meiner Feder entsprungen sind, und wie die Stellung verschiedenartigen, die wir, Einer zum Andern gegenüber, eingenommen haben und die, ganz allein in Betracht gezogen, schon einen höchst beweiskräftigen Charakter an sich trägt?

Zur sicheren Beurtheilung der Sache ist eine größere Anzahl von Briefen unbedingt nothig und Sie werden wohl begreifen, daß ich persönlich allen Zufällen auf einer langen Reise zu Land und Wasser nicht aussetzen kann.

Ich sende Ihnen daher beiliegend meine eigenhändige Abschrift von fünfzehn Original-Briefen von Alf. Meißner und bekräftige hiemit feierlich mit meinem Eide, daß es die getreue Abschrift des vollständigen Inhalts dieser Briefe ist. Ich stelle Ihnen auch frei, von einem oder mehreren oder allen diesen Briefen Abschrift zu nehmen, damit Sie bei kommender Gelegenheit den Text der Original-Briefe mit meiner Abschrift vergleichen und controliren können, doch gestatte ich es nur unter der Bedingung, daß Sie die Abschrift mit eigener Hand anfertigen und als streng vertraulich betrachten. Dagegen bitte ich, mir die beiliegende Abschrift wieder zurückzusenden und am Ende der einzelnen Bogen mit Ihrer Unterschrift zu bestätigen, daß Sie von meiner Abschrift Kenntniß genommen haben. Auf diese Weise haben wir Beide alle wünschenswerthe Sicherheit.

Zum Schluße muß ich noch auf eine Stelle in Ihrem Briefe antworten, welcher zufolge Meißner die Erklärung abgab, daß er von mir gezwungen war, die „Schätze von Sennwald" unter seinem Namen zu veröffentlichen. Das ist zu absurd und zu lächerlich! Welche Art von Zwang ließe sich denn ersinnen, um z. B. Spielhagen, Freitag oder Robert Byr zu veranlassen, ein fremdes Werk unter dem eigenen Namen verschiedenen Redaktionen anzubieten? Welcher Zwang! Ich hatte eben ein wohlerworbenes und seit mehr, als einem Vierteljahrhundert so oft ausgeübtes Recht auf die Firma Alf. Meißner — das ist des Pudels Kern! Auch ist es ein Wahn, anzunehmen, daß die Abschrift der „Schätze von Sennwald" als eine Art von Pfandstück in Meißner's Hause gefunden wurde. Er hätte mir das Manuscript sofort gebracht, wenn immer ich dasselbe gefordert hätte. Ich ließ aber das Manuscript mit wohlberechneter Absicht in seinen Händen und diese Absicht hatte einen alle meine Erwartungen übertreffenden Erfolg. (!!)

Meißner ist auf frischer That ertappt und die Schlüße, daß der Ursprung seiner letzteren Romane derselbe ist, drängen sich mit einer so unwiderstehlichen Logik auf, daß ich im Stande wäre, auf diesen einzigen Fall gestützt, alle meine Anbrüche zu begründen, wenn ich auch nicht die riesigen Beweismittel hätte, die sich beinahe providentieller Weise in meinem Besitze erhalten haben.

Zur Begründung alles dessen habe ich Ihnen den 14. und 15. Brief vor die Augen gelegt und aus denselben werden Sie sogar zur größten Ueberraschung erfahren, daß Meißner zu neuem Lebensmuth wieder erwachte und sich hochglücklich fühlte, daß er die „Schätze von Sennwald" unter seinem Namen veröffentlichen durfte!

Diese beiden Briefe sind sehr merkwürdig.

Der erste ist vom Juli 1882 (ehe noch die „Schätze von Sennwald", die damals noch in unseren Briefen „Der Heilige" genannt wurden, fertig waren) und zeigt, welche Gewissensangst Meißner hatte, daß Sie später das Geheimniß kennen lernten und wie wenig er ahnte, daß er im Entdeckungsfall einen so unerschrockenen Vertheidiger an Ihnen haben würde

Der zweite Brief ist acht Monate später geschrieben. In dieser Zwischenzeit hat sich der ganze Horizont sehr verdüstert. Ich kam dahinter, daß mir Meißner einen häßlichen, wahrhaft schmachvollen Streich gespielt hatte. (Die Beweise sind da.) In Folge dessen war alle Correspondenz 5—6 Monate lang ganz abgebrochen und ich war entschlossen, im nächsten Frühjahre mit „Sennwald" aufzutreten und meine Autorrechte öffentlich zu reklamiren.

Ich war eben auf dem Sprunge, das zu thun, als Meißner in den letzten Apriltagen 1883 bei mir in Monaco erschien, kurz vor der Hochzeit Ihrer Frau Tochter. Bei dieser Zusammenkunft hat er die Erlaubniß wieder errungen, „die Schätze" unter seinem Namen veröffentlichen zu dürfen. Es waren nicht seine Beschwörungen und Thränen, sondern eine Pression von einer weit ernsteren, erschreckenden Natur, die mich schließlich zur Nachgiebigkeit bewogen hatte.

Diesen Hergang der Sache wird Ihnen der 15. Brief, den Tag nach Meißner's Abreise von Monaco in Genua geschrieben, trotz der bizarren, scheinbar hieroglyphischen Stilistik offenbaren und ich empfehle denselben Ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Sie werden auch fühlen, daß das Geheimniß Meißner theurer, als das Leben war.

Mit der größten Hochachtung

Ihr ergebenster

F. Hedrich."

„Anbei die Abschrift von funfzehn Original-Briefen von Alf. Meißner, an den Unterzeichneten geschrieben."

Daß Hedrich sich mit seinem Wunsche nach „Anerkennung seiner Rechte" eben an mich wendete, mußte mir Bedenken erregen. Die Bedingung der strengen Vertraulichkeit von jener Seite aufgestellt, erschien mir seltsam, da ja die Briefe doch der Welt vorgelegt werden sollten. Weshalb er die „Firma", auf welche er ein so langes Recht auszuüben behauptete, nicht auch für „Baldina, Im Hochgebirge, Miß Septimia" 2c. benutzte, hätte ich fragen mögen. Aus den beiden besonders hervorgehobenen Briefen*) ergab sich mir, daß Meißner, befreit von der Sorge, zu neuem Lebensmuthe erwachte, weil — sich sein Prostataleiden besserte. Die ausdrücklich zugestandene „wohlberechnete Absicht" aber enthüllte Ziel und Charakter seines ehemaligen Freundes und erwies mir mit „unwiderstehlicher Logik" nur, daß er in eine ihm gelegte Falle gegangen. Und da fragte man noch, wo schließlich der Zwang für ihn lag!

Herr Hedrich mußte mich doch für sehr leichtgläubig halten und für eben so leicht einzuschüchtern durch die wiederholten, verschleiert drohenden Hinweise auf Meißners Lebensende, über welches allerlei Gerüchte gingen.

Da ich keine Veranlassung sah, mich auf das Entrathseln seiner absichtlich dunkel gehaltenen Andeutungen und auf das Errathen seines „Zweckes" zu ver-

*) Siehe „Briefwechsel", „Café della Concordia Genova, 1. Mai 1883."

legen, von dem er immer spricht, ohne ihn zu nennen, die Fortführung dieser Polemik auch nutzlos erschien, so suchte ich diesem fruchtlosen und alles in mir um und um wühlenden Verkehr ein Ziel zu stecken und schrieb in dieser Absicht folgenden Brief:

„Bregenz, 24. 4. 86.

Euer Wohlgeboren!

Ihr Schreiben vom 12. d. M. ist, wie ich nicht verhehlen kann, wenig geeignet, das gerechtfertigte Mißtrauen zu beseitigen, welches ich einem Manne gegenüber, der in Ihrer Art wider einen dereinstigen Freund und „Wohlthäter" auftritt und sich seiner „wohlberechneten Absichten" rühmt, entgegen meiner sonstigen Natur, empfinden muß.

Ich mag mir doch am Ende in Ihren dunkel gehaltenen Plänen nicht auch noch ohne Wissen und Willen eine Rolle zutheilen lassen und meines Erachtens entfällt, da auch Ihre jüngsten Mittheilungen meine Ueberzeugung nicht erschüttert haben, jeder Grund zur Fortsetzung dieser Correspondenz.

Nach genauer Abwägung und im Zusammenhalten mit Ihren eigenen Briefen an den Verstorbenen, die Ihr beiderseitiges Verhältniß denn doch ganz anders beleuchten, als Sie es darzustellen suchen, vermag ich in den mir vorgelegten Papieren keineswegs Belege für Ihre Behauptung, sondern vielmehr nur solche für meine Auffassung zu finden.

Anliegend erhalten Sie die Copieen zurück, für deren Mittheilung Euer Wohlgeboren dankt

Bayer, Rittmeister."

Damit war die Correspondenz zwischen uns abgebrochen, eine Mahnung aber kam dafür von anderer Seite:

Nach jahrelangem Schweigen ging mir am 26. Juli 1888 von Meißner's ehemaligen Verleger, Grunow, eine Karte zu, welche die ganze Angelegenheit wieder in der Erinnerung auffrischte.

„Leipzig, den 23. 7. 1888.

Verehrtester Herr Rittmeister!

Ich erhalte hier einen ganz wunderbaren Brief, den ich wohl am besten Ihnen schicke. Ich habe dem Schreiber mitgetheilt, daß ich es thue. H. — den ich nie persönlich kennen gelernt habe und von dem ich nur den Namen weiß — hat offenbar seiner Schwiegermutter ein nettes Märchen aufgebunden, um etwas von ihr zu erlangen. Bei mir ist der deutsche Walter Scott nicht gewesen.

Schreiben Sie vielleicht Herrn Henderson direct, oder soll ich es vermitteln? dann schicken Sie mir wohl freundl. den Brief mit zurück.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

J. Grunow."

Der beiliegende Brief lautete:

„Privat and confidential.

„Nother" Parkley. Linlithgow N. B. 19. July 1888.
(England)

Gentlemen

I understand that You have published some of the Books written by the de deceased Alfred Meissner; and You will propably therefore be able, either Yourselves to answer the following enquiry, or to put this letter into the hand of some one who is able to do so. —

An Austrian named Franz Heidrik who is the husband of my Wifes sister has lived in Edinburgh with my mother in law for some years and I am aware that he was on intimate terms with Meissner.

Heidrik before coming to Edinburgh had lived at Monaco for some years I am convinced that he there spent his Wifes fortune. He represents however that he has been reduced to poverty by Meissner having published as his own a great Number of Books which Heidrik had written, and that by doing so Meissner had defrauded him of the profits amounting to £ 10000 Sterling, and had won a literary reputation which was his alone and not Meissners. In fact he says that had it not been for Meissners fraud he would have been „the Walter Scott of Germany"; and he alleges that he has brought a suit at law against Meissners Executors claiming to have it proved that all the books were written by him although published in Meissners name.

The story appears to me to be so wildly improbable, that I consider it an utter falsehood and a colossal libel on the fame of one of Germanys highly esteemed authors. I think to all the more strongly because Heidrik did not dare to say word until after Meissner had died. My Mother in law however is entirely deceived; and in order to settle the point at issue between us may I beg that You will be so good at inquire whether there is any such suit at law in Existence in the courts of Leipzig or of Munich at the instance of Heidrik against Meissners Executors, — or ever whether Heidrich has ever preferred such a claim on Meissners Estate Extrajudicially.

If You happen to know who is the law adviser of Meissners family he could possibly answer the enquiry in a single word.

I asked my friend Mr. David Douglas Publisher Edinburgh to request his correspondent in Leipzig to give me this information; but he thought it better that I should write to You direct, or through the german Consul in Edinburgh, with whom however I have not the honour of being acquainted. Trusting that You will forgive the trouble which my request will occasion,

I have the honour to be

Yours most obedient

W. H Henderson.

PS. I learn that Heidrik has recently gone to Leipzig with the view of publishing a Book which he has recently written. If he has asked You to be his publisher please return this letter to me.

W. H. H."

Zu Deutsch:

„Ich vernehme, daß Sie einige von den Büchern, welche der verstorbene Alfred Meißner schrieb, herausgegeben haben, und deßhalb werden Sie wahrscheinlich im Stande sein, die folgende Erkundigung zu beantworten, oder doch diesen Brief in die Hände Jemands zu legen, der im Stande ist, es zu thun.

Ein Oesterreicher, Namens Franz Hedrich, welcher der Mann von der Schwester meiner Frau ist, hat mit meiner Schwiegermutter in Edinburgh einige Jahre gelebt und ich weiß, daß er mit Meißner auf vertrautem Fuße stand. Ehe Hedrich nach Edinburgh kam, lebte er einige Jahre in Monaco und ich bin überzeugt, daß er dort das Vermögen seiner Frau verzehrt hat. Er stellt es, wie dem auch sei, so dar, daß er zur Armuth durch Meißner herabgebracht wurde, welcher als seine eigenen eine große Anzahl Bücher veröffentlichte, die Hedrich geschrieben habe und daß Meißner, indem er so handelte, ihn um ein Einkommen übervortheilte, das sich bis zu 10000 Pfund Sterling*) belief, und einen literarischen Ruf gewann, welcher ihm allein und nicht Meißner gehört. In der That behauptet er, ohne Meißner's Betrug wäre er der „deutsche Walter Scott“ und er bringt vor, daß er einen Rechtshandel gegen Meißner's Exekutoren habe, indem er beansprucht, bewiesen zu haben, daß alle die Bücher von ihm geschrieben seien, wenngleich veröffentlicht unter Meißner's Namen.

Die Geschichte erscheint so wild unwahrscheinlich, daß ich sie als eine gänzliche Unwahrheit, als eine ungeheure Schmähung des Ruhmes eines der höchst geachteten Autoren Deutschlands betrachte. — Ich denke über all dies schärfer, weil Herr Hedrich es nicht wagte, ein Wort zu sagen, bis Meißner nicht todt war. Meine Schwiegermutter ist dagegen vollkommen hintergangen; und in der Absicht, den Ausgangspunkt zwischen uns festzustellen, möchte ich bitten, daß Sie so gut wären, nachzuforschen, ob solch ein Rechtshandel auf die Anregung Herrn Hedrich's gegen Meißner's Exekutoren in den Gerichtshöfen von Leipzig oder München anhängig ist — oder aber Herr Hedrich es vielleicht vorzog, solch eine Forderung auf die Vermögensmasse Meißner's außergerichtlich zu erheben.

Wenn Sie zufällig den gesetzlichen Berather der Familie Meißner kennen, so würde er die Erkundigung möglicherweise mit einem einzigen Worte beantworten können.

Ich bat meinen Freund, Mr. David Douglas, Verleger in Edinburgh, seinen Correspondenten in Leipzig zu veranlassen, mir diese Information zu ertheilen, aber er hielt es für besser, daß ich direkt an Sie schriebe, oder durch den deutschen Consul in Edinburgh, mit dem bekannt zu sein ich jedoch nicht die Ehre habe.

Vertrauend, daß Sie mir die Störung vergeben werden, welche diese Anfrage verursacht, habe ich die Ehre zu sein

Ihr unterthänigster

W. H. Henderson.

PS. Ich vernehme, daß Hedrich kürzlich nach Leipzig ging in der Absicht, ein Buch zu veröffentlichen, das er neuerlich geschrieben. Sollte er Sie ersucht haben, sein Verleger zu werden, bitte ich mir diesen Brief zurückzusenden.“

*) Auf welche Weise, ist unfaßbar, da er ja selbst behauptet, bis zum Tode Meißner's immer die Hälfte aller Honorare bezogen zu haben. Doch nicht nach dessen Tode? (Siehe Anhang, Abrechnungsauszug.) Der Verfasser.

Hierauf antwortete ich:

„Bregenz, 28. 7. 88.

Geehrter Herr Grunow!

Ihre werthe Karte vom 23. d. M. mit dem beigelegten Briefe hätte mich weit mehr überrascht, wenn der in letzterem erwähnte Schwager des Schreibers nicht schon, bald nach dem Tode Alfred Meißner's, mit derartigen Behauptungen brieflich an mich herangetreten wäre, die wohl auf die natürliche Scheu jeder anständigen Familie vor jedwedem Skandale und allen Kämpfen vor der Oeffentlichkeit berechnet waren. Ich habe diese angeblichen Enthüllungen, für welche kein stichhaltiger Beweis beigebracht werden konnte, entrüstet abgewiesen. Das ist schon über zwei Jahre her und seitdem bin ich von jedem weiteren Annäherungsversuche verschont geblieben.

Geradezu zum Lachen reizen — wenn die ganze Angelegenheit nicht gar so häßlich wäre, um neben dem Widerwillen noch andere Gefühle aufkommen zu lassen — könnte ein nur bis jetzt unbekannt gewesenes Detail. Die Angabe des Betrages nämlich jener seinen Verwandten vorgespiegelten Verkürzung auf 10.000 Pfund Sterling. Sie, als der ehemalige Verleger Meißner's, wissen am besten, wie himmelhoch diese fabelhafte Summe dessen Honorare übersteigt. Entweder hat man es hier mit einem Geisteskranken zu thun, oder mit einem — Verzweifelten, dessen Motive klar genug sind.

Von einem hierauf bezüglichen irgendwo behängenden Prozesse gegen die Kinder Alfred Meißners, als dessen Erben, kann unter den obwaltenden Verhältnissen selbstverständlich nicht die Rede sein; wohl aber könnte bei fortgesetzter Herausforderung ich mich selbst veranlaßt sehen, als Vormund dieser Kinder, die Sache dem Staatsanwalte zur Beurtheilung vorzulegen.

Ihrem freundlichen Anerbieten folgend, stelle ich es Ihnen anheim, Herrn Henderson zu antworten. Ich danke Ihnen für die Mittheilung und grüße Sie hochachtungsvollst.

Ihr

ergebenster

Bauer, Rittmeister.

„PS. Da ja die Rücksendung des für mich nicht unwichtigen Briefes nur in einem ohnehin nicht zutreffenden Falle von Ihnen begehrt wird, möchte ich mir die Erlaubniß erbitten, ihn behalten zu dürfen. Die Adresse Herrn W. H. Henderson's ist: Nether Parkley Linlithgow N. B. — England.

Nochmals bestens grüßend und in der Hoffnung, Sie gelegentlich bei uns einmal wiederzusehen

B."

Am 17. Dezember 1888 erhielt ich folgendes Schreiben:

„Free church Manse Musselburgh Scotland

Dec. 13. 1888.

Geehrter Herr!

Ihren Brief, an Herrn Grunow, Leipzig adressirt, habe ich erhalten, in welchem Sie, den Anspruch Heddrik's, der Verfasser der Bücher („als die Werke

Meißner's berühmt"), erwähnt haben. Für jenen Brief bin ich von Herzen dankbar.

Heddrik ist noch einmal in Edinburgh angelangt: „Gerade aus Deutschland", sagt er, und er verkündigt öffentlich, daß der Civilgerichtshof Deutschlands entschieden hat, daß er der wirkliche Verfasser der Bücher (als Meißner's bekannt) sei; und daß er folglich schon berühmt sei.

Er behauptet, daß sein Prozeß schon zwei Jahre vor dem Gerichte gewesen sei und nun ist die Sache für ihn entschieden und er folglich Sieger geworden.

In meiner Meinung ist Heddrik entweder ein arger Betrüger oder sonst (als Sie so wohl gesagt haben) geisteoschwach.

Selbstverständlich müssen Sie Auskunft darüber erhalten haben, wenn ein Prozeß der Art angefangen wäre!

Mein erster Wunsch ist, der Sache auf den Grund zu kommen, so daß ich die häßliche Lüge verneinen könne.

Wollen Sie darum gefälligst die folgenden Fragen antworten?

1. Hat Heddrik in Deutschland irgend einen öffentlichen Anspruch gewonnen auf der Autorschaft Meißner's Werke?

2. Ist je ein solcher Prozeß mit den Erben Meißner's von dem deutschen Gerichte angefangen?

Indessen verschafft sich Heddrik eine große Summe Geld von einer alten Dame in Edinburgh die er so äußerst verblendet hat, daß sie förmlich glaube, der Ruhm Heddrik's läuft durch Deutschland.

Wenn Sie so äußerst gefällig sein wollen, diese zwei Fragen zu beantworten. Werden Sie ewig verbinden

Ihr ergebenster

hochachtungsvoll

Alexander Wright.

„An den Herrn Rittmeister Bayer.

„PS. Darf ich bitten, daß Sie in lateinischen Charakteren schreiben, als meine Kenntniß der deutschen Sprache sehr mäßig sei. A. W."

Ich antwortete hierauf:

„Bregenz, 18. 12. 88.

Geehrter Herr!

Der Inhalt Ihres geschätzten Schreibens vom 13. d. M., welches ich gestern empfing, ist eine neue Bestärkung meiner Ansichten, auf die ich hier jedoch nicht weiter eingehen will.

Herr Hedrich hat vielleicht mehrfach versucht, einen Sachwalter zu gewinnen, wie mir von einem solchen Fall gesprächsweise erzählt wurde, wo jedoch der betreffende Advokat sich nach den Auseinandersetzungen des Clienten veranlaßt fand, dessen Vertretung abzulehnen.

Ob aber Herr Hedrich in der That öffentlich Ansprüche auf die Autorschaft Alfred Meißner's in Deutschland oder anderswo erhoben, ist mir nicht bekannt.

Von einem darauf bezüglichen Prozesse weiß ich nichts; von einer gerichtlichen Entscheidung kann vollends keine Rede sein. Mir, als dem Vormunde der Erben Alfred Meißner's, müßte jedenfalls Mittheilung darüber gemacht werden. Es ist mir keine zugekommen.

Indem ich hiermit Ihre beiden Fragen genau beantwortet zu haben glaube, zeichne ich hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Bauer, Rittmeister."

Herr J. Grunow schickte mir am 22. Jänner 1889 mit einer Einbegleitung einen Brief Mr. Wrigth's zu, den er so gut als möglich mit einer interlinearen Uebersetzung versehen hatte. Ich lasse diese hier folgen.

„Musselburgh Scottland Jan. 19. 1889.

Herr Grunow.

Dear Sir.

Ich danke für Ihren Brief vom 7. Dezember. Ich erhielt auch einen von Bauer, welcher die Sache betont. Ich schrieb an Herrn Hedrich das Resultat meiner Nachfrage auswärts und anderswo . . . . . (unleserlich), daß seine Aussage, daß er öffentlich den Anspruch erhoben hätte, der Autor der Bücher zu sein, die als die Meißner's bekannt wären, nicht wahr sein könnte, und zweitens, daß kein Rechtsstreit zu diesem Zwecke bei den deutschen Gerichten angehängt wäre.

Seine diesbezügliche Antwort schicke ich Ihnen. Er antwortet sicher, daß er die Unwahrheit gesagt habe mit dem was er gethan haben wollte, aber er erklärt noch immer daß seine Sache vor Gericht kommen werde. Seine Antwort sollte an Bauer geschickt werden, aber ich kann nicht deutsch correspondiren und da ich weiß, er versteht kein Englisch, so hat es keinen Nutzen, wenn ich an ihn schreibe.

Wollen Sie so gut sein, seine Antwort in's Deutsche zu übersetzen, welche . . . (unleserlich, vielleicht: welche Hedrich direct gab) auf die Frage und sie an den Rittmeister zu schicken. Ich denke, er konnte sehr bald bei dem jetzigen Stand Hedrichs Windfack aufstechen und die Falschheit der ganzen Sache beweisen. Nach dem, was Hedrich schon zugegeben hat, welches Vertrauen kann da in ihn gesetzt werden?

. . . . . (Abschiedsformel) Alexander Wrigth."

„Copy of letter send by Herr Hedrich.
to the Reverend Alex. Wrigth.

„Edinburgh 10. Januar 1889.

Sir

Ich bin erstaunt und betroffen über ihre Kühnheit, sich in meine Privatangelegenheiten einzumischen und es mir in's Gesicht zuzuwerfen . . . . . Sie wagen die Wirklichkeit und Wahrheit meiner Ansprüche und des angehängten Processes" (besser gesagt: bevorstehende Untersuchung, „impending trial")

„in Frage zu stellen und treiben sich auf dem Continent wie ein Policist herum in der verrückten Absicht, zu beweisen, daß meine Ansprüche und gerichtlichen Untersuchungen ein Schwindel sind. . . . .

Meine Autorschaft ist ein Geheimniß und als solches der Welt unbekannt" (hier fehlt ein Zwischenglied: andernfalls) „selbstverständlich würde ich nicht dafür zu kämpfen haben. Obgleich jede gerichtliche Untersuchung mehr oder weniger Heimlichkeit verlangt, so sind besondere Gründe in meinem speciellen und außerordentlichen Fall, den Erfolg in seinem vollen Umfange zu sichern. Aus diesen besondern Gründen war es bestimmt, daß auch meine Absicht, zur Untersuchung zu gehen" (oder auch: den Proceß zu unternehmen) „nicht öffentlich bekannt werden sollte, bis die Klage fertig wäre, bei Gericht angebracht zu werden. Das ist noch nicht gethan ist aber" (unleserliches Wort). „Und was konnten Sie Schlimmeres thun, wenn Sie die Absicht hatten, meinen Zweck zu vereiteln und meinen Gegner zu warnen. . . . .

Die Neuigkeit, daß ein längst feststehender berühmter Name auf dem Spiele steht, muß unzweifelhaft ungewöhnliches Aufsehen erregen, welches nicht beschränkt sein würde auf Deutschland und Oesterreich, sondern" (unleserlich, vielleicht: in der Schweiz) „in Frankreich ebensowohl wie in Großbritannien. . . . . .

Ich bin selbst betrübt, daß meine Untersuchung (trial) nicht mit derselben Geschwindigkeit vorwärts gegangen ist als Sie zu wünschen scheinen, aber es war unmöglich wegen der Schwierigkeiten und des großen Umfangs meiner Beweismittel zurückgehend über einen Zeitraum von dreißig Jahren, zum Theil auf einem höchst verdrießlichen Boden (Zwischenfall). Ein guter Theil meiner Beweismittel, die auf dem Continent vertreut waren, mußte zusammengesucht werden und ein hervorragender Rechtsanwalt mußte gefunden werden und als er gefunden war, wurde er krank und starb —, meine Sache ganz unvollendet zurücklassend. Ich mußte mich nach einem andern Rechtsanwalt auf dem Continente umsehen — keine leichte Sache — da die außerordentliche (ungewöhnliche) Art meiner Beweise einen Mann von besonderer und außergewöhnlicher Tüchtigkeit verlangt. Jetzt habe ich solch einen Mann in Oestreich und mein Geschäft ist in seinen Händen seit mehreren Monaten. Ich erwarte bereits von Tag zu Tag die Nachricht, daß er seine Arbeit vollendet hat und bei Gericht vorgegangen ist. Sie sehen, mit ein wenig Geduld werden Sie sehr bald mehr Artikel über mich und die Wirklichkeit meiner Ansprüche in den Zeitungen lesen als Ihnen vielleicht lieb sein wird. Und Sie haben sehr acht darauf zu geben, daß meine bevorstehende Untersuchung ein Geheimniß ist, welches mir ausgepreßt ist in Selbstvertheidigung durch Ihren Angriff und ich vertraue, Sie werden keine indiscreten Mittheilungen über diesen Punkt machen. Dies ist jetzt der Stand der Dinge und dies ist die Antwort, die ich Ihnen jetzt gebe.

. . . . . Signed

Franz Hedrich"

Seltsam berührte es mich, daß hier anschließend, Hrn. Hedrichs volle Adresse angegeben war. Worin die Schädigung bestand, wenn seine angeblichen „Gegner gewarnt" wurden, blieb er natürlich zu sagen schuldig. Herr Hedrich erklärt, wie es scheint, alle andern Menschen für Intriganten. Ich legte diese Andichtung den Winkelzügen zu dem Uebrigen und antwortete sofort:

„Bregenz, 28. 1. 89.

Geehrter Herr Grunow!

Besten Dank für Ihre Sendung und Mühe und ich möchte Sie bitten, auch Mr. Wrigth meinen Dank für seine Mittheilungen auszusprechen, die übrigens für mich ohne Belang sind.

Die beiden Anfragen dieses Herrn wurden von mir aufs Präziseste beantwortet, mich aber in eine Familienangelegenheit einzumischen, habe ich keinen Anlaß.

Sollte sie — wider Erwarten — wirklich zu einer öffentlichen Frage aufgebauscht werden, dann erst ist es an mir, Stellung zu nehmen und dies werde ich auch sicherlich nicht versäumen

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster

Bayer, Rittmeister."

Man sieht, es müssen wohl andere Gründe gewesen sein, als die Rücksicht auf Meißner's Privatverhältnisse oder gar die Freundschaft für ihn, welche seines Gegners Hervortreten verzögerten. Auch nicht die drohenden Wolken in Afghanistan.

„Sämmtliche Briefe dem Originale gleichlautend!

Walther von Merhart,
k. u. k. Oberlieutenant i. d. R.

Dr. Anton Kaiser."

Der Briefwechsel.

Den stärksten Nachdruck in seiner Beweisführung legt Herr Franz Hedrich auf die eigenhändigen Briefe Alfred Meißners. Und es ist wahr, sie scheinen auf den ersten flüchtigen Blick die vorgebrachten Behauptungen zu unterstützen, aber auch nur auf den ersten Blick.

Nach den Aussagen Meißners auf seinem Sterbebette, nach den Aufzeichnungen, die ich weiterhin (im Anhange) wortgetreu, ja buchstabengetreu mit all den ihnen anhaftenden charakteristischen Zeichen hoher Aufregung und Seelenqual in der Stylisirung wiedergebe, werden die in seines Gegners Schrift veröffentlichten Briefe wohl einer ganz andern Deutung unterliegen, als der unvorbereitete Leser ihnen zu geben vielleicht versucht ist. Wer den Todten kannte, mit ihm länger umgegangen war, der weiß auch, welch' schwunghafte Art der Anerkennung ihm eigen war. Er lobte nur im Superlativ. Ein paar Bände, ja schon ein paar Kapitel bezeichnete er halb scherzhaft als „Riesenarbeit"; wer einen klugen Einfall hatte, war ein „genialer Kopf"; wer etwas einfach gut machte, ein „Meister"; wer ihm einen zweckmäßigen Rath ertheilte, ein „Großmeister, ein „Gott" sogar; seine bewundernden Lobsprüche fanden keine Grenzen. Die Hyperbel war der unmittelbare Ausfluß seines enthusiastischen heitern Naturells.

„Was er schrieb," sagt H. Hedrich Seite 54 seiner Schrift von Meißner, dem er damit wohl widerwillig ein sehr ehrenvolles Zeugniß giebt, „verachtete Niemand mehr als er selbst, doch war aber Niemand mehr geneigt, Fremdes ohne Neid anzuerkennen." — Nun darin liegt eben der Grundton seiner Briefe, obwohl die Selbstverachtung bei Meißner, wie jeder weiß, der ihn kannte, auch keineswegs ernst zu nehmen war.

Das muß vorausgeschickt werden. Ich kann auch nicht umhin, hier einige Randglossen zu den publicirten Briefen einzuflechten. Von den gegenwärtig vorgelegten 42 Nummern waren mir nur deren 15 in Copien eingeschickt worden. Für den Zweck mit großer Umsicht ausgewählt, zusammengestellt und noch besonders ausgedeutet, sind sie eben nur richtig zu würdigen, wenn man sich dieser einseitigen Führung entzieht und sie den hinwider von H. Hedrich durch Jahre an Meißner gerichteten Briefen gegenüberhält. Jedem Unbefangenen wird da sofort unzweifelhaft klar, daß

die Beiden an gewissen Werken gemeinsam arbeiteten und somit von Herrn Hedrich wissentlich eine unwahre Behauptung aufgestellt worden ist, indem er sich als den alleinigen Verfasser, als den Urheber hinstellt. Aber auch das Ausmaß seines Antheils an dieser gemeinsamen Arbeit tritt durch diese Correspondenz in helle Beleuchtung.

Der erste der mir zugesandten Briefe Alfred Meißner's sollte den Beweis erbringen, daß Herr Hedrich Urheber und Verfasser des Romans „Neuer Adel" sei, dieses Buches, das Prager Zustände und Figuren, auf die man nach dessen Erscheinen mit dem Finger hinwies, in Porträttreue brachte, während Herr Hedrich sich damals schon seit 12 Jahren nicht mehr in Prag aufgehalten und auch früher nicht in jenen Kreisen, welche das Buch schildert, bewegt hatte. Was aber sagt Meißner in diesem Briefe aus Karlsbad im Juli 1860? Bezüglich seiner Abreden mit dem Verleger Janke.

„Gehandelt hätte ich auch aus eigener Berechnung, wie Sie rathen."

Also nur „rathen", nicht „abmachen", nicht „beschlossen" wie doch im zweiten Briefe Herrn Hedrichs an mich behauptet wird.

Im Briefe vom 26. August 1860.

„Ich bin doch bei „Neuer Adel" geblieben. Schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigen. Thun Sie, was da möglich."

Das will wohl sagen: flicken Sie es in den Theil, den Sie noch zur Ueberprüfung, Ergänzung bei sich haben, ein. Oder wozu bedurfte es im selben Berichte weiterhin die Mittheilung:

„Das III. Buch hat 18 Druckbogen"

wenn Herr Hedrich der Verfasser war? Da konnte er es ja doch selbst berechnen.

In ähnlicher Weise, wie im „Neuer Adel" Personen und Zustände vorkommen, die nur Meißner kannte, ist auch in dem Romane „Zwischen Fürst und Volk" Selbsterlebtes, vor allem sein eigenes Liebesverhältniß mitverwoben, und so kann er für jeden Roman den Anstoß in sich selbst.

Den triftigsten Beweis, daß Composition und Arbeit immer von Meißner ausging, liefert sein Brief, Prag, 14. Mai 1861, welchen ich, soweit er die Sache betrifft, hier ganz wiedergeben will:

„Ich schicke Ihnen heute doch nur einen Theil — Der Vorarbeiten. Das 2. 3. und 4. Kapitel ist schon ganz fertig, doch da kommen so viel Namen und Verhältnisse vor, daß ich die Kapitel nicht aus der Hand geben darf, wenn ich weiter arbeiten will.

Einiger Maßen ausgearbeitet, ist nur die Partie der Studenten. Sittig ist der natürliche Zeuge des alten Grafen, den Gutwenn zur Adoption bewegen will. Er, der Graf, hat sich nie um sein Kind gekümmert, die Uhr, die bei dem Streit im „verlassenen Gartenwohnungen" geblieben, bringt Vater und Sohn zusammen. Celestine, ein von ihren Eltern maltraitirtes Mädchen,

wird ins Kloster gebracht, wo die Schwester des Grafen Aebtissin ist. (Hier sind nur Vorarbeiten). Noch Eins: Der Hund, der den Hut wegtrug, gehört Gutmann, er vermittelt das Finden des quittirten Oberlieutenants Gutmann und der Freunde, deren Einer (Rohr) Helenens Bruder, sein Schwager wird. Endlich der Theaterwächter soll der Vater jener durchgegangenen Choristin sein, die als große Dame auftritt (Sie haben den Bogen). Die Kugeluhr rechtfertigt ihn vor einem Mordverdacht. Auch der Theaterwächter wohnt im Hause der Studenten.

Der von mir im Winter projektirte Rahmen ist, wie sie wissen, klein. Es sollten ja höchstens nur zwei Bände werden. Elemente: Soldatenthum auf dem Lande, Studentenwirthschaft (weil die Smetschka — „im neuen Adel" — so gefallen und Alle sagen: warum nicht mehr in diesem Genre) und die Nonnen.

Die Finanzsorgen, Hindernisse aller Art haben mich seit 5 Wochen ganz vom Schreiben abgebracht, doch ist noch halb so viel da, als ich Ihnen heute schicke."

Freilich setzt H. Hedrich „zur Erleichterung des Verständnisses der nächsten Briefe" folgende Anmerkung seiner Mittheilung an mich bei:

„Die obige Romanidee wurde von mir, als zu trivial und keiner höhern Entwicklung fähig, verworfen und daher nie ausgeführt."

Immerhin aber zeigt sich hier deutlich die Art und Weise des gewöhnlichen Entstehens von A. Meißner's Romanen und ein gleiches geht aus seinem Briefe, Karlsbad 9. Freitag 1861. hervor, wo er schreibt:

„Heute Nachmittag ist des Bergmüllers Tochter (I. Band von Schwarzgelb) angekommen und sogleich von mir abgeholt worden. Ich erhielt es sogleich. Daheim angekommen, wurde Kaffee bestellt, eine feine Cigarre angesteckt und die Lecture begonnen. Nur drei Kapitel waren mir neu, zwei darunter sah ich in einer freilich unendlich verbesserten Gestalt wieder."

Nun aber hat dieser I. Band zehn Kapitel; davon hat also H. Hedrich eines selbst geschrieben und zwei überarbeitet und auch von dieser Ueberarbeitung bemerkt Meißner einige Zeilen weiter, daß „selbst manches gewiß nicht schlechter in jenen früher vorhandenen 2 Kapiteln" gewesen und im November 1861 schreibt er:

„Von heute in acht Tagen kann ich eine bedeutende Manuskript-Sendung an Sie abgehen lassen; möge mindestens hie und da eine Mauer stehen bleiben können,"

was doch so viel heißt, als: Verändern Sie mir nicht zu viel dran.

Auch diese, wie so manch andre scherzhafte Wendung benützt H. Hedrich wieder dazu dem Leser eine seiner eigenen Lesarten aufzunöthigen. Wenn man — um nur ein Beispiel von vielen anzuführen — wie er Seite 60 seiner Schrift behauptet: „Plan" bedeutet nicht „Plan", sondern ein ganz anderes Ding, da lassen sich allerdings die merkwürdigsten Schlüsse ziehen. Das geht schließlich so weit, daß er in der Briefstelle

„Prag 30. Dezember 1861.

„Fast wäre es besser, **Sie** ließen die Kapitel-Lücken, das wäre viel practischer."

eine „äußerst bequeme und sogar höchst spaßige" Zumuthung finden will und dabei gar nicht merkt, wie er damit den eigentlichen Sachverhalt darlegt.

Ja, diese von Meißner in unverkennbarem Unmuthe ausgestoßenen Worte sind eine ganz deutliche Beschreibung der Art, wie beide zusammenarbeiteten und die auch vollkommen mit Meißner's Gewohnheit übereinstimmt. Ob die Aufgabe groß oder klein war, ein Roman oder ein Feuilleton, er warf zuerst immer das auf's Papier, was ihn am meisten beschäftigte, dazwischen blieben Absätze, zuweilen auch ganze Kapitel aus, so daß ein oder der andere Bogen nur zur Hälfte beschrieben war und oben oder unten, selbst in der Mitte, zu Anschlüssen Raum ließ. Diese Verbindungen wurden später nachgeholt, zeitweise sogar mehrere Bogen eingeschaltet, was auch bei Wiederauflagen geschah, da sich Meißner im Feilen nie genug that.

Das also sind die **Kapitellücken und diese ließ Meißner offen. Seinem Freunde aber blieb es überlassen, dieselben auszufüllen.** Wenn demselben die im Verdrusse hingeworfenen und niemals wirklich gemeinte Zumuthung, dieses Verhältniß einmal umzukehren, spaßig und für sich unbequem erscheint, so kennzeichnet das hinreichend seinen Standpunkt, der aber sicherlich nicht demjenigen entspricht, welchen er nach seinen jetzigen Angaben eingenommen haben will. Der **wirkliche** Autor hätte dagegen nicht nur nichts einzuwenden gehabt, sondern wäre von vorneherein darauf bestanden.

Bedürfte es noch einer weitern Bestätigung, so giebt dieselbe der Brief:

„Karlsbad 9. August 1869.]

„Und nun, warum nicht mehr diesmal? Doch es ist wahr, Sie brauchen es"

Also Meißners Arbeit zur Anlehnung, denn die eigene würde er doch wohl nicht mehr brauchen.

Als unberechtigtes Drängen wird sich diese Stelle kaum auslegen lassen. Eben weil Meißner alles noch einmal zu überarbeiten hatte (Selbstgeschaffenes und Beigesteuertes), wünschte er Beschleunigung, aber auch der Mitarbeiter, der heute dies Drängen als unkünstlerisch und fabrikmäßig verwirft, thut, wenn ihm das Material ausgeht, dasselbe.

Meißner schreibt:

„Prag, 6. Oktober 1862.

„Nur ein paar Worte in aller Eile! Sie wollen, ich soll gleich schicken, ich thue es und raffe zusammen, was ich habe."

und

„Prag, 28. August 1867.

Da Sie nun drängen, sende ich, was ich eben für brauchbar halte"

Da ist es denn doch Herr Hedrich, welcher drängt und Meißner sendet seine von Herrn Hedrich heute so wegwerfend behandelten Vorarbeiten. So z. B. mit eben demselben Briefe:

„Anbei sende ich den Anfang des 7. und 8. Kapitels. Daß ich nicht das Ganze sende, hat folgenden Grund."

woraus Herr Hedrich den Schluß zieht, daß er es war, „der den 1. Band zu Ende weiterschreibt". Diese Aufgabe fällt allerdings bei genauer Untersuchung nicht überaus schwer in die Wagschale. Der Band schließt eben — mit dem Kapitel 8.

Meißner also giebt, was er im Augenblicke gerade hat, was er aber dagegen wünscht, sind:

„Prag 13. Dezember 1861.

„Nur fünf Zeilen Programm zur Orientirung, dann liefere ich gewiß rasch etwas, worin doch manches Gute"

oder

„Prag, ohne Datum"

„Nur ein paar Zeilen Programm, damit wir nicht collidiren."

Nun, mehr kann auch in ein paar Zeilen füglich nicht enthalten sein.

Der Beweisführung Herrn Hedrichs auf Schritt und Tritt zu folgen würde zu weitläufig werden und mir liegt daran, daß diese Antwort nicht zu lange ausstehe. Auch genügt, glaube ich, das Bisherige.

Ich will darum eine Reihe von derartigen Randglossen, zu denen sich genug Anlaß fände, übergehen und nur noch des Briefs, Café de la Concordia, Genova, 1. Mai 1883, erwähnen. In einer sogenannten „Vision" schildert er seine Empfindungen; es sind keine angenehmen und ziemlich unverhohlen zeigt sich das Mißvergnügen an der übernommenen Verpflichtung.

Meißner war zu Herrn Hedrich gereist, weil er sich in Folge neuer Forderungen desselben mit ihm entzweit hatte und von Herrn Hedrich bedroht wurde. Das schwere Opfer der Versöhnung brachte Meißner, indem er auf den drängenden Vorschlag Herrn Hedrichs die „Schätze von Sennewald" unter seinem eigenen Namen zu versenden, einging. Schon daß Meißner das Manuskript nicht einmal abschreiben ließ, was doch so leicht geschehen konnte, sondern in des Autors eigener Handschrift fortschickte, ist ein Beweis seiner unüberlegten jedoch wohlwollenden Absicht, Herrn Hedrich zur Anerkennung zu verhelfen. Weshalb hätte er das Buch „erringen" sollen? Doch wohl nicht um des Honorars willen, auf das er ja selbst Vorschüsse machte? Oder wohl gar des Ruhmes wegen? Das macht man niemand glauben, der sein abfälliges Urtheil über dies Werk vernommen. Auf die Frage aber, wo der Zwang lag ergiebt sich die Antwort von selbst: — In der rücksichtslosen Ankündigung des Skandals, dem die Stirn zu bieten, Meißner nicht stark genug war.

Leider hatte Alfred Meißner kein so „gutes Schicksal", welches darüber „wachte", daß seines Freundes Mittheilungen ebenso sorgsam aufbewahrt blieben. Unvorsichtigerweise hat er vor seiner Uebersiedlung von Prag nach Bregenz mit den alten Manuskripten einen großen Theil all seiner Papiere vernichtet; immerhin ist das übrig gebliebene Material*) noch ziemlich ausreichend, und ich gebe hier, nicht eine beliebige Auswahl von Briefen, weil es mir widerstrebt, Privatverhältnisse an die Oeffentlichkeit zu ziehen, sondern in einem gewissenhaften kleinen Auszuge nur, was unmittelbar auf die vorliegende Frage Bezug hat.

Wenn Herr Hedrich im Laufe der Zeit auch vergessen hat, wie sehr er sich, von allem Anfange an, dem Freunde verpflichtet fühlte, so kann er seine Erinnerungen daran, wie an sein ganzes Verhältniß zu demselben und zu dessen Arbeiten an seinen eigenen Briefen auffrischen.

Er nennt Meißner wiederholt seinen Pylades, seinen Herzog Alfonso, seinen **Wohlthäter.**

In zahlreichen Briefen aus jenen Jahren nach Ihrem Beisammensein am Gmundner See ist von der Dankbarkeit die Rede, welche Hr. Hedrich gegen Meißner empfindet. So schreibt er am 3. Jänner 1852 an Stein.

„Es thut mir leid, daß meine freieste Zuneigung zu Ihnen durch die Gefälligkeiten getrübt sein muß, die Sie mir so zahlreich erwiesen haben. Sie, der meinen erleuchteten Egoismus besser kennt, als viele andere, aber noch immer, ich gestehe es, nicht tief genug" . . . .

2. März, Stein. 1852.

„Ich wollte Sie irgendwo vom Tode retten, um die Abtragung meiner Verpflichtungen gegen Sie damit anzufangen."

am 3. Mai. Stein. 1852.

„Sie sind glücklich, wenn es Ihnen immer wie bei mir gelingt, das Hochherzige mit dem Vortheilhaften zu verbinden und zu erreichen. Ist Pylades so berühmt, weil er den Orest auf alle Hofbälle und Jagdpartieen folgte? Wer außer einem Thoren wird über den Sämann lachen, weil er den Samen auf die Erde streue, statt es zu mahlen und zu verbauen? Daß dieser doppelte Gesichtspunkt der Leitstern Ihres Benehmens ist, das wissen Sie ohnehin, aber es ist an mir, zu bezeugen, daß ich es erkenne."

Doch laufen gleichzeitig auch Selbstcharakterisirungen mit, die höchst bemerkenswerth sind, wenn man dagegen hält, was er gegenwärtig von seiner „vertrauensvollen Sorglosigkeit" sagt, während er gleichzeitig und ohne den Widerspruch zu merken, von den künstlich angebrachten Anagrammen erzählt, die er am Schlusse der Novellen „die Prinzessin von Portugal" und „Norbert Norson" doch eingestandenermaßen nur zu dem Zwecke eingewebt, seinem Freunde **Fallen** zu stellen. Zwar beweisen sie nicht, was sie beweisen sollten, die volle Autorschaft, denn sie sind eben in Sätzen angebracht,

*) Hinterlegt.

welche Meißner nicht änderte, aber sie beweisen doch etwas, nur etwas ganz Anderes.

Der Mann, der so vorgeht, bezichtigt Meißner, „persönlichem Vortheil bedenkenlos, ja gewaltsam nachzustürzen", woran er sich jedoch kein Beispiel nehmen wollte. Und doch schreibt er schon in einem politischen Excurse:

17. April Traunkirchen. 1852.

„Ich will nicht mehr der arme Kaufmann sein, dessen Waaren geraubt und dessen Schiff zu Grunde geschossen ist und der zum Ufer schwimmt und dort als Ehrenmann bettelt. Ich will lieber den Seeräuber bewundern und sein kurzes Glück und seinen muthigen Untergang theilen . . . . . .

„Was Sie über das Verhängniß sprechen, das über uns hängt, so ist es kaum hinwegzuwälzen, wenn wir Glendower in der Poesie bleiben und im Leben Blutzeugen einer Idee genannt werden wollen.

Er nennt sich mehrmals selbst „Glendower II." nach der in „Reginald Armstrong" vorkommenden Figur, die ihm sehr gefällt und „einer idealen Auffassung und Behandlung" würdig zu sein scheint. Eigenthümlicher Weise eine Verkörperung von Schärfe, Herzlosigkeit und Egoismus, ist Glendower der böse Rathgeber seines Freundes. — Weiters, zuerst mit Bezug auf eine Prager Aufführung des Stückes.

11. März, Stein 1852.

„Ihre dramatischen Erfolge erfreuen mich so sehr, als ob ich selbst kein Dramatiker und nicht Hedrich wäre. Ist es edel oder für mich betrübend, daß mich die Trophäen von Marathon nicht unglücklich und schlaflos machen?" . . . . . „Daß unserm Jahrhunderte die freie Gemeinde und gesetzgebende Gewalt lieber sein sollte, als eine reiche Partie oder der verstohlene Weg zu irgend einem Ehebette, kann nur der glauben, den der revolutionäre Fieberwahn noch nicht verlassen hat." . . . . . „Ich wünschte, daß es mir vergönnt wäre, recht bald in einer romantischen Solitude mit Ihnen an den Bildern weiter zu malen, die wir bei wechselseitiger Anregung und Aneiferung längst entworfen haben . ."

Hier schon ist von Austausch und Besprechung der Pläne die Rede, doch nirgends von gemeinsamer Arbeit. Herr Hedrich setzt all seine Hoffnungen in ein Stück „Mokagama", an dem er arbeitet und die Freunde sind gewohnt, sich gegenseitig Ihre Arbeiten zur Beurtheilung zuzuschicken.

21. Dezember 1852. Gotha.

„Sie dagegen müssen soeben wo ich schreibe den 1. Akt des Mokagama erhalten haben. Daß mir alles daran liegt, Ihr Urtheil darüber gleich zu hören, das können Sie sich denken." . . . . . .

. . . . „Sie werden empfinden und erleben, daß Sie nichts wegwarfen, sondern daß Sie mit dem Pfunde ohne Absicht aber desto reichlicher gewuchert haben."

Herr Hedrich braucht immer wieder eine Aushilfe und sagt, wenn Meißner selbst über Beengung klagt:

13. Okt. 1852 Weimar

„Ich kann es nur einem Stolze zumessen — über den ich jedes Urtheil zurückhalte — daß Sie jede elterliche Aushilfe zurückweisen."

und als er eine Kautien von 100 R braucht, um in Weimar seinen Aufenthalt zu verlängern, weist er auf seinen Mokagama, der bald fertig werden und gewiß Erfolg haben wird, hin:

26. Novber 1852 Weimar.

„Darum mag es Ihnen nicht schwindeln, wenn Sie wieder aufgefordert sind, mir Ihre hilfreiche Hand in den Abgrund, wo ich liege, zu reichen."

16. Jänner 1853. Gotha.

„Bei Ihrem bewährten Feuereifer alles für mich zu thun, dürft' es möglich sein, daß Sie bereits wegen dem Manuskriptdruck (des Mokagama) nach Leipzig geschrieben haben." . . . . „sollten etwa lange und am Ende gar vergebliche Unterhandlungen mit Grunow darüber stattfinden, so wäre es besser, daß Ihr freundlicher Antrag, den Druck selbst zu besorgen sogleich ausgeführt werde." . . . . . „Setzen Sie mich gewissermaßen in den Stand, alles wiederzugeben, was ich empfangen mußte. Nur die tiefsten Eindrücke in meiner Seele reißen Sie mit keiner Gewalt heraus, die Sie mit nie ermattender Hand eingebrannt haben — und Ihr Bild behalte ich, als das Amulet, das in alle Zukunft die bösen Geister von mir abhalte, was es gewiß auf's Erfolgreichste gethan hat."

Bis dahin ist nirgends von einer gemeinsamen Arbeit die Rede, die erste Andeutung taucht jetzt auf.

24. Dezember 1853. München

„Ich habe eben bei Lesen Ihrer Skizzen die Idee gehabt, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich würde 1—3 Nummern à la Dumas vom Genfersee schreiben. Sie hätten die Güte, diese als ihre Tagebuchsarbeit der Ostpost (oder deutsche) anzubieten. Was meinen Sie, Abraham, zu dem Vorschlage des alten Levi? So würde ich doch ein wenig herauskommen. Beantworten Sie den Punkt umgehend. Ich habe nämlich in diesem Augenblicke die Skizzen gelesen. Ich finde die erste sehr gut. Einfach, wahr, gut beleuchtet, kein Satz verräth sich durch Breite, daß es um 4 Nrzr. zu thun sei. Kuranda muß entscheiden, ob es seinen Lesern aufzutischen sei; ich würde keinen Anstand erwarten. Die 3. Geschichte scheint mir wird schwer zu erzählen sein. Doch in einer recht nächtlichen Darstellung wird es gehen, wo gewissermaßen der Wahnsinn und das Verbrechen eins sind und die culturhistorische Würdigung eines Artikels aus der gazette des tribunaux fordern. Schicken Sie die 1. Nummer gleich nach Wien und lassen Sie sich von Kuranda Bescheid geben. Inzwischen würde ich an Ihrer Statt fortfahren. Ich finde die 1. Nummer sehr gut, besser als was ich in dieser Art seit lange gelesen." . . . . . „Vergessen Sie dann nicht, mir über die projektirten Genferseeartikel Ihre Meinung zu sagen. Ich würde gleich anfangen."

Hier, wo er sich im tiefsten Elende befindet, geht ein Antrag von ihm aus, der sich später wiederholen sollte.

Daß ein solches „für einander Einstehen" schon vorher stattgefunden, ist durch deutliche Beweise ausgeschlossen, denn während er von einer Dramatisirung seines „Alten im Dorfe" spricht und darüber Meißner's Rath einholt, schreibt er in Folge einer scharfen Kritik der Aufführung von dessen „Prätendenten von York" (Warbeck) in Wien:

25. Novber 1855 Coburg

„Aber Freund, Oestreich hat den Namen, den Sie haben, Ihnen nicht gemacht — in Deutschland wird ewig die Wahlstadt für Sie liegen, wo Sie kämpfen werden. Ich glaube, daß bei den Recensionen, wie die letzten, gar kein Poet an sich irre werden kann. Der Zweck ist zu deutlich, der Schmäher blöckt zu offen die Zähne hervor. Von Hoftwin angelockt, hat erst Hillt aus der Leihbibliothek den „Pfarrer" kommen lassen. Er findet ihn famos, doch Hoftiwin bezaubert ihn. So, denk' ich muß es Tausenden gehen, denn noch giebt es Urtheil auf Erden. Es kommt nur darauf an, die Leute aufmerksam zu machen. Ich denke, daß Sie dasselbe fühlen und in meinem Wunsche übereinstimmen, weit weg vom „frostigen Isther", wie Ovid sagt, weit von den Sarmaten sich zu retten."

Würde er wohl solcher Art von dem Stücke und in diesem Zusammenhang von Meißner's beiden Romanen sprechen und ihn mit dem Erfolg zu trösten suchen, wenn nicht Meißner, sondern er selbst der Autor derselben wäre?

Er nimmt ja in seinem Buche (S. 14) auch dies Stück für sich in Anspruch. Nun schreibt er aber:

München 18. Okt. 1855

„Frohertaunt bin ich zu hören, daß Warbeck fertig ist . . . . Das ist ja wahre Lokomotiv-Arbeit. Ich rathe aber — 14 Tage haben Sie noch immer Zeit — nichts zu übereilen. Diese 14 Tage sollen Sie noch prüfen, austiefen, malen und abrunden . . . . Wenn es Ihnen nicht zu umständlich wäre, mir es einzuschicken, ich würde es sehr gerne durchsehen."

und (19 März) Leipzig Sonntag Mittag

„Ich werde Ihnen Warbeck von Gotha schicken. Ich habe in Rumburg (?) 2 Tage daran wieder gefeilt."

So beschaffen ist die „gründliche Umgestaltung."

Vielleicht hält es Herr Hedrich dafür. Ein Dichter, welcher schon bei der Bearbeitung eines von einem andern stammenden Stoffes des zu dem Stücke „Roccagama" nämlich stolz ausruft:

„Ah, qual pittore son io!"

hat reichlich so viel Selbstgefühl, um auch die grotesk übertriebenen Lobsprüche seines Freundes blos für baare Münze zu nehmen. Der Glaube an sich selbst hat ihm ja nie gefehlt und auch — die Selbstbekenntniß nicht.

Wie malt er sich, wenn er angelegentlich einer im Zuge befindlichen Privatangelegenheit meint:

3. Jänner 1856. Coburg.

. . . „Ich könnte hoch hinaufkommen, besonders da ich von Natur ein Bißchen Verstand und Teufelei empfangen habe." . . . . . „Das Schicksal macht mich zum Glendover."

und wenn er es Meißner zuschiebt, sich aus Scheu in verblümten Ausdrücken gefallen zu haben, so kann er in verschiedenen seiner Briefe lesen, wie er selbst immer daran mahnt, unter Anderm:

„Coburg, 7. Okt. 1855

„Bei der Gelegenheit bitte ich Sie — sehr diplomatisch in Briefen zu bleiben."

Immer drängt er den Freund, für ihn zu wirken.

18. Mai 1855. Gotha

„Die Campe Affaire geht schneckenhaft. Pressen Sie Stöger (Prager Theaterdirektor) oder Haase, alle Welt schmutzig, Sie ewig großmüthig."

Das sagt er zu einer Zeit, in der er nicht nur die Werke, sondern auch „die Finanzen für Meißner" geschaffen haben will.

Doch muß er zugeben, daß es Meißner ist, welcher ihm Stoffe überläßt:

7. Februar 1856. Coburg.

„Vormittag bekam ich Ihren sehnlichst erwarteten Brief. Die Clairon hat mich sehr amusirt und ich glaube, daß Phantasie, Unternehmungsgeist und Laune, daraus viel machen können." . . . . . „Ist sie fertig, so entscheiden Sie darüber, als hätten Sie Salomons Schwert, und sagen Sie mit endgültiger Stimme, wessen Kind es sei. Ich komme mir vor, wie eine Seifenblase. Hören Sie in den Strohhalm zu blasen auf und ich bin hin."

Da steht es von seiner eigenen Hand, daß er von Meißner nicht nur den Stoff, sondern auch die Vorarbeiten zu „Clairon" und diesmal sogar als ein Geschenk empfangen. Wenn er (Seite 75 seines Buches) triumphirend darauf hinweist, es finde sich nirgends in den von ihm angeführten Briefen Meißner's eine Stelle, daß dieser die Romane erfindet, so läßt sich dem entgegenhalten, daß man auch in seinen Briefen eine solche Stelle vergeblich sucht. Unwiderleglich aber ist hier eine, welche Zeugenschaft darüber liefert, daß Meißner von seinen Ideen freigebig abläßt und daß Herr Hedrich nicht zu stolz war, sie anzunehmen und sich anzueignen.

Ein Jahr später erst ist das Stück fertig und Meißner soll sich nun wieder für Herrn Hedrich umthun, es auf die Bühne zu bringen."

10. Februar 1857. Coburg.

„Auch mir ist zuweilen, wie bei Ihnen, daß alles Anstacheln keine Zeile zu wege bringt, zusammen würden wir beide fruchtbarer gewesen sein. Ich brauche Excitationen." . . .

Hier ist es deutlich ausgesprochen. Ja, immer, wenn sie beisammen sind, wird geschrieben, was sich auch an verschiedenen Stellen des Hedrich'schen Buches wiederfindet, nur daß es nach demselben einzig er allein ist, welcher schreibt. Aber wozu geht denn dann, wie z. B. in Intra, das Manuscript immer „aus einer Stube in die andere", wenn er allein arbeitet? Doch damit ist der Brief noch nicht erschöpft. Es fällt dabei weiter ein bezeichnender Rückblick auf den von Meißner mittlerweile um zwei Bände verstärkten Roman „Hostiwin", der nun unter dem neuen Titel „Sansara" erscheinen soll . . . . .

. . . . „Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag in Bezug auf Campe. Ich nehme an, daß der Titel Sansara bleibt. Er scheint mir gut. Die Didication an mich bleibt natürlich weg, statt dessen schreiben Sie eine Vorrede „(warum denn nicht er selbst, wenn er der Autor ist, wie er sagt?)" in der die Bedeutung des Titels dem Publikum klar gemacht wird. Die zwei Koberbände (Hostiwin, der Roder erschienen) lassen Sie sofort abschreiben. So wird sich die Sendung an Campe mit dem neuen was hinzukommt imposanter machen. An den Stellen, wo vom Bruder der Frau Kismeny geredet wird, müssen Sie eine Kleinigkeit verändern. Der Offizier heißt Graf Milowitsch, die Kismeny ist also eine geborne Milowitsch."

Eins jener „Programme in fünf Zeilen".

Und noch immer findet das Dankgefühl seinen Ausdruck, selbst die kleinste Briefeinlage, die von Meißner kommt, wird in diesen Jahren bejubelt.

„Von Ihnen ist mir in den ärgsten Wendepunkten meines Lebens nicht blos Linderung, sondern mein letzter Halt geworden. Mög ich deshalb frei und glücklich werden, um Ihre Freundschaft mit derselben Kraft zu erwidern."

Jeder von Beiden arbeitet für sich, die Pläne oder fertigen Arbeiten theilt einer dem Andern mit. Und anerkennungsvoll wird des Geschaffenen wiederholt erwähnt, wenn auch der Tadel nicht verhohlen bleibt.

1864 München.

„Gyges habe ich soeben ausgelesen. Die Sache hat unendlich gewonnen, und ich glaube, daß es auch so, wie es ist, druckbar wäre. Doch es hat etwas sehr mißliches, wenn man ein Product einen Producenten beurtheilen läßt, welcher wie ich vielleicht nicht immer und überall das liest und würdigt, was er auf dem Papier vor sich hat, sondern durch das Gelesene, da und dort angeregt, eigene Einfälle erzeugt und in diesen unbewußt fortarbeitet. Das hat den Nachtheil, daß man sich sagt: Es sollte manches so geführt sein, wie es ist, ohne daß es ausgemacht wäre, daß man Recht hat."

Hierauf erwidert Meißner in lustiger Uebertreibung:

„Froh bin ich, daß Sie den Scherz „Gyges" leidlich amusant finden. Wenn diese gebenedeite Himmelsfeder auch nur einen Zug, einen hingetrillelten Schnörkel hineinbringt, so wird der Quarz zum Diamant."

Herr Hedrich deutet diese Worte, die ich nach seinem Buche citire, wieder einmal so aus, daß er durch dieselben aufgefordert ward, „die Idee zu ver-

körpern und erst eine Geschichte daraus zu machen", den Brief nennt er den „ganzen Beweis, daß ich „Gyges" ausgearbeitet und zu dem, was er ist, erst gemacht habe." Und weiter folgert er daraus, daß überhaupt die besten Novellen Meißners von ihm sind. (Seite 96.) Doch sein Gedächtniß spielt ihm da einen kleinen Streich, es ist demselben ein Brief entfallen. Derselbe, von seiner Hand, lautet:

28. Mai 1864. München.

„Gestern und heute schreibe ich einige kleine Abänderungen an Gyges (und Candaules) Wahrscheinlich morgen sende ich ab. Die Sache ist nicht so übel, wird gefallen, kein Zweifel. Jetzt weiß ich ganz klar wo das Gebrechen liegt Eingang ꝛc. trefflich, doch die Mitte steht nicht im Verhältniß mit dem Vorbau. Ohne große Unkosten suche ich einige wenige Bausteine einzufügen."

So also verhält es sich mit der Mitarbeiterschaft an den in jenen Jahren entstandenen Novellen Meißners, ja Herr Hedrich, der an der Novelle „Balbina" schreibt, ruft sogar den Freund herbei, wie am

6. Juni 1864.

. . . . „um zur Ausführung neuer Pläne vorerst mit Ihren Rathschlägen behilflich zu sein. . . . . oder nimmt wieder in materiellen Sorgen zu ihm Zuflucht, was er, wenn er ein Anrecht darauf hätte, und wirklich „die Finanzen schaffte", sicherlich in anderm Tone thäte.

1865. Sonntag. München.

„Ihr Brief ist gestern Mittags gekommen. Wie tief es mich gedrängt hat, gleich zu schreiben so war es mir rein unmöglich. als sollte ein vom Grund des Wassers Gezogener sogleich reden" . . . . . „Wie soll ich Ihnen danken? Nicht erst seit den letzten Wochen weiß ich wie dick die Mauern der Welt sind, wenn man Hilfe suchend, sie durchbrechen will" . . . . . „Ihre Freundschaft hat sich schon so an mir erprobt" . . . .

Meißner hat den Roman „Babel" vollendet und sendet das Manuskript wieder an den Freund, der von der Aufnahme seiner „Balbina" in die Gartenlaube angeiprornt, an einer neuen Novelle für dasselbe Blatt arbeitet.

1865. Samstag. München.

„Leider kommt mir, offen gesagt, ihr Packet zur Unzeit, wo ich eben in ganz heterogenen Ideen begraben liege. Dennoch werde ich die Sache ungesäumt so schnell als möglich — ein paar Tage — zu erledigen suchen und, wenn nichts mehr, doch meinen Rath oder meine Ansicht schreiben."

1865. Montag. (wohl 2 Tage später)

„Die Festungsgeschichte ist in ihrer ersten Hälfte mit einer Frische geschrieben, die die volle Lebenswahrheit erreicht und gerade die Haft, die durchblickt, scheint das Verdienst daran zu haben."

Das sind doch fremde Arbeiten, die hier beurtheilt werden!

Und hier mag auch noch ein Anderes seine Stelle finden.

Wie kommt es, stellt sich unwillkürlich die Frage, daß sich Meißner gar nicht wunderte und nirgends verletzt auf das „Uebereinkommen" verwies, als

Herr Hedrich diese Novelle „Balbina“ nicht unter dem „gemeinsamen“, sondern unter seinem Namen erscheinen ließ? Die Antwort lautet einfach: Weil sie, im Gegensatz zu den andern, Herrn Hedrichs eigene Schöpfung war. Und wenn der Autor (Seite 102) aus Meißners Anerkennung der Erzählung, die „farbenreicher als jede Ihrer früheren Sachen“ sei, herauslesen will, daß mit den letzten nur jene unter Meißners Namen veröffentlichten gemeint sein können, und Meißner damit hier ein umfassendes Bekenntniß unwissentlich entschlüpft sei, weil ja keine andern Herrn Hedrichs Namen trügen, so vergißt er bei dieser Gelegenheit, daß der Freund ja alle seine gedruckten, wie seine ungedruckten Arbeiten kennt und deren sind bis dahin — „Kain“, „Mekazama“, „Glairon“, „Clara“, „Baron und Gräfin“ und die beiden „Im Hochgebirge“ — meines Wissens, wenigstens sieben.

Die schon immer dünner gewordene Correspondenz scheint hierauf einige Zeit ganz ausgesetzen. Es mag eine Meinungsdifferenz Ursache gewesen sein. Mit einem Briefe vom 22. April 1868 nähert sich Herr Hedrich reuevoll wieder an und motivirt sein langes Schweigen damit, daß er der Meinung war, Meißner habe sich unmuthig von ihm gewandt.

> „Ich weiß Nichts, was jetzt das Geschick über mich kommen lassen könnte, um mein Leben noch mit einer neuen Qual auszustatten, als wenn ich erfahren müßte, daß Sie sich aus einem vermeintlich gerechten Unwillen von mir für immer abgewendet hätten. Ich glaub es nicht, hoffentlich ist es nicht, die trotzige Ungläubigkeit, die mir eigen ist, sondern die oft erprobte Ueberzeugung, daß ich Ihrer freundschaftlichen Fürsorge weit näher gestanden bin, als meiner eigenen . . . . . und keinen Vorwurf verdiene, als daß ich zu unglücklich und zuweilen wie unheimlichen Mächten verfallen bin, so werden Sie den wiedererwachten Todten ohne Verzug grüßen und versichern, daß Ihre Freundschaft unangetastet geblieben ist“ . . . . . .
>
> und 25. Mai 1870. Montreux
>
> . . . Mein letzter Brief war unter dem äußersten Drucke über mich hereinbrechender Fatalitäten entstanden, die vielleicht nicht über mich gekommen wären, wenn sich Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie mir zu jeder Zeit kundgegeben, vom Willen zur That erhoben haben würde.“

Das ist sicherlich nicht der Ton, in dem ein „Beleidiger“ schreibt. Es ist hiernach leicht auf die Art der Differenz zu schließen. Der immer und immer wieder zu Hilfe Gerufene, dürfte es müde geworden sein, dem Freunde, den er so oft aus der Noth riß, als unerschöpflicher Born zu erscheinen. Manche Freude bereitete er ihm, indem er mit ihm Reisen unternahm, oder sich in ländlicher Zurückgezogenheit mit ihm zusammenfand, wo sie dann wohl diesen und jenen Plan durchgesprochen und an diesem oder jenem Abschnitte eines Buches gemeinsam gearbeitet haben mögen. Nirgends geschieht aber in den Briefen der Meißner'schen Werke in der Weise Erwähnung, wie Herr Hedrich mit Stolz und Liebe unablässig von seinen eigenen

spricht, so z. B. durch drei Jahre fast von seinem, wie er jedesmal behauptet, stark verrückendem „Dorftartüffe".

Sowohl Meißner als Herr Hedrich hatten sich verheirathet und die auf Reisen und in ganz neuer Sphäre entstandenen Briefe haben so viel andere Dinge zu besprechen, daß sich für literarische Mittheilungen wenig Raum findet. Die gegenseitige Zusendung vollendeter Arbeiten oder von Theilen derselben hat aber nicht aufgehört. Herr Hedrich erwartet, daß ihm Meißner einen Verleger finde und spendet hinwieder seine Kritik, seine Rathschläge.

16. März 1873. Montreux.

„Ich arbeite immerfort und bin seit einigen Wochen so tief darin begraben, daß ich keinen Sinn für Alles Aeußere habe. Ich habe Ihr Mskpt. bisher nur angeblickt, doch nicht gelesen und kann es nicht, bevor ich nicht eine höchst schwierige Parthie meiner Arbeit beendigt habe. Ich hoffe jedoch das in ein paar Tagen fertig zu bringen. Dann will ich ungesäumt an's Mskpt. gehen" . . . . . „In Thun habe ich den sogenannten „Scheerenschleifer" fleißig fortgesetzt doch am Genfersee plötzlich liegen lassen, nicht aus Ueberdruß sondern mit großem Bedauern" . . . . . „Ich hatte nämlich unerwartet Inspirationen bekommen, die mich so anzogen, daß ich sie einige Tage im Kopfe ausspann und dann die Ausbeute nur notiren wollte, um gleich darauf an Scheerenschleifer zu gehen. Doch beim Niederschreiben erweiterte sich der Stoff" . . . . . „Ich habe auch eine dritte Geschichte angefangen — vor einigen Monaten, doch nur auf etwa 6 Bogen skizzirt."

So secirt er in mehrere Zeiten langer Besprechung am 29. Dzbr. 1874, Edinburgh, Meißner's Drama „Kleine Tyrannen" und giebt manche Vorschläge zu Aenderungen, warnt am 5. März 1875, Edinburgh, Meißner an einer Tragödie „Cäsar Borgia" zu schreiben, weil sie keine Bühne unter den heutigen Verhältnissen zur Aufführung annehmen würde, kritisirt am 5. Juni 1875, Aberdeen, das Gedicht „Zadal" und beendet im Sommer desselben Jahres, wie er aus Niederdorf mittheilt, eine Novelle, für welche er noch keinen Titel weiß.

Hier drängt sich von selbst die Betrachtung auf, wie es denn kommt, daß er — wenn er seine Arbeit in das „gemeinsame Geschäft" einzuschießen, oder, wie er vielmehr behauptet, die Produktion ganz und gar selbst zu beschaffen hatte — in all den Jahren immer noch einzelne Werke für sich allein behält und unter seinem Namen herausgab und daß dies auffallenderweise gerade die minderwerthigen sind, wo doch gewiß eher das Gegentheil stattgefunden hätte, wenn die Dinge wirklich so liegen würden, wie er jetzt angiebt.

Im Herbste übersiedelte er an die Riviera. Und in einer Reihe von Briefen finden sich wieder Stellen, die ein eigenes Licht auf die Art werfen, wie sich Herr Hedrich an der Mitarbeiterschaft betheiligte und wie weit sich dieselbe allenfalls bei den von ihm beanspruchten Romanen höchstens erstreckt hat.

22. März 1876. Nizza.

„Was Ihr Romanprojekt betrifft, eine Figur à la Beust zu schaffen, so scheint es mir ganz gut, doch dürfte derselbe schwerlich den Helden bilden."

Es handelt sich hier um die Idee des Romans „Feindliche Pole", dessen Plan Meißner im Herbste desselben Jahres an Herrn Hedrich schickte, (von dem also nicht — wie er Seite 130 behauptet — derselbe ausgeht,) der damals seine „Miß Septimia" beendigt und an Hallberger eingesandt hat und mit dem „Dorftartuffe" einen Versuch bei der deutschen Rundschau macht. Er will den Grundplan neu aufstellen.

„In einigen wenigen Tagen folgt das Erwartete" . . . schreibt er am 26. Novbr. 1876 von Nizza, wohin er von einer Sommerfrische zurückgekehrt. Und am:

29. November 1876. Nizza.

„Gestern Abends hab ich nach harter Denkarbeit den neuen Plan zu Stande gebracht und heute zu schreiben angefangen und wenn ich nicht unterwegs einige Haselnüsse noch aufzuknaken gefunden hätte, so wäre er jetzt statt diesem Briefe abgeschickt worden" . . . . . „Der Brief hat nur den Zweck, den alten Plan zu kritisiren und damit den neuen in Ihrem Kopfe die Bahn freier zu machen" . . . . . (das führt er denn aus) . . . . „Beinahe Nichts blieb unberührt, doch ist es mit dem höhern conservativem Sinn geschehen, daß der Geist festgehalten, ja erhöht und alles Erhaltenswerthe beim Umbau verwerthet worden ist" . . . . „Ich werde inzwischen sofort an den eingesandten ersten 2 Kapiteln die nöthigen Aenderungen vornehmen und die Erweiterungen. Wenn Sie den Plan genehmigen, so können Sie sich für eine Parthie entscheiden, oder ich will Ihnen eine wählen."

Am 24. Mai 1877. Nizza, kommen Vorwürfe, daß Meißner das Manuskript nicht schickt. Endlich erhält er die Ausschnitte der „Presse", in welcher „Feindliche Pole" erschienen.

5. August 1877. Niederdorf.

„Gestern Morgens 9 Uhr kam Brief und das spannungsvoll erwartete Werk. Ich hatte mich gleich daran gemacht und es soeben zu Ende gelesen. Ich brauchte nahezu 10 Stunden dazu" . . . . . „Ich sehe natürlich, wie Ihnen die Eile nicht Zeit ließ, Vorgänge auszuspinnen, die ihrer Wichtigkeit wegen einer Expansion bedurft haben." . . . Nun folgt die Kritik. Es ist gar vieles Anders als er es sich vorgestellt und er schlägt eine Umarbeitung für die Buchausgabe vor. . . . „Uebernehmen Sie die Ausführung des Schlusses, ich will die Einrichtung des Vorspiels, die beinahe einen revolutionirenden Akt erfordert, besorgen."

19. August 1877. Niederdorf.

. . . . „da ich mitten in der Abänderungsarbeit stand. Ich schreibe jetzt das 3. Kapitel. Die ersten zwei kommen vor Anfang, so daß das was jetzt das erste bildet, das 3. ist."

Meißner geht aber diesmal ganz nach seinem eigenen Kopfe vor, und so macht ein Ausbruch des Unmuths der Correspondenz über diese Angelegenheit ein Ende.

31. August 1877. Niederdorf.

„Ich kann zu Gunsten meiner Einsendung nichts sagen. Wenn sie nicht für sich selbst zu sprechen vermag, bin ich stumm. Ich hatte den besten Willen. Werfen Sie die Blätter in den Papierkorb und sie thun keinen Schaden."

Und so zeigt sich auch hier die Lesart, welche Herr Hebrich aufzustellen für gut befunden, als völlig unzutreffend, wie noch in manch andern Punkten, von denen ich nur noch den versuchten Nachweis, daß **er** es war der zum Romane drängte, zum Aufgeben des Dramas, erwähnen will. Schreibt er doch noch im Jahre 1866, Mittwoch 10. Jänner":

„Jetzt bei der Klara drängt es sich mir mit Macht auf, Was soll ich noch thun, um die Bahn zu brechen? Die Feder fällt mir beinahe aus der Hand. Oft sitze ich wie ein Tiefsinniger und brüte über die Zukunft."

(Auch dies Stück, war an Meißner geschickt „sein Urtheil" darüber einzuholen:)

„ . . . . . Klara war mein Trost meine Hoffnung. Es wird nichts. Laube refusirt."

Und eben so verhält es sich mit der Schlußfolgerung (Seite 58), Meißner hätte gewiß nicht so genau Rechnung gelegt, wenn er der Schöpfer wäre. — Wenn ein Uebereinkommen zur Theilung bestand, so ist jene ja nur selbstverständlich, wie auch, daß Meißner einmal den ganzen Eingang schickt, wo sich der Freund in Noth befindet. Aber auch dieser muß ja gewohnt gewesen sein, sehr genau Rechnung zu legen, schreibt er doch:

Gotha 4. 1854.

„Es hat 413 Seiten, der Abschreiber nahm 19 Groschen und 2 für Papier."

So unzutreffend, wie die Beweise, zeigen sich auch die Behauptungen, die Ausmalungen der Umstände. Nach der Richtigstellung der letzteren hört es sich höchst sonderbar an, wenn er (Seite 126) sagt:

„Meine Abneigung, ihm noch ferner mein Gehirn zu leihen, war und blieb so unüberwindlich groß, daß ich gar so manchem höchst verlockenden, verführerischen Antrag widerstand und lieber alle Opfer brachte, als daß ich das alte Verhältniß wieder erneuert hätte."

und doch gleich darunter anfügt, er habe trotzdem weiterhin noch helfende Hand angelegt,

„um Meißner's Namen, der mir mit angehörte, womöglich auf seiner Höhe zu halten und nicht sinken zu lassen."

Und das mit dem schon damals festen Vorsatze, bei nächster Gelegenheit öffentlich zu erklären, daß er mit eben diesem Namen nichts mehr zu thun habe und sich von ihm unabhängig machen wolle, was ihn allerdings wieder nicht daran hinderte (S. 132), mittlerweile noch weiter von dem erhaltenen Namen für sich Vortheile zu ziehen.

Solche Widersprüche ließen sich manche nachweisen, gleich dem, wo er seine eigenen Manuskriptreste, die er in Händen hat und welche selbstverständlich das enthalten, was er geschrieben, einem „Fachmanne" übergeben will, wiewohl er ein gerichtliches Vorgehen gerade aus Abneigung gegen solche Fachmänner aufgegeben zu haben behauptet.

Und auch an Ungenauigkeiten fehlt es nicht. So machen die in seinem Buche wiedergegebenen Briefe, den Eindruck vollständig zu sein. Sie sind es aber nicht. In beinahe all denjenigen, die ich, nach den mir eingeschickten, zu vergleichen in der Lage bin, sind Auslassungen zu constatiren. Und diese ausgelassenen Stellen sind keineswegs aller privater Natur, sondern in ihrem scherzhaften Ton, mit ihren arithmetischen Nachweisungen zumeist geeignet, die freundschaftlichen und finanziellen Verhältnisse der Beiden in ganz anderem Lichte zu zeigen, als dies Herr Hedrich thut. Man sieht da, wie Meißner Schulden macht, um dem Freunde zu helfen und dergleichen. Was aber fast noch eigenthümlicher ist, als die Auslassungen, sind die Veränderungen, die gleichfalls mit unterlaufen. Eine davon ist nichts weniger als gleichgültig. Nach Herrn Hedrich's Buch, schreibt Meißner (9. August 1861): „Ich möchte die Kabinette beginnen"; in der mir geschickten Copie aber stand: „Ich werde die Kabinette beginnen".

Entweder hat die mir zugeschickte Copie nicht recht, und das darf ich doch nicht annehmen, da die Treue und Vollständigkeit mir mit einem feierlichen Eide bekräftigt ist, oder — es hat sich erst in's Buch der Fehler eingeschlichen. Scheinbar nur eine Kleinigkeit, die aber thatsächlich den Sinn total verändert.

Man mag zugeben, daß solche Versehen vorkommen können, — aber gewiß ist es auch, daß sie nicht vorkommen sollten!

Doch für solche Widersprüche und Ungenauigkeiten Lösungen zu suchen, ist wohl eben so überflüssig als eine Erklärung der mancherlei Unbegreiflichkeiten. Man müßte sonst auch untersuchen, warum er eigentlich in der $^{1}/_{4}$jährigen Frist nach dem Tode von Meißners Vater, bis er Meißners Verlobung erfuhr, nicht mit jenen Arbeiten hervortrat, von denen er (Seite 78) sagt:

> „Meißner wußte aber auch noch überdies, daß weit mehr bedeutsame Werke als die „Nachtstücke aus dem Hochgebirge", in meiner Schublade verschlossen lagen, welche das Tageslicht nicht eher sehen sollten, als bis ich, von der Mitarbeiterschaft erlöst, als selbstständiger Autor dastehen und meine eigene Bahn weiter gehen würde."

Aber auch über die Frage, wo sie denn sind, geht er weder sachte hinweg, sonst hätte er ja mittheilen können, warum sie bis jetzt immer noch nicht gedruckt sind, warum unter anderm — da es doch heute an Zeitschriften in Deutschland wahrlich nicht mangelt — warum „Die Schätze von Sennwald",

*) Vgl. z. B. Brief vom 14. Mai 1861, hier und in H's. Buch.

deren Urmanuskript er ja zu besitzen angibt, bis jetzt nicht erschienen sind, warum endlich seine sogenannten Enthüllungen nicht schon früher als im jetzigen Momente — nach vier und ein halb Jahren — als Buch in die Welt gesendet wurden.

Der Vormund — das bin ich — hat ihn daran nicht eine Minute verhindert und mit der „Vormundschaft", das heißt, mit der Behörde ist er nie in Beziehung getreten.

Doch genug!

Dieser Briefwechsel erzählt hinreichend drastisch die **Geschichte einer Freundschaft.**

Was weiter aus dieser Freundschaft wurde, läßt sich aus den wenigen übrigen Briefen der letzten Zeit nicht herauslesen. Aufschluß darüber aber gibt Herrn Hedrichs Behauptung, schon an dem frisch geschlossenen Grabe aufgestellt, ein Denkmal seiner einst mit so starkem Nachdrucke bethenerten **Dankbarkeit.**

„Die wortgetreue Wiedergabe der hier ausgehobenen Briefstellen nach den eingesehenen Originalen bestätigen

Walther von Merhart
k. und k. Oberlieutenant i. d. R.

Dr. Hermann Dietrich"

Anhang.

Schriftstücke.*)

Meißner's letzter Brief, den er mir aus seiner Mappe übergab:

„Es bleibt nach dem, was in der Luft hängt, nichts übrig, als das Ende.

Die Sache ist so:

Er war ganz arm und ich, kurz gehalten, hatte auch nicht viel. Ich hatte ihn so gern. Es galt schneller zu produciren. Mit einer geringen Zuthat fing es an. Immer wollte ich umkehren, er trieb vorwärts: es geht nicht anders, es muß sein! So ward ich sein Gefangener. So entstand Buch um Buch. Ich mag nicht rechten um Mein und Sein in jenen Büchern. Legt man sie nebeneinander, wird man's merken. Die jahrelang herumgetragene Last drückte indeß auf mein Talent, ich hatte jemand durchs Leben zu tragen, das zog mich nieder. Nie eine herzhaft frohe Stunde — selbst Weib und Kinder sah ich zuletzt wie hinter einem Schleier. Als ich auf Davos war, fing er von Monaco aus plötzlich in anderm Tone mit mir zu sprechen an, drohte, drohte, drohte immer wieder mit „Enthüllung". Er war der Jäger, ich das Wild. Ich hatte keine ruhige Stunde. Fieberhaft mühte ich mich für seine Sachen zu wirken, nur jene Bücher an die (ich) mit Hand gelegt reussirten. Da begann er mir zu mißtrauen. Und er forderte in einem fort. Und ich mußte lügen, um das Vermögen meiner Kinder intact zu erhalten. Ich wollte den Bund brechen — er zwang mich nur noch grimmiger.

Ich muß aber auch geistesgestört gewesen sein sonst hätte ich nicht thun können, was ich that.

Auf der Welt lebt niemand, der es begreifen kann und ich begreife es auch nicht. Langsam heranschleichender Wahnsinn, des immer im Zimmer eingeschlossenen Brüters — Wahnsinnsthat.

Ich wußte ja längst schon, was mich zuletzt von seiner Seite erwartete! Also Wahnsinn!

Das Buch woran ich seit Jahren schrieb, habe ich vernichtet.

*) Hinterlegt.

Karl, Karl, niemehr könnte ich Dein ehrlich offenes Gesicht sehen. Hugo — mein Engel, Klärchen — diese Folterstunden, die ich verbergen mußte — Mama —

Sein Plan stand seit allem Anfang fest. Es lebt kein Mensch so hart wie er auf der ganzen Welt. Gott weiß, was er alles noch aufwühlt. Vielleicht hat er sich mit Prag 1870 in Verbindung gesetzt. Von Jago ist alles zu erwarten, er droht mit allem. Arme Kinder, arme Kinder! Heute früh noch meinen Antheil vertheidigen — so viel Kraft zum Kampfe hab ich nicht mehr! Es hätte mein Leben ohnehin nicht lange mehr gedauert — aber so hätte es nicht kommen sollen!

Doch noch immer weiß ich nicht, wie viel er eigentlich anspricht? Habe keine Ahnung — Aber weil die Zeitung für uns ausgeblieben und die Leute —

Gott, wie gut, daß Marie das nicht erlebt . . . .

Wenn nur nicht die arme Mama —

Heute, in Lindau, ist mir der Gedanke gekommen, vor der Apotheke.

Ach, warum habe ich doch die ganze Geschichte, die ich zu Papier gebracht, wieder vernichtet! Wenn ich mich vor ihm arm stellte — der s. Erpressungen stets steigert? was soll man denn einem Räuber gegenüber thun? Das Vermögen gehört den Kindern!

Zuletzt, und das ist der Kern der Geschichte, hat er mich durch Drohungen, wie eine Hyäne herumfahrend, „Sind Sie schon so weit gegangen müssen Sie noch soweit gehen," gezwungen, eine Geschichte, deren Auffindung und Idee von mir, als R. von mir Redaction anzubieten! Aber das schwöre ich heilig, ich that es mit der reservatio mentalis: der Redaction nach erfolgter Annahme dann zu melden: also seht, das ist H! dessen Sachen schwer anzubringen waren, so schlecht bezahlt wurden. Ich wollte ihm so die Hand reichen aus dem Abgrund, damit er endlich, endlich einmal aufhöre mich zu peinigen! Zu Geld und Namen komme!

Zwei Darstellungen aller Beziehungen habe ich geschrieben, aber wieder zerrissen. Das ist sehr dumm von mir gewesen. Eine angefangen, auch zerrissen.

Es ist schlimm, wenn man in der Jugend die Bekanntschaft mit einem Teufels macht. Man will sich seiner erwehren, er umgarnt, er läßt nicht los. Man ist an ihn gebunden. Er faßt ein Haar und hat den ganzen Menschen. Ich war seit 1854 an ihn gefesselt.

Nein! im ganzen Leben habe ich niemand wissentlich gekränkt, vollends niemand Böses gethan. Nur — in letzter Zeit war ich verrückt.

Und so muß ich in den Abgrund sinken und die Sache aufzuklären habe ich nicht die Zeit mehr.

Wie wird man jetzt meinen Namen herunterreißen! Die Lüge in allem suchen! Nichts Gutes mehr an mir finden!

Thue, Karl, ich beschwöre Dich, was gethan werden kann. Versuche es, die Mama zu trösten. Sei den Kindern, den Waisen, Vater und Vormund! Laß das Andenken des Unglücklichen nicht zu sehr beflecken! Wird H. mich loslassen, wenn ich nicht mehr bin? Vielleicht.

Mein Licht erlischt. Der Morgen graut kaum. Hugo, Klärchen, Mama, lebt wohl! Verzeiht!"

Auf verschiedenen, zum Theil nur in abgeschnittenen Resten bestehenden Blättern, die unter allerlei Papieren zerstreut waren, finden sich noch folgende Bruchstücke von seiner Hand:

— — — — — — — — — — — — — — — —

„die unter seinen vorhandenen Sachen noch das Beste war und die nach langen Verhandlungen 1850 gedruckt worden ist.

H. hatte nie die Universitäten besucht, auch die obern Gymnasialklassen nicht. Hedrich wollte nur Dichter sein. Er hatte einen Bruder zur Seite, der an ihm mit inniger Liebe, man darf sagen, mit Verehrung hing und dessen Manuskripte kalligraphisch abzuschreiben pflegte.

Im April 1848 wurde H., der sich uns immer mehr angeschlossen hatte, vom deutschen Wahlkomité für's deutsche Parlament auf die Kandidatenliste gesetzt und zu Tannwald gewählt, soviel ich weiß, als Ersatzmann. So oder anders, er kam im Sommer 1848 nach Frankfurt und nahm seinen Sitz im Parlamente ein.

Er hatte sich der äußersten Linken angeschlossen, ging aber wenig in die Sitzun-, erschien nicht in den Clubsitzungen, er faßte die Sache überhaupt mehr als Sinekure und Diätenfrage auf. Ein einzigesmal, Mai 1849, hat er in offener Sitzung durch eine Excentricität Sensation erregt. Ich hatte ihm aus Paris ein scharlachrothes Flanellhemd mitgebracht, wie sie dort eben angefertigt wurden. Er hatte es über der Weste angezogen und verursachte dadurch, daß er aufstehend, den Rock plötzlich aufknöpfte, gewaltiges Aufsehen.

Ich habe in Frankfurt mit Hedrich eigentlich wenig verkehrt, wiewohl wir im selben Hause wohnten. Als das Parlament nach St. übersiedelte, ging er mit un- blieb in St. wohl ein volles Jahr blieb, ohne daß, so viel ich weiß, mehr als ein oder zwei Br(iefe) gewechselt worden wären.

Erst 1851 trat ich ihm wieder näher. Er war nach Oesterreich zurückgekehrt hatte es aber dort wegen Betheiligung an der Bewegung mit dem Gerichte zu thun bekommen. Er wurde in Tr. (ausnirchen) als Internirter zurück-

gehalten. Ich besuchte ihn „am Stein", zog auch hin. Wir bewohnten zwei Zimmer neben einander. Er war noch immer mit der Umdichtung und Umarbeitung jener „Lady Esther Stanhope" beschäftigt, die er uns vor drei Jahren in Prag vorgelesen hatte; doch hatte er endlich auch den Stoff zu einer Nov. „Schneider Hohlzahn" gefunden und arbeitete daran.

Ausgestandenes Leid hatte ihn ganz verstört. Er litt an den seltsamsten Hallucinationen. Das Gebell des kleinsten Hündchens konnte ihn in einen Schrecken jagen, daß er zitterte und die Farbe wechselte. Und seit wir einmal zusammen im Kahn einen unbedeutenden Sturm erlebt, hätte er sich um keinen Preis mehr einem Dampfer anvertraut.

Im Herbste 1851 wurde Hedrich ein Paß „zur Auswanderung" zugestellt. Er hatte Oesterreich sofort zu verlassen und wurde wie ein Verbrecher über die Grenze transportirt. Er war bettelarm. Ich gab ihm alles, was ich besaß. Er ging über Prag, das er seitdem nie mehr besucht hat, nach Weimar und als er auch von dort ausgewiesen wurde, nach Gotha.

Ich gab ihm aber noch eines auf den Weg mit, einen schönen Stoff zu einem Drama, den ich in Milnes Palmleafs entdeckt und mit ihm oft durchgesprochen hatte. Es war die Geschichte eines Sultans von Sudan, der als Sklave verkauft wurde. So brachte er ein Trauerspiel, Moccagama, zu Wege. Es war die Zeit, wo Ira Aldridge Furore machte, vielleicht, dachten wir, läßt sich das Stück übersetzen, für diesen zurichten. Ich ließ das Stück als Manuskript drucken, es wurde an die Bühnen versendet, aber keine nahm es an.

Enthusiast. hatte ich mich für sein Talent verwendet."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„So überließ ich ihm auch den Stoff zu einem Lustspiel Clairon. Er verarbeitete diesen, das Stück kam zur Aufführung, erlebte aber nur eine Vorstellung.

1859 hatte sich H. nach München gewandt, wo er lange Jahre bei Herrn Lehmann, Maximiliansplatz, gewohnt hat. Er war in steter Geldverlegenheit, schrieb Klagebriefe und ich half so viel ich konnte.

Er gewann eine Art Reputation als angenehmer Gesellschafter und ausgezeichneter Schachspieler.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er ließ zwei nov. Arbeiten „der Dorfi.(artuffe)" und „Miß Septimia", ferner ein Drama Clara, das Lustspiel Clairon und einen Operntext Albano in meiner Hand, alle diese Sachen sollte ich vortheilhaft anzubringen suchen, der Stücke wegen mich die Direktion wenden. So verlange es die Freundschaft.

— — — — — — — — — „in der Verknüpfung der Fäden Rath zu geben. Da ich nie lange bleiben konnte habe ich vielleicht dann und wann wie soll ich mich erinnern was sich vor 25 — 20 Jahren zutrug? das Mſ. in s. Händen gelassen und es ist mir von ihm partienweise nach Prag gesandt worden. Bei jungen gleichstehenden Freunden ist das nicht anders.

Es war eine Allianz, ein Bund, wie er nur in der Jugend besteht, bestehen kann zwischen Menschen, wobei einer dem andern traut.

Es galt viel und rasch zu produciren. Er sandte Zusätze und Einschaltungen. Aber alles, was er sandte, mußte neugeprüft, umgeschrieben, abgeändert werden, habe ich keine Zeile so, wie sie war, benützen können. Alles hatte die schreckliche Härte, Trockenheit und Düsterkeit seines Charakters wie es seine Nachtst. a. d. H. (Nachtstücke Aus dem Hochgebirge) zeigen, die ich 1862 mit einem Vorwort herausgegeben habe.

Man lese diese, stelle diese neben meine Bücher und ein Blinder wird den Unterschied sehen. Man lese s. Balbina, (Gart. [enlaube]) s. Dorftartuffe, Hausfreund, endlich s. Sept. (imia).

Dabei rede ich gar nicht von der das ganze belebenden Idee, vom Plan, der mein war, mein!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„oft allerdings hatte ich ihm die während des Winters geförderten Arbeiten vorgelesen, zuweilen auch, wenn die in der Sommerfrische durch Gesellschaft, Bergpartieen in Beschlag genommene Zeit die Lecture nicht gestattete, diese und jene Rolle in der Hand gelassen. Er hatte zuweilen einen Strich über eine halbe oder ganze Blattseite gezogen, oder ein „Besser weg!" hingeschrieben oder ein Umstellen! manchmal auch ein paar Zeilen hinzugesetzt, einen Vorschlag, den ich annahm oder nicht annahm. Aber so etwas ist ja in der Produktionsweise der Jugend, und wir waren damals jung, doch bei Freunden etwas ganz natürliches.

Aber, mein Gott, schrieb ich ihm dann zurück, und hätten Sie mir auch die größten Dienste geleistet, einmal müßte doch der Dank dafür abgetragen sein! Dafür soll ich Sie doch nicht mit, ihrer Frau am Spieltisch v. Monaco erhalten? Hundert Freunde sind in Prag bei mir gewesen, 100te haben mich früh und spät an der Arbeit gesehen — Wie viele von der Münchener Schriftstellerwelt Sie gesehen haben — steht dahin — Ihre Arbeiten sind doch nicht so viele und jede Zeile darin sieht anders aus, als eine Zeile von mir.

Von den Anekdoten, die Sie mir erzählt, haben sie zweimal welche aufgeschrieben und eingesandt — zweimal habe ich sie für eine umfangreiche

Novelle benützt. Dagegen ist der Stoff Ihres Moccagama und Ihrer Clairon von mir.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Eine verhält. ruhigere Stimmung trat ein. Er brachte mir die „Sch. v. S. (Schätze von Sennwald). Das M. (anuskript) wurde mir zur Lect. (ure) übergeben. Ich gestehe, daß ich es nur sehr flüchtig gelesen oder vielmehr nur angesehen habe. Meine Führung war beibehalten, aber die Figur eines von den grausigsten Halluci.ationen verfolgten Diebes, des Maurers Sojka, hineingestellt. Diese Figur, deren Sie sich erinnern werden, war allerdings ausgezeichnet gemalt und hatte ein fatale Aehnlichkeit.

Dieses außerordenliche Werk, sagte Hedrich, muß unter ihrem Namen erscheinen.

Darauf kann ich nicht eingehen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„gelassen und ruhig lassen können, erwiderte ich. Nach der Annahme durch eine Redaktion hätte ich doch sofort die Arbeit als die Ihrige erklärt. Was brauchte ich es da noch?

Sie werden schon noch von mir hören, erwiderte er. Das wird einen großen Lärm geben. Ich werde meinen Namen, der bisher sogar in Brümmers Lexikon und in Kürschners Taschenbuch der 10000 deutschen Schriftsteller fehlt, noch bekannt machen. Alle meine Stücke werden noch gespielt werden, Baron und Gräfin, Clairon, Clara —

Er murmelte es und versank wieder in das öde finstere Schweigen der Geisteskranken."

In einem Heftchen, aus dem eine Anzahl Seiten, wohl mit Notizen anderer Art, herausgerissen, sind mit Bleistift folgende vielfach eingeschaltete Zeilen hingeworfen:

„Ein böser Feind, ein grimmiger Verfolger hat mich aus meinem Hause und aus dem Leben gejagt. Seit dem Winter, als ich mit Marie in Davos war, ist er hinter mir her und ich habe die letzten Jahre unter s. steten Bedrohung verlebt.

Meine Geschichte ist die: er war mein Freund, arm wie ein Bettler. Auf dem „Stein" glaubte ich einen Bund für's Leben mit ihm geschlossen zu haben. Mein Vater hielt mich sehr knapp, Grunow zahlte schlecht. Ich hatte immer viel Pläne, Ideen, das Leben hatte mir ein reiches Material geboten. Ich arbeitete sie aus. Wir traten in eine liter. Allianz. Ich brachte jene Arbeiten, damit sie schneller vorrückten, trat er mit ein. Alles

was er gab, war so rauh wie seine ganze Natur. Alles was er gab mußte wieder von mir in die künstl. Form getrieben, die meine Bücher von 1 bis 1868 haben. Mein stetes Streben war, ihn auf s. eigenen Füße zu stellen, ihn zur Anerkennung zu bringen, aber das gelang nicht. Ich ließ s. Stücke Kain, Esther, Moccagama, Baron und Gräfin, drucken, ich verwendete mich für sie bei allen Direkt(ionen), ich gab 1862 s. Nachtstücke heraus, nichts schlug ein.

Als mein Vater gestorben war und ich zu Vermögen kam, wollte ich die Verbindung lösen, die mir schrecklich wie eine Kette war, es ging nicht. Er ließ mich nicht los. Seit er sich in Monaco festgesetzt, zeigte er immer klarer und klarer die Absicht, mich durch Erpressungen auf's Aeußerste zu treiben. Ich mußte mir ihm gegenüber helfen, so gut es ging, mußte suchen, das Vermögen meiner Kinder zu schützen.

Er fand keine Stoffe. Er las kein Buch. Da nahm er — etwa 1880 — einen meiner Pläne mit fort und hat ein Buch die Schätze v. S. daraus gemacht. Er hat mich gezwungen es als mein Werk allen mögl. Redact(ionen) anzubieten, damit es den Vortheil meines Namens habe und überhaupt gelesen werde. Ich that es nach furchtbarem Kampf und mit dem inneren Vorbehalte — sofort nach erfolgter Annahme der Red. den Sachverhalt zu melden, es als sein Werk zu nennen, auf das ich so lediglich hingewiesen. Ich dachte ihn dadurch zu retten, emporzureissen, ihn und mich von ihm zu befreien. Alle haben abgelehnt. Indeß s. Absicht, wie ich sehe, ganz andere. Ich bin dem verschl. Mann in eine Falle gegangen. Ich habe es zu büßen, daß ich in meiner Jugend einen säm. Menschen lieb gehabt habe, der ein größerer Teufel als Jago ist. Gebt Euch den Teufel ꝛc.

Sein Dorst. (artuffe) s. Sept. (imia) die er mir anvertraut, wurden von mir nach allen Seiten versandt, sie kamen heim und mußten in bescheiden. Zeitun. angebr. werden. Dadurch erst habe ich s. Wuth zu lichten Fla(mmen) gebracht und nun trägt er sich, wie es scheint, mit der Absicht, was von früheren Werken von mir da ist, ich weiß nicht wie viel zu beanspruchen, als sein Werk darzustellen. Was kann ich dagegen thun? Die Dinge liegen so weit zurück. Er ist wie von einer fixen Idee beherrscht. Wie kann ohne Aufzeichnungen nach so langen Jahren feststellen, was mein, was sein? Das Alles läßt sich nicht anders lösen, als ich es thue. Nie könnte ich wieder, lieber Karl, in Dein offenes Gesicht sehen. Den gerichtl. Streit über Mein und Dein an jenen Büchern kann ich nicht ausfechten. Ausgang, Plan Figuren, Vorarbeiten jeder Art — war mein.

Seit Jahren schon ist mir alle wirkl. Freude am Leben benommen, selbst die Gesichter meiner lieben Kinder sehe ich nur durch einen trüben Schleier. Ich habe dies nicht weiter so forttragen können.

Trauert nicht zu sehr, liebe Mama, liebe Kinder. Wie lange hätte ich noch bei Euch bleiben können? Ich bin weit weniger gesund, als ich scheine. Ich rede nicht davon, aber es ist so.

Mich jammert um Hugo und Klärchen, denen ich einen reinen, vollen Namen zu hinterlassen dachte und nun einen zweifelhaften erben. Dessungeachtet Klärchen und Hugo sollen des Vaters gedenken, der sicher immer gut mit ihnen war. Ich meine, kein Mensch in der Welt hat sich über mich zu beklagen gehabt.

Ich habe den Bruch mit ihm immer gefürchtet, so sind qualvolle Jahre dahingegangen, jetzt bin ich ruhiger als ich seit lange war.

Ich habe 2 Romane, an denen Ihr mich habt arbeiten sehen, verbrannt. Nicht soll an meine lit. Laufb. (wahrscheinlich „erinnern") als meine Gedichte.

Zermalmt von ungeheurem Undank, ich geh und wir werden (uns?) nicht wiederfinden.

In unzählige Stückchen zerrissen fand sich endlich auf sechs Halbbogen folgender Anfang einer Klarstellung der Beziehungen M.'s zu H.

„Meine Bekanntschaft mit Hedrich stammt aus den letzten Tagen des Jahres 1847, wo ich ein Drama, Lady Esther Stanhope, das er unlängst geschrieben, kennen lernte.

Er war trotz seines deutschen Namens Czeche — Deutsch hatte er erst spät gelernt, war schon nach beendigtem Untergymnasium aus den Studien getreten, der Neffe eines reichen Prager Großhändlers, aber so gut wie mittellos, da Frau Popelka, die Schwester seiner verstorbenen Mutter, die ihm früher Unterstützung hatte zukommen lassen, irrsinnig geworden war und unter Aufsicht in einem isolirten Tract des Hauses lebte.

Er wohnte zwischen nackten Wänden und hatte kein einziges Buch im Zimmer, wie er auch später mit Ausnahme einiger römischer Classiker nie eines besessen.

Ich hatte bereits meine ersten Bücher geschrieben, hatte mir einen schriftstellerischen Namen gemacht und lebte, zwar vom Vater sehr kurz gehalten, in guten Verhältnissen. H. war unberühmt, drei oder vier Jahre jünger als ich und besaß nichts als seine Manuscripte. Ich konnte bereits auf ein bewegtes Leben zurückblicken, ich hatte eine Menge Pläne im Kopfe, hatte Schwung und Erfindung und prosecirte sehr leicht. Ich verwendete mich für den Druck einer Dichtung „Kain", die nach langen Verhandlungen 1850 bei Grunow gedruckt wurde und wofür er 50 Thaler erhielt.

H. wollte nur Dichter sein. Er hatte einen Bruder zur Seite, der ihm mit inniger Liebe anhing und die Manuscripte kalligraphisch abzuschreiben pflegte.

Im April 1848 wurde H. der sich uns immer mehr angeschlossen hatte vom deutschen Wahlausschuß für's deutsche Parlament auf die Kandidatenliste gestellt und in Tannwald gewählt, als Ersatzmann.

Im Sommer 1848, als ich schon in Frankfurt lebte, kam er dort an. Der eigentliche Abgeordnete war zurückgetreten. Er schloß sich der Partei des Donnerbergs an, ging aber wenig in die Sitzung, faßte die Sache überhaupt nur als Sinekure und Diätenfrage auf. Ein einziges Mal hat er sich bemerklich gemacht, durch eine seltsame Excentricität. Ich hatte ihm von Paris ein scharlachrothes Flanellhemd mitgebracht (Mai 1849) wie sie dort eben angefertigt wurden. Er hatte es über die Weste angezogen und verursachte dadurch, daß er aufstehend, plötzlich den Rock aufknöpfte, gewaltiges Aufsehen.

Ich habe mit H. in Frankfurt eigentlich wenig verkehrt, wie wohl wir im selben Hause wohnten. Er isolirte sich. Als das Parlament nach Stuttgart übersiedelte, ging er dahin mit und blieb dort ein volles Jahr, ohne daß wir mehr als ein paar Worte gewechselt hätten.

1851 war er nach Oesterreich zurückgekehrt, hatte es aber wegen seines Gangs nach Stuttgart mit den Gerichten zu thun bekommen. Er wurde in Traunkirchen als Internirter zurückgehalten. Ich besuchte ihn am Stein, wir bewohnten zwei anstoßende Zimmer. Ich lernte ihn näher kennen. Er war immer noch mit Umdichtung und Umarbeitung seiner „Lady Esther Stanhope" beschäftigt, die er uns vor drei Jahren in Prag vorgelesen, er schrieb desgleichen an einer Novelle „Meister Hohljahn".

Ausgestandenes Leid hatte ihn ganz verstört. Er litt an den seltsamsten Hallucinationen. Das Gebell des kleinsten Hündchens vor einem Bauernhause konnte ihn schrecken, daß er flüchtend umkehrte und die Farbe wechselte. Und seit wir mit einander einen kleinen Unfall im Kahne erlebt, hätte er sich niemehr einem Fahrzeug, auch dem Dampfer, anvertraut.

Im Herbst 1851 wurde ihm ein Paß „zur Auswanderung" zugestellt. Er hatte Oestreich sofort zu verlassen und wurde wie ein Verbrecher über die Grenze transportirt. Er war arm wie ein Bettler, ich gab ihm alles mit, was ich besaß. Er ging über Prag, das er seitdem nie mehr besucht hat, nach Weimar und als er auch von dort ausgewiesen wurde, nach Gotha.

In Weimar hatte er einen Dramenstoff, den ich ihm mitgetheilt und den wir oft zusammen besprochen hatten, zu einem Trauerspiel „Mockagama, Sultan von Sudan" verarbeitet.

Enthusiastisch verwendete ich mich dafür und ließ es auf meine Kosten drucken.

Ich fuhr fort, als ich, von Leipzig herüberkommend, Hedr. in Gotha traf, für ihn zu thun, was ich thun konnte. Er ging 1853 mit mir an den Genfersee. Ich trug mich mit dem Plan eines „Pfarrers von Grafen-

ried", hatte ihn bereits großentheils geschrieben. Ich wollte darin zeigen, welche Conflicte die Undankbarkeit für empfangene Wohlthaten in einem sanften, schwärmerischen Gemüthe bei total verschiedenen politischen Principien erzeugt. Dieser Conflict war mir ein persönlicher. Ich stand ja in Bezug auf politische Ueberzeugung in directem Gegensatz zu meinem Vater, dem ich andrerseits ein dankbarer Sohn war. Ich füllte diesen Roman mit Figuren die ich kannte. Der Pfarrer war ein in Sachsen lebender, seines Dienstes entlassener Pastor, die beiden Wölfe hatte ich auf der Redaction der Köln. Ztg. kennen gelernt. In der Fürstin Pavergi, der Geliebten eines berühmten Tenoristen hatte ich eine russische Gräfin S. gezeichnet, die damals alljährig in Karlsbad durch Schönheit und Unweiblichkeit Aufsehen erregte.

Alles war theilweise aus mir herausgewachsene Empfindung, theils persönliche Erfahrung. Natürlich gab ich Hedrich das Manuscript in die Hand, als wir uns 1854 in Gotha trafen. Es gibt in der ganzen Welt keinen jüngeren Schriftsteller, der nicht seine Manuscripte den Freunden zu lesen gibt. Manche veranstalten Leseabende, nehmen von vielen Seiten Einwendungen entgegen und arbeiten darnach um. Mir war Hedrich, in dessen Wesen glühende Phantasie und eiskalter verschlagener Verstand beisamen waren, Autorität. Ich änderte nach seinem Rathe, gestaltete um.

In Prag nahm ich es wieder auf, alles wurde umgeschmolzen, so ist das Buch 1855 bei Campe erschienen.

Ich entwerfe schnell, aber arbeite langsam. Zuerst schaffe ich einen Entwurf, in welchem ich dann modellire wie der Bildhauer in frischem Thone, endlich stelle ich aus diesem das Buch, wie es ist, her. In diesem Mediumsstadium lernte Hedrich meine Manuscripte kennen, ich nahm seinen Rath entgegen. Er machte auch rasche Hinwerfungen, von denen ich manches aufnahm, vieles verwarf.

Mit dem Jahre 1855 etwa schwebte mir der große Stoff vor, den ich in meiner „Sanfara" niedergelegt habe. Ich hatte durch Johanna Schopenhauer in Karlsbad das Hauptwerk ihres Bruders, die Welt als Wille und Vorstellung, kennen gelernt und war einer der frühesten Leser dieses Buches. Nun schwebte mir vor, den heftigen Lebensdrang einer genialen Natur zu malen, der jedoch nur zur Schuld und Verletzung anderer führt. Zur Selbsterkenntniß gelangt, wendet er sich vom Leben ab, haßt sich selbst um seiner Vergehen, die er nothwendig verüben mußte, weil seine Natur eben keine andere war. Nun kämpft er sich wieder allmählig durch zur Versöhnung mit der Welt, dem Leben und sich selbst. So stand der Stoff vor meinem Geiste zu dessen Mittelpunkt ich den Herrn von Hastewin machte. Im Sommer 1855 kam ich mit H. in Streitberg zusammen, wo das geselligste Leben herrschte, dessen ich mich erinnere. Wieder gab mir H. guten Rath in vielen

Theilen. Die Beendigung eines großen, Jahre erfordernden Romans konnte nicht abgewartet werden, der erste Theil erschien in Kober's „Album" als „Freiherr von Hostewin". Ich habe diese erste Hälfte mit einer warmen Widmung H. zugeeignet.

Den zweiten Theil konnte ich ihm zeigen, als wir von Koburg aus auf einige Zeit an den Lago maggiore gingen. Wir reisten bis nach Genua, kehrten bei unerträglicher Hitze um. In diesem Theile kömmt erst das Schlagwort des Titels zum Vorschein und die eigentliche Idee des Buches tritt hervor. In Marietta Benora hatte ich einen Typus aus dem Karlsbader Bürgerleben gezeichnet, im Marquis von Valmadonna eine Prager Figur.

Hier bricht das Manuskript leider ab. Nervös überreizt, von der Mühseligkeit, all die Einzelnheiten aus dem Gedächtniß heraufzubeschwören und so die Nachweise zu führen, gequält, hat er wohl in einer der bei ihm zeitweise eintretenden Wallungen, die angefangene Auseinandersetzung zerrissen, wie er es schon bei andern Gelegenheiten mit Manuskripten gethan. Doch auch dies Fragment beleuchtet die Art und den Umfang der Betheiligung Herrn Hedrichs schon genügend und ich weiß, daß Niemand der Ansicht sein wird, **diese im Angesicht des Todes gemachten Aussagen seien bedeutungslos**, wie er, um im Vorhinein seinen Angaben Raum zu schaffen, die Welt zu überreden sucht. **Sie sind im Gegentheil von der allerentscheidendsten Bedeutung. Sie sind das letzte Wort.**

Auszug

aus der Abrechnung der Verlagsbuchhandlung Gebr. Pantel in Berlin für die Kinder Alfred Meißner's.

Verkauft und mit 50 ₰ per Band honorirt:

Juni 1886.

Schwarzgelb	zu 4	Bänden	16	Expl.	M. 32.—
Babel	„ 2	„	14	„	„ 14.—
Neuer Adel	„ 2	„	12	„	„ 12.—
Sanfara	„ 4	„	34	„	„ 68.—
Zw. Fürst und Volk	„ 1	Band	13	„	„ 6.50
Zur Ehre Gottes	„ 2	Bänden	27	„	„ 27.—
Novellen	„ 3	„	33	„	„ 49.50
					M. 209.—

Juni 1887.

Schwarzgelb	8	Expl.	M. 16.—
Babel	4	„	„ 4.—
Neuer Adel	5	„	„ 5.—
Zw. Fürst und Volk	6	„	„ 3.—
Novellen	3	„	„ 4.50
			M. 32.50

Juni 1888.

Schwarzgelb	1	Expl.	M. 2.—
Babel	2	„	„ 2.—
Neuer Adel	1	„	„ 1.—
Sanfara	1	„	„ 2.—
Zw. Fürst und Volk	1	„	„ —.50
Zur Ehre Gottes	2	„	„ 2.—
Novellen	7	„	„ 10.50
			M. 20.—

Juni 1889.

Schwarzgelb	2	Expl.	M. 4.—
Babel	2	„	„ 1.—
Sanfara	6	„	„ 12.—
Zur Ehre Gottes	1	„	„ 1.—
Novellen	4	„	„ 6.—
			M. 24.—

Summa Summarum M. 285.50

Die übrigen Prosawerke sind nicht in der Gesammtausgabe aufgenommen und für sie ist seit Meißner's Tod kein Honorar eingelaufen.

„Sectionsprotokoll

der Leiche des am 29. Mai 85 Mittags ½ 12 Uhr verstorbenen Herrn Dr. Alfred Meißner in Bregenz.

Aufgenommen von den Aerzten

Dr. Bär Jodok. k. k. Bezirksarzt.

Dr. Rank Carl, Arzt am Asyl Belle vue. Kreuzlingen.

Dr. Schmid Theodor, prakt. Arzt Bregenz.

Aeußere Besichtigung:

Die Leiche ist ziemlich muskulös und von mäßig starkem Körperbau. Die allgemeine Hautdecke ist blaß. Am Halse rechterseits befindet sich eine Schnittwunde, die am hintern Rande des Kopfnickers beginnt und bis zum rechten Rande des Kehlkopfes reicht. Eine zweite Schnittwunde beginnt hierselbst und zieht bis an den äußern Rand des Kehlkopfes linkerseits. Es ist die Haut und das Pletisma myoides durchtrennt, nicht aber eine tiefere Schichte. Die Wunde ist theilweise vereinigt, an den offenen Stellen leicht mit Eiter belegt. Die Wundränder sind scharf. Todtenstarre deutlich vorhanden. Pupillen beiderseits gleich.

Peripherie des Schädels horizontal:	56	cent.
Größter Breitendurchmesser mittelst Tastenzirkel: .	16,5	„
Größter Längendurchmesser:	17,5	„
Diagonale Länge (Kinn — Protuberant. ossis occipital):	24,5	„
Distanz der beiden Hochbogen:	14	„
Abstand der beiden äußern Ohröffnungen: . . .	14,5	„
Abstand der Nasenwurzel zum äußern Gehörgang .	11,5	„

Eröffnung der Schädelhöhle.

Schädeldach dünn, aber compact. Die Sulci der Art. mening. media tief gefurcht.

Die harte Hirnhaut an das Schädeldach im ganzen Umfange angewachsen. Die harte Hirnhaut oft. namentlich in der Gegend der Kranznaht ziemlich blutreich. An der innern Fläche aber glatt und glänzend. Die harte Hirnhaut an der äußern Fläche aber ist in der Gegend des Verlaufes der Art. mening. media stellenweise verdickt und getrübt und über das Niveau erhaben.

Rechts sind die geschilderten Veränderungen stärker ausgeprägt als links. An einzelnen Stellen befinden sich, namentlich rechts, kleine Pigmentflecke, dem Verlaufe der Gefäße folgend.

Die weiche Hirnhaut im Bereiche beider Stirnlappen, Schläfen-, Scheitel- und Hinterhauptslappen, sehr deutlich aber über der Fossa Sylvii getrübt, aufgequollen und mit einer wässerig gallertigen Flüssigkeit durchsetzt. Stellenweise zeigen diese Trübungen eine körnige Gestalt, an andern Stellen sind sie mehr flächenhaft. Die Gefäße der weichen Hirnhaut sind sehr stark mit Blut gefüllt, bis in die feinsten Verzweigungen, welche über den beiden Stirnlappen ein dichtes Netzwerk bilden. Diese feinsten Gefäße sind an ihren Endpunkten ektatisch verändert und mit Ampullenartigen Erweiterungen versehen. Die größte Masse des serosen Exsudates — milchige Trübungen, befindet sich im Arachnoidealsacke.

Die Windungen im Bereiche des Vorderhirns sind sehr zahlreich.

Gewicht des Hirns . . . . 1500 grm.

Die weiche Hirnhaut an der Basis zeigt hirsekorn- milchigen Trübungen und stellenweise Verdickungen, wie an der Convexität. Die großen Gefäße Circulus sind atheromatös verändert und führen kalkige Einlagerungen. Der Anfangstheil der Arteria ophtalm. trägt unmittelbar vor dem Eintritt in's foramen opticum eine Kalkeinlagerung von Erbsengröße. Die Gefäße zeigen im Allgemeinen geschlängelten Verlauf. In den Seitenventrikeln zusammen befindet sich eine vermehrte in der Quantität von einem starken Theelöffel blutig wässerige Flüssigkeit. Die Aderhautgeflechte sind mit kleinen gelblichen Bläschen belegt, die Gefäße selbst stark geschlängelt. (Hylatiden.)

Das Ependyon der Ventrikel ist fein granulirt. Die Commissuren des Gehirn erhalten, aber leicht trennbar; der Boden der Rautengrube von gleichmäßig grauem Aussehen; die Hörstreifen sehr stark entwickelt.

Der Streifenhügel zeigt deutlich captula externa und interna sammt dem claustrum.

Die Hirnmasse ist weich, ödematös, auf dem Durchschnitte zahlreiche Blutpunkte, die sich abspülen lassen.

Die Hirnrinde über den Stirnlappen ist breit und hebt sich deutlich von der weißen Marksubstanz ab.

Eröffnung des Brustkorbes.

Die Knorpel des Brustbeins sind durchaus verknöchert. Die Pleuraräume enthalten keine Flüssigkeit.

Die vordern Lungenpartieen beiderseits lufthaltig und ziemlich blutreich. Die hintern Partieen stark serös durchfeuchtet. Die Lungen allenthalben frei. — Leichter Bronchialkatarrh.

Das Herz ziemlich groß, breit und schlaff, mit Fett überwachsen.

Die Muskulatur des Herzens dünn, keine Blutgerinsel enthaltend. Klappen alle schlußfähig.

Bauchhöhle.

Leber klein, braunroth, mäßig blutreich.
Milz von normaler Gestalt und Größe.
Magen nicht ausgedehnt und nichts abnormes.
Die linke Niere zeigt eine hühneraugengroße abgesackte Cyste mit hellem Serum.
Die rechte Niere nichts Abnormes.
Die Blase zusammengezogen, leer.
Der rechte Prostatalappen vergrößert.

Diagnose,

Meningitis serosa.
Pachymeningitis externa. Leptomeningitis serosa, Artheroma arteriorum basal. Cor adiposum. Atrophia fusca hepatis.

Die Todesursache ist die seit einiger Zeit bestehende und in den letzten Tagen acut gewordene Hirnhautentzündung.

Bregenz, 30. Mai 1885.

Bär, k. k. Bezirksarzt.
Dr. Rank, Arzt am Asyl Belle vue.
Dr. Schmid."

Schlußwort.

Nunmehr ist alles gesagt. Ich habe keine weitern Worte in dieser Angelegenheit.

„Laß das Andenken des Dahingeschiedenen nicht zu sehr verunglimpfen!“ so lautete die Bitte des Sterbenden. Um ihr nachzukommen, war ich gezwungen, den Schleier vollends hinwegzuziehen. Zu eng sind die Verhältnisse verknüpft, als daß ich ohne die Darstellung des vollen Zusammenhangs glaubwürdig und wahrheitsgemäß in die Vertheidigung eintreten konnte.

Die Versuchung läge nahe genug, hier auch noch die beiden Gestalten mit ihrem ganzen charakteristischen Gegensatz in ein Bild zusammenzufassen. Ich verzichte jedoch darauf.

Mühsam habe ich es über mich gewonnen, die Empfindungen, welche mein Herz erfüllen, zurückzudrängen und den Sachverhalt streng objectiv wiederzugeben. Es ist mir das wahrlich nicht leicht gefallen. Aber das Urtheil des Richters sollte unbeeinflußt bleiben und Richter ist in diesem Falle **die Gesammtheit der deutschen Nation**. Sie wird mit gerechtem und billigem Sinne entscheiden, ob sie einen ihrer gefeiertsten Dichter sich selber abzusprechen oder zu erhalten hat, — ob sie ein schwaches Menschenkind steinigen oder entschuldigen soll, das geirrt und gelitten hat, gefehlt aber auch gebüßt.

Ich sehe diesem Urtheil mit Vertrauen entgegen.